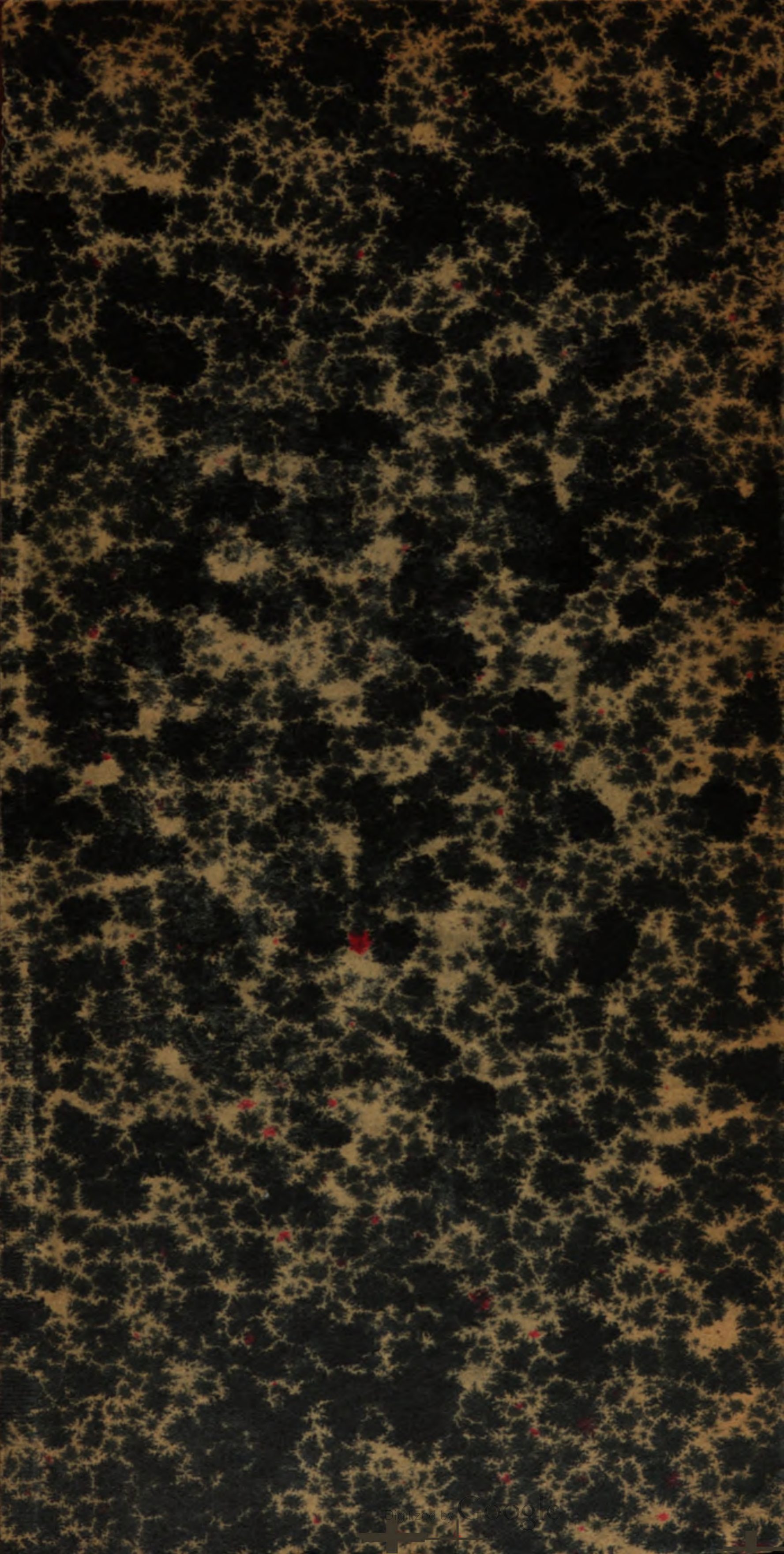
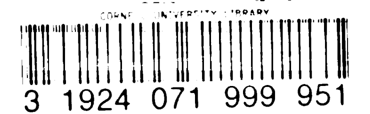




JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

A. Körte.

Hundertzweiundachtzigster Band.

Sechsundvierzigster Jahrgang 1920.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE AUTOREN.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1921.

Altenburg, S.-A.,
Pierersche Hofbuchdruckerei,
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bericht über die Literatur zu Homer (höhere Kritik) für die Jahre 1912—1919. Von Dietrich Mülder 1

Bericht über die homerischen Realien 1902—1920. Von Hermann Muchau in Brandenburg a. d. Havel 165

Bericht über die Literatur zu Homer (Höhere Kritik) für die Jahre 1912—1919.

Von
Dietrich Mülder in Stade.

Einleitung.

Von der Besprechung der ausländischen Literatur habe ich vorläufig absehen zu sollen geglaubt, da sie der Zeitumstände wegen für mich nur zu einem Teile erreichbar war. Ich werde das hier leider Versäumte zu gelegener Zeit nachholen. Niemand kann diesen Mangel mehr bedauern als ich selbst, dessen homerische Gedanken dort viel erfreulicheren Widerhall gefunden haben als — dank der Betheschen Anzeige meines Buches in der Deutschen Lit.-Ztg. 1910 Nr. 40 — bei uns in Deutschland [1]).

Wenn ich in der Einleitung zum vorigen Bericht feststellen zu können meinte, daß die Entwicklungstheorie an Glauben fortlaufend verliere, so bestätigt auch der nachfolgende Bericht diese Voraussage. Freilich schreitet die Erkenntnis langsam vorwärts. Sowohl die führenden wie die geführten Vorkämpfer des Wolfianismus, wie Wilamowitz, Cauer, Finsler, Bethe haben die wichtigsten Stellungen ihren Gegnern überlassen müssen; aber in der Verteidigung wandelt das Dogma sich noch immer proteusartig. Am starrsten ist Wilamowitz geblieben; mit zäher Hartnäckigkeit sucht er die Überzeugung seiner Werdejahre — den Glauben an eine Vielheit von Ilias- und Odysseedichtern — zu behaupten. Cauers Standpunkt ist fließend und vermittelnd geblieben; daß ihm das Buch von Wilamowitz nicht die Augen geöffnet hat über die tatsächliche Lage, den hoffnungslosen Zusammenbruch des Wolfianismus, das wundert mich schon nicht mehr. Wie flink und flott sich Bethe gewandelt hat, ist wohl nicht allein von mir bemerkt worden; er, der die dichterische Tätigkeit, durch welche die

---

[1]) Ich bedaure das auch um des Aufsatzes von Gercke willen, vgl. Nr. 7.



homerischen Epen geworden, sich gar nicht banausisch genug vorstellen konnte („zimmern", „verputzen", „kitten", „leimen" usw.), dem die philologische Tätigkeit an Homer als ein Abkratzen, Bloßlegen, Abtragen erschien, sucht plötzlich der bis dahin verachteten Richtung die Fahne voranzutragen — ohne doch letzten Endes aus seiner eigentlichen Haut heraus zu können.

Und aus dem Vorwort zu der 2. Auflage von Finslers Homerbuch zitiere ich die bezeichnenden Worte: „Seit der 1. Auflage habe ich doch tüchtig umgelernt, nicht nur in Einzelresultaten. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Tätigkeit des Dichters der Ilias viel umfassender sei, als ich früher annehmen zu dürfen glaubte. Vor allem halte ich die Ilias nicht mehr für die bloße Verbindung von bereits vorhandenen, wenn auch von dem Dichter bearbeiteten Stücken. Er hat aus fast allen seinen Vorlagen Neuschöpfungen gestaltet. Seine Tätigkeit richtig zu erfassen, ist für die Erkenntnis jener Vorlagen äußerst wichtig. Sie verhilft uns auch zur richtigen Einsicht über den Aufbau des ganzen Epos. Die Ilias ist zwar qualitativ insofern nichts anderes, als sonst ein Gedicht, als sie ihre Form einheitlichem poetischen Willen verdankt. Aber eine besondere Stellung nimmt sie dadurch ein, daß ihre Gestaltung durch die Vorlagen in weitgehendem Maße bestimmt wurde." Das ist genau meine Ansicht, und wenn Finsler[1]) so hat umlernen können, wem verdankt er es anders als mir? Und Bethe, der diese Worte N. J. 1919 S. 2 Anm. zitiert, fügt hinzu: „Das ist auch meine Ansicht, und das wird die Lösung bleiben, weil dies die einzig mögliche Mittellinie ist zwischen der unbestrittenen Vielheit der Stile und Ziele ihrer Einzelteile und der ebenso unbestrittenen Einheit ihrer Gesamtkomposition." Wem verdankt man denn nun diese bessere Einsicht? Und bei dieser Feststellung kann ich nicht vorübergehen an dem, was ich die moralische Seite der heutigen Homerwissenschaft nennen möchte, den Mangel an Achtung vor dem geistigen Eigentum anderer. Diese Kritiker, die ihre ursprüngliche Meinung unter der Einwirkung meiner Schriften so gründlich geändert haben, ignorieren sowohl meine Aufsätze wie mein Homerbuch, ignorieren meinen Artikel Ilias bei Pauly-Wissowa so gut wie den vorigen Homerbericht. In keinem anderen Zweige der philologischen Wissenschaft wäre so etwas auch nur annähernd

[1]) Auch Finsler hat mein Homerbuch angezeigt, Gött. Gel. Anz. 1912, Nr. 6. Damals hatte er noch nicht „tüchtig umgelernt".

möglich — ich glaube fast, man ahnt hier die auf homerischem Gebiet herrschenden Zustände gar nicht — und gar erst im Auslande, über dessen Homerstudien Gercke sich so hochmütig äußert[1])! Aber auch bei Roemer, dem urwüchsigen Kämpen für den einen großen Homer, habe ich die Erfahrung machen müssen, daß er mich in den Grund der Hölle schleudert — während er mich ausschreibt[2]). Und als unmoralisch empfinde ich vor allem, daß er das, was er von mir entlehnt, vorbringt wie eine wunderbare Erleuchtung, die ihm so überraschend gekommen, daß er sie nur zögernd und zweifelnd vorzutragen wagt. Ich kann nur den Wunsch aussprechen, daß mit der Gesundung unsers Urteils auf homerischem Gebiete auch eine Gesundung der wissenschaftlichen Moral verbunden sein möge.

I. Das Homerische Problem als Ganzes (Ilias).

1. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, Die Ilias und Homer. Berlin 1916. Weidmann. 523 S. 15 Mk., geb. 19 Mk.

Das vorliegende Buch hat die Eigentümlichkeit, daß es nicht aus einheitlichem Guß ist. Eine seiner Grundlagen, die Patroklie, ist mehr als 30 Jahre alt, ist also älter als die neuere Homerforschung, die Wilamowitz nicht berücksichtigt; eine andere, die Untersuchung über das Θ, fällt in das Jahr 1910, ist also modern. Nun sind die Einzeluntersuchungen, aus denen das Buch zusammengesetzt ist, weder nach der Zeit ihrer Abfassung, noch nach der Reihenfolge der Iliasbücher geordnet, wie man denn überhaupt ein Prinzip der Anordnung durchaus vermißt. Das Buch ist deshalb schwer zu lesen, noch schwerer zu genießen; es ist auch nicht leicht, in Kürze ein Bild davon zu geben, wie Wilamowitz die Ilias sieht.

Die Ilias Homers umfaßte A bis H 321, dahinter hat der Verfasser von Θ einiges gestrichen, weiter umfaßt sie Λ bis O, Π bis Ψ 256, jetzt von dem Dichter des $\Sigma\, T$, in $Y\, \Phi$ auch von dem späteren Überarbeiter teils erweitert, teils ersetzt, so daß in Σ nur wenig, in $T\, Y$ kaum etwas von dem Echten erhalten ist; dagegen in Φ, außer den Zusätzen, und in $X\, \Psi^1$ liegt das Echte so gut wie rein vor. — Der Schluß von Homers Ilias, der bis zum Tode des Achilleus reichte, ist durch die Aufnahme von Ψ^2 und Ω verdrängt.

---

[1]) Vgl. Nr. 7. [2]) Vgl. Nr. 16, S. 99 f.

Zu beweisen wäre, daß diese Ilias und nicht die überlieferte den im Proömium und weiter im *A* gezogenen Richtlinien entspricht. Zu diesem Zwecke gibt Wilamowitz eine kommentarartige Besprechung des *A*. Ich glaube von einer allzu eingehenden Kritik absehen zu dürfen und begnüge mich, zu erwähnen, daß sich auch in meinem Buche „Die Ilias und ihre Quellen" eine kommentarartige Besprechung des *A* auf S. 294—318 findet, die von S. 311 ab geradezu zu einem Kommentar wird. Der Leser wolle gütigst vergleichen; er wird manche Übereinstimmung (andersartiger Auffassung gegenüber), auch manche Abweichung bemerken. Ich beschränke mich hier darauf, auf einen grundsätzlichen und überaus wichtigen Unterschied in unserer Auffassung hinzuweisen.

Die *μῆνις* des Achilleus ist das Thema der Ilias des Homer. Sie hat ihre Ursache in einer Ehrenkränkung des Achilleus durch Agamemnon. Ein Beschluß des Zeus (*Διὸς βουλή*), den Thetis für ihren Sohn von Zeus erbittet, verheißt schwere Heimsuchung des Heeres des Agamemnon (der Achäer) und somit des Königs selbst[1]) — „bis Achilleus Geschenke erhält", sagt Wilamowitz. Wenn er sie erhalten hat, ist die *μῆνις* und damit das Thema erledigt. Das *I*, in dem er die Geschenke abweist und weiterzürnt, gehört demnach nicht zur Ilias.

Diese Auffassung oder Beweisführung stammt nicht von Wilamowitz, sondern von Grote; sie ist für niemand, der sich in homerischen Dingen halbwegs auskennt, etwas Neues. Da sie vordem viel Glauben gefunden hat, habe ich ihr in meinem Buche (S. 159 ff.) eine ausführliche Widerlegung gewidmet. Freilich, da ich nicht bloß die Absicht hatte, zu zeigen, wie die Ilias ist, sondern wie sie geworden ist, so ist auf letzteres in dieser Widerlegung das Hauptgewicht gelegt. Das *I* enthält bekanntlich ein Referat aus der Meleagersage. Nun besteht zwischen Achilleus und Meleager eine vollkommene Parallele. Auch Meleager entschließt sich zur Kampfenthaltung infolge einer ihm widerfahrenen schweren Kränkung, auch Meleager weist Bittgesandtschaften und Geschenke ab, bis schließlich die Not aufs höchste gestiegen ist, bis die Tränen des geliebtesten Wesens seinen Starrsinn brechen usw. Diese Parallele ist von mir in meinem Buche bis ins einzelne durchgeführt worden. Ich habe daraus geschlossen und den Schluß begründet, daß die

---

[1]) König und Heer (staatsrechtlich *δῆμος*) sind auseinanderzuhaltende Begriffe. Im Leiden wie im Wollen sind sie verschieden. Aber wenn das Heer, obendrein durch die Schuld des Königs, zu schwer leidet, wird es sich ihm versagen.



Meleagersage ein Vorbild, eine „Quelle“ des Dichters der Ilias sei. Das mag bezweifeln, wer will, widerlegen, wer kann; aber so viel beweist doch dieser Meleager, der ähnliche Geschenke ohne Bedenken abweist und schließlich, ohne Geschenke zu bekommen, hilft, daß das griechische Altertum nicht eben in dem raffgierigen Helden sein Ideal sah.

Doch weiter: „Die Ilias“ (aber), sagt Wilamowitz an einer anderen Stelle (S. 246) sehr richtig, „müssen wir aus ihr allein erklären.“ Nun ist es doch in der Ilias zweifellos so, daß Achilleus das Versöhnungsangebot der Bittgesandtschaft abschlägt. Wem das gegen seine Vorstellungen oder Erwartungen derart geht, daß er die Bittgesandtschaft als unerträglich aus der Ilias herauswerfen will (statt sie aus sich zu erklären), dem liegt zum mindesten der Beweis ob, daß die sich in unserer Ilias vorfindende Lösung des durch die *μῆνις* geschürzten Knotens sich mit der Schürzung nicht vertrüge. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Nur wenn man die *μῆνις*, wie Grote tut, als eine harmlose, oberflächliche Sinnesbewegung ansieht, kann man meinen, sie müsse sich beim ersten Angebot selbstverständlich legen. Aber etwas anderes ist sie dem Wortstamm nach, etwa Zornesraserei oder rasender Zorn. Ein solcher handelt anders als nach Nützlichkeitsgründen. Mag ruhige Überlegung oder Fischblut zur Annahme des Angebots raten: die lodernde Leidenschaft wird den Triumph auszukosten versuchen. Das ist wahrlich ein lahmer und zahmer Achilleus, den sich Wilamowitz (nach Grote) bildet, und eine lahme und zahme Ilias, die er sich dichtet. Dagegen halte man das Gehabe des Achilleus in *Α* und in *Ι* (und auch sonst, sobald auf Agamemnon die Rede kommt); wie wettert der los! Noch in ganz andere Not muß der verächtliche, hochmütige Mensch geraten, bevor er, Achilleus, sich herbeilassen wird zu helfen! Dem Umriß, in welchem Achilleus gezeichnet ist, dem Gegensatz, in dem er sich gegen Agamemnon befindet, entspricht einzig und allein die A b w e i s u n g des Angebots und im besonderen d i e s e s Angebots. Und dann die ganze weitläufige Vorkehrung, um dem Achilleus zum Triumphe zu verhelfen: des Achilleus Klage, der Bittgang der Thetis, die *Διὸς βουλή*! — kann man sich die aufgeboten denken, damit die Sache ausläuft wie das Hornberger Schießen, damit Achilleus eine Tochter des Agamemnon heimführt? Und wen der Gedanke bekümmert, Achilleus könne in seiner Verbitterung herrlichen Gewinns verlustig gehen, der wolle bedenken, daß Achilleus in diesem Spiel sämtliche Trümpfe in Händen hat — da er ja um die *Διὸς βουλή* weiß.

Ich würde die Grenzen einer Besprechung weit überschreiten,

wenn ich hier darlegen wollte, wie das *I* auch im kleinsten genau zu dem *A* stimmt: der Leser wolle das, was ich über das *I* bei Pauly-Wissowa gesagt habe (Sp. 1013, 14), einsehen, ebenso das, was über den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Agamemnon und Achilleus Sp. 1005, 6, auch Anm. 3 u. 5 und dabei über das von Grote so gründlich mißverstandene *εἴ μοι κρείων Ἀγαμέμνων ἤπια εἰδείη* (*Π* 72 b 73 a) Anm. 30—33 ausgeführt worden ist.

Für die Verwerfung des *I* läßt sich Wilamowitz an dem Groteschen Vorgang, für die des *K* an dem *φασί* des Scholions (*K* 1 Townl.) genügen. Die Überzeugung von der Festigkeit dieser beiden Eckpfeiler seines Glaubens an eine Mehrzahl von Iliasdichtern stellt ihn ganz von selbst vor die Frage: „Wie sind diese beiden Bücher in die Ilias gekommen?" Darauf soll der Aufsatz über das *Θ* der Ilias, 1910 in den Berl. Sitz.-Ber. erschienen, Aufschluß geben (wieder abgedruckt S. 26—59). Hier erschließt Wilamowitz zu den beiden selbständigen Gedichten *K* und *I* ein drittes selbständiges Gedicht *Θ* und behauptet, die beiden anderen seien von dem Dichter des *Θ* in die Ilias aufgenommen, *K* fast rein erhalten, *I* stark überarbeitet. Freilich weiß keine Überlieferung irgendwelcher Art, kein *φασί* davon; so schafft denn Wilamowitz einen Ersatz. Er stellt fest: das *Θ* führt den Namen *κόλος μάχη*, und das veraltete Wort *κόλος* garantiert, daß man sehr früh gefühlt hat, wie sehr seine „abgerissene Schlachtbeschreibung" von der Art der Ilias abweicht! So schafft Wilamowitz ein literarisches Zeugnis des großen Unbekannten. Natürlich heißt *κόλος μάχη*, wie Wort und Zusammenhang gleicherweise zeigen, „die (durch Nacht und Biwak) abgebrochene Schlacht" und nicht „‚abgerissene' Schlachtbeschreibung". Wie wunderlich verkehrt diese „abgerissene Beschreibung" ist, wird auch der Fernerstehende fühlen, wenn er sich etwa auch die anderen Überschriften, wie die Schlacht bei den Schiffen, die Götterschlacht, die Schlacht am Flusse als Stilkennzeichnungen vorzustellen bemüht.

Wenn man nun fragt, was denn der Dichter des *Θ* für eine Befugnis oder Veranlassung hatte, in die Ilias so allerlei Fremdes und Eigenes, dazu so Grundverschiedenes wie *I* und *K* unmittelbar hintereinander, in einem Atem sozusagen, „aufzunehmen", so antwortet Wilamowitz: „Er wollte von *H* über *I* und *K* zu *Λ* und weiterhin eine Brücke schlagen, also daß er eine vorhandene Ilias um die beiden Einzelgedichte erweitern wollte." Es ist also jetzt ausgemacht: „Es ist einmal ein Dichter gewesen, der wollte die beiden Einzelgedichte *Λιταί* (*I*) und *Δολώνεια* (*K*) in die Ilias aufnehmen — sagen wir einmal so, da wir ja schon wissen, daß er

auf *B Δ E* Bezug nimmt, durch die Litai auf den Inhalt von *Λ*, daß er *Λ* mit einbezog, *Z N Π* kannte“ usw. (S. 39). Ich habe diesen Satz hergesetzt, weil er Form, Art und Tragweite dieser grundlegenden Entdeckung gut beleuchtet. Wie schon aus der Erörterung über die Überschrift *κόλος μάχη* hervorgeht, hat Wilamowitz sein Urteil über *Θ* auf eine stilistische Grundlage zu stellen gesucht: „Ich zähle die vielen jungen Vokabeln und Konstruktionen nicht auf, die sich über diese Partie hinziehen,“ sagt er — warum nicht? möchte ich fragen. Und anderswo heißt es (S. 45): „Hier ist überall derselbe Stil, hastig, zuviel fortissimo, im einzelnen unfrei, immer etwas *κόλον*.“

„Die beiden Gedichte, um die der Verfasser des *Θ* die Ilias vermehrt hat, haben so besonderen Reiz, daß man dem Rhapsoden, der sie eingeschoben hat, seine eigene Flickerei gern verzeiht,“ heißt es weiter (S. 60). „Flickerei“ ist das Endurteil über das *Θ*, und dies Stilurteil wird dadurch begründet, daß Entlehnung aus *Π* oder *Z* oder *B* (S. 33 usw.) oder sonst woher angenommen, ein umgekehrtes Verhältnis aber durchaus abgelehnt wird. Über den Wert eines solchen Beweises für Alter oder Jugend von Büchern habe ich mich „Die Ilias und ihre Quellen“ S. 322 ff., auch in diesen Jahresberichten ausführlich ausgesprochen.

Über das erste der „aufgenommenen“ Gedichte (*K*) äußert sich Wilamowitz S. 60—64: „Es ist geradezu vollständig und bewahrt seinen charakteristischen Ton.“ Er betont das Junge und Unheroische in diesem Buche und seine vermeinte Abhängigkeit von der Odyssee. Hier ist es Pflicht, darauf hinzuweisen, daß Wilamowitz auch bezüglich der Doloneia nichts tut, als sehr veraltete Ansichten wiederholen, ohne sich um die eingehende und fleißige Arbeit zu kümmern, die von Modernen auf die Dolonie verwandt worden ist (z. B. A. Shewan, The lay of Dolon, London 1911).

Über das *I* heißt es: „Ganz anders ist der Charakter des *I*. Es läßt sich jetzt nicht mehr aus der Bearbeitung herausschälen, weder im Anfang noch am Ende“ (S. 64). Genau genommen widerlegt Wilamowitz damit seine eigene Entdeckung, daß der „Nach- oder Eindichter“ des *Θ* eine vorhandene Ilias mit den selbständigen Gedichten *K* und *I* erweitern und daß er eine Brücke über *K* und *I* zu *Λ* schlagen wollte. Denn er würde seine Absicht zwar bezüglich des *K*, aber nicht bezüglich des *I* erreicht haben.

Am Schlusse dieses Abschnittes über das *Θ*, *I* und *K* noch eine kleine Erläuterung zu Wilamowitz' Eingeständnis, daß er die „moderne“ Homerliteratur zu wenig kenne. Er sagt bezüglich eines Punktes, der in der Kritik des *I* einmal eine erhebliche Rolle

gespielt hat: „Die rätselhaften Duale *I* 182 vermag ich nicht aufzuklären; denn der Versuch, den Phönix auszuscheiden, bricht den Edelstein aus dieser jungen Dichtung ersten Ranges." Ich glaube, die ganze Frage völlig erledigt zu haben, zunächst die Teilnahme des Phönix an der Bittgesandtschaft im allgemeinen, dann den „rätselhaften" Dual, im vorigen Lit.-Ber. Bd. 157 S. 219 in einer Besprechung von O. Immisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Dort heißt es: „Agamemnon disponiert folgendermaßen: Aias und Odysseus sollen Gesandte sein, Phönix soll von hier zu Achilleus, wohin er ja als dessen Mann gehört (wie könnte er also ‚dritter' Gesandter sein!), zurückkehren, er soll die Gesandten bei ihm einführen, ihnen die Wege ebnen — wie ein *πρόξενος*. Das ist ganz aktuell und ist allgemeiner diplomatischer Gebrauch; auch die Anordnung wird es sein: erst der einführende *πρόξενος* (*ἡγησάσθω*), dann die Gesandtschaft (die beiden), dann die Herolde. Eliminiert man den *πρόξενος* um des Duals willen, so bleibt der Dual noch ebenso anstößig — oder sollen auch die Herolde eliminiert werden?"

Wer nun der Meinung sein sollte, wenigstens „von *A* bis irgendwo in *H*" eine wirklich einheitliche Dichtung lesen zu dürfen, der wird durch die Ausführungen in Kap. 13 (der Auszug in die Schlacht *B*) und Kap. 14 (Ein kleines Epos *Γ Δ E*) und Kap. 15 (Hektors Besuch in Ilios und Zweikampf mit Aias *Z H*) eines andern belehrt. Auch von all diesen Büchern hat Homer nichts oder so gut wie nichts gedichtet, der Iliasdichter hat das alles nur „aufgenommen", aufgenommen trotz des klaffenden Widerspruchs gegen seine eigene Dichtung, das *A*!

Über den bekannten Anfang des *B* läßt sich Wilamowitz folgendermaßen aus: „Da finden die einen einen unerträglichen Widerspruch, die andern alles in schönster Ordnung." Einen unerträglichen Widerspruch fand hier Lachmann, weil er die Bedeutung des *ἔχε* in *Δία δ' οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνος* nicht faßte. Wilamowitz urteilt: „Ein Widerspruch zwar nicht, aber eine unerträgliche Stilisierung ist unbedingt vorhanden." Aber nicht bloß aus dieser „unerträglichen Stilisierung" des Eingangs, sondern aus „dem Stil des *B* überhaupt" erkennt Wilamowitz, daß hier die Kunst eines andern Dichters unverkennbar sei. Aus dieser Einsicht folgt also, daß *B* mit *A* früher nie etwas zu tun gehabt hat, daß es vor *A* da war und ein „fremdes Stück" ist. Und aus ihr steigt nun die hochwichtige Frage empor, und hier befinden wir uns wieder auf Wilamowitz' eigenstem Forschungsgebiet (bis dahin hörten wir eigentlich Lachmann), wer das „fremde Stück"

(das *B*) „aufgenommen“ hat: „Homer“ (d. h. der Dichter des *A*) oder ein Dritter (ein Brückenbauer). Nahm „Homer“ „das fremde Stück“ (das *B*) auf und setzte es hinter das *A*, natürlich ohne zu sehen oder zu ahnen, daß es von seinem eigenen Anfange so verschieden war — nun, dann hat er selbst eine eigene Fortsetzung des *A* nicht gedichtet; hat ein Dritter (ein Brückenbauer) es aufgenommen und hinter das *A* gestellt, so muß es eine andre, eigentliche Fortsetzung des *A* gegeben haben, die wir dann noch zu suchen hätten. Ob nun das eine oder das andre der Fall ist, jedenfalls muß der, welcher das „fremde Stück“ aufnahm, „es für verständlich gehalten haben!“ Aus diesem Ausdruck kann man ermessen, in welch hoffnungslos verkehrter Weise Wilamowitz das *B* bespricht. Ich verweise dagegen auf meine eingehende Erläuterung des *B* (Die Ilias und ihre Quellen S. 105 ff. und Pauly-Wissowa Sp. 1007). Nur meine Erklärung von *B* 2 setze ich hierher: „*B* 2 sagt ganz unzweifelhaft, daß, während die anderen Götter und Menschen die ganze Nacht schliefen, der Schlaf den Zeus nicht hielt.“ Gewiß schlief er, wie *A* 611 mitteilt, aber der Schlaf hielt ihn nicht fest, er schlief nicht aus, nicht bis zum Morgen, weil ihn das der Thetis gegebene Versprechen beschäftigte (*μεριμνῶν*). Die richtige Erklärung ist übrigens in den Scholien zu *B* 2 zu lesen, ich setze sie hierher, um Wilamowitzens Scholienbenutzung zu beleuchten: *οἱ μὲν ἄλλοι παννύχιοι εὗδον, Ζεὺς δὲ οὐ παννύχιος* usw. oder *λέγομεν δὲ ἡμεῖς, ὅτι ἐκάθευδε μέν, ἀλλ ἐπ' ὀλίγον ἐκαθεύδησε καὶ οὐ διὰ πάσης τῆς νυκτός, ὡς οἱ ἄλλοι, μεριμνῶν.* Die Vortrefflichkeit der Überleitung von *A* zu *B* und der genaue Zusammenhang beider Bücher ergibt sich daraus ohne weiteres. Daß innerhalb des *B* der Katalog wieder „Einlage“ ist (wie die Chryseepisode in *A*), ist für Wilamowitz selbstverständlich (vgl. dagegen Die Ilias und ihre Quellen S. 92 ff.; über die Anknüpfung *ἐκ τοῖο* vgl. den Artikel Ilias bei Pauly-Wissowa-Kroll); er glaubt auch hier der älteren deutschen Homerforschung gegen das griechische Altertum ohne Nachprüfung.

Wenn Wilamowitz sich bezüglich der Frage, wer das fremde Stück *B* eingelegt hat, für Homer (den Verf. des *A*) selbst entscheidet, so wird es ihm nicht schwer fallen, das nämliche bezüglich des kleinen Epos (*Γ Δ E*) zu vermuten. Und so forscht er denn weiter, ob zwischen den beiden von Homer selbst aufgenommenen Epen, dem *B* einerseits und dem *Γ Δ E*, vor der Aufnahme schon Beziehungen bestanden haben, und kommt zu dem Ergebnis, daß *B* nicht nur auf die Epipolesis des *Δ* deutet, sondern für sie verfaßt ist (S. 276). Auch diesen Begriff „für sie verfaßt“ wolle der

Leser unter die Lupe nehmen. Die auch von Wilamowitz nicht zu bestreitende Tatsache ist die, daß „von *B* bis *E* ein unverkennbarer ungestörter Zusammenhang ist“ (eigene Worte Wilamowitz'). Während der einfache Verstand daraus Einheitlichkeit und einen Dichter erschließen würde, folgert Wilamowitz, daß *B* für *Δ* verfaßt sei. Ich bekenne offen und ehrlich, daß es nicht in meinen Sinn hineingeht, wie ein Gedicht für ein anderes verfaßt sein kann. Im Register wird dann das Ergebnis so ausgedrückt: „Aufgenommen hat Homer das Epos *B-E*, von dem *B* schon eine Erweiterung war.“

Soviel sehen wir also, daß des Verfassers unsrer Ilias stärkste Seite nicht das Dichten, sondern das Aufnehmen war, so daß man sich nicht wundern wird, zu lernen, daß auch von *ZH* der göttliche Homer nicht viel gedichtet hat; die Glaukosepisode, Hektors Besuch in Ilios, den Zweikampf zwischen Hektor und Aias hat er jedenfalls nur „aufgenommen“.

Somit stehen wir nun mit der Erkenntnis, daß der Iliasdichter das *A* (größtenteils) gedichtet, *B* bis *H* aber aufgenommen hat, daß wir *Θ I K* einem Brückenbauer verdanken, beim dritten Abschnitt. „*Λ* macht einen neuen Anfang,“ sagt Wilamowitz (S. 315). Dies Stück mit dem neuen Anfang ist *Λ* bis *O*. Glaubt man nun, dies Stück sei eine Fortsetzung des anderen von *A* bis *H* reichenden, da ja doch jener „Eindichter“ des *Θ* eine Brücke zum *Λ* schlagen wollte, so erfährt man bald, daß das nur bedingt richtig ist. Zusammenhängen tun die Stücke, so wie wir sie in der Ilias finden, auch nach Wilamowitz, „aber der Zusammenhang ist künstlich aus ursprünglich gesonderten Stücken hergestellt“ — „also hat ihn jemand gemacht“! Während aber der Jemand, der den Zusammenhang zwischen den ursprünglich selbständigen Stücken von *A* bis *H* gemacht hat, der Dichter des *A* ist, ist der Jemand, der ihn von *Λ* bis *O* hergestellt hat, der Dichter der *Διὸς ἀπάτη*. Schließlich kommt Wilamowitz zum Schluß, daß der erste Jemand und der zweite Jemand derselbe Jemand seien, daß wir diesen als Homer anzusehen haben und *A* bis *O* (mit Ausnahme von *I K Θ*) als sein „Werk“ — d. i. „die“ Ilias. Aber das muß der Leser sich stets gegenwärtig halten, daß das Wichtigste an dieser neuen Erkenntnis ist, Homer hat nicht gedichtet, sondern nur Zusammenhänge gemacht, sonst würde ja der Glaube an eine Vielheit von Dichtern bedenklich ins Wanken geraten.

Wenn ein „Jemand“ die Zusammenhänge von *A* bis *O* gemacht hat, so wird sich die Möglichkeit nicht ausschließen lassen, daß er noch Weiteres gemacht habe. Es ist nun der Wilamowitzi-

schen Analyse nicht mehr zu folgen, wenn man sich nunmehr nicht entschließt, mit ihm von hinten anzufangen. Betreffs der ἆϑλα und λύτρα sagt er: „Wir haben nun eine andere Erweiterung der Ilias abzutragen. An ihrem Schlusse stehen zwei Einzelgedichte: das darf als notorisch gelten.“ Es gab einmal eine Zeit, wo diese Behauptung über das Ω und die ἆϑλα einen gewissen Glauben fand — aber heute? Wilamowitz hält es auch nicht für nötig, die Gründe für diese ganz unhaltbare Ansicht vorzutragen; die Hauptsache ist ihm, Ψ 257 ff. sei ungeschickt angeknüpft, aber seine dies Urteil begründende Erklärung von Ψ 257—261 ist von der Art, daß mit ihr alles und jedes auf den Kopf gestellt wird. Ich habe diese Stelle (Die Ilias und ihre Quellen S. 274) besprochen, auch findet man dort S. 273—293 eine eingehende Besprechung und Erklärung der ἆϑλα. Die Unechtheit des Ω erweist Wilamowitz mit derselben Leichtigkeit: „Das Ω“ ist mit gleicher Sorglosigkeit an die Wettspiele „angestückt“. „Was könnte ärmlicher (Ψ 257 ff. bezeichnete Wilamowitz als schäbig) sein als λῦτο δ' ἀγών? Warum bemüht sich Wilamowitz (seiner eigenen Anweisung gemäß) nicht zu lernen, wie solche Übergange gemacht werden, hier wie vorher von A zu B und so oft sonst?

Wilamowitz hat nur eine kritische Hauptfrage, die stets wiederkehrt, nämlich die, wer von seinen vielen Dichtern, Nachdichtern, Eindichtern, Brückenbauern, Flickern das oder das „gemacht“ hat. Bei der kritischen Prüfung dieser Frage für Ω melden auch Seelen (für uns wenigstens) noch ungeborener Dichter ihre Ansprüche an (S. 76, also ganz zu Beginn der ganzen weitläufigen Analyse). Da ist der Dichter des echten X Ψ, da ist derjenige, der die Ilias zusammengearbeitet hat, da ist der „Wandel des sittlichen Empfindens“ zur Persönlichkeit verdichtet. Von all diesem ahnen wir auf S. 71 noch nichts. Bald wird dann (S. 75) von dem Dichter von Φ X Ψ geredet, dann wieder von Absichten des Dichters von Φ, nach einem Ausweis für alle diese Personen sucht man auch im Register vergebens. S. 76 wird dann einiges Licht: „Σ ist ein spätes Gedicht, es hat den Waffentausch eingeführt, den das echte Φ X Ψ nicht kannte.“ Mit Hilfe des Registers kann man nun feststellen, daß Φ X Ψ ein echtes, selbständiges Epos nicht eigentlich sind, aber doch gewesen sind; ein weiterer Dichter, der von Σ T, hat es „überarbeitet“. Nehmen wir nun an, daß in dem gleich anzuführenden Satze „der Dichter von Σ“ gleichbedeutend sein wird mit dem im Register aufgeführten „Dichter von Σ T, der Φ X Ψ überarbeitete“, so werden wir auch den weiteren Satz verstehen:

„Als Σ gedichtet ward, war $\Phi X \Psi$ noch nicht für Ω umgearbeitet.“ Das ergibt immer neue Umarbeitungen durch Dichter früherer oder späterer Bücher: eine Vermutung, die dem guten und immer aufs neue zutage tretenden Zusammenhange im Sinne des Glaubens an eine Mehrzahl von Dichtern Rechnung trägt. Darf doch die einfache Folgerung, daß hier überall ein und derselbe Dichter schafft, auf keinen Fall gezogen werden. Damals, als Ω gedichtet ward, fährt Wilamowitz in seiner Art zu folgern fort, hat also die Ilias mit dem Tode des Achilleus geendet, und wer dürfte leugnen, daß der Eingang des A nicht schöner wahr gemacht werden kann, als wenn „die zahllosen Leichen der Achäer im Tode des Achilleus gipfeln“. Ich wage das durchaus zu leugnen und zu behaupten, daß durch diesen „Ausgang“ der Ilias das ganze Gedicht verballhornt wird. Auf diesen Punkt komme ich besser später zurück.

Zunächst gehe ich Wilamowitzens Aufstellungen über die noch nicht besprochenen Teile der Ilias nach. Über Abschnitt 5 „Flußkampf und Götterschlacht“ läßt sich am besten berichten mit dem Anfangssatze von Abschnitt 9 „Achilleus“ ($X \Psi^1$): „Was sich unter der Eindichtung in $Y \Phi$ verbirgt, gehört mit X und Ψ zusammen.“ Daß $X \Phi$ „nicht zu ertragen sind“, ist wieder „notorisch“: „So ist es denn nicht zu bestreiten, ist auch hinlänglich bewiesen, daß hier eine Eindichtung das Ursprüngliche zerstört hat, hinter dem aber eine Einheit, eine Ilias steht.“

Und hinter dieser Eindichtung findet so Wilamowitz wieder eine ältere originale Dichtung, einen älteren Flußkampf, der von dem Verfasser unserer Bücher $Y \Phi$ umgestaltet ist, aber während in Y kaum etwas von dem Echten enthalten ist, liegt das Echte in Φ, außer einigen Zusätzen, so gut wie rein vor. Aber das Echte wird viel mehr gewesen sein, als jetzt noch in Φ erhalten geblieben ist. S. 115 sagt Wilamowitz über diesen Verlust: „Bitter ist, daß die im Grunde seelenlose Großspurigkeit in $Y \Phi$ so wenig von dem Epos übrig gelassen hat. Dies Epos, die ‚Achilleis‘, ist durch die Eindichtung in $Y \Phi$ so stark entstellt, daß wir den Anfang nicht mehr feststellen können; es muß aber die Beratung der Troer nach dem Fall des Patroklos noch mit umfaßt haben.“ Ich muß mich hier kurz fassen; wer aber all diese Fragen von einer anderen Seite beleuchtet wünscht, den bitte ich, die entsprechenden Abschnitte in meinen Homerschriften nachzulesen.

Schließlich wird noch die Patroklie ΠP im siebenten Kapitel (S. 116—160) „von allem, was vor ihr liegt“, gelöst, und es wird behauptet, „daß sie sich weder auf A, noch I, noch A^2, noch den

ersten Teil von *O* bezieht" (S. 160), doch ist „die letzte Szene des *O* zur Patroklie zu rechnen", so daß also die Patroklie von *O* 592 bis Schluß von *P* reicht. Natürlich ist auch die Patroklie „überarbeitet", das Ursprüngliche läßt sich aber durch Ausscheiden von Erweiterungen wiederherstellen.

Nun wird noch ein Wort zu sagen sein von der ursprünglichen Ilias Wilamowitzens, dem Werk des großen Dichters Homer, das, wie die Analyse gezeigt hat, durch „Eindichter" usw. verunstaltet wurde. Da zeigt sich denn zunächst, daß Wilamowitz eine einzigartige Vorstellung vom Dichten und von großen Dichtern hat. Dieser große Homer hat nämlich fast gar nichts von seinem Werke gedichtet, er hat immer fertige Dichtwerke aufgenommen. Paßten denn, fragt man, diese aufzunehmenden Werke von selbst auf den dichterischen Leisten Homers? Nicht immer; dann verfuhr aber Homer so, daß er „ganz von frischem formte". Gewöhnlich machte er sich die Aufgabe leicht, er begnügte sich, die aufzunehmenden Werke zu „überarbeiten", d. h. Bindeglieder (Verbindungsstücke) einzufügen. Etwas hat er aber doch trotz Wilamowitz selbst gedichtet — das *A*. Dies *A* hat ein Proömion, das, wenn es auch keine Inhaltsangabe ist, doch auf einiges hinweist, was wir zu erwarten haben. Da ist denn innerhalb dieses Proömiums einiges von einer *βουλὴ Διός* zu lesen. Über diese lehrt Wilamowitz: *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* mit dem bezeichnenden Imperfektum ist nichts anderes als in Prosa *κατὰ βουλὴν Διός*. Gewiß ist das Verschen viel mißverstanden worden, und aus dem Mißverständnis ist manche weitreichende Folgerung gezogen worden — aber von wem? Immer doch von Forschern, die den guten Zusammenhang der Ilias aufzulösen sich bemühten. Zu diesen gehört u. a. auch Finsler. Über das, was dieser aus der *βουλὴ Διός* macht, habe ich Band 157 S. 211 gesprochen. Aber auch Wilamowitz selbst mißversteht die *βουλή* — ähnlich wie Finsler. Er sagt: „Unverkennbar weht in diesem Proömium hesiodischer Geist. Zeus selbst hat dem Weltalter der Heroen ein Ende gemacht." Hier führt die Sucht, tiefere Zusammenhänge zu finden, den Forscher irre, und es muß ganz allgemein davor gewarnt werden, solchen Ergebnissen wissenschaftlicher Tiefschürfung besonderes Vertrauen zu schenken. Der gesunde Menschenverstand erkennt leicht, daß der Dichter der Ilias, den man allerdings „aus ihr allein" und ohne nach Hesiod und „dem Dichter oder Redaktor der Kyprien" zu schielen, erklären muß, nicht einen solchen theologischen und teleologischen Ratschluß meint, sondern den ganz bestimmten poetischen Beschluß, den

Troern bis zum Wiedereingreifen des Achilleus Überlegenheit im Felde zu geben. Diesen Beschluß des Zeus erbittet Achilleus selbst sich von seiner Mutter, Thetis von Zeus, und von dem Erfolge ihres Bittganges gibt sie ihrem Sohne selbst Bescheid.

Am Schlusse der Einleitung (S. 25) sagt Wilamowitz: „Ich hoffe und erwarte, daß die Wissenschaft gerade auf diesem meinem Wege über mich hinauskommen wird." Das erlegt uns noch die Pflicht auf, diesen Weg genau zu prüfen.

Zwei Kennzeichen dieses Weges habe ich schon aufgezeigt: 1. das Verfahren, von den Ergebnissen früherer Homerforschung genau so viel für „notorisch" zu erklären, als der eigenen Willkür gefällt, 2. den entschiedenen Willen, den Text gemäß der Analyse, die man in petto hat, zu verstehen, unter Nichtbeachtung der antiken Erklärung. Das dritte ist die Methode, die in die homerische Wissenschaft eingeführt zu haben sich Wilamowitz besonders rühmen kann, die Methode nämlich, von hinten ausgehend zu analysieren. Diese Methode ist ein völliger, ein methodischer Bankerott der Analyse. Die ältere Annahme, dieses oder jenes Buch, diese oder jene Partie der Odyssee oder Ilias, etwa die Patroklie (*Π*) oder Hektors Erlegung (*X*) seien selbständige, nur durch einen „Ordner", eine „letzte Hand" lose verbundene Dichtungen, habe ich vor Jahren in einer Reihe von Einzelabhandlungen, bald hier, bald dort ansetzend, geprüft, immer in der Überzeugung, es sei die dringendste Aufgabe wissenschaftlicher Forschung, vor allen Vermutungen über die frühere Beschaffenheit dieser oder jener Partie zunächst der Tätigkeit dieser „letzten Hand" nachzugehen. So habe ich eine Menge von Gedankenreihen aufgezeigt oder geprüft, die diese vermeinten ursprünglich selbständigen Abschnitte verbinden. Derart ist mein Nachweis über Waffentausch und Schildverfertigung: *Π* und *Σ* können gegeneinander nicht selbständig sein, da *Σ* schon im *Π* vorbereitet wird. Aus solchen Nachweisen macht nun Wilamowitz den Satz, daß das Frühere (das *Π*) von dem Verfasser des Späteren „umgearbeitet" worden sei. Je entschlossener man nun von hinten anfängt, und je mehr nicht abzuleugnende Verbindungen bestehen, eine desto größere Anzahl von „Umarbeitern" bekommt man — womit denn der Glaube an eine Vielzahl von „Dichtern" auf eine nicht zu erschütternde Grundlage gestellt wird.

Die Patroklie ist die Probe auf diese Methode. Wilamowitz stellt sie von den verunstaltenden Umarbeitungen befreit wieder her. Das Hauptstück dieses ursprünglichen Textes wird S. 126—133 vorgelegt. Einleitend heißt es: „Ohne beständiges Nachlesen und

Vergleichen des überlieferten Textes wird der Leser zu voller Einsicht in die Analyse schwerlich gelangen." Gewiß wird er ohne beständiges Zurückgreifen auf die wirkliche Patroklie diese ursprüngliche niemals verstehen. Und Wilamowitz' Patroklie setzt nicht bloß letztere, sondern die ganze Ilias auch im kleinsten und besonderen voraus. Und dabei ist nach dem Register (S. 515) die Patroklie älter als Homer. Um nur einiges anzuführen: daß die Myrmidonen *τότε* (266) von ihren Schiffen mit besonderer Kampflust herbeistürmen, ferner die Verse 281, 282 setzten die *μῆνις* und alles, was damit zusammenhängt, voraus. Und das Schiff des Protesilaos würde ohne den Katalog ein Rätsel sein und bleiben! Auch *Π* 293 mit der Fortsetzung 302—305 setzt die *μῆνις*, ja sogar die Ablehnung des Versöhnungsangebots voraus; der Auftrag an Patroklos selbst ist ohne die *μῆνις* völlig unbegreiflich. Ganz sind diese Zusammenhänge auch dem Verfasser nicht verborgen geblieben, er findet sich aber folgendermaßen damit ab: „Daß der Dichter den Achilleus erzählen läßt, worüber er grollt und was ihn am Eingreifen hindert, geschieht wieder nicht für Patroklos, sondern ist Exposition für uns." Wenn der Dichter für uns die *μῆνις* in *Π* besonders exponiert (natürlich nicht die *μῆνις* wie sie im *Α* sich gestaltete, sondern nur die allgemeine Voraussetzung, „daß Achilleus grollt"), so soll daraus folgen, daß wir von dieser *μῆνις* oder von der Tatsache, daß Achilleus grollt, bisher noch nichts gehört haben. So wird die Verbindung zwischen *Α* und *Π* aufgehoben, damit *Π* ursprünglich selbständig gewesen sein kann. Wilamowitz wird aber noch deutlicher. Er fährt fort: „G e n a u e r b e t r a c h t e t s c h l i e ß t e s (d a s *Π*) d a s *Α* a u s."

Damit komme ich zum vierten Bestandteil des Wilamowitzischen Weges; sobald Zusammenhänge nicht geleugnet, nicht entfernt werden können, wird behauptet: „Die Geschichte stand so weit fest."

Aus mancher Äußerung ist ersichtlich, daß Wilamowitz ganz besonders fest auf sein stilistisches Urteil baut. Das gilt ganz ausnehmend für das *Θ*, dessen stilistische Minderwertigkeit die Grundlage seiner Analyse ist. Er ist von der Richtigkeit seines Empfindens so fest überzeugt, daß er der Schule geradezu verbietet, das *Θ* zu lesen, weil es Flickarbeit sei. In Wirklichkeit ist es nicht mehr und nicht weniger Flickarbeit als jedes andere Buch; Homer benutzt im *Θ* wie überall literarische Quellen, die von sehr verschiedener Beschaffenheit waren. Solche Quellen werden bald mehr, bald weniger frei, bald mehr, bald weniger ausgiebig benutzt. Daher gibt es im Detail gewaltige Unterschiede, aber das große Ganze hat einheitlichen

Stil. Wer sich auf diesen Standpunkt nicht stellen kann, darf doch eines nicht übersehen: die Unsicherheit des ästhetischen Werturteils; Lachmanns Urteil über *X* sollte eine Warnung sein. Ich will daher hier gegen das Wilamowitzische Urteil über das *Θ* keine stilistischen Einwände, sondern nur einen sachlichen Einwand vorbringen, der erledigt sein müßte, bevor man auf stilistische Gründe weitreichende Vermutungen gründen dürfte. Es handelt sich wieder um die *Διὸς βουλή*, die Wilamowitz so eigentümlich deutet. Ich weise darauf hin, daß in der Himmelsszene des *A* die Thetis dem Zeus jene *βουλή* förmlich abdrängt. Wer Gefühl für den Humor in der Ilias hat, der muß aus der Himmelsszene im *A* erkennen, daß dem Zeus die Erfüllung seiner Zusage nicht leicht werden wird. Man muß nur alle Gedanken an Religion beiseite setzen; man denke lieber an das Gegenspiel von Haremsdamen gegen Anordnungen des Großherrn. Glaubt man wirklich, daß die Grundlegung zu diesem Motiv für den Verlauf der Dinge ergebnislos bleibt? Wird Zeus etwa seine Zusage mit einem Schlage, leidenschaftlich und unbedingt, ja täppisch erfüllen? Gewiß nicht; die *βουλή* hat vielmehr ihre Entwicklung, sie ist mit Widerstreben gefaßt und macht dem Zeus wegen der für ihn zu fürchtenden Weiterungen Kopfzerbrechen (vgl. auch *B* 1 ff.). Er bringt die Sache durch den *οὖλος ὄνειρος* also zuerst einmal in Gang und wartet dann das Weitere ab. Die köstliche Götterszene *Δ* 1—73 zeigt dann den Zeus als Diplomaten, der die Leidenschaft der beiden einflußreichen Damen seiner *βουλή* dienstbar macht (Wilamowitz streicht diesen Götterrat). Von da an beherrscht die *βουλή* und das Gegenspiel gegen diese die Kampfhandlung bis zum Abschluß der ersten Schlacht, die als eine vollständige und abgeschlossene mit der *νεκρῶν ἀναίρεσις* endet, in der Art, daß eine ausreichende, der *βουλή* entsprechende Entscheidung noch nicht fällt. Um nun seinen Beschluß besser durchzusetzen, nimmt Zeus die Leitung der Sache energischer in die Hand, indem er sich persönlich in die Nähe des Kampfplatzes auf einen Gipfel des Idagebirges begibt. Durch Eingreifen mit Donner und Blitz verschafft er den Troern schnell die Oberhand. Nun erfahren wir im Beginne von *Θ* von einer Widersetzlichkeit der Hera und Athena. Kann denn das überhaupt fehlen oder weggelassen werden? Man hat getadelt, daß dieser Versuch der beiden Gegenspielerinnen ergebnislos bliebe, und stößt diese Szene ebenfalls aus (Wilamowitz S. 40—42). Dagegen ist zu sagen: Zeus hat auf Heras und Athenas Verhalten sein allgemeines und unbedingtes Verbot der Teilnahme am Kampfe etwas eingeschränkt; er hat nur persönliches, leibhaftiges

(übernatürliches) Eingreifen verboten, Ratgeben aber gestattet; ist es nicht begreiflich, daß Hera und Athena angesichts dieser Nachgiebigkeit sich veranlaßt fühlen, zu versuchen, wie weit sie gehen können? Aber Zeus macht wirklich Ernst. Der Versuch der beiden bleibt militärisch ergebnislos, aber ein Ergebnis hat er doch — die Reizung des Zeus, der nun fest zur Durchführung seiner βουλή entschlossen ist (man betrachte das Impf. ἐτελείετο jetzt nochmals). Ausdrücklich erklärt er das jetzt und handelt nach diesem Entschlusse und mit dem Erfolge, daß Agamemnon sich bereit erklären muß, nunmehr einen Versuch zur Versöhnung mit Achilleus zu machen. Und für die beiden Gegnerinnen ergibt sich dann nach Ablehnung des Versöhnungsangebots durch Achilleus (*I*) die Notwendigkeit, angesichts der jetzt bevorstehenden stärkeren Heimsuchung der Achäer ein listigeres Mittel zu versuchen: die *Διὸς ἀπάτη*. So wird also das *N* durch *Θ* und *I* bedingt, und es ist auch aus diesem Grunde undenkbar, daß *Θ* und *I* eine von einem Brückenbauer verfaßte bzw. aufgenommene Eindichtung sein könnte.

Hinzuweisen habe ich schließlich noch darauf, daß Wilamowitz in einem zweiten Teile seines Buches auch den Dichter „Homer" behandelt. Da er unter der Bezeichnung Homer nicht den Dichter der wirklichen Ilias versteht, sondern den Mann, der durch wenig Dichten, aber viel „Aufnehmen" eine unmögliche „Ilias" verfertigte, so ist es zwecklos, diese Ansätze im einzelnen nachzuprüfen. Nur ein Wort: Wilamowitz bezeichnet manche Teile der Ilias als jung und ist dabei mit der Hergabe von Jahren m. E. sehr freigebig, auch in seinem Urteile außerordentlich bestimmt und bestimmend. Das wirkt denn auf den Leser in der Richtung, daß er zu der Überzeugung kommt, derartige Stücke könnten zum alten Bestande unmöglich gehört haben. Für andere Stücke beansprucht er wieder den Glauben an ein sehr viel höheres Alter, vertritt sie auch gegenteiliger Ansicht gegenüber in entschiedenster Form. Ich behaupte dagegen, daß die Ilias ein einheitliches Kunstwerk ist, daß sie nur eine Zeitbestimmung zuläßt. Ist das so, so kann die Zeit ihres Dichters nur aus dem Jüngsten, was sie enthält, bestimmt werden. Jüngeres und Älteres steckt aber in jedem Buche; daß wir aber überhaupt so viel Altes vorfinden, dafür finde ich die Erklärung darin, daß der Dichter antikisiert, d. h. die Handlung in die Heroenzeit verlegt.

2. Erich Bethe, Homer, Dichtung und Sage. I. Bd.: Ilias. Leipzig 1914. Teubner. 374 S. 8⁰. 9,50 Mk.

Verglichen mit dem Homerbuche von Wilamowitz, macht das von Bethe einen erfreulichen Eindruck. Zunächst ist die moderne Homerliteratur vielfach benutzt und berücksichtigt worden. Bethes frühere Homeransichten [vgl. Bd. 107 (1912) S. 246 ff.] sind dabei allerdings stark in die Brüche gegangen.

Heute ist die Ilias auch für Bethe ein einheitliches, bewußt geschaffenes Kunstwerk; in seiner Abhandlung „Hektors Abschied" (1909) hatte er sich eingangs zwar schon in ähnlichem Sinne geäußert, bald aber bezeichnete er die Tätigkeit des Dichters der Ilias nur noch als Kitten und Leimen, als Ordnen und Voranstellen, als „schlecht und recht verbinden"; die Bezeichnung „dichten" wandte er auf ihn nur in Gänsefüßchen an; das Höchste, was er tat, war: Verbindungsstücke „dichten".

Wenn man nun damit das erste Stück des zweiten Buches „Die Einheit unserer Ilias" S. 57—70 vergleicht, so sieht man, wie Bethe mit der Zeit fortgeschritten ist, und mag an diesen Fortschritt gern die Hoffnung knüpfen, daß es in der Homerwissenschaft schließlich doch vorwärts geht. Er gibt nämlich in diesem Kapitel eine kurze, durchaus anzuerkennende Darlegung des festen, künstlerischen Zusammenhangs der Ilias. Was ich daran vor allem anderen lobe, ist die entschlossene Folgerichtigkeit, der Mut, möchte ich sagen, mit dem der Allerweltsgedanke an Eindichtungen hier und Eindichtungen da grundsätzlich abgelehnt wird. Man verstehe wohl!: das *I* (die Ablehnung der angebotenen Versöhnung), das *T* (der Verzicht auf die *μῆνις*), das *Θ* (die abgebrochene Schlacht), das *Ω* (Hektors Lösung), das *Ψ* (die Wettkämpfe am Grab des Patroklos), dies und alles andere, was eine anders gerichtete Homerforschung für „hinzugekommen", „eingedichtet", „angestückt" usw. erklärt hat und immer aufs neue erklärt, das gehört ohne Ausnahme zum Körper des Kunstwerks Ilias, ist das Werk e i n e s Mannes, eines D i c h t e r s!

Wer Bethes Entwicklung in der homerschen Frage bequem überschauen möchte, der vergleiche seine Anzeige meines Buches „Die Ilias und ihre Quellen" in der Deutschen Literatur-Zeitung vom 1. Oktober 1910 Nr. 40 und Leeuwen im Museum 1910 Nr. 3 Sp. 86—92 (Rezensionen von Bethes Hektors Abschied und von meiner Ilias). Damals waren wir so ziemlich Antipoden, jetzt ist die Übereinstimmung Bethes mit mir so vollständig, daß er jetzt auch von der Zugehörigkeit des *I* zum künstlerischen Körper der Ilias (einem Hauptbeweisstücke meines Buches) völlig überzeugt ist, während er noch in seiner Anzeige die Nichtzugehörigkeit der *Λιταί*

zu *A* und *Π* für das Allerbestimmteste unter den Ergebnissen der Homerwissenschaft bezeichnete!

Aber nicht bloß in der Überzeugung von der künstlerischen Einheit unserer ganzen Ilias, dem allereigentümlichsten und dem allerersten Beweispunkte meiner Ilias und ihrer Quellen ist Bethe jetzt mit mir einig, sondern er vertritt jetzt auch den Hauptgedanken, in dem ich die Lösung des homerischen Rätsels gesucht habe. Mit dem Gedanken an eine künstlerische Einheit des Ganzen steht zweifellos der stark fühlbare Wertunterschied zwischen den einzelnen Teilen im Widerstreit. Die Auflösung dieses Widerspruchs sowie die Erklärung für die Tatsache, daß die Übergänge von Teil zu Teil oft höchst phantastisch sind, habe ich in dem Gedanken gefunden, daß der Verfasser der Ilias kein „frei schaffender" Dichter war. Das ist der zweite Hauptgedanke meines Buches, die notwendige Ergänzung des ersten. Das ganze Buch ist angefüllt mit Beispielen, wie der Dichter, wenn er das oder jenes Motiv frei geschaffen hätte, wenn er also nicht unter einem äußeren Zwange (dem Zwange einer literarischen Quelle) stände, nicht auf diese oder jene wunderliche, phantastische Wendung bzw. Weiterleitung der Handlung verfallen wäre. Diese Annahme eines nicht frei schaffenden sondern durch literarische Anlehnung gebundenen Dichters setzt eine einschneidende Kritik der Zusammenhänge, somit auch des einheitlichen Kunstwerks sowie des einen, großen Dichters voraus. Gerade dieser Gedanke hat mir die entschiedene Gegnerschaft eines so leidenschaftlichen Verfechters der Einheit und Bewunderers der Ilias zugezogen, wie C. Rothe war, nicht bloß gelegentlich des Erscheinens meiner Ilias, sondern auch bei meinen zahlreichen Einzelabhandlungen zur homerischen Frage. Ein einziger, aber nicht frei schaffender Dichter: das ist die von mir in meiner „Ilias" und jetzt von Bethe in dem vorliegenden Buche angewandte Formel. Wir halten jetzt beide die ganze Ilias so, wie sie ist (auch die Odyssee), für ein einheitliches Kunstwerk, in verhältnismäßig später Zeit (Bethe geht noch erheblich weiter herab als ich) geschaffen unter dem Einfluß einer älteren Literatur. Wie haben wir uns nun diesen Vorgang der Beeinflussung eines Dichters durch eine ältere Literatur, und wie haben wir uns diese Literatur selbst vorzustellen? Darüber gehen unsere Meinungen noch immer sehr weit auseinander.

Es ist bekannt, daß zu der Zeit, als die Entstehung des griechischen Epos aus Liedern die vorherrschende Ansicht war, diese Lehrmeinung ohne viel Besinnen auf das germanische Epos übertragen wurde. Als diese Brücke einmal geschlagen war, wurden

auch umgekehrt die Vorstellungen über die Entstehung des griechischen Epos von der deutschen Philologie befruchtet. Schließlich blieb aber doch der ganze Vergleich derart ergebnislos, daß man von Chansons de geste, von serbischen, von finnischen oder gar schwarzkirgisischen Heldenliedern den heiß ersehnten Aufschluß über den Vorgang der „Entstehung“ des homerischen Epos erwartete. Natürlich umsonst. So begnügte man sich schließlich mit dem Lehrsatze, daß vor dem „Riesenepos“ (Ilias, Odyssee) „Großepen“, vor diesen „Kleinepen“ und vor diesem „Lieder“ anzusetzen seien. Diesem Schema (mit Auslassung der „Großepen“) huldigt auch Bethe, mit der Besonderheit, daß er sich in der Darstellung dieses Entwicklungsvorgangs eng an Heuslers Epos und Lied in der germanischen Sagendichtung (Dortmund 1905) anschließt (Bethe: Erstes Buch, Vorfragen, besonders Stück 2 und 3). Ich für meine Person halte jede außergriechische Parallele für bedenklich, sind doch z. B. Nibelungenlied und Ilias unter sehr verschiedenem Himmel gewachsen, und liegt doch schon in der gemeinsamen Benennung Epos eine Vorwegnahme des Schlusses, aber einer weiteren Begründung meiner ablehnenden Ansicht glaube ich mich enthalten zu können, da ja Bethe seine Behauptungen über die Ilias auf eine Zergliederung der Dichtung selbst stützt.

Bethe will also durch eine Zergliederung der Ilias zeigen, „daß sie zwar von einem Dichter nach einem großen Plane mit fester Hand geformt ist, daß er aber ältere Dichtungen für sie benutzt hat“ (S. 70). Und diese älteren Dichtungen waren nach Bethe „Kleinepen“. In diesem Ansatz steckt eine Vorwegnahme und hinter ihm eine sehr äußerliche Auffassung. Warum soll ein dramatischer Dichter nicht epische Quellen, ein epischer Dichter nicht lyrische, dramatische oder gar prosaische Quellen benutzen oder benutzt haben? Ich meine: woher weiß Bethe, daß der Dichter des „Riesenepos“ durchaus „Epen“, gattungsgleiche Quellen benutzt hat? Und eine Frage nach dem Inhalte dieser gattungsgleichen Quellen muß doch auch erlaubt sein: woher weiß Bethe, daß die Quellen des „Riesenepos“ diesem auch inhaltsgleich waren? Hier weicht Bethes Buch von dem meinigen sehr weit ab. Meine Arbeit an Homer hat mich gelehrt, das, was vor der Ilias liegt, was fühlbar hinter ihr steckt, d. h. die von dem Dichter benutzte ältere Literatur, als etwas von dem, was daraus geschaffen wurde, Grundverschiedenes anzusehen. So sehe ich u. a. in einer Meleagerdichtung, in einer Dichtung vom Zuge der Argiver gegen Theben Quellen der Ilias. Ich habe in meinem Buche zu zeigen versucht,

wie die Meleagerdichtung für das weitreichende Motiv der Kampfenthaltung aus Zorn über eine erlittene Kränkung Quelle ist, für das ganze Motiv mitsamt seinen einzelnen Vorstellungsteilen als: erfolglose Bittgesandtschaft und Verzicht auf die Kampfenthaltung in der höchsten Not. Bethe mag ja anderer Meinung sein, mag seine gewichtigen Gründe gegen diese meine Ansicht haben — warum enthält er sie uns vor? Ich fürchte, seine Anzeige meines Buches bindet ihm hier Mund und Feder.

Wie ich mir das Verhältnis des Dichters der Ilias zu seinen literarischen Quellen denke, wie er sie in dichterischer Freiheit seinen dichterischen Absichten dienstbar machte, wie er sie umschuf und doch auch wieder durch sie gebunden blieb — kurz das, was ich über die gründliche Verschiedenheit der Ilias von ihren Quellen ausgeführt habe, wolle man in meinem Buche nachsehen. — Bethes Kleinepen sind in der Hauptsache die Teile der Ilias selbst. Daraus folgt für Bethe, daß der Verfasser der Ilias nicht eigentlich gedichtet, sondern nur „mit fester Hand geformt“ hat. Er hat „Verbindungsstücke (s. o.), Klammern“ zwischen den einzelnen Kleinepen geschaffen, die Epen selbst auch wohl „überarbeitet“. Man sieht, daß trotz seiner schönen Worte über die künstlerische Einheitlichkeit der ganzen Dichtung Bethe aus seiner Haut schließlich doch nicht heraus gekonnt hat und im Grunde bei dem 1909 in Hektors Abschied vertretenen Standpunkte stehengeblieben ist.

Der Nachweis des Vorhandenseins von älteren Kleinepen in dem kunstvollen Körper der einheitlichen, ganzen Ilias wird von Bethe geführt durch Aufzeigung von Widersprüchen. Er beginnt seine Zergliederung mit der Aufzeigung eines Widerspruchs, von dem er selbst sagt: „Hier liegt der schärfste Widerspruch der Ilias. Es ist ein Widerspruch von der Art, daß ihn unmöglich ein und derselbe frei schaffende Dichter begangen haben kann“ (S. 73). Diesen vermeintén schärfsten Widerspruch selbst werde ich noch prüfen; vorab aber eins! In dem Ausdruck „ein und derselbe frei schaffende Dichter“ vermisse ich die Klarheit, die ein Satz haben sollte, der als Obersatz für die ganze Schlußfolgerung dienen soll. Aus Widersprüchen folgerte bislang die Entstehungshypothese, daß nicht ein und derselbe Dichter das Ganze, sondern der eine dies, der andere das gemacht habe. Meinerseits habe ich dagegen zu zeigen versucht, daß die angenommenen Widersprüche in der Tat keine Widersprüche sind, daß sie überall kunstvoll überbrückt sind — was auf einen Dichter schließen läßt. Aus der Tatsache aber, daß solche oft absonderlichen Ausgleiche und Weiterleitungen nötig

waren, habe ich weiter geschlossen, daß dieser eine Dichter nicht durchaus freischaffend verfahren sei. Wie müßte nun der nach den Regeln der Kunst aus dem Betheschen Satze gezogene Schluß lauten? Freilich, wie Bethe geschlossen wissen will, ist zweifellos: die Ilias ist ein einheitliches, von einem Dichter verfaßtes Kunstwerk — aber da, wo ein Widerspruch ist, beginnt ein Kleinepos (mit oder ohne Klammer).

Nun zum Widerspruche selbst! Bethe nennt ihn den schärfsten der ganzen Ilias und behauptet das — „mit einer um so sichereren Gewißheit, je nachsichtiger, vielmehr verständnisvoller ich für viele Widersprüche in Dichtungen geworden bin“ [1]). Bei diesem schwersten Widerpruch der Ilias, fährt er fort, „versagt mir jede Erklärungsmöglichkeit.“

Trotz aller Betonung der Schwere dieses Widerspruchs ist es, meine ich, handgreiflich, daß keine Spur eines solchen vorhanden ist. Was Bethe meint, ist dies: der Dichter, der den Achill „mit heißer Sehnsucht“ Genugtuung erwartend zeichnete, konnte nie auf den Gedanken kommen, Agamemnons „demütige Sühne“ und die Bitte der Achäer um Schutz abweisen zu lassen, wie es *I* geschieht. Diese Behauptung ist alles andere als neu — es ist die bekannte Grotesche Hypothese — nur daß Bethe den Widerspruch jetzt wesentlich in *Π* 85 findet, wo Achilleus sage, „daß mir die Danaer das schöne Mädchen zurücksenden und herrliche Geschenke gewähren“. Wenn ich gegen den (jetzt von Bethe wiederholten) Versuch, in der Ilias ein Kleinepos, eine Patroklie, zu entdecken, in meiner Ilias u. a. darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Patroklos erteilte Erlaubnis, zu helfen, genau zur *μῆνις* und zur Kampfenthaltung paßt, ja ohne diese Voraussetzungen ganz unbegreiflich wäre, so erkennt Bethe das an und sagt auch seinerseits: damit (d. h. mit der Kampfenthaltung) steht im reinsten Einklang der Anfang des *Π*: nur gerade die Schiffe vor dem Brande zu retten, erlaubt er dem Patroklos, damit er ihm nicht *τιμὴν μεγάλην καὶ κῦδος πρὸς πάντων Δαναῶν* (v. 84) nehme — aber das beweise eben des Achilleus „Sehnsucht“ nach Genugtuung, die ihm doch in *I* bereits angeboten worden wäre. — Gewiß hat Achilleus das Verlangen (die „Sehnsucht“), Genugtuung zu erlangen (und zwar ein voll gerüttelt Maß) und wieder am Kampfe teilzunehmen, sonst wäre er ja nicht geblieben, sondern nach Phthia zurückgefahren; er hätte sonst nicht die *Διὸς βουλή*, daß Agamemnon und die Seinen so lange Niederlagen erleiden sollten, bis Achilleus versöhnt sei, sich durch seine Mutter erbeten. Aber Achilleus ist doch auch kein ungeduldiges

[1]) Durch wen ist Bethe dies Verständnis vermittelt worden?



Kind, das nicht abwarten kann, bis die Frucht gereift ist. Also: Agamemnon macht in *I* ein Versöhnungsangebot; darf etwa Achilleus es nicht wägen und prüfen? Wägen und prüfen, ob es Ausgleich ist für die unerhörte Ehrenkränkung, die er erlitten hat, ob es ihn sichert vor einer Wiederholung? Wenn alle die Kritiker von Grote bis Bethe, welche die Abweisung des Versöhnungsangebots nicht begreifen, ihre eigene Ehre verletzt sähen, würden sie nicht ebenso zurückhaltend und vorsichtig, mißtrauisch und empfindlich sich verhalten, wie Achilleus es tut, aber nach ihrer Entscheidung nicht darf? Über das Versöhnungsangebot (die „demütige Sühne") sagt Bethe (S. 75): „Alles, was sich erdenken läßt, ihn zu begütigen, ist geschehen: Agamemnon versprach Rückgabe der unversehrten Briseis, unerhört reiche Sühnegaben, eine seiner Töchter stellte er dem Achilleus als Gattin zur Wahl, und mit weitem Landbesitz verhieß er den Eidam auszustatten usw." Sollte es denn wirklich unmöglich sein, dem ganz unmißverständlichen Texte zu seinem Rechte zu verhelfen? Zunächst, daß der Zwiespalt zwischen Achilleus und Agamemnon viel tiefer geht, als Bethe voraussetzt, habe ich wiederholt, zunächst ausführlich in meiner Ilias, dann gedrängter bei Pauly-Wissowa (vgl. auch oben S. 5) auseinandergesetzt. Was Agamemnon verlangt und Achilleus grundsätzlich verweigert, ist Unterordnung. Darüber sollte das *A* keinen Zweifel lassen (*A* 91, 186 f., 281). Wie groß nun auch die Gaben sein mögen, die Agamemnon anbietet, eine B e d i n g u n g stellt er auch *I* 158 ff. noch: *δμηθήτω . . . καί μοι ὑποστήτω ὅσσον βασιλεύτερός εἰμι* (daß über den Sinn dieses Satzes ein Zweifel nicht sein kann, nehme ich an; die Umschreibung von *δμηθήτω*, „er soll sich erweichen lassen", ist natürlich irreführend und ein Ausfluß von Voreingenommenheit). Das Siegel auf das geforderte Versprechen, „den stolzen Nacken beugen, nachgeben [1]) und sich unterordnen zu wollen", wäre die Heimführung einer Tochter des Agamemnon, an welche die Landverleihung übrigens geknüpft ist. In der Tat, Achilleus wird auf seiner Hut sein müssen, daß er nicht, durch das reiche Angebot verführt, etwas zusagt, was ihn gereuen würde. Wenn er auf diese Bedingung hätte eingehen wollen, hätte Achilleus die Briseis schon im *A* wieder bekommen oder behalten können, wo er denn doch ihrer „Unversehrtheit" noch erheblich sicherer gewesen wäre als jetzt. Nestor hat im *A* ausdrücklich einen Vermittlungsversuch in diesem Sinne gemacht, er, der Vertrauensmann

[1]) Nur der Tod ist unnachgiebig und nicht zu beeinflussen. I 159.

Agamemnons, den Vermittlungsversuch, Achilleus solle die Briseis behalten, aber sich unterordnen. Agamemnon stimmte zu, aber Achilleus lehnte ab. Im *I* ist es wieder Nestor, von dem der Vorschlag, man solle versuchen, den Achill zu versöhnen (*πείθειν*), ausgeht; aber auch dieser, der es doch am besten wissen muß, ist von dem Gelingen dieses Versuches mit nichten überzeugt; er empfiehlt außer den Geschenken *I* 113 begütigende Worte und *I* 179 ff. läßt er es sich angelegen sein, beiden Gesandten, dem Aias, aber vor allem dem Odysseus Verhaltungsmaßregeln zu geben *πειρᾶν, ὡς πεπίθοιεν ἀμύμονα Πηλεΐωνα* (181), woraus zum mindesten hervorgeht, daß der Erfolg durch Art und Wert der Geschenke noch keineswegs als verbürgt anzusehen ist. (Ich meine, wer griechisch versteht, wird aus dem *πείθειν* und dem *πειρᾶν, ὡς πεπίθοιεν* mehr heraushören). Auch das heiße Gebet der beiden Gesandten (*πολλὰ μαλ' εὐχομένω*), daß es ihnen gelingen möge, den Achilleus *πείθειν* (. . . herumzukriegen) *I* 182—184 weist nach derselben Richtung. Man lese auch die Beschwichtigungsrede des gewandten Odysseus — nimmt er nicht *I* 300 ff. noch einen anderen Pfeil der Überredung aus seinem Köcher? Er geht ausdrücklich von der Annahme aus, daß der Pelide von Agamemnon und seinen Versöhnungsgaben nichts wird wissen wollen; er ruft also sein Mitleid mit den anderen an, zeigt ihm die für den Gegenstand seiner Überredungskunst verlockendsten Dinge, Ehre und Ruhm, und spielt als höchsten Trumpf den Hinweis aus, daß sich jetzt eine hervorragende Gelegenheit biete, den Hektor (der ja früher im Felde nicht erschienen war) zu erlegen. Odysseus spricht hier wirklich nicht als heroisch einfacher Biedermann und treuer Kamerad des Achilleus, sondern als Diplomat und Beauftragter des Agamemnon, den Weisungen folgend, die ihm Agamemnons Vertrauensmann Nestor mitgab. Aber Achilleus durchschaut das Spiel, und die Wendung, mit der ihn der Dichter das Angebot ablehnen läßt, kann darüber keinen Zweifel lassen, wie das alles gemeint ist. Zwar hat Odysseus von der Unterordnung wohlweislich nichts gesagt, aber er hat das Heiratsangebot, das diesen Sinn hat, ja gar keinen anderen Sinn haben kann, übermittelt, und wie das Versöhnungsangebot in diesem Heiratsvorschlage gipfelt, so gipfelt auch die Ablehnung des Angebots in der Zurückweisung dieses Vorschlages. Man überdenke doch nur die bitteren Worte Achills I, 391 ff. *ὁ δ' Ἀχαιῶν ἄλλον ἑλέσθω, ὅστις οἷ τ' ἐπέοικε καὶ ὃς βασιλεύτερός ἐστιν.* Wer den Homer mit gebührender Aufmerksamkeit und Überlegung liest, bedarf keiner Erläuterung dieser Worte; wer sie zur Behebung von Bedenken

wünscht, der sehe die Scholien ein: ἐπέοικε — ἄξιος αὐτοῦ ἐστιν || βασιλεύτερος — βασιλεύτερος ἐμοῦ καὶ πάντων ἀνθρώπων. „Er soll sich seinen Schwiegersohn unter seinesgleichen suchen!“ Und mit Recht weist der alte Erklärer dann auf die Rückbeziehung hin, auf die Forderung Agamemnons καί μοι ὑποστήτω, ὅσσον βασιλεύτερός εἰμι, die hier mit dem nämlichen Stichwort βασιλεύτερος (so genau kennt Achilleus den Verhaßten) zurückgewiesen wird. Wenn also Achilleus die Vorschläge — die einen Haltloseren verführt haben möchten, aber nicht ihn — vollständig abweist, so tut er das, trotz seines unbestreitbaren Wunsches, wieder mitzukämpfen, weil ihm die Bedingung, sich als Schwiegersohn dem Agamemnon unterzuordnen, unannehmbar ist; man darf ihm vielleicht sogar unterstellen, daß er jede nähere Beziehung zu dem Verhaßten grundsätzlich ablehnt. Obendrein ist Achilleus, infolge seiner Kenntnis der Διὸς βουλή, seiner Sache durchaus sicher; was er verlangt, wird er unbedingt erreichen, sofern er sich nur nicht selbst zur Unzeit erweichen, zum Verzicht „herumkriegen“ läßt. Die Not wird sich unweigerlich steigern, und man wird ihm wiederkommen müssen, ohne derlei Bedingungen stellen zu können. Dann wird in Erfüllung gehen, was Achilleus Λ 609 erwartet, daß man ihm mit flehender Bitte naht — νῦν οἴω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς λισσομένους. Das ist bisher noch nicht geschehen, ist eben im I nicht geschehen. Im I haben die Vertrauensmänner des Agamemnon versucht, den Achilleus herumzukriegen (πείθειν), aber von einem γουνάζεσθαι war dort nicht entfernt die Rede. Bethe und die Kritiker vor ihm verkennen das, weil sie sich in die fremde — leidenschaftlichere — Welt nicht hineinzuversetzen vermögen, weil sie ein πείθειν mit allen Registern (wie es im I vorgeführt wird), für ein γουνάζεσθαι halten (vgl. die gründlich verkehrte Bemerkung zu Λ 609 bei Ameis-Hentze, die Bethe ungeprüft hinnimmt). Und wenn Achill Λ 610 fortfährt: χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός, so ist dazu zu bemerken, daß die Schlappe, die zu dem Angebot in I führte, noch längst keine χρειὼ οὐκέτ' ἀνεκτός war: eine Not, wie Achilleus sie wünscht, die nicht mehr auszuhalten ist und zu bedingungsloser Fügsamkeit zwingt. Nicht bloß alles andere, auch der Eingang von Π steht mit der hier gegebenen Texterklärung in völligem Einklang; jedes Wort zeigt, daß Achill sich über das, was er will, völlig klar ist. Und um schließlich die Probe auf das Ganze zu machen: der Verzicht auf die μῆνις, die μήνιδος ἀπόρρησις, das, was die Menge der Kritiker unbedacht „Versöhnung“ nennt, und was darauf folgt — ist dabei noch irgend von einer Unterordnung

des Achilleus unter Agamemnon die Rede? Ist sie nicht völlig ausgeschlossen? Und ist die Heirat nicht völlig ausgeschlossen? Ist nicht vielmehr mit dem Wiedererscheinen des Achilleus dieser völlig selbständig? Ist nicht Agamemnons Oberhoheit so gut wie beseitigt? Das liegt alles weit ab, und in dieser Streitfrage mit Agamemnon ist Achilleus jetzt unbedingter Sieger.

So ist es denn mit diesem „schärfsten Widerspruche der Ilias“ und mit Bethes sicherstem Ergebnis nichts, ebenso nichts mit dem aus diesem „Widerspruch“ erschlossenen Kleinepos der Patroklie. Hinfällig sind auch alle anderen darauf aufgebauten Schlüsse und Behauptungen, z. B., daß in der Ilias zwei unvereinbare Charakterbilder des Achilleus enthalten seien, daß die Bittgesandtschaft mit der Patroklie unvereinbar sei, und daß die Bittgesandtschaft die spätere „Versöhnung“ (*T*) ausschließe usw. Hinfällig ist auch, was Bethe über nachträgliche Einarbeitungen in die Patroklie lehrt — es soll nämlich der Waffenaustausch später eingearbeitet sein. Er benutzt dabei sehr wesentlich meine Untersuchung über den Waffentausch (*Ἕκτορος ἀναίρεσις* im Rhein. Mus.) und behauptet, indem er deren Ergebnis seiner Gesamtansicht entsprechend umbiegt, daß der Waffenaustausch nachträglich in die Patroklie eingearbeitet sei, um die Waffenverfertigung aufzunehmen. Als Verfasser dieser Einarbeitung wird der Dichter der Ilias angesetzt. So wird mir Beweis und Gedanke von Bethe verkehrt wie von Wilamowitz (s. o. S. 14), und wenn Bethe feststellt, daß das Ergebnis seiner Untersuchung über den Waffentausch in den Hauptpunkten mit dem, was Finsler Homer 94 kurz als die Ansicht von Wilamowitz mitteile, übereinstimme, so erklärt sich diese Übereinstimmung zwischen beiden aus der gemeinsamen Quelle, nämlich meiner Untersuchung im Rhein. Mus. und daraus, daß auch Bethe trotz seiner Anerkennung der künstlerischen Einheit der ganzen Ilias sich vom Glauben an eine mechanische Entstehung noch nicht freizumachen vermocht hat.

Ich habe das wichtigste und „sicherste“ Ergebnis der Bethischen Zergliederung hier eingehend nachgeprüft; auch unter allen andere ist keines, das vor einer sorgfältigen Texterklärung bestehen kann.

3. Hans Fischl. Ergebnisse und Aussichten der Homeranalyse. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 4,80 Mk.

Der Wunsch, der Homerforschung, besonders den Werken von Wilamowitz und Bethe gegenüber einen festen Standpunkt zu

gewinnen, hat dem Verfasser die Feder geführt. Die Hauptsache ist ihm ein Vergleich zwischen den Ergebnissen beider Werke. Jedermann, der die Homerforschung nicht ausreichend kennt, lebt des Glaubens, daß es auf diesem seit 150 Jahren mit Fleiß und Eifer bearbeiteten Forschungsgebiet mindestens eine gesicherte Wissensgrundlage und eine anerkannte Methode gäbe, so daß hervorragende, im Vollbesitz dieses Wissens und mit dieser Methode ausgestattete Gelehrte annähernd zu demselben Ergebnis kommen müßten. Bevor ein solcher die neuesten Homerbücher von Wilamowitz und Bethe gelesen hat, wird er Übereinstimmung wenigstens im Wesentlichen voraussetzen, nach der Lektüre aber wird er zu seinem Entsetzen erkennen, daß übereinstimmende positive Ergebnisse nirgends, aber auch nirgends vorhanden sind. Das hat auch Fischl in seiner sorgfältigen Untersuchung zu seiner großen Betrübnis feststellen müssen. Gewiß ist dies Ergebnis betrübend, andererseits ist es doch auch förderlich, daß aus der Unvereinbarkeit der beiden Bücher von Wilamowitz und Bethe endlich doch jedermann die Überzeugung erwachsen muß, daß diese Art der Homerkritik Ergebnisse überhaupt nicht hat und nicht haben kann. Ich habe auf die Trostlosigkeit der Lage schon „Die Ilias u. i. Q.“ S. 2 hingewiesen, habe sie im vorigen Jahresbericht und im Artikel Ilias bei Pauly-Wissowa-Kroll hinreichend beleuchtet; hier wird von Fischl mein allgemeines Urteil durch ein Beispiel erläutert, das so einleuchtend wie nur möglich ist.

Zunächst prüft er an ihren Ergebnissen die Kriterien, vermittelst deren diese Richtung der Homerforschung es bisher unternahm, „Schichten“ in der Ilias abzusondern: die kompositorischen, die sprachwissenschaftlichen, die stofflichen, die archäologischen, die kulturellen, die metrischen, die stilistischen. Ihr Ergebnis bezeichnet er als „eine verwirrende Fülle von hypothetischen Gebilden: Urilias, Achilleis, Urmenis, erste, zweite, dritte, vierte Ilias“, einen wahren Hexensabbat von Dichtern und Sängern, Ein- und Nachdichtern, Sammlern, Ordnern und Diaskeuasten, Redaktoren und Interpolatoren, ferner ganzen Rhapsodenschulen, Sängergilden, pisistrateischen Kommissionen, nicht zu vergessen den dichtenden Volksgeist in Person. Er vergleicht dann das Gesamtbild der Ilias nach Bethe mit dem nach Wilamowitz etwa so: Nach B. ist die Ilias die mühsame Arbeit eines Rhapsoden des 6. Jahrhunderts, durch Streichen, Abändern, Zudichten aus vielen Kleinepen geschaffen. Das Gerüst bildete die Urmenis, „um die herum aus ihren Wurzeln ein Wald von Gedichten aufgeschossen war.“ (Mit diesem Bilde will B. offen-

bar seine Anschauung verständlich machen, daß dieser Wald von Gedichten mit der Urmenis in enger materieller Verbindung stand, daß also die Urmenis mit diesem Gedichtwalde zusammen so etwas wie ein Werk bildete). Aus diesem verwilderten Werke schuf nun jener Rhapsode des 6. Jahrhunderts eine neue geordnetere Auflage der Menis in erweiterter Bearbeitung. Auch noch andere, nicht „um die Menis herum aufgeschossene“, sondern ihr fremde Gedichte benutzt er dazu; das nötigt ihn zu weitgreifender Ausdehnung und Umgestaltung, die aber die Fugen nicht beseitigte und Widersprüche stehen ließ, vor allem den ungeheuren Widerspruch zwischen Bittgesandtschaft (*I*) und Patroklie (*Π*)[1]).

Nach Wilamowitz ist dagegen das Älteste der Ilias die Diomedie (*E*), die Verwundung der drei Helden (*Λ'*), ein Hektorgedicht (nicht erhalten, sondern „verarbeitet“ in *M-O*). Bald war dann um *E* herum, unter Benutzung anderer älterer Stücke, ein Kleinepos *Γ Δ E* entstanden, zu dem als Erweiterung *B* hinzutrat; *E* erhielt als Zusatz die Sarpedonstücke. Andere selbständige Gedichte waren die alte Patroklie, die Glaukosepisode, ein Idomeneusgedicht, die alle wieder in anderen Gedichten „verarbeitet“, auch untereinander verarbeitet oder in andere „aufgenommen“ wurden. So ist die Glaukosepisode in der Nestoris „benutzt“, das Hektor- und das Idomeneusgedicht zu einem umfänglichen Gedicht „verarbeitet“ worden. Noch viele andere Gedichte gab es, die zu diesem oder jenem Buche „benutzt“ sind. Der Mann nun, der die Ilias „gemacht“ hat — denn „g e m a c h t“ ist sie ja nach Wilamowitz' Urteil — dichtet auf Grund einer Fülle von Einzelgedichten und kleinen Epen, teils, indem er ihren Stoff ganz von frischem (!) formt, teils, indem er überarbeitet, teils indem er nur Bindeglieder einfügt. Er ist es, der *Λ* gedichtet hat, *B* bis *H* durch Bindeglieder zusammenfügt; er ordnet und „schlägt Brücken“ von *Λ* bis *O*, er „überarbeitet“ die alte Patroklie (die übrigens vorher schon mehrmals überarbeitet war), „dichtet“ auch den Schluß, der in dem Tod des Achilleus „gipfelt“. Aber dieser Schluß ist verloren, die Einführung des Gedichts der Hoplopoiie hat die Erfindung des Waffentausches nötig gemacht.

Nachdem Fischl so beide Analysen im ganzen verglichen und das Ergebnis der Vergleichung sehr glimpflich als wenig erfreulich bezeichnet hat, wendet er sich der vergleichenden Nachprüfung

[1]) Absichtlich oder weil er „nicht imstande war“, ihn zu beseitigen? Vgl. o. S. 22 ff.



einiger Einzelfragen zu. Er beginnt mit dem Waffentausch (S. 23 ff). Vorab möchte ich dazu etwas bemerken. Bethe stellt (S. 98 Anm. 2) fest, daß seine Ansicht in diesem Punkte mit dem übereinstimme, was Finsler als Wilamowitz' Ansicht über den Waffentausch mitteile. Diese von beiden vertretene Ansicht gibt Fischl zustimmend so wieder: „Der Zweck der Einführung dieses Motivs (des Waffentausches) ist klar; es soll die Aufnahme der Hoplopoiie mit ihrem Ganzstück, der Schildbeschreibung, ermöglichen!“ Wenn hier Fischl mit Bethe und Wilamowitz den Zweck als klar bezeichnet, so kann das niemand mehr freuen als mich, auf den diese Erkenntnis zurückgeht. Damals, als ich sie begründete [1]), war der Zweck der Einführung dieses Motivs keineswegs klar, ja, es war nicht einmal Brauch, homerische Probleme in dieser Art zu formulieren und zu beantworten. Wenn Fischl dann fortfährt: „Motive mit so deutlicher Zielsetzung stehen bei den Kritikern von vornherein im Geruche der Unursprünglichkeit. So hat man denn gefunden, daß außerhalb von Σ T die Hinweise auf den Waffentausch überall sehr locker sitzen und überdies an anderen Stellen, wo man sie erwarten möchte, ganz fehlen“, so bemerke ich: Ich kenne keine anderen Kritiker derart als Bethe und vor allem Wilamowitz, die sich meine Ergebnisse ebenso willkürlich zurechtschneiden, wie sie die Ilias zerstückeln. Während mein Beweisziel war, zu zeigen, daß, so viel Auffallendes und Verschiedenes auch in der Ilias enthalten sein mag, doch e i n e s Dichters Kunst das alles ihren Zielen dienstbar macht, suchen Bethe und Wilamowitz die handgreiflichsten der fast unzählbaren Fäden und Ketten, welche das Ganze der Ilias von Anfang bis Ende zusammenhalten, zu übersehen, zu lockern, aufzulösen und zu beseitigen nur mit dem Unterschiede, daß Wilamowitz noch viel willkürlicher und rücksichtsloser verfährt als jener. Auch das hat seinen guten Grund; Bethe ist von der modernen Homerwissenschaft nicht unbeeinflußt geblieben, wie jeder weiß, der Bethes frühere Homerforschungen kennt, Wilamowitz liest eben die „Modernen“ überhaupt nicht und erklärt alle moderne Homerforschung unbesehen für „Wust“. Beider Methode aber ist es, wenn ihre Analyse es fordert, zu behaupten, daß die Hinweise auf den Waffentausch außerhalb Σ T „sehr locker säßen [2]).“ Die Wendung „sehr

[1]) Rhein. Mus. 1904, bes. S. 273 unten und S. 278 unten; vgl. die Ilias u. i. Q. S. 186 ff.

[2]) Bei der Achäermauer schließt Bethe umgekehrt wie beim „Waffentausch“. Natürlich ist der Waffentausch ein ebenso starker Beweis für die Einheit wie jene.

locker sitzen“ ist übrigens nichts als eine Wendung, eben weil man diese Stellen durchaus nicht entfernen kann, ohne klaffende Lücken zu schaffen und den ganzen Zusammenhang umzustürzen, sagt man, um trotzdem seinen phantastischen Vermutungen Raum zu schaffen, sie säßen „sehr locker“. Auch die andere Behauptung, „diese Hinweise fehlten an anderen Stellen, wo man sie erwarten möchte, ganz“, ist gegenstandslos. Das nämliche behauptete z. B. Cauer von den Hinweisen auf die Lagerbefestigung, weil sie seinen Hypothesen über *O* und *M* und weiterhin denen von Wilamowitz über *Θ* usw. im Wege standen[1]). Nun, solange „man“ die Stellen, wo „man“ solche Hinweise „erwarten möchte“, nicht genau bezeichnet und sorgfältig auslegt, dürfen wir anderen eine solche Behauptung wohl von vornherein als gegenstandslos ansehen. Es sind diese Sätze eben Gewaltsamkeiten der Beweisführung, an denen besonders das Wilamowitzsche Buch überaus reich ist. Gewaltsamkeit hat aber die Neigung, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht, sich zu steigern und zu überbieten. Ein bezeichnendes Beispiel für die rücksichtslose Willkür, mit der Wilamowitz Beweise führt, behandelt Fischl. *P* 708 ff. erklärt Menelaos, daß man zwar zu Achilleus geschickt habe (708. 9a), daß er aber wohl nicht sofort (*νῦν*) kommen könne (709b, 710), da er seine Waffen durch Patroklos eingebüßt habe (711); so lange müsse man sich behelfen (712). Was macht Wilamowitz daraus, da seine Hypothese diesen Hinweis auf den Verlust der Waffen ja nicht erträgt? „Ich glaube, daß er kommen wird.“ Positiv — kommen wird! Er verbessert einfach *οὐδέ μιν οἴω* in *ἦ μιν οἴω*, entfernt v. 711 ganz, weil er auf den Waffentausch hinweist, und läßt das ganz eindeutige *νῦν* in der Versenkung der Paraphrase verschwinden. Den stolzen Bau krönt er dann durch die Konjektur *Ἀτρείωνι* statt *Ἕκτορι δίῳ*! (S. 151 Anm. 1). Und die Begründung für diese Vergewaltigung des Dichters und des Textes? „Diese Anspielung auf den Waffentausch“, sagt Wilamowitz, „würde meine ganze Analyse stören.“ Das ist von dem überlieferten Texte allerdings sehr unartig und schlechterdings unerträglich. (Gut für Homer, daß er kein „Moderner“ ist; wie würde er abgekanzelt werden!) Fischl bemerkt auch, daß Bethes Hypothesen bezüglich des Waffentausches trotz Anwendung der nämlichen Zerstückelungsmethode von denen Wilamowitz' sehr abweichen, was Bethe am Schluß der zitierten Anmerkung (S. 98[2]) auch selbst

---

[1]) Vgl. Nr. 11.

feststellt. In einem Punkte der Ausführungen über den Waffentausch stimmt Fischl übrigens Wilamowitz zu, nämlich in der Athetese von Λ 793—803 ff. (vgl. Wilamowitz S. 204 ff.): Wenn Nestor zu Patroklos sage, *καί τοι τεύχεα καλὰ δότω* Λ 798, so heiße das nur, „er soll Dir schöne Waffen geben", und das sei ungenügend. Ich möchte, Fischl hätte nicht so schnell zugestimmt (das gilt auch für seine Anmerkung S. 10; was er eine vollständige Widerlegung nennt, nenne ich anders.), wie denn Mißtrauen allen diesen zur Begründung willkürlicher Hypothesen aufgestellten Behauptungen gegenüber durchaus geboten ist. „Er soll Dir schöne Rüstungsstücke geben", sagt Nestor, gibt auch in Λ 799 den Zweck an *αἴ κέ σε τῷ ἴσκοντες ἀπόσχωνται πολέμοιο Τρῶες*. Klar ist, daß um dieses Zweckes willen Achilleus seine Waffenstücke hergeben muß. Aber alle? Würden nicht einige genügen? Der Helm beispielsweise und der Schild? Muß Achilleus zu diesem Zweck auch durchaus Brustpanzer und Beinschienen herleihen? Darf ferner Nestor gleich annehmen, daß Achilleus so weit gehen wird in seinem Entgegenkommen? Etwas anderes ist es, wenn Patroklos, übrigens den Absichten des Dichters entsprechend, der ihn *πάντα τὰ Ἀχιλλέως τεύχη* um der Hoplopoiie willen verlieren lassen will, bittet (Π 40): *δὸς δέ μοι ὤμοιιν τὰ σὰ τεύχεα θωρηχθῆναι*, worauf dann dieselben Verse folgen wie in Λ. Daß der Dichter diesen Unterschied zwischen einigen Rüstungsstücken des Achilleus und allen Rüstungsstücken wirklich macht, beweist auch Π 248 *τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι*, wofür Bethe konsequent, aber doch ohne genügendes Eindringen in den guten Zusammenhang lieber *ξὺν ἐμοῖσι* schreiben würde. Es ist also ganz gewiß so, daß weder Bethe noch Wilamowitz bewiesen haben, daß das Motiv des Waffentausches nachträglich eingeführt sei. Darin hat Fischl ganz recht; ich habe immer betont (es ist dies eben das Beweisthema meines von beiden stark benutzten Aufsatzes im Rhein. Mus. 1904), daß nur der Dichter der Ilias es sein kann, der die Hoplopoiie so von langer Hand einfädelt (vgl. jetzt Pauly-Wissowa-Kroll IX Sp. 1018 Anm. 52). Nur dieser kann auch auf den Gedanken gekommen sein, den waffenlosen Achill schreien zu lassen. Bethes und Wilamowitz' Hypothesen über dies Motiv stellt Fischl mit folgendem Satze einander gegenüber: „Also der schreiende Achill, für Wilamowitz der Anstoß für die Einführung des Waffentausches, ist für Bethe eine unvermeidliche üble Folge der Aufnahme jenes Motivs. Und beide sind ihrer Sache gewiß." Der Unterschied ist, was Fischl zu entgehen scheint, ein Ergebnis der eigentümlichen Methode Wilamowitz', von hinten zu

analysieren[1]). Noch an einer anderen Stelle beruht der Gegensatz hauptsächlich auf dieser Sonderbarkeit. Polydamas warnt davor (*Σ* 243—314), die Nacht über in freiem Felde zu bleiben, aber Hektor weist ihn zurück. „Wir kennen das als notwendig für *X*, das ist also (!) hier benutzt", sagt Wilamowitz. Also *Σ* benutzt das dahinterstehende *X;* so schließt Wilamowitz eben grundsätzlich, Bethe umgekehrt: *X* benutzt *Σ*. Daraus ergibt sich nach Fischl „folgende doxographische Gegenüberstellung, die wohl für sich selbst spricht (gekürzt):

Wilamowitz:	Bethe:
X 100 ff. ist in *Σ* 249 ff. benutzt.	*Σ* 249 ff. ist vom Dichter selbst für *X* 100 ff. benutzt.
Die Einführung des Polydamas in *Σ* ist neben *M* höchst befremdend usw.	*Σ* ist aus *M* ‚entnommen' usw.
Dem Nachdichter des *Θ* lag *Σ* vor usw.	*Θ* ist in *Σ* benutzt.

Sapienti sat!"

Weiter (S. 31 ff.) stellt Fischl einander gegenüber die Ergebnisse stilistischer Urteile bei beiden. Der schreiende Achill ist für Wilamowitz eine Szene von ursprünglicher Schönheit, für Bethe eine krasse Übertreibung. (Das Urteil von Wilamowitz ist wieder hervorgerufen durch seine Methode, von hinten zu analysieren). Ganz verschieden wird auch von beiden der Stil der *Διὸς ἀπάτη* beurteilt; nach Wilamowitz ist sie vom Dichter der Ilias neu gedichtet (Wilamowitz 23), also minderwertig (vgl. S. 317), nach Bethe ist die *ἀπάτη* köstlich und ein altes Einzellied (S. 295). *Ξ* 153—353 und *O* 240 ff. sollen sich nach Bethe stilistisch so unterscheiden, daß dort alles frisch und original, hier geprägtes Material wiederbenutzt sei, während Wilamowitz gerade *O* 240 ff. für größtenteils original hält, *Ξ* 153—353, wie gesagt, für neugedichtet. Nach Wilamowitz ist Sarpedon in *Π* unentbehrlich, („festsitzend"), ursprünglich, die Sarpedonsszene in *Π* alt, „Sarpedons Tod (der ja in *Π* berichtet wird) vor Ilios älteste Geschichte", während die Sarpedonstücke in den früheren (Analyse von hinten) Büchern (*E* und *M*) Zusätze, wenn auch sehr alte sind. Nach Bethe „sitzt" wieder Sarpedon in *M* „fest", die Sarpedonszene in *Π* kommt somit für die alte Patroklie nicht in Betracht. Die „Achäermauer" ist nach Wilamowitz

[1]) Vgl. S. 14.

aus dem *M* (wo sie ursprünglich ist) nach vorn gewandert (man könnte fragen, warum da der Wanderstab bereits in *H* ihrer Hand entfallen ist, oder ernstlich: warum man denn die Mauer in *H* errichtet und nicht etwa in *A* oder *B*?), nach Bethe ergibt die Tatsache, daß die Vorstellung der Mauer, einmal hingestellt, immer wieder erneuert wird, einen genügenden Beweis für die Einheitlichkeit und Planmäßigkeit unserer Ilias. Wie Wilamowitz mit den in seinem Aufsatz über das *Θ* der Ilias übersehenen Versen *I*, 346—356 jetzt verfährt, (Welche Schalen des Hohns würde er über einen „Modernen“ ausgießen, dem eine solche Nachlässigkeit nachgewiesen wäre wie ihm selbst!) wolle man bei Fischl (S. 39) nachlesen. — Die Diomedie ist nach Wilamowitz hocharchaischen Stils und ein altes Einzelgedicht. Nun „sitzt“ die *μῆνις* des Peliden auch in *E* „fest“ (787 ff.), wie Wilamowitz selbst anerkennt. Wilamowitz vermutet also, daß dies ein besonderer Groll des Peliden sei, der mit dem des *A* (und der übrigen Ilias) nichts zu tun habe, den der Dichter des *E* erfinde, um den Achilleus in *E* los zu sein! Bethe, der die Verse in seiner Diomedie auch nicht brauchen kann, behauptet, die Verse „markierten sich als Einschub“, seien natürlich vom Verfasser unserer Ilias. Fischl schließt aus dieser Gegenüberstellung, daß für die kritische Diagnose über das Festsitzen einer Versgruppe entscheidend sei die Rücksicht auf die beabsichtigte Analyse. — Der Eingang des *Δ* ist nach Bethe konsequente Fortführung des *A*, nach Wilamowitz liegen die Voraussetzungen des *A* hier ganz fern. — Ganz verschieden ist auch die Auffassung der *διάπειρα*; nach Wilamowitz ist der Vorschlag Agamemnons zu fliehen von Anfang an als Versuchung angelegt, niemals als ernsthafte Aufforderung zur Flucht gedacht gewesen, nach Bethe war das *B* ein köstliches Gedicht „vom Aufruhr des kriegsmüden, heimwehkranken Heeres. Odysseus war sein Held, der Held des Iliupersis. In ihren Kreis gehörte es. Von Achill wußte es nichts“ usw. — Darin sind beide einig, daß die Patroklie einmal ein selbständiges Gedicht war, das in die Ilias eingefügt wurde. Die zufällige Übereinstimmung zwischen beiden beruht auf beider Abhängigkeit von denselben Vorgängern. Beide glauben immer noch an die Grotesche Hypothese, ja diese ist bei beiden immer noch Angelpunkt der Analyse. Wilamowitz sagt: *Π* kann ja *I* gar nicht kennen; Achilleus will ja hier (*Π* 84) das erreichen, was er im *I* haben konnte und abgeschlagen hat; er schließt natürlich nach seiner Methode, von hinten auszugehen, daß *I* nach *Π* gearbeitet ist. Für Bethe ist dieser Widerspruch zwischen der Ab-

lehnung der Geschenke in *I* und *Π* 85 „daß die Danaer mir das Mädchen zurücksenden und herrliche Geschenke geben“ der schärfste der ganzen Ilias. Mit Recht weist Fischl darauf hin, daß zwischen Bethe und Wilamowitz bezüglich der Einzelheiten dieser „alten Patroklie“ wieder der allerentschiedenste Gegensatz herrscht; aber an diesem für die Homerforschung kritischen Punkte erleidet auch Fischls eigene Beweismethode so etwas wie grundsätzlichen Schiffbruch. Sie beruht ja trotz allem auf einer grundsätzlichen Überschätzung der Bedeutung der beiden Gelehrten, deren Ansichten er einander gegenüberstellt. Ich frage: Ist es da, wo sie einander widersprechen, für einen Dritten unmöglich, zu beurteilen, wie sich die Sache wirklich verhält? Wenn zum Beispiel die Achaiermauer in einer langen Reihe aufeinanderfolgender Bücher in gleicher Weise die Vorstellung beherrscht, kann da die Folgerung zweifelhaft sein? Wenn Wilamowitz alles andere tut als diese Folgerung, die auch Bethe jetzt — wenn nicht eben gern — anerkennt, zulassen, so kann das höchstens das Urteil über Wilamowitz als Homerforscher, nicht aber das über die Sache selbst, beeinflussen. Wenn ferner in *E*, *M* und *Π* sich größere Sarpedonabschnitte finden (obendrein die Vorstellung, daß Sarpedon ein Kämpfer auf troischer Seite ist, auch sonst gelegentlich wachgehalten wird (*B* 876, *Z* 199, *Ξ* 426, *O* 67, vgl. auch *P* 162, *Ψ* 800), so wird daraus meines Erachtens jeder, der nicht etwas Besonderes beweisen will, ebenso wie aus der *βουλὴ Διός*, der *μῆνις*, der Achaiermauer, dem Waffentausch usw. usw., schließen, daß hier überall e i n e Hand ist. Eine weitere Frage wird dann vielleicht sein: Woher mag der Dichter die Figur des Sarpedon haben? usw. Es ist also nicht bloß das Urteil beider Forscher über diese Sarpedonstücke unrichtig, sondern ihre Fragstellung ist grundsätzlich verkehrt; grundsätzlich verkehrt auch ihrer Stellungnahme Ausgangspunkt, daß *E*, *M* und *Π* drei gegeneinander selbständige Gedichte seien. (Das ist eben der Zwangsgedanke, von dem alle diese Zerstückler beherrscht sind.) Auch bezüglich *E* 787 ff. kann es meines Erachtens gar nicht zweifelhaft sein, daß es kein Einschub ist, wie Bethe meint, sondern die Versreihe festsitzt, wie auch Wilamowitz zugibt. Wenn Wilamowitz aber in dieser Versreihe eine neue, besondere *μῆνις* finden will, die mit der des *Α* (und der übrigen Ilias) nichts gemein hat, so kann ich darin nur eine Gewalttätigkeit sehen. Es gibt nach menschlicher Logik nur den einen Schluß, daß auch hier die Hand des Dichters der Ilias steckt, der, was ihm auch immer als Stoff für das *E* vorgelegen haben mag, diesen nach seinen dichterischen Absichten gestaltet. Das beweist

diese Versreihe vom Zorne des Peliden in *E*, das beweist das Sarpedonstück in *E*, und beide zusammen beweisen es erst recht. Wilamowitz und Bethe sind also verschiedener Meinung und haben dabei beide unrecht. So ersetzt denn auch ein consensus beider längst noch keinen Beweis, besonders wenn er sich erklärt aus gemeinsamer Quelle, wie zum Beispiel der Groteschen Hypothese oder aus meinen Darlegungen über die Rüstung des Achilleus. Fischl sagt, durch diesen consensus beeinflußt: Der Widerspruch zwischen den angeführten Versen (*Π* 83—85) und dem *I* ist nun tatsächlich nicht wegzuleugnen, aber er löst sich auf einfachste Weise dadurch, daß die Stelle in *Π* als Interpolation ausscheidet. Daß das zur Not möglich ist, kann ich nicht leugnen, und es ist gewiß, daß Zerstückler der Ilias, wie Bethe und Wilamowitz, wenn ihnen die Stelle so hinderlich wäre, wie sie ihnen willkommen ist, keinen Augenblick zögern würden, mit Nachdruck zu athetieren. Aber die Ausscheidung ist meines Erachtens überflüssig. Es ist ja klar, daß Achilleus immer noch das schöne Mädchen wiederzubekommen wünscht nebst den prächtigen Gaben. Er hat doch darauf in *I* nicht ein für allemal verzichtet, er hat nur den Preis dafür nicht zahlen wollen, den man doch von ihm verlangt: die Unterordnung unter Agamemnon. Fischl erwähnt diese meine Erklärung des vermeintlichen Widerspruches (vgl. Pauly-Wissowa-Kroll IX, Sp. 1013, auch Anm. 30) mit keinem Worte, sondern zieht es vor, zur Annahme einer Interpolation zu greifen, ein Verfahren, in dessen Verurteilung er sonst mit mir übereinstimmt. Es muß dafür schon ein schwerwiegender Grund vorliegen — offenbar liegt der für ihn in der Schwierigkeit, die diese Stelle der Interpretation macht. Mit berechtigtem Unwillen schildert er, wie Bethe mit der Stelle umspringt (S. 54): „mindestens fünfmal übersetzt oder paraphrasiert er diese für seine Deduktion grundlegende Stelle, ohne einmal dem Wortlaut wirklich nahe zu kommen; — er kennt offenbar Bethe als Interpreten und Homerforscher immer noch nicht genügend [1]). Natürlich heißt 84, 85: Damit du mir große Ehre und Ruhm bei allen Danaern erwirbst — wie Fischl erklärt —, aber ich sehe nicht ein, warum das unverständlich sein soll. Es bedeutet: Dein Erfolg, Patroklos, wird allen Achaiern die zweifellose Überzeugung bringen, daß ich, Achilleus, allein helfen kann; vor dieser Einsicht aller Achaier wird des Agamemnon und seiner Umgebung Widerstand gegen meine Forderungen dahinschmelzen [2]). Aber Selbstbeschränkung

[1]) Vgl. Bursian, Jahresber. 1912, I, S. 252 f.

[2]) Es scheint daß man den Gegensatz zwischen „allen Danaern (allen Achaeern)“ und Agamemnon nicht überall faßt. Vgl. S. 4 Anm.

im Erfolge muß ich von dir verlangen, sonst wird das Gegenteil erreicht: ἀτιμότερον δέ με θήσεις. Fischls sachliche und sorgfältige Interpretation verfehlt dadurch das Ergebnis, daß sie moderne und echt deutsche Sentimentalität in den Zusammenhang hineinbringt, die Überzeugung nämlich, daß Achilleus hier „altruistisch und nicht egoistisch" spreche. Nach meiner Meinung spricht er allerdings nicht altruistisch, vielmehr völlig sachlich; also auch nicht eigentlich egoistisch; großsprecherische Scheelsucht ist ganz fern. Um eine ihn ganz in Anspruch nehmende Frage handelt es sich für ihn, um eine Frage, die nicht bloß ihn, sondern Erde und Himmel, Götter und Menschen, in Atem hält; und deren bevorstehende Lösung sollte er verpfuschen durch Sentimentalität? Somit ist auch die Entsendung des Patroklos keine Inkonsequenz des Achilleus, sondern Zielbewußtheit; die durch dessen Eingreifen bewerkstelligte Hilfe wird ihn in aller Augen als den einzigen erscheinen lassen, der noch alles zum Guten wenden kann. So werden denn Agamemnon und die Seinen sich dem Verlangen der Gesamtheit (πάντων Δαναῶν)[1]) nicht mehr versagen können. Achilleus wird sein Recht erhalten. Fischl schließt seine Untersuchung mit dem Ausdruck „der Überzeugung, daß die Einsicht von der Unmöglichkeit derartiger Analysen die einzig mögliche positive Erkenntnis darstellt". Es interessiert noch die Frage, in welcher Richtung er selbst die Lösung der homerischen Frage suchen würde. Er lehnt es ab, „Unitarier" zu sein (S. 56), und äußert unter anderem: „Der Zustand des *Π* erscheint uns als eines der sichersten Argumente dafür, daß die unitarische Ansicht von einem freischaffenden Dichter Homer ebenfalls unhaltbar ist." Das habe ich im VIII. Kapitel meiner Ilias ausführlich auseinandergesetzt und meine dasselbe auch heute noch. Überhaupt steht Fischls Standpunkt dem meinigen nahe, wie er denn auch für meine „Ilias u. i. Q." Worte nicht geringer Anerkennung findet (S. 79). Er findet, daß in der Ilias eine freie, schöpferische Phantasie mit weitgehender Anlehnung an überlieferte Formen und weitgehender Verwendung fertigen Materials gearbeitet hat. Das ist meine Meinung und eines der Beweisziele meines Buches, dem Fischl auch in den bezüglichen Einzelausführungen folgt (S. 4 unten; S. 81). Aber es besteht doch ein grundsätzlicher Unterschied. Ich habe zwar die formelle Anlehnung des Dichters der Ilias in Parallele gestellt mit der stofflichen, habe aber die Grenzen der schöpferischen Tätigkeit des Dichters sehr weit gesteckt. Da hat Fischl Bedenken: „Gerade

[1]) Staatsrechtlich ausgedrückt: des δῆμος.

angesichts dieser weitgehenden formellen Anlehnung möchten wir bezweifeln, daß die inhaltliche Neuschöpfung jenen Umfang erreicht haben könnte, die Mülder ihr zuschreibt" (S. 81 Anm.). Mit diesem Einwande stimmt nicht recht der andere (S. 10), „daß ein Dichter, der mit der Sage völlig willkürlich schaltet, poetische Motive dagegen sklavisch übernimmt und dabei noch mit sonderbarer Pedanterie seine Quelle zitiert, als ein psychologisches Monstrum erscheine". Es ist aber nicht richtig, daß ich der Meinung wäre, daß der Dichter poetische Motive „sklavisch" übernähme, auch stelle ich mir kein „pedantisches Quellezitieren" vor. Ich habe nur dargelegt, daß es mit der Natur dichterischer Produktion zusammenhänge, wenn ein Dichter auf seine literarische Quelle gelegentlich unwillkürlich anspiele. Die im Text und der Fußnote angeführten Parallelen (Die Ilias u. i. Q. S. 39 ff., S. 42 Anm.) lassen sich leicht vermehren, ich habe gerade solche moderne Beispiele angeführt, in denen die Absicht des Quellezitierens keineswegs vorhanden ist, sondern wo sie sicher „unwillkürlich" erfolgt. Fischl meint ferner, daß „nichts uns zwingt, in den sogenannten Quellenreferaten mehr zu sehen als die üblichen, als Schmuck und Stütze dienenden mythologischen (warum mythologischen?) Parallelen eines Dichters, der sein Wissen bei Gelegenheit gern zeigt". Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ist das ein Rothescher Einwand; jedenfalls ist er Geist von dessen Geist, während Fischl sonst über Rothe ähnlich urteilt wie ich. Ich würde fragen können: Woher hat denn der Dichter dieses mythologische „Wissen"? Von seiner Amme oder aus der Literatur? Und wenn Fischl (anders als Rothe) voraussichtlich antworten würde: aus der Literatur, so wäre das ja eben das, was ich meine. Und welche Vorstellung ist nun pedantischer: die eines Dichters, der sein Wissen bei Gelegenheit gern zeigt, oder eines Künstlers, der nach Modellen arbeitet? Ich habe auch niemals behauptet, daß der Dichter der Ilias seine sämtlichen Quellen zitiere, wie Fischl sich vorzustellen scheint, wenn er mir einwendet: es gibt auch „Referate, die Mülder nicht als Quellenhinweise deuten kann, so die Lykurgosgeschichte in *Z* und ebendort die Erzählung von Bellerophontes". Es gibt noch viel mehr fremdes literarisches Gut in der Ilias, über das ich keine Vermutung wage (z. B. über *Α*, über *Σ*, über *Ω*); ich behaupte nur, daß der Dichter der Ilias seine Quellen gelegentlich ebenso verrät, wie andere Dichter und Literaten (Herodot z. B. vgl. die Ilias u. i. Q. 42 ff. 361; auf meinen Aufsatz: „Die Demaratosschrift des Dikaios" [Klio 1913, S. 39—42] möchte ich in diesem Zusammenhange hinweisen) sie unwillkürlich verraten.

Sie verraten sie ja auch nicht jedermann, hängen nicht gerade ein Wirtshausschild aus. Literarische Forschung kann, meine ich, eine solche Quelle hier und da nachweisen. Der entscheidende Gegensatz zwischen uns besteht aber darin, daß Fischl, der von der Schöpfungskraft des Dichters der Ilias eine viel geringere Vorstellung hat als ich, das in der Ilias verarbeitete stoffliche Material für wesensgleich hält mit dem, was daraus geworden, also an alte Lieder, Kleinepen und Großepen von Ilias glaubt. Ich habe, obwohl ich nach den Spuren solcher Dichtung unverdrossen geforscht habe, nirgends solche gefunden, es seien denn die Kriegstaten des Achilleus und der Seinen auf der Troas. Dagegen fand ich Dichtungen von dem Zuge der Sieben gegen Theben, von Meleager, von Herakles, von Nestor und anderen nicht sklavisch, sondern künstlerisch benutzt. Ich schloß aus allem, daß es einen Krieg Gesamtgriechenlands oder auch einer griechischen Symmachie gegen Ilios geschichtlich nicht gegeben haben kann. Offenbar glaubt Fischl an die Realität dieser Dinge, eine Anschauung, die von der meinigen weit abliegt. Und dieser Differenz entspringen denn auch die Ausführungen über das *Α*, besonders über *Α* 413 ff. (S. 60 ff.), wo er nicht bloß gegen Bethes „blamable“ Interpretation, sondern auch gegen Cauer und mich polemisiert. Ich möchte aber doch meinen, daß durch diese Einwendungen meine Schlußfolgerungen keineswegs widerlegt werden. Achilleus ist, wie er selbst auseinandersetzt, persönlich bei dem Kriege gegen Ilios nicht interessiert, die Atriden nutzen ihn nur aus, übervorteilen ihn schon lange grundsätzlich. Wenn er nun obendrein schwer gekränkt wird, müßte er, wenn man rein sachlich urteilt, die Gemeinschaft lösen und nach Phthia zurückkehren. Daß er das nicht ernstlich will trotz seiner Drohung (*Α* 169), mag man gern annehmen. Es mag auch, wie Fischl will, durch das verächtliche und aufreizende *φεῦγε μάλα* Agamemnons (173) „für ihn ohne weiteres unmöglich geworden sein und nicht mehr in Frage kommen“. Aber die Hauptsache ist doch, daß der Dichter will, daß er „bleiben“ soll, daß des Dichters Ziel sein „Bleiben“ ist. Das Mittel dazu läßt der Dichter den Achilleus selbst finden (das *φεῦγε μάλα*, auch der Hinweis der Athene *Α* 212 mögen das psychologisch vorbereiten), Thetis soll den Zeus um seine *βουλή* bitten, den Troern zu helfen, bis sie die Griechen unter schweren Verlusten innerhalb des Schiffslagers bedrängen, damit alle die Folgen der unglaublichen Handlungsweise Agamemnons zu spüren bekommen und auch der Atride selbst sich dessen bewußt wird, was er in blinder Selbstsucht angerichtet hat (*Α* 408—412). Ob

Thetis bei ihrer Zusage Nebenabsichten verfolgt, wie Fischl aus 421, 422 (πολέμου δ' ἀποπαύεο πάμπαν), besonders wohl aus πάμπαν schließt[1]), ist wohl dabei nebensächlich. Gegen seine Ansicht spricht, daß ja Achilleus selbst die Voraussetzung, unter der er bleiben kann und will, formuliert, und daß die Mutter ihm von ganzem Herzen zustimmt. Sie weiß, daß er früh sterben wird (418), wie sollte sie, sehr ungöttlich, den vergeblichen Versuch machen, ihn diesem Schicksale zu entziehen! Nein, was sie bedauert und worüber sie sich entrüstet, ist, daß ihm nicht einmal gewährt wird, worauf er als Entgelt für die Kürze seines Lebens Anspruch hat, daß er ἀδάκρυτος καὶ ἀπήμων bleibt. Nun, da das nicht so ist, wird sie sorgen, daß er seinen Willen bekommt. Das ist, wie ich schon Die Ilias u. i. Q. S. 52 ff. ausführlich dargelegt habe, Hilfskonstruktion für das Bleiben des Achilleus. Die Richtigkeit dieser Darlegung hat Fischl nicht erschüttert.

4. **Cauer**, Gött. gelehrt. Anz. 1917. S. 201—259; S. 513—600.

Von beiden oben besprochenen Büchern hat Cauer sehr ausführliche Anzeigen geliefert, die mehr sein wollen als dies. Was sie wirklich leisten wollen, hat er S. 246 Fußnote angedeutet. Dort bezeichnet er als Zweck seiner Besprechung meines Iliasbuches in der Berl. Phil. Woch. 1912 Nr. 31/32: „aus Mülders Gedanken den richtigen Kern herauszuarbeiten." So sieht er wohl auch seine Aufgabe Bethe und Wilamowitz gegenüber, wenn er es auch nicht mit dürren Worten ausspricht. Das legt uns die Verpflichtung auf, auch unsererseits wieder diesen „richtigen" Kern zu prüfen, schon damit er nicht unbeanstandet sich in den „Grundfragen" ablagert. Zur Ergänzung wolle man den vorigen Bericht (S. 170—180) einsehen.

Für Cauer ist Anfertiger der Ilias der „letzte Redaktor, der den noch immer wuchernden Reichtum vielfältiger Dichtung in den nach Tagen geordneten Verlauf einer zusammenhängenden Handlung einzuspannen unternahm" (S. 246). Ein heroisches Unternehmen! Insoweit hat sich Cauer aber durch meine Auseinandersetzungen über die deus ex machina-Technik des Iliasdichters beeinflussen lassen, daß er zur Überzeugung gekommen ist, „daß unter den Hilfsmitteln, deren sich der letzte Redaktor zur Verknüpfung bedient hat, die Erscheinungen und Eingriffe der Götter den breitesten Raum einnehmen". Sehr wohl; aber dient diese ganze Technik

---

[1]) Ich bezweifle sogar die Richtigkeit von Fischls Erklärung, der πάμπαν zeitlich = „für immer" zu fassen scheint, wogegen das νῦν in v. 421 spricht; ich verstehe πάμπαν = „völlig".

nur der Herbeiführung der Tageinteilung: es ward Abend, es ward Morgen: der erste Tag? Cauer fehlt die Gabe, einen fremden Gedanken, der ihm einleuchtet, folgerichtig durchzudenken, sonst müßte er ja einsehen, daß diese Technik unendlich größeren Zwecken dient [1]). Die Zwangsvorstellung, daß in der Ilias viele Dichter und überall andere tätig seien, veranlaßt ihn zu der Behauptung (S. 246) „ich hätte den Fehler begangen, die deus ex machina-Technik für das Eigentum und die Erfindung dieses einen Mannes (des Dichters, den Cauer den letzten Redaktor nennt) zu erklären, der durch den Heraklesschwank angeregt worden sei. Wo habe ich einen solchen Gedanken auch nur angedeutet? Ich unterscheide vielmehr entschieden zwischen der äußerlichen, zusammenhangslosen deus ex machina-Technik (Die Ilias S. 119 f.) und der zusammenhängenden Regie des Gesamtgeschehens, dem „himmlischen Zwist“ (S. 121), der um die Ausführung der *βουλὴ Διός* (*Διὸς δ᾽ ἐτελείετο βουλή*) ausgefochten wird. Dieser Ratschluß des Zeus mit Achilleus ist meines Erachtens eine Nachbildung des Ratschlusses des Zeus mit Herakles, wie ich das näher dargelegt habe (Ilias S. 117—144). Daß der Dichter der Ilias aber jene zusammenhangslose deus ex machina-Technik erfunden habe, habe ich niemals behauptet; ich habe nur dargelegt, daß sie in der Ilias in der gleichen, ganz eigentümlichen Weise immer aufs neue verwendet wird. Der eigentümliche und gleiche Gebrauch eines gleichen und eigentümlichen Kunstmittels gehört für mich allerdings zu den Beweisen der Einheit des Werkes und Verfassers. Daß Bethe in der Frage des deus ex machina wie in sehr vielen anderen Dingen meine Ilias ausgiebig benutzt, obwohl er es schämig verschweigt, wird Cauer nicht entgangen sein. Trotzdem führt er ihn zur Stützung seiner Zwangsvorstellung gegen mich ins Feld. So einfach wie Mülder, sagt Cauer, denkt sich Bethe die Sache nicht. „In seinen Anfängen war der Götterapparat bereits in der Menis zu beobachten usw.“ Habe ich den Götterapparat in der Menis etwa nicht beobachtet? Habe ich ihn nicht konstatiert und studiert von *A* bis *Ω*? Nur das ist mein „Fehler“, daß ich nicht a limine überzeugt bin, daß in *A* ein anderer die deus ex machina-Technik handhabt als in *B*, *X* oder anderswo. Aber für Bethe und Cauer ist *A* älter als *B* oder *B* älter als *A* (wie es jedem gerade einfällt), und somit ist die deus ex machina-Technik hier „in den Anfängen“, dort „entwickelt“. Das wäre noch etwas, wenn uns diese Zerstückler zeigen wollten, w i e sich die Technik

---

[1]) Die Ilias u. i. Q. S. 117.

„in den Anfängen" von der „entwickelten" unterscheidet[1]). Die Sache ist also die, daß Bethe meine Gedanken ganz souverän übernimmt und sie dann ebenso souverän seiner Grundansicht angleicht. Und Cauer nennt so etwas: die Sache sich nicht so einfach denken wie Mülder! Schließlich rügt Cauer dann auch Bethe, weil er „das Problem (die Entwicklung des Götterapparats), das doch wieder einen eigenen Weg eröffne, um in das innere Wachstum des Epos einzudringen", nicht angreife. Es ist geradezu belustigend, wie Cauer solche Probleme auf Schritt und Tritt auftauchen sieht und ihre Erledigung von anderen verlangt, ohne daß er selbst eins auch nur mit dem Finger anrührt. Freilich in diesem Falle würde selbst er sich wohl überzeugen müssen, daß es „Schichten" in dieser Hinsicht nicht gibt.

Für Cauer ist ferner die Frage sehr wichtig, ob zu der Ilias, nachdem sie vollendet war, noch nachträgliche Zusätze gemacht sein könnten, sei es von Fremden, sei es vom Verfasser selbst (S. 248). Bethe gibt (S. 70) die Erklärung ab, daß er den Weg der Annahme von Interpolationen, ohne die weder Nitzsch noch Rothe ausgekommen seien, nicht gehen könne. Bethe vergißt zu sagen, daß er aus einem Saulus ein Paulus geworden ist, daß er nunmehr m e i n e n Weg, den in meiner Ilias vorgezeichneten Weg geht, für den er bei der Anzeige meines Buches nur Hohn und Spott hatte. Über meine Stellung zur Interpolationstheorie habe ich mich auch im vorigen Berichte S. 308 f. ausgesprochen. Anscheinend hat auch diese Darlegung ihren Eindruck auf Bethe nicht verfehlt. Jedenfalls ist er jetzt rechtgläubiger als ich selbst. Denn warum sollte es nicht möglich sein, daß nachträgliche Zusätze zu dem fertigen Werk gemacht wären? Eine retractatio durch den Verfasser selbst halte ich allerdings für weniger wahrscheinlich; für unwahrscheinlich, daß wir Spuren einer solchen mit einiger Wahrscheinlichkeit sollten nachweisen können. Aber warum sollte ein Fremder nicht eine Erweiterung versucht haben können? Warum soll z. B. die Dolonie oder der Katalog nicht später eingefügt sein können? Ich bin weit entfernt, die Möglichkeit zu leugnen, ich fordere allerdings Beweise, daß es wirklich geschehen ist, und Widerlegung der guten Gründe, die für die Ursprünglichkeit beigebracht sind. Ein *φασί* des Schol. (für *K*), ein Einfall Grotes (für *I*), die Übersetzung der Überschrift *κόλος μάχη* = abgerissene Schlachtbeschreibung durch Wilamowitz überzeugt mich nicht. Vielmehr bin ich ganz im Gegensatze zu Cauer der Überzeugung, daß bislang die Gegengründe das Feld siegreich

[1]) Vgl. Nr. 35.

behauptet haben. Für diesen ist nämlich die theoretische Möglichkeit, daß spätere Erweiterungen stattgefunden haben können, ein aufgesperrtes Tor, um Scharen von „Eindichtern“ auf das „fertige“ Werk loszulassen. Dabei denkt er nicht folgerichtig genug, um zu erkennen, daß diese Flut von späteren Zu-, Ein- und Nachdichtern seinem „letzten Redaktor“ ein unrühmliches Ende bereitet. Denn es redigierte zum Beispiel doch auch der Mann, der nach Wilamowitz und Cauer das *Θ* zusammenflickte und so unter Aufnahme von *I* und *K* eine Brücke baute von „irgendwo in *H*“ bis zum *Λ*. Schuf er doch auch mindestens noch die „Achäermauer“ in *H*, und wenn Wilamowitz und Cauer den Konsequenzen ihrer Theorien genauer nachgehen möchten, so würden sie finden, daß dieser „Brückenbauer“ auch an der übrigen Ilias herumredigiert haben muß. Und ebenso wäre zu urteilen von dem späten „Redaktor“, der die ἆθλα und λύτρα unter Ausmerzung der Schändung von Hektors Leiche „an“dichtete. Muß doch dieser Mann das *X* gründlich umredigiert haben, und es dürfte auch die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, daß er die Bücher *Π* bis *Φ* nicht unangetastet gelassen hat. Schließlich wolle man sich erinnern, daß Cauer hinter diesen letzten und allerletzten Redaktoren auch noch die Redaktionskommission des Peisistratos in Stärke von vier Mann aufmarschieren läßt — und so erhält man den „herausgearbeiten richtigen Kern“ der Lehre vom „letzten“ Redaktor.

Auf welcher Stufe der Homererkenntnis wir heute stehen, kann eine ganz kurze Betrachtung zeigen. Die Ilias enthält zahllose Sonderbarkeiten (Anstöße), die einer Erklärung bedürfen; man fand diese in der Annahme einer ursprünglichen Selbständigkeit von Teilstücken. Sehr unbekümmert und sehr sorglos behauptete man ursprüngliche Selbständigkeit von immer neuen Teilstücken nach kaleidoskopisch wechselnden Vorstellungen. Bei näherer Nachprüfung zeigte sich jedoch, daß alle diese Teilstücke, für die ursprüngliche Selbständigkeit behauptet wurde, ohne jede Ausnahme nach vorwärts und rückwärts fest im Zusammenhange sitzen, ja daß sie nur aus diesem verständlich sind. Ich persönlich habe, ohne diese Anstöße zu leugnen, auf diese dem modischen Lösungsversuche widerstrebende Tatsache immer aufs neue hingewiesen — mit ebenso unbestreitbarem wie merkwürdigem Erfolge. Der Tatsache nämlich, daß alle diese Teilstücke, wie man sie auch begrenzen möge, nach vorwärts und rückwärts zweifellosen Anschluß haben, ja ohne das Ganze gar nicht zu verstehen sind, können sich jetzt weder Wilamowitz noch Cauer mehr entziehen, ganz zu schweigen

von Bethe, dem eigentlich nur noch seine eigene Vergangenheit, vielleicht auch die Rücksicht auf die fanatische Homerorthodoxie den Weg zur besseren Einsicht verschließen. Aber da man an einen einzigen Dichter nach Wilamowitz durchaus nicht glauben darf — nicht darf, bei Strafe des Ausschlusses aus dem Tempel der Wissenschaft, so entzieht sich Cauer, indem er Wilamowitz' oben geschildertes Verfahren zu analysieren generalisiert und vervollständigt, der Konsequenz jener Tatsache dadurch, daß er von den Hinweisen nach vorwärts behauptet, daß die Dichter von Teilstücken jedesmal durch sie diese Teilstücke vorbereiteten und von den Hinweisen nach rückwärts, daß dadurch die Verfertiger von Teilstücken zu ihrer dichterischen Aufgabe „angeregt" worden seien. So entspringen zum Beispiel die Bücher *B* und *ΓΔ* „Anregungen" aus späteren Kampfschilderungen: „auf die Vorgeschichte des Krieges zurückzugreifen, seine Ursachen und seinen Preis vor Augen zu führen, Aulis als Ausgangspunkt des Zuges anschaulich (!) zu machen, die Hauptpersonen dem Hörer vorzustellen, dieser Gedanke hat so an Triebkraft erst gewonnen, als von kühnen Taten und blutigen Kämpfen um die Stadt viel gesungen und gesagt war" (S. 249 f.). Ähnlichen „Anregungen" entsprang das *A*: „Vom Groll des Peliden mag (!) früher erzählt worden sein als von seinem Streit mit Agamemnon." Man denke sich in diese kranke Logik einmal hinein! Irgendwo in der Ilias wurde erzählt, Achill sei böse gewesen, Gott weiß weshalb; ein „Anregungen" suchender „Nachdichter" fand diese Stelle, in welcher ein Grund für den Zorn des Achilleus (natürlich!) nicht angegeben war, und so erfand er nun als Grund — einen Streit mit Agamemnon und dichtete das *A*[1]): Wie sich Cauers Materialismus mit dieser „Anregungstheorie" — die „Anregung" muß doch dichterische E r f i n d u n g zur Folge haben — vereinen läßt, bleibt unerklärlich. Aber vielleicht meint Cauer von all diesen Dingen, was Wilamowitz gelegentlich trotz seines Bekenntnisses zur Poetenerfindung, in der Cauer ὕβρις sieht[2]), dekretiert: „die Geschichte stand soweit fest."

Drittens: Cauer glaubt immer noch an die Zulänglichkeit der bekannten Kriterien für seine Schichtentheorie trotz des katastrophalen Zusammenbruchs, der eins nach dem anderen ereilt hat; er sagt (S. 252), den Mißerfolg der Betheschen Analyse erklärend: „das wäre von selbst (!) anders gekommen, wenn vergleichende Be-

---

[1]) Vgl. Nr. 3 S. 34.
[2]) Vgl. unten S. 45.

trachtung sich von vornherein auf Gesichtspunkte wie Sprache, Kultur, Götterglauben, poetische Technik erstreckt hätte, dann würde die Lagerung von Schichten unmittelbar (!) hervorgetreten sein." Wenn der Erfolg einer solchen vergleichenden Betrachtung so sicher wäre, wie Cauer es vorgiebt, warum leistet er nicht selbst eine solche Analyse, nicht eines einzelnen Buches, sondern der ganzen Ilias [1]). Ich gehe jede Wette ein, daß ein solches Unternehmen auf ein Tohu-wa-Bohu hinauslaufen würde, das selbst in der Homerwissenschaft Aufsehen erregen könnte.

Cauer glaubt, wie gesagt, immer noch an die peisistratische Kommission und an die welterschütternde Bedeutung des „Gesetzes", daß an den Panathenäen jeder Rhapsode da fortzufahren hatte, wo der Vorgänger aufgehört. Während nun Bethe meint (S. 213), daß dies „Gesetz" ein Literaturwerk voraussetze, sagt Cauer (S. 203): „Dem Gedanken muß ich widersprechen. In einer Zeit, die noch keine literarischen Gewohnheiten hatte, da mündlicher Vortrag der alten Dichtungen wie mancher neu entstandener noch das Beliebte und ganz Gewöhnliche war, während die Rhapsoden den poetisch geformten Stoff, den sie in gedächtnismäßiger Übung erlernt hatten, als teuren Schatz — im geistigen und materiellen Sinne — hüteten und hegten, wie konnte da eine schriftliche Fixierung und Bearbeitung bereits zu solchem Ansehen gelangt sein, daß es geboten gewesen wäre, sie dem Rhapsoden als Norm hinzustellen? Wo war denn das Publikum, dessen Lesebedürfnis einen Autor locken konnte, es zu befriedigen, das dann so eifrig las und in kurzer Zeit die umfangreichen Werke so oft gelesen und sich so vielfach darüber verständigt hatte, daß man ihm innerhalb des vertrauten Bestandes keine Abweichung mehr zumuten durfte ...... Nicht das Gesetz ist dem Literaturwerk zuliebe erlassen worden, sondern das Literaturwerk ist geschaffen worden, um die Durchführung des gegebenen Gesetzes möglich zu machen." Das ist noch das Lallen aus den Kindheitstagen der Homerkritik. Wie mit solchen Ansichten die Zustimmung zu Wilamowitzschen oder Betheschen Eindichtern, die von einer bestimmten Stelle zur anderen Brücken schlugen, zu immer neuen Überarbeitungen, Wegschneidungen, Zusätzen zu vereinen ist, darüber scheint Cauer sich keine Sorge zu machen.

Daß Cauer Materialist vom reinsten Wasser geblieben ist, wird kaum jemand wundern. Unbegreiflich aber ist es, daß er immer noch

[1]) Wie Cauer schon in der Anwendung eines einzigen Kriteriums (Inhalt der Kampfschilderungen) auf ein einziges Buch gescheitert ist, darüber vgl. o. S. 73 ff.



für die wunderliche Ansicht eintritt, daß die in der Ilias eingestreuten Sagen, „die im Mutterlande spielen“, „von Kentauren und ihrem Kampfe gegen die Lapithen, von den Taten und Leiden des Herakles, vom Zuge der Sieben gegen Theben, von der kalydonischen Jagd und der Belagerung der Ätolerstadt, die Meleagros verteidigt“, aus der Heimat „mitgebracht“ seien. Er zieht eben die bodenlosensten Einfälle der einfachen Vorstellung vor, daß die Ilias ein Literaturwerk ist, geschaffen auf der Grundlage einer reichen, mannigfaltigen Literatur.

Diese Ansicht, die ich zuerst in meiner Ilias vorgetragen habe, ist Cauer nicht einmal erwägenswert. Und doch billigt und empfiehlt er eine nicht unerhebliche Anzahl meiner „Entdeckungen“, wie er freundlich sagt, die alle nur die einzige Folgerung zulassen, daß die Ilias ein Literaturwerk ist, geschaffen von einem Dichter besonderer Art, der sich in seinem Schaffen beeinflussen ließ von mannigfaltiger, hauptsächlich nichttroischer Literatur.

Die Besprechung des Wilamowitzschen Buches durch Cauer kann den Eindruck nur vervollständigen, daß die Lage der zerstückelnden Homerkritik hoffnungslos ist. Trotz äußerster Rücksichtnahme und dem unschwer erkennbaren Bestreben, wenn irgend möglich, dem Manne zuzustimmen, der das anerkannte Schulhaupt der Zerstückler ist, sieht sich Cauer ganz überwiegend zum Widerspruch genötigt. Für diese Rücksichtnahme ein Beispiel: Cauers „feineres Gefühl“ (S. 547) wird nicht im geringsten in Schwingungen versetzt durch die ungeheuerliche Überhebung, mit der Wilamowitz alle Modernen, auch Cauer selbst, ohne sie gelesen zu haben, als „Wust“ abtut. „Kein Verständiger wird ihn deswegen schelten,“ sagt Cauer und schließt dann an diesen selbstverleugnenden Satz eine sehr bescheidene Vorhaltung. Nur ein einziges Mal (S. 550) empfindet er Wilamowitz' Art als ὕβρις, nämlich da, wo er sein heiligstes Dogma, den Materialismus, anrührt [1]). Wilamowitz' ganzes Buch ist ein immer wiederholtes sic volo, sic jubeo, dagegen zu protestieren ist meines Erachtens sittliche Pflicht für jeden, der dies Verhältnis durchschaut, gerade weil der Verfasser soviel geleistet hat und für so viele Autorität ist.

Wilamowitz' Grundvorstellung: Homer, Urheber des Ilias: ein

[1]) Gegenüber der Poesie ist das alles Schnickschnack, ist alle Historie Schnickschnack. — Das ist sehr richtig; wenn Wilamowitz diesen Satz nur nicht selbst so oft vergäße.



jonischer Dichter widerstreitet Cauers äolischer Neigung, seiner peisistratischen Kommission und athenischen Edition, doch scheint er zuzustimmen (S. 510); offenbar glaubt er seinen Äolismus in den Falten der Wilamowitzschen Theorie immer noch unterbringen zu können. Auf Dörpfelds Einfälle, die nur aus äußeren Gründen ein gewisses Aufsehen machten, hat sich Cauer gar zu gründlich festgelegt — Wilamowitz' grober Angriff auf Dörpfeld ist ihm daher nicht wenig peinlich. — Wilamowitz erkennt jetzt (wie ich) an, daß die homerischen Dichter unter Verszwang gestanden hätten, daß ihnen der Hexameter große Schwierigkeiten mache, daß die Sprache des Epos kein natürlicher Dialekt war, sondern eine Kunstsprache. Cauer stimmt zu, obwohl sein Äolismus dabei in die Brüche geht. Mehr nach seinem Herzen war Wilamowitz' frühere Theorie, „mit der er uns vor einigen Jahren überraschte", die homerische Sprache gehöre einer Zeit an, in der sich Jonisch und Äolisch noch nicht voneinander gesondert hatten. Cauer fragt nicht, woher dieser Umschlag ins völlige Gegenteil stammt, der ohne jede Begründung und ohne Erwähnung der früheren Ansicht vorgenommen wird. Ist es nicht wahrscheinlich, daß Wilamowitz doch dem „Wust" der Modernen, den er nicht liest, mehr verdankt, als er sich erinnert? Vielleicht steht nun auch Cauer dieser meiner Meinung (Kunstsprache, Hexameter ein schwieriger Vers, Verszwang), nachdem eine Autorität wie Wilamowitz sie zu der seinigen gemacht hat, freundlicher gegenüber. Ob dies Urteil von einem Dichter, dem der Ilias nämlich, zu gelten hat oder den homerischen Dichtern, darüber können wir uns nachträglich unterhalten; das aber ist Cauer als Kenner der Geschichte der Homerkritik wohl bekannt, daß man die „Kunstsprache" ebendeshalb leugnete und bekämpfte, weil sie der Entstehungstheorie sehr hinderlich war; denn folgerichtig führt auch diese Gedankenreihe auf „einen" „Kunstdichter". Sie ist der Gegenpol des Wolfianismus. Es ist also erklärlich, daß Cauers Zustimmung eine recht gequälte ist. Entspränge sie seiner völligen Überzeugung, so würde er mir bereits zugestimmt haben, als ich sie in meiner Ilias aufs eingehendste begründete. — Vor dem jonischen Homer liegen nach Wilamowitz äolische Lieder. Praktisch macht er aber von dieser These kaum noch Gebrauch. Er fragt nur: wie kam es, daß das Jonische das Äolische ablöste? Der Hexameter war jonische Neuerung, sagt Wilamowitz. Lebhaft stimmt Cauer zu (S. 518), und doch ist dies Dekretum völlig willkürlich und bedeutet den Tod für seinen Äolismus. Auch liegt meines Erachtens das Gegenteil auf der Hand.

Über die Kriterien der Schichtensonderung urteilt Wilamowitz sehr geringschätzig. Cauer hat sich auf diese Dinge zu sehr festgelegt, als daß er seine Position aufgeben könnte. Er behauptet vielmehr auch Wilamowitz gegenüber: „Recht vorwärts dringen kann man nur durch eine Betrachtung, die alle Gesichtspunkte — Sprache, Versbau, Kulturstufen, geschichtlichen Hintergrund, Sagenentwicklung, Religion, endlich Stil und Kompositionsweise, zuletzt den Aufbau der Handlung — gleichmäßig ins Auge faßt.“ Daraus folgt, daß auch nach dem wohlwollenden Urteil eines Parteigenossen selbst das Schulhaupt „nicht recht vorwärts gedrungen“ ist. Zu der ganzen Frage ist zu sagen, daß durch eine solche Betrachtung nützliche Erkenntnis hie und da zu gewinnen sein wird; man muß aber ein Auge nicht bloß für Verschiedenheiten, sondern auch für Übereinstimmungen haben und nicht von vornherein überall andere Dichter sehen wollen. Dieser feste Wille, von dem Cauer ebensogut beseelt ist wie Wilamowitz, bedarf, wie des letzteren Buch beweist, solcher Weitläufigkeiten nicht. Das gehört zum Wust, durch den man sich nicht beschweren läßt.

Auch in der Behandlung der *διάπειρα* berührt sich Wilamowitz nahe mit mir (Die Ilias u. i. Q. S. 107 ff. Wilamowitz S. 264, 271). Auch hier wäre es mir sehr erfreulich, wenn wir unabhängig voneinander zu der Ansicht gekommen wären, daß sich dort unter heroischer Gewandung ein ganz aktueller Körper birgt. Ich hatte zeigen wollen, daß der Dichter in der *διάπειρα* nicht überlieferten troischen Stoff gestalte, alte Trojalieder verarbeite, sondern daß hier eine — der Idee nach — freie Schöpfung vorliege, in der jonisches Leben pulsiere. Wilamowitz bringt diesen Gedanken unter seiner Grundvorstellung von einer Unzahl homerischer Dichter so an: „ein homerischer Einzeldichter (ein Spätling natürlich) gebrauche hier das homerische Epos als Gefäß für Aktuelles, weil man noch keine andere Darstellungsform als das Epos hatte.“ Cauer stimmt zu trotz seines Materialismus und plätschert dann in dieser Idee munter fort. Und doch müßte er sehen, daß dies Aktuelle nur für den Gesamtzusammenhang der Ilias und nur für diese Stelle gedichtet sein kann, daß es als Einzelgedicht, an dem das Heroische nur Gefäß wäre, unverständlich, ja unsinnig wäre. Meinen geraden Gedanken berücksichtigt Cauer überhaupt nicht, offenbar weil er auf einen (antikisierenden) jonischen Dichter führt, seiner Umbiegung durch Wilamowitz stimmt er bei.

Wilamowitz spricht ziemlich viel von Poetenerfindung und Poesie, gegen die alles, auch alle Historie Schnickschnack sei. Trotzdem

ist er in der Beurteilung des Göttlichen in der Ilias reinster Materialist, er findet hier überall objektives Verhalten. „Apollo bleibt der feindselige Troergott, Patroklos und Achilleus müssen ihm erliegen“ (Wilamowitz S. 289). Von wem geht dies „Müssen“ aus? In der Poesie muß nichts geschehen, als was der Dichter will. Möglich, daß er die Angabe, daß bei dem Fall des Achilleus, den die Ilias ja nicht erzählt, der feindliche Landesgott seine Hand im Spiele gehabt habe, einer Quelle verdankt, wie ich in Kap. VIII und IX meiner Ilias wahrscheinlich zu machen versucht habe. Es ist auch möglich, daß hinter dem Phöbus dieser Iliasstellen der feindliche Landesgott der Quelle steckt; aber wie denkt sich Wilamowitz das Verhältnis? Die Kolonisten der Troas haben nach ihm in Phöbus Apollo immer den ihnen feindlichen Landesgott gesehen; die von ihren Sängern ausgebildete Achilleussage konnte also kaum anderen Ausgang nehmen, als daß Patroklos und Achilleus ihm erlagen. Die Dichtung reflektiert also nur etwas Objektives. Das ist noch der Wilamowitz der Sitzb. d. Berl. Akad. von 1906, ein Rationalist und Materialist vom reinsten Wasser, ein Forscher nach Cauers Herzen (S. 522 f.)[1]. Im übrigen vermißt Cauer auch bei Wilamowitz das Suchen nach Entwicklung in der Art, wie die Götter an der Handlung teilnehmen.

Mit Wilamowitz' Behandlung der Gleichnisse in der Ilias ist Cauer mit Recht nicht einverstanden (S. 524—528). Wilamowitz' Bestreben ist, Stilunterschiede herauszustellen zur Stützung seiner ohne Zweifel vorher fertigen Analysen. So entstehen Stilurteile wie S. 297 Anm. über Δ 422, 433, 452: „etwas konventionell, sehr gut gewiß, aber das ist mehr gewöhnlicher Stil,“ die völlig willkürlich, wie sie sind, auf den Laien den Eindruck abgeklärtester Einsicht machen. Auch Cauer fände in den Gleichnissen gern Entwicklungsstufen, Schichten, Stilunterschiede, aber vor dieser Höhe der Erleuchtung ist ihm offenbar bange. Nach meiner Überzeugung fällt an der ganz großen Überzahl der homerischen Gleichnisse mehr die Gleichförmigkeit (vor allem in der Anknüpfung, dem tertium comparationis) auf als Unterschiede (vgl. Die Ilias u. s. Q., S. 238 ff.).

In einem weiß sich Cauer mit Wilamowitz eins, in der Auffassung, daß die Kritik, die sie üben, „den Genuß nicht zerstöre, sondern steigere“ (Cauer S. 529, Wilamowitz S. 168). Die Hauptsache für beide ist, daß man „aus der Ilias viele bedeutende Dichter

[1]) Vgl. den vorigen Jahresbericht S. 197 f.

vernimmt" (Wilamowitz S. 327). Dem, was dann Wilamowitz über den Unterschied zwischen ihm selbst und Anfängern bezüglich der Fähigkeit, Stilunterschiede zu erkennen, äußert, stimmt er aber nur noch gequält bei (was Wilamowitz hier stolz von sich sagt, nennt Cauer eine „allgemeine Erfahrung"), kann er sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß Wilamowitz Kriterien der Stilunterschiede überhaupt nicht kennt, sondern ganz willkürlich urteilt und aburteilt. Solchen Kriterien hätte Wilamowitz nach Cauers Meinung nachgehen müssen; er hätte sie gefunden, meint er, in den Gleichnissen, den Göttererscheinungen und nicht zum mindesten in — der Technik der Kampfschilderungen, die „für große Partien der Ilias grundlegend" sei. In dem letzten Punkte erlebt Cauer eine schmerzliche Enttäuschung: Wilamowitz hatte vor Jahren die Schrift von Hedwig Jordan über die Technik der Kampfschilderungen lebhaft begrüßt, worauf denn auch Cauer in dieser Schrift viel mehr sicheres Ergebnis fand, als sie wirklich enthält. Ja, er begab sich selbst auf das Gebiet der Kampfschilderungstechnik und stützte damit seine frühere Ansicht über das *M* [1]). Und nun muß er erleben, daß Wilamowitz weder von Hedwig Jordans Ergebnissen noch ihrer Fragstellung irgendeinen Gebrauch macht! Aus dieser Erfahrung sollte Cauer die Lehre ziehen, Launen eines großen Mannes nicht für mehr zu nehmen, als sie sind. Übrigens ist Hedwig Jordan die einzige nicht, die ausgewählt und bald verworfen wurde.

Wilamowitz ist, alles in allem gesehen, bei Lachmann, Grote, Kayser, Friedländer stehen geblieben, von dem modernen „Wust" (wozu doch auch Hedwig Jordan gehört), hat er genau soviel aufgenommen, als sich in das Prokrustesbett des alten Dogmas einzwängen ließ; Cauer nennt das, die Arbeit Lachmanns, Grotes, Friedländers „mit Bewußtsein aufnehmen und in verändertem Geiste weiterführen". Nun, wie dieser veränderte Geist beschaffen ist, habe ich ausreichend dargelegt an der Art, wie mir Wilamowitz meine Darlegungen über die *διάπειρα*, die *ὁπλοποιία*, die Benutzung der Elegie besonders in *N* umgebogen hat im Sinne des Dogmas, um sein Verfahren zu krönen mit der Anmerkung über meine Tyrtäosthese. Nicht die Form dieser „Widerlegung" ist das schlimmste, auch nicht, daß er kompositionskritische, durch ein gutes Schol. gestützte Gründe mit metrischen zu beseitigen versucht, sondern daß in dieser Anmerkung allein die Erinnerung lebendig wird, wie

[1]) Vgl. Nr. 11 o. S. 73 ff.

ausgiebig er meine doch nicht gerade alltäglichen Beobachtungen (meine zahlreichen „Entdeckungen“, wenn ich das Wort Cauers, um das Besondere dieser Beobachtungen zu kennzeichnen, einmal gebrauchen darf) sich angeeignet hat. Es ist zwar das Los der Kleinen, von den Großen verspeist zu werden, aber sie werden sich leichter darein schicken, wenn diese Prozedur mit einiger Grazie vollzogen wird; und wenn es auch wahr ist, daß die Kärner scharwerken müssen, damit die Könige bauen können, so müssen doch die Könige nicht gerade über die Leichen ihrer fleißigsten Kärner dahinkutschieren wollen.

Wilamowitz warnt vor der „nur zu leicht aufkommenden und doch ganz haltlosen Vorstellung, daß das Ältere immer zugleich das Bessere sein müsse“ (S. 233). Das ist auch eine These, auf die Wilamowitz nicht von selbst gekommen ist; Cauer bekennt sich jetzt auch zu ihr, und Bethe hat sie schon bei seiner Anzeige meines Buches zu dem „Guten“ gerechnet, was es doch auch enthalte (vgl. Die Ilias u. i. Q., Kap. I). Für Wilamowitz bedeutet diese These übrigens nur den Fall einer Schranke für seine Willkür.

Wilamowitz meint, daß die *λύτρα* einst unmittelbar an *Ψ* 256 anschlossen, daß also die *ἆθλα* nicht gemeinsam mit den *λύτρα* angefügt wurden; außerdem sollen sie als Einzellied bestanden haben. Cauer erklärt dazu, daß das wohl niemand werde nachweisen, außer Wilamowitz auch wohl niemand behaupten wollen. Cauer unterschätzt da die verheerende Wirkung solcher Einfälle von Autoritäten. Seine eigene Ansicht ist, daß *ἆθλα* und *λύτρα* zugleich „aufgenommen“ seien. Auch das wird, meine ich, niemand beweisen und heute außer Cauer auch niemand mehr behaupten wollen, niemand, der selbst urteilen kann. Solche Meinungen sollten mit Rücksicht auf diejenigen, welche geführt sein wollen, viel zurückhaltender geäußert werden.

Die sogenannte *ἀνακεφαλαίωσις* (*A* 365) hält Wilamowitz für echt; ist nicht auch diese Ansicht „modern“? Cauer stimmt zu, er verdanke diese Erkenntnis Roemer. Ich habe das Stück mehrfach erläutert (Die Ilias u. i. Q. S. 336 Anm. und Pauly-Wissowa-Kroll IX, Sp. 1006 Anm. 6). Über den eigentlichen Zweck sind wir aber verschiedener Meinung, Wilamowitz sieht in dem Stück einen „Prolog“, der an die zweite Stelle gerückt sei [1]), Cauer glaubt, so wie Achilleus die Sache darstelle, solle Thetis sie

[1]) Cauers Einwand, daß höchstens die vier ersten Verse Vorgeschichte bringen, ist zutreffend.



sehen (dagegen spricht *A* 365 οἶσθα τι ἦ τοι ταῦτα ἰδυίῃ πάντ' ἀγορεύω); ich meine, so sollen **wir** sie sehen oder so sieht es Achilleus, so subjektiv stellt sich **ihm** das Geschehene dar, und das müssen wir wieder wissen, da sein ferneres Verhalten durch die ganze Ilias (vgl. vor allem *I*, *Π*, *T*) durch diese Subjektivität seines Auffassens bedingt ist.

Wilamowitz darf, weil ihm die Grotesche Theorie, die Ursprünglichkeit des *I*, Angelpunkt der Analyse ist, nicht sehen, daß *I* die Konsequenz des *A* ist, und so versteift er sich denn auch darauf, daß es dem Achilleus nur um das Mädchen und die herrlichen Geschenke zu tun sei. Mit Recht weist Cauer darauf hin, daß ihm Wiederherstellung seiner Ehre voransteht. Das ist die von mir immer wieder betonte Auffassung, ein Schlüssel zum Verständnis des Ganzen, der Schlüssel zum Verständnis des *I*. Denn das Mädchen und herrliche Geschenke werden dem Achilleus dort geboten, aber keine Wiederherstellung seiner Ehre. Dies Angebot muß er ablehnen, ebenso wie er schon Nestors Vermittlungsvorschlag in *A* ablehnte. Cauer wendet sich mit Recht gegen Wilamowitz; er sagt sogar: „Halten wir uns an den Charakter des Achilleus; in *I* weist er die Geschenke geringschätzig ab, in *T* nimmt er sie nicht viel weniger geringschätzig an" (*T* 147 ff.). Das ist meine Argumentation, aber nach Cauer gehört zwar *T*, aber nicht *I* zum alten Bestande der Ilias; nach ihm ist *I*, nachdem es als Einzellied bestanden, mit einem anderen Einzelliede (*K*) durch den Verfasser des *Θ* angedichtet worden. Zwingt nicht vielmehr das Zugeständnis, daß überall (in *A*, *I* und *T*) der nämliche feine, sonderliche Faden gesponnen wird, zu einem Schluß auf den nämlichen Verfasser? Für Wilamowitz ist Achilleus kein ehrliebender (oder gar ehrgeiziger), sondern ein raffgieriger Herr — zum Beweise für seine Behauptung holt er den Odysseus heran, der χρήματ' ἀγυρτάζων nach Thesprotien gehe. Auch die schönste Parallele kann falsche Exegese nicht stützen — Odysseus hin, Odysseus her, nur darauf kommt es an, wie die Ilias den Achilleus handeln läßt. Cauer geht auf die Parallele wirklich ein, bemerkt aber, daß die Lebensanschauung der Odyssee, zumal in ihrer zweiten Hälfte, völlig anders sei als in der Ilias. Der Einspruch müßte in Cauers und Wilamowitz' eigenem Sinne viel entschiedener lauten: Es sei ein wahrer Hohn auf die ganze Entstehungstheorie, auf die griechische Epik überhaupt, wenn man ein Iliaslied aus der Periode „reifer Kunst" durch eine Parallele mit spätester „Flickpoesie" zu erläutern versuche! Denn wo bleibt da die vielgepriesene „historische Auf-

fassung", das Reservat der Zerstückler, wo bleibt die Kunst, viele bedeutende Dichter zu vernehmen, die ein Anfänger nicht leisten kann und die Wilamowitz selbst erst spät gelernt hat?

Nach Cauer soll die ganze Szene des *A*, worin Athene den Achilleus beruhigt, als nachträglicher Zusatz ausgeschieden werden, „obwohl ihr Inhalt uns wertvoll bleibt", „und sie sich nicht mehr glatt ausscheiden läßt" [1]). Kann die Kritik überhaupt noch tiefer sinken? Und so etwas soll den Genuß nicht zerstören, sondern steigern!

Dem schließlichen Urteil Wilamowitz' über das *A*: „Es kann also nur noch die Frage sein, ob die nächste Erwartung trügt, daß die Ilias, welche das *A* einleitet, in unserer Ilias steckt, daß sie es am Ende gar selbst ist," stimmt Cauer unter anderem mit der anerkennenden Bemerkung zu: „In diesen klar formulierten Sätzen faßt Wilamowitz das gesicherte Hauptergebnis seiner Untersuchungen des *A* zusammen." Cauer dürfte es nicht unbekannt sein, daß die „Modernen" dies „Hauptergebnis" schon lange und besser gesichert haben, ohne so viel Aufhebens darum zu machen (er hätte zum Beispiel auf Kapitel XIV meiner Ilias hinweisen können).

Es kann gar kein Zweifel sein, daß Nestors Rat *B* 362, die Leute *κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας* aufzustellen, den Schiffskatalog vorbereitet. Da aber nach Wilamowitz der Schiffskatalog eine späte Einlage durchaus sein muß — wie man freilich die Ilias ohne ihn verstehen sollte, kümmert die „historische" Auffassung nicht —, so bestimmt er, daß Nestors Rat nicht den Katalog, sondern die *ἐπιπώλησις* (*Δ*) ankündigen solle. Cauer erkennt die Grundlosigkeit einer solchen Forderung, er schreibt also dem Dogma zuliebe diese Verse dem Verfasser des Schiffskatalogs zu, der dadurch aus der Kategorie der Einzeldichter in die der Redaktoren aufrückt. So haben wir wieder einen späten Redaktor nach dem „letzten" und den übrigen allerletzten.

In der *διάπειρα* sieht Cauer ein Einzellied (wie Wilamowitz), er erkennt aber nicht an, daß sie für den Platz, an dem sie stehe, gemacht sei. — Wäre sie ein Einzellied, so müßte sie gleichzeitig für den Platz, an dem sie steht, gemacht sein (Wilamowitz), könnte aber unmöglich für ihn gemacht sein (Cauer). Es wäre besser, wenn beide Forscher bei der ursprünglichen Ansicht, wie ich sie vorgetragen habe, verblieben; sollte ihnen das aber durchaus gegen

[1]) „Sich nicht mehr glatt ausscheiden läßt" (statt überhaupt nicht ausscheiden läßt) ist eine ebenso wertvolle Phrase wie „locker sitzen" u. a. m.



das Gewissen gehen, so schlage ich vor, zu behaupten, die *διάπειρα* sei ein von einem Redaktor an dieser Stelle eingearbeitetes Einzellied; auf einen Redaktor mehr oder weniger wird es ja nicht ankommen.

Der Ansetzung eines Epos *B—E*, das, wie Wilamowitz will, einmal bestanden haben soll, kann Cauer nicht beistimmen; für das kleine Epos *ΓΔE* (aus dessen Verbindung mit *B* Wilamowitz das spätere Epos *B—E* entstanden sein läßt), wäre er schon eher zu haben. Aber ihn stört sein bisheriger Glaube an die Sonderstellung des *E*, die er sogar mit dem gewaltigen Grunde einer religiösen Fortentwicklung glaubt belegen zu können: „Athene in *Δ* und Aphrodite in *Γ* sind wesentlich anders gedacht, als dieselben beiden Göttinnen in *E*." Seinen Gedanken an eine Sonderstellung des *E* gibt er dann der Autorität in folgendem Vermittlungsvorschlage preis: „Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, daß *ΓΔE* wahrscheinlich (!) schon zu einem Ganzen verbunden waren, ehe sie in dem größeren Ganzen der Ilias Platz fanden." Und von *B* gibt er zu: „Mit *B* zugleich, das ist auch meine Meinung, sind *ΓΔE* in die Ilias aufgenommen worden." Mit solchen Wahrscheinlichkeiten, die man sich haufenweise aus den Fingern saugen kann, werden wir unablässig wie von Mücken im Sommer geplagt.

Ungeheuerlich ist, daß Cauer den Versuchen Wilamowitz' (und Bethes), das Zornmotiv aus seiner beherrschenden Stellung in der Ilias zu verdrängen, Hilfsstellung leistet. Wilamowitz legt dar: „Wenn die Geschichte bereits bestand (!), daß Achilleus, bevor er den Hektor erschlug, eine Zeitlang zürnend dem Kampfe ferngeblieben war, so bot sich dem Dichter dies Motiv von selbst dar", und Cauer stimmt diesem „von selbst" zu: „So wird es wirklich gewesen sein, der Dichter des *A* hat das Zornmotiv nicht erfunden, sondern vorgefunden." — Es käme dann darauf an, ob der Dichter dies „vorgefundene" Motiv zu seinen Zwecken benutzte; Wilamowitz will aber etwas mehr; er meint, daß, wenn in all den auf *A* folgenden Büchern der Groll des Achilleus vorkomme, dies nicht der Groll sei, dessen Entstehung in *A* dargestellt wird, sondern ein anderer, der gar nicht oder beliebig begründet war, jedenfalls nicht so wie in *A*. Wilamowitz verlangt nicht, daß wir uns über die näheren Umstände dieses Grolls den Kopf zerbrechen, es genügt, daß wir wissen, daß Achilleus wegen dieses Grolls auf irgendeinen aus irgendeinem Grunde sich des Kampfes enthielt. Aus diesem unmotivierten Grolle der Epen *B*, *E*, *ΓΔE*, *B—E* wurde dem „Iliasdichter" die „Anregung" zur Erfindung der Motivierung in *A*. Das ist Wilamo-

witz' Analyse von hinten; sie könnte im Geiste des Dogmas notdürftig die nachträgliche Entstehung des *A* als Einzellied erklären, aber auch die Entstehung der ganzen Wilamowitzschen Ilias, die im Fall des Achilleus gipfelte? Soll dieser „Iliasdichter" aus der Kampfenthaltung des Achilleus aus Groll auch dessen Kampfbeteiligung oder gar Fall im Kampfe heräusgesponnen haben? Hier zustimmen, heißt seinen Verstand kreuzigen.

Ein andermal sträubt sich Cauer gegen diese Prozedur. „Man darf gar nicht darüber nachdenken," sagt Wilamowitz, „wie Hektor auf den Einfall kommen kann, den Achäern jetzt (in *H*) einen Zweikampf anzubieten, noch weniger, wie die Herolde dem Duell ein Ende machen könnten." „Ein Versuch, darüber nachzudenken, muß doch erlaubt sein," sagt Cauer. Ein bloßer Versuch dürfte meines Erachtens nicht genügen, er wird schwerlich ein besseres Ergebnis haben als das Denkverbot selbst, das in der Einsicht gipfelt, der Zweikampf solle bloß den Tag zu Ende bringen[1]). — Ein trefflicher dichterischer Zweck!

Wenn *A* dazu gedichtet ist, um *B* bis *H* aufzunehmen, so müssen diese Bücher älter sein als *A*. Unmöglich, ruft Cauer aus, denn in *B* ist in der διάπειρα das Epos nur noch Gefäß, in *Z* haben wir die troische Athene, wir haben Tempel und Bildnis (späte Kulturstufen), also ist *A* älter. Demnach kann nicht der Dichter des *A* die Bücher *B* bis *Z* eingefügt haben, sondern eine fremde Hand hat durch *B* bis *Z* den vom Dichter des *A* beabsichtigten Gang der Handlung unterbrochen (S. 545). Ist es Cauer klar oder nicht klar, daß er durch diese Kulturstufengründe (ziemlich leichtfertig) Wilamowitz' ganzes Ergebnis restlos über den Haufen wirft? Mir scheint, er hält das nur für eine kleine Verbesserung, ein Herausarbeiten des „richtigen Kerns"; bleibt doch sonst die lebhafte Zustimmung zu vielem einzelnen unerklärlich. Denn wie will zum Beispiel Cauer die Motivation des Grolls in *A* als hervorgerufen ansehen können aus gewissen Voraussetzungen in den Büchern *B* usw.? So ist es bei diesen Zerstücklern beständig: πάντα ῥεῖ. Und Cauers eigene Ansicht? Die fremden Einlagen, die „den vom Dichter des *A* beabsichtigten Gang der Handlung unterbrechen," reichen von *B* bis *H* 322, dann kommt aber der Dichter von *A* immer noch nicht zum Wort, sondern nun fängt ein Brückenbauer, der von *Θ*, der zugleich „Eindichter" von *I* und *K*

---

[1]) Das ist der Redaktor, der den troischen Stoff nach Tagen ordnet, vgl. S. 39 f.

ist, an, den ursprünglichen Gang der Handlung weiter zu unterbrechen. Jedenfalls hatte der ursprüngliche Gang der Handlung ungeheure Lücken, daß solche Stoffmassen hineingestopft werden konnten! Sieht Cauer nicht, daß Wilamowitz' Analyse, so unlogisch sie ist, immer noch logischer ist als sein „richtiger Kern“?

Daß sich der von Wilamowitz ersonnene Ausgang seiner Ilias mit dem Prooemium in Einklang bringen lasse, leugnet auch Cauer.

Wilamowitz statuiert einen Einzeldichter des *ΣT*, der durch eine „geistreiche Erfindung“, durch die Einführung des Waffentausches, zwei Einzelgedichte, die Schildbeschreibung und die Patroklie, mit der Achilleis verbinde. Das ist die Brückenbauertheorie, die wir schon vom *Θ* her kennen. Cauer schaltet diesen Zwischenredaktor wieder aus „und kehrt zu der einfachen Vorstellung zurück“, daß die Hoplopoiie als solche in den bestehenden Zusammenhang eingefügt worden ist. Gewiß ist Cauers Vorstellung einfacher als die Wilamowitz', aber noch viel einfacher ist die ursprüngliche, von mir im Rhein. Mus. 1904 begründete und in meiner Ilias S. 186 f. wiederholte Anschauung, daß, was auch immer von dem Dichter der Ilias hier benutzt sein mag, alles von ihm in einen festen, planvoll angelegten, unzerreißbaren Zusammenhang gebracht ist. Für *X* gibt das Cauer trotz Wilamowitz zu; nach ihm haben *Π* und *X*, die Wilamowitz auch auseinanderreißt, denselben Verfasser (S. 563).

Im Verlauf seiner Debatte mit Wilamowitz formuliert dann Cauer seine eigene Ansicht folgendermaßen: Ein wohlgegliederter Bau, an dem nichts fehlt und kein Stück überflüssig ist, sei *A*, der Traum in *B*, *Λ*, *Π* und *P*, aus *Σ* der Schluß der Patroklie, wie ihn Wilamowitz in Gedanken (!) hergestellt hat, die Polydamasszene, dann *T*, die ersten Stücke des *Φ*, endlich *X'Ψ'*. Das sei jene Dichtung — mit ihrem Verfasser nennten wir sie besser μῆνις als Ἰλιάς —, die in der Mitte der langen Entwicklung stehe; sie sei selbst schon keine Urschöpfung, sondern ein hohes Kunstwerk, das Vorstufen des Könnens wie der Gestaltung voraussetze und für die Folgezeit der Grundstock, dem Neugeschaffenes, doch auch Älteres, was seitwärts gelegen hatte, nachträglich angegliedert wurde (S. 571).

Solch Älteres, das „abseits lag“, soll nach Cauer *Λ* 671 bis 762 gewesen sein, nach Wilamowitz ein Einzellied, das Anfang und Ende habe, „recht hübsch und recht unfrei“. Ob das irgend jemand dem Verfasser glauben wird? fragt Cauer auch hier. Gewiß nicht; glaubt doch keiner dieser Zerstückler dem anderen. Und das mit Recht. Cauer ist der Meinung, daß das „Nachtischgespräch“ zwar

als Einzellied existiert habe, aber vom Redaktor durch ein „Klammerwerk“ eingefügt sei. Wenn etwas fest im Zusammenhang sitzt, sagt man jetzt, es sei durch ein „Klammerwerk“ eingefügt, und wenn etwas im Epos nicht troisch ist, so muß es durchaus „abseits gelegen haben“. Daß es vor der Ilias eine nichttroische Epik gegeben haben könnte, darf nie und nimmer zugegeben werden, weil es der Tod der Entstehungshypothesen wäre. Ich halte das Stück für ein Referat aus einer pylischen Dichtung, wie Ilias S. 281 auseinandergesetzt ist.

Über *M* bis *O* ist Cauer mit Wilamowitz vollends uneinig. Was Cauers eigene Ansicht betrifft, so verweise ich auf Nr. 11 dieses Berichts. Hinzuzufügen wäre, daß Cauer immer noch an alte Lieder von Kämpfen zwischen Aias und Hektor glaubt (S. 579), die in diesen Partien stecken. Er behauptet auch, daß *N* sich leicht „auslösen“ lasse, *Ξ* 1 ff. schließe sich an *M* natürlicher an als an *N*. Was heißt natürlicher? Schließt sich *Ξ* nicht an *N* vorzüglich an? Die Sache ist aber die, daß *N* durchaus jung und Eindichtung sein soll, seitdem ich nachgewiesen (was weder Wilamowitz noch Cauer leugnen können), daß es sich eng an die Elegie anlehnt (Die Ilias u. i. Q. S. 146 ff.). Die Entstehung des *N* stellt sich Cauer so vor, daß ihr Autor manche Kampfszenen aus „älterem Bestand“ entnahm und nun die Gruppierung im ganzen um Poseidon und Idomeneus, das Zusammenarbeiten zu einer fortlaufenden Erzählung hinzutat, wobei ihm seine Augenblickserfindungen, seine lehrhaften Reden als Bindemittel dienten. Auch hier sieht man, wie man seine Phantasien nach den unglaublichsten Richtungen schweifen läßt, um den Folgerungen zu entgehen, die ich aus einem Tatbestande, den sie nicht leugnen können, gezogen habe.

Was die *Διὸς ἀπάτη* (*Ξ* 1 ff.) anbetrifft, so stimmt Cauer meinen Darlegungen (Die Ilias u. i. Q. S. 123 ff.) ausdrücklich bei: „das Motiv sei aus der Heraklessage, wo es in gröberer Form zu Hause war, in die Dichtung vom Zuge gegen Ilios übertragen worden, und zwar von vornherein zur Einfügung in ein Gesamtepos von troischen Dingen.“ Ich meine, wer mir so viel zugeben muß wie „Dichtung vom Zuge gegen Ilios“, „Motivübertragung von nichttroischer Dichtung in troische“, „ein Gesamtepos von troischen Dingen“, wer dasselbe auch bezüglich anderer Motivübertragungen zugibt, Motivübertragungen, die von Parallelreferaten aus den Quellen begleitet werden, der müßte sich auch den Folgerungen, die aus diesen Beobachtungen zu ziehen sind, nicht derart entziehen. Mit dem Motiv der *ἀπάτη* ist ja das der *βουλὴ Διός* eng verbunden; die

ἀπάτη hat den Zweck, die Verwirklichung dieser βουλή zu hintertreiben, sie ist eine Retardation der βουλή, eine Hemmung, die, nachdem die ausgeschaltet ist, die sofortige Vollendung der βουλή zur Folge haben muß. Und diese βουλή ist wieder eng verbunden mit der Kampfenthaltung aus Zorn, dem aus der Meleagerdichtung gewonnenen Motiv, das gleichfalls von „vornherein zur Einfügung in ein Gesamtepos von troischen Dingen“ bestimmt war. Vom *A* an bis zum *Π* und darüber hinaus (z. B. *T*) läuft (außer anderen) diese einheitliche, keineswegs einfache Idee, sich allmählich in demselben Geiste vollendend. Das ist einfach nicht zu verkennen, und wer sich der Konsequenz dieser Tatsachen entziehen will, kann sich nur so herausreden, wie es Finsler früher getan hat, der es eben als Leistung des Redaktors bezeichnet, den Inhalt vieler troischer Dichtungen so zu vereinigen und zu ordnen, daß er sie einer göttlichen Regie unterstellte. So abstrus dieser Gedanke ist, ist er immer noch tausendmal lebendiger und poetischer als der Cauersche, dessen letzter Redaktor nichts anderes tat, als den troischen Stoff in Tagen vereinigen und ordnen.

5. Eduard Schwartz, Zur Entstehung der Ilias (Schriften der Wiss. Gesellsch. in Straßburg. Heft 34.) Straßburg 1918. Trübner.

Schwartz hat sich bislang an der Homerforschung literarisch nicht beteiligt; was er unter obigem Titel auf 40 Seiten bietet, ist keine Einzeluntersuchung, sondern gleich eine Analyse der ganzen Dichtung, eine Arbeit, der Wilamowitz, der doch während seines ganzen Lebens das homerische Problem nie aus den Augen verloren hat, einen starken Band gewidmet hat. Nur einmal, und zwar indirekt, trat Schwartz an die Öffentlichkeit mit einer Dissertation eines seiner Schüler (Deecke, de Aiacis et Hectoris certamine singulari, Göttingen 1906), über die ich das Nötige Jahresbericht 1912 I S. 231 ff. gesagt habe. Über den Anreger und Förderer dieser Dissertation [1]) stellte ich dort fest: „daß er der Liedertheorie in einer anscheinend ziemlich primitiven Form anhängt, sieht man.“ Nun hat auch Wilamowitz (Die Ilias S. 314 Anm. 1) über dies mit Ed. Schwartz’ Unterstützung erschienene Schriftchen ein nicht weniger hartes Urteil gefällt als ich, und Schwartz sieht sich in einer Anmerkung auf Seite 18 genötigt, den „tüchtigen und eifrigen jungen Mann“ preiszugeben, der ihn „damals von seinen Resultaten über-

[1]) Vgl. auch ebenda S. 233 ff.

zeugt habe". Diese Resultate, durch welche Schwartz „damals" in einem Grade überzeugt war, daß er seinem Schüler erlaubte, ihn, den Meister, als Anreger und Förderer zu preisen, sind in der Tat so absonderlich, daß ein Gelehrter, der einmal so ungeheuerlich ausgeglitten ist, allen Anlaß hätte, das homerische Glatteis für immer zu meiden.

Statt dessen geht Schwartz, ohne irgendeine Vorarbeit, ohne einen neuen eigenen Ausgangspunkt auf die Lösung der ganzen homerischen Frage los und erledigt das Problem auf 40 Druckseiten. Das ließe sich noch verstehen, wenn er aus kontradiktorischer Prüfung des Für und Wider, wie es in der umfangreichen Homerliteratur auch nur Deutschlands niedergelegt ist, sich eine Basis schüfe, auf der er seine eigene Ansicht aufbaute. Aber es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß er von der Homerliteratur nur sehr wenig kennt; der Gedanke an eine dichterische Einheit liegt ihm so endlos fern und Unitarier liest er so wenig, daß er es wagt, die ganze Richtung mit einer einmaligen Wendung („von unbekehrbaren Unitariern abgesehen, ist man sich einig") abzutun. Und doch wollen selbst Wilamowitz und Bethe zwar nicht Unitarier heißen, aber es doch in einem sehr viel höheren Maße sein, als sie selbst es vor zehn Jahren für denkbar gehalten hätten. Keine Wendung bei Schwartz verrät, daß er etwas gemerkt hat von dem entschiedenen Rückzuge, den die Entstehungstheorie hat antreten müssen, von der Tatsache, daß sie eine Position nach der anderen hat aufgeben müssen. Seine Schrift ist wohl die rückständigste von allen, die wir uns in den letzten Jahren haben gefallen lassen müssen.

Das verrät schon das Titelwort „Entstehung". Nach Wilamowitz ist die Ilias doch „gemacht", nach Bethe vielleicht sogar „gedichtet" (freilich, was Bethe „dichten" nennt), nach Schwartz ist sie immer noch „entstanden." Die Frage nach der Person, welche die Einheit — auf welchem Wege auch immer — geschaffen, die Frage nach ihren Leistungen und Eigenschaften beschwert Schwartz nicht, obwohl er aus Wilamowitz' (wie Bethes) Bemühen, dieser Persönlichkeit näher zu kommen, aus der Tatsache, daß sie von der Person Homers reden und ihr nachgehen, erkennen müßte, wie gründlich sich die Zeit gewandelt. Die Entstehungshypothesen hatten Person und Namen Homers folgerichtig in blauen Dunst verwandelt, jetzt ist der Mann wieder eine Leibhaftigkeit, mit der auch die Zerstückler rechnen.

Wer bis dahin aus vielen hundert Büchern nicht begriffen hat,

wie eine Einheit wie die Ilias hat „entstehen" können, wird es auch durch Schwartz nicht lernen. Wie kann überhaupt eine Einheit „entstehen"? Aber Schwartz glaubt wohl an die Einheit überhaupt nicht, jedenfalls macht er keinen Gebrauch davon. Da ist dies oder jenes aus einem anderen Zusammenhang genommen und umgearbeitet — man frage nur nicht wozu? —, da sind redigierende Dichter, die zwischen fertigen Gedichten einen neuen Zusammenhang (was heißt „Zusammenhang"?) dichteten, da ist ein Dichter, „der den Patroklos nicht unbestattet liegen lassen wollte", da ist „der Dichter der λύτρα" und derartiges Gelichter mehr. Ihre Haupttätigkeit war aber nicht, daß sie dichteten, sondern daß sie zertrümmerten oder verballhornten, was sie vorfanden, Verbindungsstücke dichteten, um fertige Gedichte in einen Zusammenhang einzufügen, für den sie nicht bestimmt waren. Natürlich passen sie dort bei weitem nicht, sie „berühren" den Kritiker „seltsam". Da sind ursprüngliche Fortsetzungen entweder ganz verloren oder stecken in späteren Partien. Auch zwecklose Dubletten[1]) findet Schwartz, wie denn Zwecklosigkeit das Komplement der Entstehung ist. Daß aus den vermeintlichen Trümmern ein kunstvoller Neubau errichtet wurde, dafür hat Schwartz weder Blick noch Gefühl.

Ein Wort wäre noch zu sagen von einer besonderen Eigenschaft der Schrift. Es wird überall operiert mit Beweisen wie „es ist längst beobachtet", daß dies oder das nicht ursprünglich zusammenhängt, es ist schon von der (!) antiken Kritik für unecht (!) erklärt, man ist sich darüber einig, es muß auffallen usw. usw. Wenn Schwartz die Widerlegungen, die diesen älteren Beobachtungen zuteil geworden sind, nicht kennt, warum prüft er nicht selbst nach dem ersten und obersten Satze aller Wissenschaft: dubito cogito! Aber so weit sind wir gekommen, daß aus der Hypothese ein Dogma geworden ist, das gedankenlos nachgesprochen wird, und das auf dem besten Wege ist, zur fixen Idee zu werden, seitdem es durch Finsler u. a. in die Kinderlehre hineingebracht ist. Das iurare in verba magistrorum, wie Schwartz es übt, ist der Tod der Wissenschaft. Schwartz nennt dabei nicht einmal die Namen der Meister, auf deren Namen er schwört, geschweige, daß er ihre Gründe vortrüge oder nachprüfte. Nur eine Autorität nennt er, mit einer Autorität beschäftigt er sich unter Namensnennung — mit Wilamowitz. Dessen Buch hat die Anregung zu dieser Schrift gegeben; vor ihm verleugnet der Verfasser nicht nur seinen „tüchtigen

[1]) Auch Deecke entdeckte eine „Dublette".

und fleißigen“ Schüler, sondern auch die frühere eigene Ansicht. Ihm gegenüber erspart er sich auch die Nachprüfung der Beanstandungen, auf die jener seine Schlüsse gründet. Billigt er wie die Beanstandungen auch die von Wilamowitz gezogenen Schlüsse? Das wird niemand vermuten, der diese Homerwissenschaft kennt. Niemals glaubt einer dieser Kritiker dem anderen; wenn einer sich auf den anderen beruft, wenn er ihn preist, so gilt das immer nur nach der negativen Seite hin. In der Lösung geht jeder so gut wie immer mit vollendeter Selbstherrlichkeit[1]) seine eigenen Wege. So ist auch Schwartz' Schrift alles in allem eine völlige Ablehnung von Wilamowitz; interessant ist dabei nur, daß hier ein auf früherer Entwicklungsstufe zurückgebliebener Anhänger der neuesten Entwicklung des Meisters nicht mehr zu folgen vermag. Wer das kurze Vorwort des Verfassers aufmerksam liest, wird dessen Enttäuschung über die Wendung des Meisters herausfühlen.

6. Matthaeus Valeton, de Iliadis fontibus et compositione. Leyden 1915, Brill. 337 S.

Der Titel könnte Beziehungen zu meinem Buche „Die Ilias und ihre Quellen“ vermuten lassen; es bewegt sich aber in einer ganz anderen Gedankenwelt und ist von anderswoher befruchtet. Der Standpunkt ist der der Entstehungshypothese, speziell der der Entstehung aus einem Kerngedicht. Das ist der Sinn der „compositio“; der erste Teil des Titels (de fontibus) ist eine Untersuchung über die unendliche Fülle der Lieder, welche den Stoff der Ilias geschaffen haben sollen. Das Buch ist erwachsen aus 7 Abhandlungen, die von dem Verfasser in der Mnemosyne in den Jahren 1912—15 veröffentlicht wurden; die Vorarbeiten sind nach Angabe des Verfassers zum Teil älter als das Jahr 1910. Mein Buch hat er zu spät kennen gelernt, er berücksichtigt es nur gelegentlich in der Diskussion und in Anmerkungen, besonders im Epilogus S. 243 ff. Aus dieser Diskussion ist aber nichts herausgekommen, da Dichten, Erfinden, Phantasie für Valeton nirgends in Frage kommt.

[1]) Die „kritischen“ Begründungen sind überaus leichtfertig und willkürlich, vor den unsinnigsten Eingriffen in den Text scheut sich — um der Analyse willen — Schwartz sowenig wie Wilamowitz. Seine ungeheuerliche Mißhandlung der *διάπειρα* — unter anderem will er „beweisen“, daß nicht Odysseus, sondern Achilleus den Thersites geschlagen habe — krönt er durch folgende Konjektur: „*Ἀχιλλεύς* und *Ἀχιλῆι* können (statt *Ὀδυσσεύς* und *Ὀδυσῆι*) *B* 244 und 259 ohne weiteres eingesetzt werden, 260 ist nach *Δ* 354 gemacht, 273 kann(!) ebenfalls ein Zusatz sein; daß auch Achill ein Zepter führt, braucht nicht aufzufallen, vgl. schol. *Γ* 218.“

Nach ihm ist der troische Sagenstoff aufgehäuft von unzähligen Sängern, die sämtlich ohne künstlerische Gesichtspunkte sich in ewiger Wiederholung um die Wiedergabe von Geschehenem bemühten. Ganz ohne künstlerische Gesichtspunkte — bis mit einem Male ein „Dichter" auftrat, der einen modus in den rohen Stoff hineinbrachte — die Idee vom Zorn des Achilleus. Diese Idee blieb aber auch die einzige künstlerische, die an den Stoff überhaupt herangebracht wurde. Durch sie wurde eine Urachilleis geboren, das Kerngedicht, das wie ein starker Magnet allen anderen Urstoff an sich zog. Seine Idee — der Zorn des Achilleus — war eben derart überwältigend und überragend, daß kein späterer Sänger jemals wieder eine künstlerische Idee zu haben wagte, daß vielmehr alle sich dieser einen unterordneten und sich begnügten, Zusätze zu dem Kerngedicht zu verfassen, wobei sie dieser staunenswerten Idee so viel Ehrerbietung bewiesen, daß sie sich vorsichtig hüteten, den guten Zusammenhang zu stören.

Bis soweit ist an der Hypothese nichts neu bis auf die in diesen Regionen der Homerkritik ungewöhnliche Einsicht in den guten Zusammenhang der ganzen Ilias, wie er tatsächlich durch den Zorn des Achilleus geschaffen wird. Ganz neue Wege schlägt Valeton durch folgende Erfindung ein: Es gab einmal zu dem Kerngedicht, der Urachilleis, eine Dublette, die vorn ebenso verlief wie die Urachilleis, an einem bestimmten Punkte aber einen ganz anderen Gang nahm. Das Ziel dieser Erfindung ist die Lösung des bekannten Groteschen Problems. Die bisherigen Lösungen genügen ihm nämlich (mit Recht) nicht. Er sieht sehr wohl ein, daß, wenn man *I* wegen seines (vermeinten) Gegensatzes zu *Π* ausstößt, wenn man also das Versöhnungsangebot streicht, das *Π*, die Entsendung des Patroklos völlig unerklärlich wäre. Der Gedanke, daß der bis zur Raserei Erzürnte sich zur Hilfe bereit finden könnte, bevor der Beleidiger auch nur darum gebeten hat, ist ja so lächerlich, daß er auf anderem Gebiete als auf dem der Homerforschung gar nicht aufkommen könnte. Trotz dieser richtigen Einsicht bleibt Valeton dabei, daß eine Ablehnung des Versöhnungsangebots, wie wir es in *I* lesen, mit der Patroklie unvereinbar sei. Er löst diesen Knoten nun so, daß er zwei Achilleen annimmt: in der einen wurde die Versöhnung angeboten u n d a n g e n o m m e n, womit das Gedicht schloß (Urachilleis), in der anderen wurde keine Versöhnung angeboten, sondern Patroklos ohne eine solche Voraussetzung entsandt. Damit nun nicht zwei Dichter auf die eine, einzige künstlerische Idee des Grolls des Achilleus gekommen sind, erfindet er weiter, daß der zweite Dichter

ein Nachahmer des ersten war, der den Eingang (mit der künstlerischen Idee) übernahm, die Presbeia wegschnitt und als Ersatz die Patroklie mit nachfolgender Erlegung Hektors dichtete. Nun trifft auf diese zweite Achilleis eben der Einwand zu, den Valeton mit uns anderen gegen die Ausstoßung des *I* erhebt: Achilleus hilft jetzt ohne ein Zeichen der Bereitwilligkeit seines Gegners zur Versöhnung! Da tröstet sich der glückliche Erfinder denn mit dem Gedanken, daß diese zweite Achilleis ja nur eines Nachdichters Werk sei, der nicht einmal den Anfang seines Gedichtes, sondern nur dessen Ausgang verfaßt habe[1]). Diesem könne man eine solche Unlogik wohl zutrauen. So fabuliert er denn von einem poetischen Geschöpf mit einem fremden Kopfe, zu dem der Rumpf nicht paßt, und vereint so die Lösung des Groteschen Problems mit seiner Kernhypothese.

Diese wunderbare Urachilleis, in der das Versöhnungsangebot in *I* nicht abgelehnt, sondern nach der Rede des Aias urplötzlich angenommen wird, hat der Verfasser am Schlusse seines Buches herauszugeben sich bemüßigt gesehen, er hat dazu disiecta membra poetae umgestellt und schließlich abgeändert und zugedichtet. Daß dies „uralte" Gedicht mit den nötigen Digammas geschmückt werden mußte, ist selbstverständlich.

Aus diesen beiden Achilleen hat nun ein Dritter, „ein Diaskeuast", durch Beseitigung der Annahme des Angebots und Umstellung in die jetzige Versfolge den jetzigen Zusammenhang hergestellt.

Nicht um der Widerlegung willen, sondern um abzuschrecken, gehe ich auf weitere Irrgänge dieser kranken Gelehrsamkeit, wie sie in den Abschnitten über den Stoff (de fontibus) zutage treten, noch kurz ein. — Auch der Dichter der Kernachilleis, der Mann mit der einzigen künstlerischen Idee (dem nodus) hat eigentlich auch nicht gedichtet, er hat nur den Beweis geliefert, daß er dies oder das von dem troischen Stoff, diese oder jene Lieder gekannt hat, höchstens hat er sie in suum usum convertit.

Diese Lieder spiegeln alle historische, geographische, religiöse Realität; die Ilias wird wie eine Urkunde ausgedeutet. Der Verfasser läßt sich dabei von der bekannten so beschaffenen Homerliteratur leiten; aus allen ihren Blumen windet ar sich seinen Kranz. Die Helden und ihre Gegner werden domiziliert, die Sagen wandern und verschieben sich, späte und apokryphe Notizen über lokale

---

[1]) S. 205: hoc vero cum in unius poetae opere ferri non possit, tamen eius modi est, ut ab alterius partis auctore facile intellegatur neglectum esse aut eum fugisse.



Kulte erhellen das dunkle Untersuchungsfeld. Besonders die „alten Aiaslieder“, das Verhältnis des Aias zur Troas, die lokrischen Mädchen, die ilische Athena haben es dem Verfasser angetan, ferner die Kämpfe Achills im Mutterlande, das hypoplakische Theben usw. Aus den Kämpfen am Schiffe des Protesilaos (im *N*) erschließt er ein Bündel alter Aiaslieder (einen κύκλος fasciculus), die von einem Unternehmen der Phthier, Böoter, Athener, Lokrer, Phoker, Epeer und Ätoler — diese wunderbare Volkszusammenstellung erschließt er aus dem Berichte des *N*, erläutert durch eine Fülle anderer Kombinationen — gegen die Troer und gegen Ilios handelten. Das ist das ursprüngliche historische Unternehmen gegen Ilios, alles übrige ist hinzugekommen durch Sagenwanderung.

Während die Ergebnisse über die Aiaslieder rein aus den Fingern haben gesogen werden müssen, liegen die Verhältnisse für eine Untersuchung des achilleischen Stoffes günstiger, nur darf man über den gegebenen Stoff den Dichter nicht vergessen. Die Ilias selbst gibt ja Namen von Ortschaften, die von Achill erobert, Namen von Völkern und Königen, die von ihm bekriegt wurden, ja ein ganzes zusammenhängendes Lokal, wo er sich kriegerisch betätigte. Ausdrücklich berichtet der Dichter uns in übereinstimmender Weise, obwohl er an vielen Stellen des Gedichtes darauf zu reden kommt, daß es sich bei diesen Unternehmungen um Taten des Achilleus allein gehandelt habe, ja dadurch, daß er durch die Erfindung einer neunjährigen Vorkriegszeit diese Begebenheiten mit seinem Thema, dem jetzigen Kampfe gegen Ilios, ausgeglichen hat, hat er den ganzen Unterbau für sein Werk erst geschaffen. In diese Verhältnisse ist Valeton, da er den Dichter, dessen Geist überall waltet, durchaus nicht fühlen und sehen will, nicht eingedrungen, sein Blick ist unter der Einwirkung der deutschen sogerichteten Literatur hauptsächlich auf thessalische Achilleislieder gerichtet. So verlieren denn auch seine Kombinationen über den Stoff dieses „Liedbündels“ bald den Boden unter den Füßen. Besonders auffallend ist es, daß in beiden von Valeton aus der Ilias hergestellten Achilleen keine Spur vorkommt von dem, was nach ihm spezifisch achilleisch ist. Insbesondere besteht die Urachilleis wesentlich aus *A* und *I* und schließt damit, daß man nach geschlossener Versöhnung zu Tisch geht.

Ebenso einseitig rationalistisch wie die Heldensage wird auch die Götterhandlung der Dichtung ausgedeutet und zerstückt. Hier ist ja ein Problem, das die historisch-materialistische Ausdeutung der Ilias — in der Einseitigkeit wenigstens, wie sie ausgeübt wird — niemals lösen kann: der ganze Götterhimmel der Ilias ist griechisch,

keine barbarische Landesgottheit ist auch nur von ferne sichtbar. Da haben denn die Versuche angesetzt, den Apollo, die Athene, die griechische Gottheiten durch und durch sind, an denen auch in der Ilias kein barbarischer Zug haftet, in barbarische Landesgötter zu verwandeln. Valeton macht die Sache natürlich mit, er möchte das Problem durch Zweiteilung des Zeus und der Athene in je eine griechische und eine troische Gottheit lösen. Aber ist nicht auch die troische Athene (der Homilie) so griechisch in allem wie nur irgendeine andere Gottheit? Unterscheidet sich etwa der „idäische“ Zeus vom „olympischen“ in irgendeinem Punkte? Daß Apollon, Aphrodite, Hephaistos wirklich Barbarengötter gewesen sein sollten, das leuchtet auch Valeton trotz Wilamowitz' Apollonaufsatz nicht recht ein; er befriedigt sein Realitätsbedürfnis durch die Annahme, daß diese drei Helfer der Troer letzten Endes den Griechen nicht eigentlich feindlich gewesen sein könnten. Ihre Begünstigung der Barbaren sei offenbar nicht so bös gemeint.

7. Alfred Gercke, Die Homerforschung. Internat. Monatsschrift. 1919. S. 466—486; 595—622. Der Dichter Homer. S. 698—711.

Anlaß zum Widerspruch gibt mir zunächst die Bemerkung in Sp. 465/466, welche die deutsche Homerforschung als „tiefgründige Bohrarbeit“ bezeichnet; im Auslande gebe es zwar viele Jünger derselben, aber die Mitarbeit auswärtiger Forscher träte auffallend zurück. Zunächst macht auf mich die deutsche Homerforschung den Eindruck besonderer Tiefgründigkeit nicht; es wird viel mehr in den Tag hineingeredet als geforscht. Auch unterschätzt Gercke die Arbeit und die Leistungen des Auslandes auf homerischem Gebiete ganz außerordentlich. Insbesondere die englische Produktion auf diesem Gebiete steht gegen die deutsche weder an Umfang noch an Gehalt zurück; die englische Homerwissenschaft unterscheidet sich von der unsrigen sogar vorteilhaft dadurch, daß sie auf sorgfältigem Studium der einschlägigen, auch der ausländischen Literatur beruht. Ein Buch wie das von Wilamowitz, dessen Existenzmöglichkeit geradezu auf dem Übersehen der ganzen zeitgenössischen, deutschen wie ausländischen, Forschung beruht, wäre dort eine Unmöglichkeit und ebenso ein Aufsatz wie der von Gercke, obendrein in einer Zeitschrift, die sich eine internationale nennt. Welche ganz unberechtigte Überhebung steckt nicht in der unrichtigen Behauptung, daß die Homerforschung fast ausschließlich den deutschen Grüblern überlassen worden sei! Selbst wenn man die Wissenschaft

der Zerstücklung der homerischen Epen als einzig wahre und einzig wissenschaftliche Homerforschung ansieht, wie es Gercke offenbar tut, ist diese Behauptung immer noch unrichtig. Einseitig ist der Gerckesche Aufsatz auch in dem Bilde, das er von der deutschen Homerforschung gibt. Bezeichnend ist, daß im Verzeichnis der seit 1901 erschienenen, nur die Ilias behandelnden Bücher mein Buch „Die Ilias und ihre Quellen“ fehlt; dem entspricht, daß all die gründlichen Widerlegungen, die den mehr oder weniger begründeten Ausstellungen der Nichts-als-Zerstückler zuteil geworden sind, nirgends der Erwähnung wert gefunden werden. Gercke kennt offenbar diese ganze Literatur nicht, obwohl sie durch diese Berichte bequem zugänglich gemacht wird — wie er denn anscheinend auch diese Berichte nicht kennt. Er stellt fest, daß selbst die Forscher nur noch einen Teil der erschienenen Arbeiten kennen („Bethe bekennt es freimütig, Wilamowitz verzichtet ganz darauf: ihm graut vor dem Wuste“ Sp. 467, vgl. auch die Anm. 2). Und das scheint ihm offenbar als ganz selbstverständlich und natürlich, während es, bei Lichte besehen, die Aufhebung des Begriffs Forschung überhaupt bedeutet. Glaubt übrigens Gercke, daß das „Kennen“ oder „Nichtkennen“ dieser oder jener Homerschriften seitens jener Forscher Zufall oder vis maior ist? O nein, für Wilamowitz ist grundsätzlich Wust jede Homerarbeit, die nicht von dem Axiom einer Vielheit homerischer Dichter ausgeht. Gercke reiht nun kaleidoskopisch aneinander gut und weniger gut begründete Ansichten der verschiedenartigsten Forscher, sofern sie nur das eine Gemeinsame haben, daß sie in die „Entwicklungstheorie“ eingehen. Grabungen, prähistorische, historische und mythologische Hypothesen werden in Beziehung gebracht zur „Genesis“ der homerischen Epen, vom Dichter und vom griechischen Texte ist nirgends die Rede. Überall fehlt auch der vernünftige Widerstand gegen Übertreibungen und Ausartungen von Ideen, die bestimmte Kreise eine gewisse Zeit geblendet haben mögen, von denen aber die nüchterne Nachprüfung nicht viel mehr übriggelassen hat als das Verdienst, eine Anregung gewesen zu sein. Das Bild, das Gercke diesen Genesisphantasien gegenüber von den „Unitariern“ entwirft, ist bedauerlich einseitig. Die Unitarier benützen nach Gercke jede Blöße ihrer Gegner, um Mißtrauen gegen das Wollen oder Können ihrer Gegenpartei zu erregen, sie legen sprachstatistische Sammlungen an, gehen vom ästhetischen Gebiet auf das psychologische über, legen dem Dichter ein Raffinement an Gedankentiefe unter und denken im Notfalle Handbewegungen des Rezitators zur Ergänzung der mangelnden

Anschaulichkeit oder Logik aus usw. (Sp. 478)! Gegen dies merkwürdige Gehaben dieser Leute weist Gerke auf die Aufgabe hin, „objektive Kriterien“ zu suchen. Diese liegen darin, daß man auf den Unterschied von tadelloser originaler Dichtung und unselbständiger Nachahmung achtet, und auf dies Kriterium hin billigt er dann die Aufstellungen H. L. Kaysers, Kirchhoffs, Wilamowitz'. Nun sind außerhalb eines engen Kreises wohl alle Forscher darüber einig, daß die Methode H. L. Kaysers, an Entlehnungen von Versen oder Halbversen, an Nachweisung von Flickversen weitgehende kritische Schlüsse zu knüpfen, durchaus unzureichend ist. Sehr oft kann man bekanntlich das statuierte Verhältnis einfach umkehren — Gercke stellt einfach fast, daß die Wissenschaft hier (d. h. in der Beurteilung der Bücher *Η Θ*) „einen objektiven Standpunkt gegen den falschen Enthusiasmus der Klassizisten erkämpfen mußte“. Heißt das: ein Werk des Geistes und der Kunst geistig und künstlerisch richten? Wie bei der längst überwundenen Methode selbst, so ist Gercke auch bei ihren vermeintlichen Ergebnissen stehen geblieben. Ihm ist immer noch das *α* ein verballhornter Abklatsch des *β*, die Chryseisepisode des *Α* ein Flickstück nach der Odyssee, er glaubt immer noch an Dubletten (Kirke-Kalypso, zwei Freiermorde, *χ* und *ω*, zwei Versöhnungen des Agamemnon und Achilleus, *Ι* und *Τ*, zwei Kämpfe bei den Schiffen usw.). Nirgends wird dem Gedanken an einen dichterischen Plan, der die Einzelheiten beherrscht, Rechnung getragen; diese Einzelheiten werden als ursprünglich selbständig angesehen nnd die Entstehung der Ilias als eines Ganzen hergeleitet aus einem Streben nach Variation und Kombination, nach Motivausweitung und Stoffunterbringung. Auch die weitreichenden Folgerungen, die man aus der Beobachtung von Widersprüchen gezogen hat, betrachtet Gercke als sichere Ergebnisse der Homerforschung, obschon gerade in dieser Beziehung durch eine sorgfältigere Texterklärung, als bei den Zerstücklern bisher üblich war, vieles aufgehellt worden ist. So ist der „Widerspruch“ *Α* 611 : *Β* 1 längst erledigt, ebenso der „unerklärliche“ Dualis im *Ι*. Was den Beweiswert der meisten sogenannten Widersprüche betrifft, so hätte Gercke durch das Geständnis Bethes belehrt werden müssen, das diesem gewiß nicht leicht geworden ist[1]). Aber Gerckes Homeransichten sind eben über die Maßen rückständig, das Unglaublichste ist aber, was er über den Gesamtzusammenhang der beiden Epen vorbringt: „die Ilias ist (noch) weit weniger durchsichtig (als die Odyssee), vielerlei

[1]) S. 22.

Pläne laufen durcheinander und widersprechen sich, jeder Held beinahe kann vorübergehend als eigentlicher Hauptheld gelten (so nimmt Aias bei Bethe eine solche bevorzugte Stellung ein), und der zu Beginn in den Vordergrund gerückte Achilles läuft bald Gefahr, seine Ausnahmestellung zu verlieren. Wir vermissen den leitenden Grundgedanken, der das Ganze der Ilias zusammenhält usw." Es kann nur aufs schärfste dagegen Einspruch erhoben werden, wenn Gercke in dieser Weise die „Ergebnisse" der Homerforschung popularisiert. Das ist kein Ergebnis, sondern Gerckes alleinige Meinung, für die er sich heute nicht einmal mehr auf Wilamowitz und Bethe berufen kann. Ja, er ist gezwungen, den Analysen dieser beiden Forscher, nicht bloß der von Bethe, sondern auch der von Wilamowitz lebhaft zu widersprechen (Sp. 602 ff.). Das geschieht unter Berufung auf Vertreter der ältesten Phase der Homerkritik, von Modernen ist der einzige, auf den er sich berufen kann, E. Schwartz, der gleichfalls die Planlosigkeit der Ilias behauptet [1]). Das Siegel wird dieser Irrung und Verwirrung aufgedrückt durch die These über das Proömium (*A* 1—7), wie man sie lesen muß (Sp. 702): „das Proömium, aber, so alt und roh wie es ist, leitet gar nicht die ganze Ilias ein, auch nicht die Patroklie . . und ist nicht einmal für die jetzige Menis zurechtgestutzt worden; das nachträglich durch Tilgen der beiden lästigsten Verse 4/5 zu tun (Zenodot, Schwartz), ist Gewalt".

8. W. Kroll, Sage und Dichtung. Neue Jahrbücher XXIX 1912, S. 161—180.

Wenn es dem Verfasser auch weniger um Aufhellung homerischer Fragen als um eine Grundlegung für eine wissenschaftliche Mythologie zu tun ist, so hat das Problem doch auch für die Homerforschung hervorragende prinzipielle Bedeutung. Zwar ist der romantische Gedanke, daß Sage und Dichtung im Grunde eins, daß ihr Quell der singende Volksgeist sei, theoretisch überwunden, praktisch kann aber weder unsere Homerforschung von dem Gedanken los, daß der Dichter der Ilias oder Odyssee in der Hauptsache nur vorhandenen Sagenstoff formell gestaltete und verknüpfte, noch die Mythologie von dem Glauben, daß das, was der Dichter gibt, mythologisches oder historisches Sagengut sei. Man rechnet eben immer noch nicht mit der eigentümlichen Gabe und der eigentümlichen geistigen Tätigkeit, die den Dichter macht, der Lust zum Fabulieren. Der

[1]) Vgl. oben u. D. Lit.-Ztg. 1918 Nr. 18 f.

Dichter hat seinen Namen vom Erdichten, der ποιητής desgleichen vom ποιεῖν (fingere); das sollte zu allererst beherzigt und niemals außer Augen gelassen werden. Die erste Frage sollte immer sein: was hat wohl der Dichter der Ilias oder der der Odyssee selbst erdichtet? Aber man sehe sich die zahlreichen Homerbücher aus neuer und neuester Zeit an: sie reden von Dichtern und von Dichtung, sie behaupten, die Ilias oder die Odyssee als Dichtung zu behandeln, aber von dichterischer Erfindung reden sie so gut wie gar nicht. Wilamowitz spricht gelegentlich von „Poetenerfindung", er wird auch, wenn er feststellt, daß dieser oder jener dies oder das „gemacht" habe, an so etwas wie ein ποιεῖν denken, es handelt sich bei ihm aber immer nur um Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten. Mein Buch „Die Ilias und ihre Quellen" steht in einem scharfen Gegensatz gegen sämtliche Richtungen der modernen Homerforschung dadurch, daß es der dichterischen Erfindung ihr volles Recht wahrt, dem Dichter die Erfindung seines Stoffes zuschreibt.

Kroll leugnet mit vollem Rechte, daß dem Volke jemals größere Sagenkomplexe gegenwärtig gewesen seien; alle großen Sagenkreise seien aus der bewußten Tätigkeit der Dichter entsprungen. Sogar der Streit, ob der Stoff eines Epos mythisch oder historisch sei, sei im Grunde gegenstandslos. So wenig die religiöse Grundlage des hellenischen Epos überschätzt werden dürfe, so wenig dürfe es die historische. Es ist der Dichter, der die Helden aus den verschiedensten Gegenden vor Ilios vereint, er ist es, der zum Beispiel Agamemnon und Achilleus zusammenbringt. Es ist ein Fehlschluß, wenn man aus der Tatsache, daß Agamemnon und Achilleus in der Ilias nebeneinanderstehen, auf geographische Zusammengehörigkeit dieser beiden Figuren schließt. Der Dichter ist es auch, der Stammbäume, wie den des Dardanos, schafft usw. usw. Krolls Gedanken decken sich, soweit ich sehe, im Punkt Erfindung (selbst in Einzelheiten) ganz mit den meinigen [1]), worüber ich mich um so mehr freue, als ich von der Wirkung meines Buches gerade in dieser Richtung bislang wenig bemerkt habe. Der Glaube, daß alles, was der Dichter bringt, längst vor ihm feststand, daß er nichts anderes tut, als übernehmen, zusammenfügen, ordnen und formen, ist bislang noch kaum erschüttert, geschweige denn ausgerottet. Immer noch glaubt man an die zahllosen Kleinlieder und Kleinepen aus dem troischen oder odysseeischen Sagenkreise, die aber denselben Inhalt hatten wie die

[1]) S. 169. S. 163 Anm. 1, wo er mein Verhältnis zu Niese richtig darstellt.

Ilias selbst; aus denen, wie man meint, der „Dichter“ des Ganzen schöpfte, indem er bald gleichzeitig Stoff und Form, bald nur den Stoff sich aneignete. Im ersten Falle bestand seine Tätigkeit darin, daß er leimte, kittete, ordnete, im zweiten, daß er „ganz von frischem formte“, wie Wilamowitz so außerordentlich bezeichnend sagt. Und auch diejenigen Forscher oder Kritiker, die die Ilias oder Odyssee ganz als Dichtung zu betrachten vorgeben, spotten ihrer selbst und des Dichters, wenn sie das Dichterische in gewissen Kunstgriffen sehen, durch welche gegebene Stoffmasse in übersichtliche Zusammenhänge gebracht wurde. Nein: dichten heißt zunächst und vor allem anderen erfinden, und der Dichter der Ilias ist, nach der schöpferischen Kraft seiner Phantasie gemessen, ein großer Dichter, aber nicht wegen eines halben Dutzend kümmerlicher Handgriffe.

Ich darf noch erwähnen, daß Kroll auch meiner Darstellung der formellen Seite der homerischen Frage ausdrücklich beistimmt [1]). Das ist ein Punkt, in dem ich auch sonst mehr Zustimmung gefunden habe als in dem eben behandelten; ich glaube aber, daß jeder, der die formelle Seite der Sache in meinem Sinne zu Ende denkt, auch von hier aus nicht auf Sage geführt wird, sondern auf dichterische Erfindung. Das ist wohl auch Krolls Meinung.

Einen Punkt, den ich schon oben berührte [2]), stelle ich hier vielleicht in einem gewissen Gegensatze zu Kroll zur Erörterung. Er stimmt Heuslers Lied und Epos S. 177 bei, der sagt: Was die eine Hauptsache betrifft, das Verhältnis des Epos zum Liede, hätte wohl der Nibelungenforscher die Aussicht und die Pflicht, dauernd im Vorsprunge zu bleiben und dem Homerforscher gegenüber der Gebende zu sein. Denn eine sorgfältig gepflegte Methode ist noch nicht alles; es braucht auch Quellen [3]). Soviel ist richtig: eine Liedquelle hat der Nibelungenforscher in dem Hildebrandsliede — aber in dem griechischen Epos haben wir sehr viel mehr; es ist voll von Zitaten und Referaten aus einer Fülle älterer Dichtungen. Der Nibelungenforscher hat nichts Ähnliches, da ist kaum eine Anspielung auf etwas, was nicht desselben Stoffes ist. Meleager hat mit Ilios nichts zu tun, und doch erfahren wir von ihm in der Ilias hundertmal mehr als von Hildebrand im Hildebrandsliede. Nichts Derartiges im Nibelungenliede! Wir haben also wohl Quellen —

---

[1]) S. 177 Anm. 1.
[2]) S. 19 f.
[3]) S. 176 Anm. 3.

wenn auch nicht in ursprünglichster Form — viel, viel mehr als die Germanistik, brauchen uns also keineswegs vor ihr zu bescheiden, können immer die Gebenden bleiben. Aber das möchte ich auch hier wieder sagen: Schlüsse von einem aufs andere dürfen nur mit äußerster Vorsicht gezogen werden.

W. Kroll, Das historische Epos, Sokrates 1916, S. 1—14 berührt dasselbe Thema (Stoff und Erfindung), besonders S. 10—13 in lehrreicher philologisch-historischer Betrachtung.

9. Richard M. Meyer, Kritische Poetik. Neue Jahrb. 1915. S. 645—657.

Der Aufsatz ist wohl angeregt durch die besprochene Abhandlung von Kroll, „Sage und Erfindung", und vertritt einen entgegengesetzten Standpunkt. Das homerische Epos wird allerdings nur gestreift, das Material für die allgemeinen Darlegungen liefert die deutsche, namentlich die mittelalterliche Poesie. Diese Darlegungen machen den Eindruck außerordentlicher Objektivität, sie geben und nehmen nach beiden Seiten derart, daß man das Gefühl erhält, die richtige Mitte geführt zu werden. Trotzdem kann ich mich mit dem, was aus den Ansichten des Verfassers für das homerische Epos folgen würde, nicht einverstanden erklären. Zunächst kennt er nur einen geringen Teil des homerischen Forschungsgebietes; er zitiert H. Grimm, Draheim, Rothe, Finsler und auf der anderen Seite Cauer. Mein Homerbuch kennt er nicht — dafür haben ja die „Kritiken", vor allem die von Bethe und Rothe gesorgt —, auch die Hinweise in dem Krollschen Aufsatz haben ihn nicht bewogen, es einzusehen. Mit vollem Recht wendet er gegen Rothe ein, daß, wenn er Widersprüche in der Charakterzeichnung mit den Widersprüchen im Menschenherzen entschuldige (Die Ilias als Dichtung S. 60), er die elementarste Verwechslung dichterischer Wahrscheinlichkeit und tatsächlicher Wahrheit begehe! Überhaupt sind seine Bedenken gegen die Rothesche Behandlung der „Widersprüche" zutreffend, auch die gegen die „praktische Dichtervergötterung" desselben Kritikers und seines Anhangs. So führt, sagt er, die abstrakte Idealisierung des fehlerlosen, überall mit bewußter Weisheit handelnden, unbegrenzter Erfindung fähigen Dichters schließlich wieder zur Verarmung. Aber woher Meyer den „unbegrenzter Erfindung" fähigen Dichter hat, ist mir unerfindlich. Bei Rothe findet er ihn ganz gewiß nicht, auch nicht bei Draheim und Finsler, und gar Kroll denkt an eine unbegrenzte Erfindung so wenig wie ich. Nach der Homeransicht, die Kroll wie ich be-

kämpft, dichtete Homer überhaupt nicht; Homer (und die Homeriker) „formten“ nur Sage. Überhaupt ist die Kenntnis der eigentlichen homerischen Frage bei Meyer nur gering; es wird alles in germanistischer Perspektive gesehen. Wie er gegen Bethe und Kroll über den „redenden Namen“ Polyneikes polemisiert[1]), ist bezeichnend. Und mit einer Homeransicht, aus der Äußerungen hervorgehen wie folgende (S. 650): „Ich muß immer wieder fragen: wie denkt man sich das? In einer Zeit, in der sich die heroische Poesie so langsam veränderte, daß wir in der Regel den Anlaß jeder Umgestaltung wenigstens vermuten können, soll auf einem noch ungleich wichtigeren Gebiet freie Phantasieschöpfung möglich gewesen sein? In einer Epoche, in der an die Götter tatsächlich noch geglaubt wurde, soll man ihnen aus bloßem ästhetischen Spieltrieb Abenteuer beigelegt haben, die doch wieder im Charakter der anerkannten Mythen blieben? Sammler, die noch ganz gute Traditionen besaßen, sollten ahnungslos diese Capriccios aufgenommen und zur Grundlage ihrer Darstellung gemacht haben?“ Diese pathetischen Fragen beweisen, daß der Verfasser von dem gegenwärtigen Stande der homerischen Frage überhaupt keine Vorstellung hat. Er hat dagegen ganz recht, wenn er auf die Verschiedenheit des Dichters vom Dichter das größte Gewicht legt, man kann gewiß nicht — wie Rothe zu tun wenigstens scheinen möchte — von Goethe, Schiller, Shakespeare oder anderen Dichtern auf das homerische Epos exemplifizieren, aber ebensowenig darf man — wie doch Meyer tut — die Erfindungsgabe oder Erfindungslust der beiden homerischen Dichter an der Gottfrieds, Wolframs oder des Dichters des Nibelungenliedes messen wollen! Da sind Unterschiede des Ortes, der Zeit, des Volkscharakters, der kulturellen Zustände, die jeden Vergleich ausschließen. Wahr ist aber wieder, wenn Meyer hervorhebt, daß jede dichterische Neuerung den Nachweis der Vorbereitung verlange, — ich habe das Schaffen des Dichters, die Umgestaltung und Gestaltung überlieferten Stoffes (das Spiel der dichterischen Phantasie mit der Überlieferung) in meinem Homerbuche eingehend zu entwickeln gesucht. Ich kann darum mit einer Abhandlung, die den Mittelweg, den ich zwischen Sage und Erfindung gegangen bin, gar nicht kennt, mich unmöglich auseinandersetzen. Kroll sagt (S. 169): „Die großen Sagenkreise entspringen aus der bewußten Fähigkeit der Dichter.“ Das stimmt überein mit dem, was ich über

[1]) Mag das Motiv der sich auf den Tod bekämpfenden feindlichen Brüder noch so alt sein, die Namen Eteokles und Polyneikes sind Namen, die aus der Rolle durch dichterische Erfindung gewonnen sind.

den trojanischen Sagenkreis ermittelt zu haben glaube. Meyer wendet ein: „Aus ihrer Fähigkeit sicher; aber wie weit sie bewußt war, das eben bleibt mir sehr fraglich.“ Dieser Einwand wird vielen unverständlich erscheinen. An dem Satze: „der Dichter soll nur aus sich selber erklärt werden!“ erläutert Meyer, daß „ein gewisses Maß von Methodelosigkeit in dem Wesen jeder Methode liege.“ Dieser Gedankenspan scheint mir eine Halbwahrheit zu sein trotz der Gegenüberstellung des obigen methodischen Satzes mit dem anderen: jede Erscheinung muß in größerem Zusammenhange betrachtet werden. Schließen sich die beiden Betrachtungsweisen wirklich aus? Das Stellen einer Einzelheit in einen größeren Zusammenhang erfordert allerdings, daß die Zugehörigkeit zunächst sicher oder nachgewiesen ist. Ein „größerer Zusammenhang“ zwischen dem homerischen und dem finnischen Epos oder den altfranzösischen chansons de geste oder dem germanischen Epos (sei es Volks- oder höfisches Epos) besteht nicht; die Schlüsse fallen jedesmal ins Bodenlose. Es besteht ein viel größerer Zusammenhang zwischen der Kunst des Herodot und der des Homer als zwischen den genannten „Epen“. Aber zunächst muß man den einzelnen Dichter aus sich erklären, bevor man ihn in größere Zusammenhänge stellen kann, und vor allem gilt das für Homer, bei dem eben die Frage die ist, in welchen Zusammenhang man ihn stellen muß. Die homerische Forschung ist bei den Versuchen, den Homer von anderswoher zu erklären, gründlich gescheitert, und gerade Wilamowitz, der die Methode, die Dinge in größere Zusammenhänge zu stellen, grundsätzlich vertritt, ist jetzt, nachdem er die Aufschlüsse an mancherlei Orten, zuletzt bei den altfranzösischen chansons de geste gesucht, wenigstens theoretisch zu der Forderung zurückgekehrt, „die Ilias aus sich selbst zu erklären“. Daß er praktisch aus seiner Natur nicht heraus kann und seine Ideen nicht der Aufgabe unterzuordnen vermag, ist eine Sache für sich.

Über die entscheidende Frage „Sage oder Erfindung“ habe ich mich bereits Die Ilias u. i. Q. S. 40 u. 41 ausgelassen. Daran halte ich grundsätzlich fest, die Grenzlinien mag der eine etwas weiter nach rechts, der andere nach links zu ziehen geneigt sein.

10. Gustav Plaehn, Der Bericht der Ilias vom Auszuge und Tod des Patroklos. Programm des Gymnasiums zu Gera 1910. 16 S.

Eingang und Schluß erwecken den Eindruck, als ob der Verfasser sich mit mir über meine „Ilias u. i. Q.“ auseinandersetzen

wollte, er bekämpft dann aber Ausstellungen, die „man“ an dem Bericht vom Auszuge und Tod des Patroklos gemacht habe, zum Teil in wörtlicher Anführung, die ganz gewiß nicht die meinigen sind. Da ich der einzige bin, den er nennt, so muß der Leser zu der Überzeugung gelangen, daß ich derjenige sei, auf den sich Plaehns Widerlegungen beziehen. Er muß ferner zu der Überzeugung kommen, daß das Urteil, welches dieser am Schlusse seiner Ausführungen über mein Buch fällt, durch eben diese Ausführungen begründet sei. Und doch befaßt sich Plaehn mit meinen Darlegungen nirgends, geschweige daß er den leisesten Versuch machte, mich irgendwie zu widerlegen. Ich vermute also wohl nicht falsch, wenn ich das Urteil über mein Buch als nach Abfassung der Abhandlung hinzugekommen betrachte. Bei Plaehns Urteil ist es überraschend, daß auch er der Iliasforschung die Aufgabe stellt, auf dem Boden der Einheitlichkeit auf die Erkundung der Quellen des Dichters bedacht zu sein, und daß er dem, der mit mehr „Behutsamkeit, Gründlichkeit und Kunstverständnis“ an diese Arbeit gehen wird als ich, die „schönsten Früchte“ in Aussicht stellt. — Wie sehr würde auch ich mich dieser Früchte freuen!

II. Selbständigkeit einzelner Gesänge oder Rhapsodien.

11. Cauer, Der Verlauf der Kampfszene im *M* und *O* der Ilias. Rhein. Mus. 1913. S. 56—79.

Am leichtesten kann man sich noch mit einer Homerkritik auseinandersetzen, die sich darauf beschränkt, ursprüngliche Selbständigkeit für gewisse Bücher oder „Rhapsodien“ der Ilias zu erweisen. In diesem Sinne behandelt Cauer das *O*, übrigens unter Hinweis auf seine Grundfragen, S. 436—438, weiterhin kurz das *M*. In seiner Polemik gegen Rothe „Soll die Homerkritik abdanken?“ N. Jahrb. 1912, S. 107, hatte er sich schon des *O* angenommen und Rothes Meinung, daß es von „Nachdichtern“ durch Zusätze erweitert sei, abgewiesen. Insbesondere hatte er den von Rothe für „eingeschoben“ erklärten Abschnitt *O* 415—673 charakterisiert als eine Folge von Szenen, „die in ihrer Lebendigkeit und Greifbarkeit wirklich einen Meister schaffender Phantasie und plastischer Darstellung bewähren“. An diesem Urteil hält er mit Recht fest. Nur zwei kleinere Versgruppen *O* 367—404 und 668—673 scheidet er aus; das übrige ist ein Ganzes, verfaßt, wie es das Dogma verlangt, von einem

besonderen Dichter. Nun erheben sich für den Verfasser die bekannten Fragen: „jung oder alt, vollkommen oder schlecht?“ Die Antwort „vollkommen“ war in der ausgehobenen Stelle bereits gegeben, und daraus folgte nun nach der bislang herrschenden Lehre von der fortgesetzten Entartung der epischen Poesie das weitere Urteil: „alt“. Diesem Urteile hatte Cauer noch die sachliche Stütze gegeben: weil im *O* „Hektor der unvergleichliche Held ist, der er auf den früheren Stufen der epischen Entwicklung überhaupt war [1]), ehe der Iliasdichter es unternahm, ihn herabzudrücken, so gehört dies Stück zu den ältesten Bestandteilen unseres Epos.“ Ich darf wohl für mich in Anspruch nehmen, jene Lehre gründlich erschüttert zu haben (Die Ilias u. i. Q. bes. S. 7 ff.). Auch Cauer steht jetzt der Schlußfolgerung „vollkommen, also alt“ anders gegenüber, er sagt sogar in der Ausgabe von Ameis-Hentze-Cauer, 7. Aufl., 1 Bd., Vorwort, S. X: „Daß im Rahmen unseres Epos, der so Mannigfaltiges umfaßt, ‚alt‘ und ‚vollkommen‘, ‚jung‘ und ‚schlecht‘ nicht gleichbedeutend sind, mag heute wie eine triviale Wahrheit erscheinen.“ [2])

Dem entspricht es denn auch, daß er seine frühere Behauptung, das *O* gehöre zu den ältesten Stücken der Ilias, zurücknimmt mit dem Satze: „Gegen solchen Ansatz hätte freilich die vollendete Kunst dieses Gesanges bedenklich machen können.“ Ich habe (Die Ilias u. i. Q., S. 323 Anm.) gesagt: „Es gibt in der ganzen Ilias kein Lied, das man (auf diese Weise) nicht nach Belieben als uralt oder höchst modern erweisen könnte.“ Auch das Cauersche Beispiel beweist, daß größtes Mißtrauen gegen solche Zeitansätze berechtigt ist. Obgleich also Cauer sein früheres sehr bestimmtes Urteil über die „Schicht“, der das *O* angehört, gründlich verbessert, hält er doch an dem Satze fest, den ich die sachliche Stütze für dies Urteil nannte, ja er begründet ihn jetzt ausführlich (S. 75). Er erkennt als Tendenz „beider Dichtungen“ [3]) (des *M* und des *O*): „Hektor soll verherrlicht werden. Das ist in der Ilias keineswegs etwas Selbstverständliches.“ Ich bezweifle grundsätzlich, daß die Ilias vor allem anderen Heldenpreis sei (Die Ilias u. i. Q., S. 46 ff.), ganz besonders aber, daß das Ziel irgendeiner Rhapsodie, einer

---

[1]) Eine ähnliche Behauptung ist früher bezüglich des Paris ausgesprochen worden; beide Einfälle sind gleich bodenlos.

[2]) Auch Bethe und selbst Wilamowitz haben sich jetzt eines Besseren besonnen.

[3]) Das Dogma verlangt eben, mehrere Dichtungen und mehrere Dichter anzunehmen, auch wenn die „Tendenz“ beider Bücher dieselbe sein sollte.

Partie oder eines Liedes die Verherrlichung Hektors sei. Sie ist auch nicht das Ziel des *O*. Dies Ziel habe ich kurz umschrieben (Die Ilias u. i. Q., S. 156): „Nach der Abrechnung mit Hera (*O* 1 ff.) setzt die wohl absichtlich etwas langsam und umständlich gehaltene Ausschaltung der Gegenaktion des Poseidon gegen den Ratschluß des Zeus ein . . . . . . Der Dichter eilt, mit ein paar Strichen den am Schluß des *M* erreichten Zustand wiederherzustellen (*O* 343—366). Freilich, daß Zeus es nicht zum äußersten kommen lassen wird, wie man fürchten könnte, wird bei alledem kenntlich gemacht, zugleich der Eintritt des Achilleus in die Aktion langsam vorbereitet“ usw.

Mit dieser Auffassung des *O* hat sich Cauer nicht auseinandergesetzt, ich kenne daher seine Gegengründe nicht, gegen die seinige ist aber zu sagen: Wenn er an anderen Stellen den Ruhm des Hektor durch den „Iliasdichter“ herabgedrückt findet und unter anderem bemerkt, daß „der göttliche Beistand nicht immer dazu dient, seinen eigenen Wert zu heben“, so kann man dies Bestreben des Iliasdichters mit demselben Rechte in *O* finden; auch hier dient das Eingreifen des Zeus und der Beistand des Apollo nicht dazu, Hektors „Wert zu heben“. Kurz: mit dieser „Tendenz“ des Iliasdichters ist es nichts, ebensowenig wie mit dem Gegensatz des *O* gegen diese Tendenz, womit auch dieser Beweis für die ursprüngliche Selbständigkeit des *O* wie für dessen Alter hinfällig wird.

Bei Pauly-Wissowa-Kroll, IX, Sp. 1016 habe ich als Inhalt des *O* angegeben: „Die Troer werden aus der Nähe der Schiffe und aus dem Lager verscheucht (*παλίωξις παρὰ τῶν νεῶν*), bis Zeus aus seinem Schlafe erwacht, die Situation wiederherstellt und nun, noch mehr gereizt, die Not der Griechen bis zum äußersten steigert.“ Während von mir Inhalt und Ziel des *O* in Unterordnung unter den Gesamtzusammenhang bestimmt wird, und zwar so, daß die Inhaltsangabe das ganze *O* von Anfang bis Ende umfaßt, sucht Cauer mit Nichtberücksichtigung des Gesamtzusammenhangs ein selbständiges Ziel des *O* (Verherrlichung Hektors) zu entdecken. Da gibt es zwischen uns kein Kompromiß, und wenn Cauer in seiner Iliasausgabe, 7. Aufl., Vorwort S. VII, gewiß in guter Absicht über mein Homerbuch bemerkt: „ich habe in meiner ausführlichen Anzeige (Berl. Philos. Woch. 1912, Sp. 970—992) einen Versuch gemacht, die neuen Gedanken seines Buches (Die Ilias u. i. Q.) in den allgemeinen Gang der Wissenschaft einzuordnen, zu dem sich der Verfasser, mehr als nötig ist, im Gegensatze fühlt,“ so kann ich nur sagen, daß ich mir völlig klar bin über die unüber-

brückbare Kluft, die mich trennt von dieser Homerwissenschaft, mag sie nun von Cauer, Wilamowitz oder Schwartz ausgeübt werden.

An ein Hektorgedicht glaubt auch Wilamowitz; in der Begrenzung (er rechnet dazu Stücke aus den Büchern *M* bis *O*) aber und in allem übrigen weicht er weit von Cauer ab. Die Übereinstimmung in diesem einen Punkte rührt daher, daß in dem mit *O* endigenden Abschnitt der Ilias allerdings von Erfolgen des Hektor die Rede ist, aber nicht der Ruhm des Hektor ist Ziel der Dichtung, sondern die Steigerung der Not der Achäer bis zu der Höhe, daß das Eingreifen des Patroklos erforderlich wird. Dies Ziel wird von weither sichtbar gemacht, und während die Not steigt, wird allmählich und sicher die Rettung angebahnt. Das beginnt bereits am Ende des *Λ*, deutlich erkennbar wird es mit der Rückführung des verwundeten Machaon durch Nestor *Λ* 597/8 (vgl. u.). Die Rückführung sieht Achilleus *Λ* 599 ff., er entsendet Patroklos, um Erkundigung einzuziehen (bis *Λ* 617). Es folgt ein Gespräch zwischen Nestor und Patroklos *Λ* 618—803 mit der Bitte des Nestor, Patroklos möge, wenn Achilleus selbst nicht wolle, als Retter erscheinen in der Rüstung seines Freundes. Auf dem Rückwege trifft Patroklos den verwundeten Eurypylos *Λ* 806 ff., er verbindet ihn. Das gibt Aufenthalt und könnte den Hörer das Ziel vergessen machen, dem diese Aktion zustrebt, daher wird *Λ* 837 ff. daran erinnert. Durch den Aufenthalt des Patroklos erhält der Dichter andererseits Zeit, die Not weiter zu steigern. So verschlingt sich auch weiter Handlung und Gegenhandlung: steigende Not der Achäer und das allmähliche Nahen der Rettung. Beide Aktionen treffen zusammen und gipfeln in dem Gebet des Nestor und dem Donner des Zeus *O* 367 ff. (vgl. u.).

Hier ist überall vollendete Technik, und zwar gerade in den Punkten der Darstellung, die in der Richtung der Disposition des Ganzen — rasender Zorn des Achilleus, Ratschluß des Zeus, die Not der Achäer zu steigern, bis Achilleus befriedigt ist — liegen. So erreicht das *O* und mit ihm alles Voraufgehende das Ziel, dem die Handlung trotz aller Episoden folgerichtig zustrebt; wäre *M* bis *O*, wie Wilamowitz will, oder *M* und *O*, wie Cauer meint, Preis des Hektor (ein „Hektorgedicht"), so hätte es außer anderen Mängeln keinen Abschluß — so behauptet denn auch Wilamowitz, daß der Schluß des Hektorgedichts in *O* fortgelassen sei, während Cauer (S. 74) feststellt, das *O* sei ein Ganzes ἔχον ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τελευτήν. Die Wahrheit ist, daß das *O* seine τελευτή hat in *Π*, in dem Eingreifen des Patroklos in den Kampf.

Auf festeren Boden führt die Behauptung Cauers, daß die Verse *O* 367—404 und 668—673 später eingefügt seien. Nun bin ich mit dem Ergebnisse Cauers, der in *O* nirgends Flicker und Leimer, Brückenbauer, Nachdichter, Eindichter usw., sondern alles in tadelloser Ordnung findet (bis auf die obigen beiden Stellen), so sehr einverstanden, daß ich eine harmlose Vermutung gern unwidersprochen ließe. Aber es handelt sich um eine Frage der Exegese, und gerade mit der Exegese hapert's bei den modernen Zerstücklern ohne Ausnahme. Das kommt daher, daß diese Kritiker die Beanstandungen der Früheren wie Lachmann und L. Kayser, Grote und Friedländer, manchmal nicht ganz unbesehen, aber jedenfalls nicht genug besehen, sich zu eigen machen. Kann man sich etwa auf Lachmann oder Kayser für eine Athetese berufen, so ist man zufrieden, ein letztes Strohhälmchen für das vermeintlich fertige Nest herbeizutragen. So sagt über *O* 367—404 Cauer (S. 65): „Aber dazwischen steht eine Partie (eben 367—404), die den Gang wie die Art der Darstellung wunderlich unterbricht. Nestor, seit dem Anfang von *Ξ* (52 ff. vgl. 380) verschollen, ist plötzlich zur Stelle, die Hände zum Zeus erhoben. Der Gott hört ihn und donnert, dadurch aber werden die Troer ermutigt.“ Die Kritik liegt in „wunderlich unterbricht“, „verschollen“, „plötzlich“, „dadurch a b e r“. Nun, die ganze Ilias kann nicht in jedem Vers von Nestor handeln, und wenn anderes behandelt wird, ist Nestor darum noch nicht „verschollen“. Er ist hier auch nicht „plötzlich“ zur Stelle, wenigstens nicht „plötzlicher“ als in manch anderer Dichtung eine Person, die der Dichter braucht. Der Dichter der Ilias hat seine Personen so gut am Bändel wie irgendein anderer. Er hat wie ein anderer Dichter nur die Pflicht, sein Publikum zu überzeugen, daß das Auftreten einer Person ihrer Rolle und dem Bedürfnis der Szene gemäß ist. Davon überzeugt uns in diesem Falle der Dichter meines Erachtens vollständig. Es ist der Augenblick der höchsten Not (gemäß der *βουλὴ Διός*), alle Hoffnung ist geschwunden, da richtet der Verzweifelnde seinen Blick auf die Gottheit. „Alle“ wenden sich mit heißem Flehen an sie, und damit ist auch das Stichwort für Nestor gegeben als den Chorführer, den Mund der Gesamtheit, damit er das allgemeine Gebet in eine feste Form kleidet. Was würde die Kritik sagen, wenn der Dichter „alle“ so beten ließe, wie jetzt Nestor für alle betet! Welcher wunderliche Lärm wäre das und welche wunderliche Übereinstimmung in Gefühlen und Worten! „Der Gott hört ihn und donnert,“ sagt Cauer (ja er erhört ihn gewiß auch, was man schon daraus schließen muß, daß

der Donner unmittelbar auf das Gebet folgt), dadurch aber, sagt er, „werden die Troer ermutigt". So berichtet der Dichter allerdings; ist das aber irgend verwunderlich oder widerspruchsvoll? Der Troer Herzen sind vom Rausche des Sieges geschwellt, wie sollten sie nicht dies Zeichen für sich deuten! Wie die Griechen es deuten, sagt der Dichter nicht; den einen mag es Hoffnung gegeben haben, die anderen mögen es gedeutet haben wie die Troer. Nestor hofft gewiß, daß er erhört ist, da der Donner auf sein Gebet folgte; wir aber, das Publikum, wissen bestimmt, daß dieser Donner den Umschwung der Lage bedeutet: der Herrscher der Welt wird, nachdem seine *βουλή* erfüllt ist [1]), die Fäden entwirren, die er geschlungen hat. Ja, der Dichter erzählt in der Tat sehr bald darauf, wie Zeus diesen Umschwung bewirkt, wie er wahr macht, was er im Donner verheißen. So ist das Folgende durch diese Szene begründet und eingeleitet, es würde ohne sie in der Luft hängen.

Das alles ist klug erdacht und lebenswahr, entspricht genau dem Zuge der Handlung und verrät Hand und Geist des Mannes, der die Ilias dichtete. Nicht so klar und einfach liegt die Sache bei *O* 668—673, weil hier ein Gedanke allgemeinerer Art durch unzureichendes episches Sprachmaterial ausgedrückt wird. Da aber ein Körnchen Exegese nützlicher ist als eine Scheune voll Hypothesen, so will ich wenigstens andeuten, in welcher Richtung das Verständnis gesucht werden muß. Ich verstehe zunächst wie Cauer (S. 67), daß Athene den Griechen die Wolke des Dunkels von den Augen stieß, daß sie den Hektor und seine Gefährten erkannten. Aber ist es denn wirklich so, daß damit, wie Cauer meint, „auf etwas uns nicht Erhaltenes Bezug genommen wird, was man sich verschieden ausmalen kann"? Nun steht aber doch *O* 307, daß Phoibos Apollon den auf wunderbare Weise geheilten und zum Staunen seiner Feinde auftauchenden Hektor geleitete:

πρόσθεν δὲ κί' αὐτοῦ Φοῖβος Ἀπόλλων
εἱμένος ὤμοιιν νεφέλην; ἔχε δ' αἰγίδα θοῦριν.

die Folge ist panische Flucht der Griechen (*O* 326 f.):

ὥς ἐφόβηθεν Ἀχαιοὶ ἀνάλκιδες· ἐν γὰρ Ἀπόλλων
ἧκε φόβον.

Auch *O* 360 ist Apollon noch da:

τῇ ῥοῖ' γε προχέοντο φαλαγγηδὸν, πρὸ δ' Ἀπόλλων
αἰγίδ' ἔχων ἐρίτιμον.

---

[1]) Wie verkehrt ist es, wie Wilamowitz tut und Cauer ihm nachmacht, in diesen Göttern Schützer der Asiaten zu sehen. Da redet man vom Zeus von Labrynda usw.

Wo Apollon mit seiner Aigis ist, wird auch die Wolke noch sein, die ihn und Hektor umhüllt.

O 367 ff. kommt nun das Gebet des Nestor und die Anbahnung des Umschwungs im Augenblick der höchsten Not. Dieser Anbahnung scheint mir das Eingreifen der Athene zu dienen, die diese auf die Augen der Griechen eindringende nachteilige Dunkelheit von ihren Augen entfernte, so daß es für sie überall hell wurde auf der Seite des Schiffslagers so gut wie an der Kampffront[1]), und sowohl die hinter der Front befindlichen wie die an der Front kämpfenden Leute den Hektor und die Seinen und somit die Größe der Gefahr und die Pflicht, sie abzuwehren, erkannten. Daß dies erkannt und gleichzeitig das Moment der Überraschung ausgeschaltet ist, ist der erste Schritt zur Besserung. So greift denn auch Aias entschlossen ein (*O* 675 ff.; nebenbei schützt auch *ἀφέστασαν* in 675 den Vers 673 *ὅσοι μετόπισθεν ἀφέστασαν* und somit die ganze beanstandete Stelle). So ist denn auch *O* 668 ff. sowohl im Zusammenhang der Gesamtdichtung wie in dem des *O* fest verankert. Man muß nur nicht, um des Dogmas willen, überall die Augen vor dem guten Zusammenhange verschließen.

Mit seinen Auseinandersetzungen über das *O* verbindet Cauer solche über das *M*. Beide Bücher enthalten ja eine Kampfszene. Nachdem alle anderen Kriterien nicht ausgereicht haben, um die vermuteten „Schichten" der Ilias bloßzulegen, sind jetzt bei Cauer die „stilistischen" an der Reihe (vgl. Hedwig Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias[2]), Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos). Nach Cauer gehört die Teichomachie (*M*) einer höheren Stufe künstlerischen Schaffens an (S. 56), „statt der herkömmlichen Anhäufung von Einzelkämpfen" zeigt sie „einen schöpferischen Gedanken", „das Bild einer zusammenhängenden Schlacht hervorzurufen". Cauer hat den Zerstücklern gegenüber ganz recht; es ist hier überall guter Zusammenhang, eine einheitliche Vorstellung von der Kriegslage, von der Örtlichkeit herrscht überall. Auf die Örtlichkeit legt Cauer das größte Gewicht, insbesondere auf „das künstliche Hindernis", die Lagerbefestigung. Er meint, „es sei der Mühe wert, die Schlachtberichte der Ilias einmal genauer daraufhin anzusehen, ob überhaupt und mit welcher Deutlichkeit sie dieses künstliche Hindernis voraussetzen". Damit

---

[1]) *πρὸς ὁμοιίου πολέμοιο. ὁμοίιος πόλεμος* bezeichnet hier den Ort, wo der gemeinsame Kampf tobt = die Kampffront.

[2]) Die Schrift von H. Jordan überschätzt Cauer außerordentlich auf Grund einer Empfehlung Wilamowitz', s. u. S. 48.

ist Cauer denn glücklich wieder bei der Begründung durch einen „Widerspruch" angelangt. Die Annahme, daß der Mauerbau *H* 436 ff. ein „Widerspruch" sei, ist alt; nur die Einkleidung, in der er vorgebracht wird, hat sich gewandelt. Cauer gibt ihn in folgender Form: „wie unter Einwirkung der Teichomachie (*M*) Wall und Graben in die spätere Dichtung der *κόλος μάχη* (*Θ*) hineingekommen sind und von da aus wieder Anlaß gegeben haben, daß am Schluß von *H* ihre Herstellung erzählt wurde, hat Wilamowitz einleuchtend dargelegt. „Meines Erachtens wird das trotz Wilamowitz' Autorität den wenigsten einleuchten, am allerwenigsten denen, die dessen Methode, von hinten zu analysieren, durchschauen. Der Dichter plant ja eine Steigerung der Kampfschilderung in folgender Weise [1]): 1. Kampf im freien Felde, 2. Kampf um die Lagerbefestigung, 3. Kampf bei den Schiffen nach Eroberung der Lagerbefestigung; es wird daher die Lagerbefestigung errichtet, nachdem die erste Schlacht (im freien Felde) ohne einen Erfolg der Griechen beendet ist. Da ist vorausschauender dichterischer Plan [2]). Wilamowitz und mit ihm Cauer leugnen einen solchen Plan grundsätzlich und behaupten nun, dies Motiv, das, wie auch sie nicht leugnen können, *H* mit *Θ* und *M* und *O* (übrigens auch mit den dazwischen stehenden Rhapsodien) fest verbindet, habe sich von hinten her in die vorausgehenden Bücher eingeschlichen. So folgert Wilamowitz überall dem guten Zusammenhange zum Trotz. Da hilft es denn wenig zu zeigen, daß der Mauerbau in *H* viel fester sitzt, als ein derartiger Einschub sitzen könnte. Denn der Waffenstillstand, der mit der Begründung, die Toten zu bestatten, angeboten wird, ist mindestens unerläßliche Voraussetzung für den Mauerbau, ich möchte sogar glauben, daß er auch den Zweck hat, den Mauerbau zu ermöglichen. Diese Widerlegung wird, wie gesagt, wenig Zweck haben, denn wer einmal an solche von rückwärts eindringende „Eindichtungen" glaubt, wird ihren Umfang, wenn es nicht anders geht, eben entsprechend weiter begrenzen. Zum Beweise einer Eindichtung (hier sind es gleich mehrere gleichartigen Inhalts in *H*, in *Θ*, in *M*) pflegt man neuerdings darauf hinzuweisen, daß andere, auf die Eindichtung folgende Bücher die durch die Eindichtung hervorgerufenen Vorstellungen nicht kännten. So etwas behauptet Cauer für das *Λ*

[1]) Vgl. Pauly-Wissowa-Kroll, Artikel Ilias (Mülder) Sp. 1011, 1012 nebst Anm. 23.

[2]) Auch Bethe, Homer S. 120 ff. sieht in der „Achäermauer" einen zwingenden Beweis für die Einheitlichkeit und Planmäßigkeit der Ilias. Freilich hat Bethe das nicht aus sich selbst.

in folgender Form: „Im Anfange von *Λ* erfahren wir, daß sich die Griechen morgens am Graben versammeln (48. 51), sonst wird in diesem Gesange nirgends darauf Bezug genommen“. Also Bezug genommen wird darauf nach Cauers eigenem Eingeständnis auch in *Λ*. Wie oft soll eigentlich der Dichter stumpfen Lesern ins Gedächtnis rufen, daß die *H* 433 ff. errichtete Feldbefestigung immer noch existiert, daß die Schilderung auch weiter mit ihr rechnet? Er zitiert sie in *I* (65), in *Θ*, in *K* (198), in *Λ* 48 und 51, in *M* 1 ff. Daß in *N* und *Ξ* kein Anlaß war, vom Graben zu sprechen, gibt Cauer zu, der Kampf findet ja jetzt innerhalb der Befestigung, d. h. bei den Schiffen selbst statt (*Μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσίν*, die eben keine *τειχομαχία* mehr ist, sie nur zur Voraussetzung hat). Aber in *Λ*, meint Cauer, sei eine Stelle, wo der Dichter nicht vermeiden konnte, von dieser Befestigung zu reden, „falls er davon wußte und die Situation vor Augen hatte“, nämlich *Λ* 597—601 vgl. 618. Diese Ausstellung scheint mir ganz außerordentlich pedantisch und eine ganz außerordentliche Verkennung des Dichtergeistes, der sehr weit davon entfernt ist, sich von seinen eigenen Zweckerfindungen Hindernisse bereiten zu lassen. Sollte es wirklich Pflicht des Dichters sein, bei jedem Fahren aus und in das Lager die Schwierigkeit zu schildern, die der Graben (und die Mauer) macht? Wenn Nestor den verwundeten Machaon auf seinem Wagen aus der Schlacht in sein Zelt bringt, muß da wirklich der Schwierigkeiten gedacht werden, die dem Wagen der Graben bereitet haben könnte? Aber auch exegetisch tut meines Erachtens Cauer dem Dichter unrecht; als Achilleus den Wagen Nestors erblickt, ist dieser bereits innerhalb der Lagerbefestigung, fuhr doch der Wagen beim Zelte des Achilleus vorbei (615). Wie die Impf. *φέρον* und *ἦγον* zeigen, wird hier ein Vorgang erzählt, der sich zwar gleichzeitig mit der Kampfhandlung, aber nicht mehr im Felde, sondern schon innerhalb des Lagers abspielte. Die Fahrt Nestors und Machaons ins Lager war bereits 519 erzählt, wo es von den Pferden heißt *τὼ δ' οὐκ ἄκοντε πετέσθην νῆας ἐπὶ γλαφυράς· τῇ γὰρ φίλον ἔπλετο θυμῷ.* Hier müßte Cauer den Graben erwarten; sollte er das wirklich tun?

Überschauen wir nun noch auf einmal das ganze Feld der Vermutungen Cauers: die Feldbefestigung ist nach ihm in *M* ursprünglich, von da ist sie „unwillkürlich“ in die anderen Bücher eingedrungen (in *Θ* und *H*; *K* und *I* gelten natürlich nicht, da sie längst verdammt sind). „Im *Λ* und *N* bis *Σ* ist die Überarbeitung (hier herrscht also Willkür gegen die Unwillkürlichkeit in *Θ* und *H*) im ganzen nicht tief gedrungen, ohne daß wir doch

versuchen dürften, ihre Spuren auf dem Wege der Athetese wieder zu beseitigen." Am deutlichsten ist nach Cauer die Vorstellung von der Befestigung in *O*, und wunderbar ist ihm das, weil diese Vorstellung dem Thema der Erzählung unbequem entgegenstünde. Er schließt daraus, daß der Verfasser des *O* von dem des *M* (oder das *O* selbst von dem *M*) stark beeinflußt wurde, und damit ist nun für die Schichtentheorie die Bahn frei: 1. älteste Schicht *M*, darüber 2. *O*, darüber im Anschluß an Wilamowitz das *Θ*, von dem jener aber behauptet, daß es verfaßt sei, um das *I* und das *K* umzuarbeiten bzw. eine „Brücke" von *H* bis *Λ* „zu schlagen". Man müßte also wohl annehmen, daß auch das *I* und *K*, die ja gleichfalls die Befestigung kennen, bereits im Hinblick auf *M* und *O* gedichtet waren, was sich gewiß außerordentlich günstig traf, weil sie hierdurch zur späteren Verbindung mit *M* und *O* geradezu vorbestimmt waren. Cauer macht diesen sich fast von selbst darbietenden Schluß nicht, er begnügt sich zu erklären: „Daß die Rhapsodie *Θ* später in das Ganze der Ilias eingefügt worden ist als *M*, bedarf heute keines Beweises mehr." Er glaubt also fest an Wilamowitz' Beweis für die Unursprünglichkeit des *Θ*, aber Wilamowitz gibt auch einen Zweck für diese Eindichtung an: der Verfasser des *Θ* wollte eine Brücke schlagen von *H* bis *Λ*.

Glaubt Cauer auch an diesen Zweck und ist er bereit, auch von diesem Ergebnis für seine Schichtentheorie Gebrauch zu machen? Ich habe eben gesagt, daß keiner dieser Zerstückler dem anderen glaube. — Cauer ist, wie man sieht, hier eine rühmliche Ausnahme, er glaubt Wilamowitz hinsichtlich des *Θ*. Ist nun andererseits zu erwarten, daß auch Wilamowitz Cauer zustimmt bezüglich des *M* und *O*, insbesondere dem von Cauer entdeckten „einfachen Verhältnis" (S. 78), daß „der Wunsch eines jüngeren[1]) Dichters, Hektor wieder recht zu Ehren zu bringen und von ihm eine Großtat zu erzählen, sich zuerst in *M* betätigte und von da weiterwirkte, so daß *O* nach Inhalt und Ausführung eine Frucht des Erfolges wäre, die die Dichtung des Mauerkampfes gehabt hätte." Das wird ihm weder irgendein anderer glauben, noch — ausgerechnet — Wilamowitz.

12. Engelbert Drerup, Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik. Paderborn 1913, Schöningh. VIII, 451 S. 8°. 7,50 Mk.

Drerup sieht in der Ilias eine einheitliche Dichtung. Soweit stimmt er mit mir und ich mit ihm überein. Aber wenn Cauer

[1]) Vgl. S. 74.

meint, daß Drerup diesen Standpunkt entschiedener verträte als ich (Berl. Phil. Woch. 1916, Nr. 17—20), so muß ich dieser Behauptung widersprechen. Ihr Ziel ist übrigens durchsichtig; indem er Drerup als den entschiedensten Vertreter des „unitarischen Standpunkts“ widerlegt, so ist zu vermuten, daß die weniger entschiedenen (wie ich) damit ohne weiteres widerlegt sind. Nun verkennt auch Cauer nicht, daß Drerup seinen Standpunkt bei Rothe[1]) nimmt, dessen „Entschiedenheit“ in Vertretung des unitarischen Standpunkts darin besteht, daß er eine unabsehbare Fülle von großen und kleinen Interpolationen annimmt, die teils vom Dichter selbst, teils von Fremden nachträglich eingeschoben wurden[2]) (vgl. Jahresber. 1912 I, S. 308). Daß ich dagegen ohne Annahme irgendeiner Interpolation auskomme, gerade diese meine Konsequenz wird von keinem anderen Beurteiler verkannt, sei es, daß sie getadelt[3]) oder gepriesen[4]) wird. Diese Tatsache möchte ich ungern verdunkeln lassen.

Auch in der Richtung, die Drerups Untersuchung einschlägt, zeigt er sich von Rothe beeinflußt. Dieser betitelte sein Buch „Die Ilias als Dichtung“, nicht in dem Sinne, daß Homer den Stoff erfunden hätte — R. ist vielmehr ausgesprochener Materialist —, sondern der Begriff Dichtung ist ihm der Schild, hinter dem er sich und seine Homervorstellung gegen alle Angriffe der „negativen“ (d. h. jeder) Kritik deckt. Ähnlich, wenn auch vorsichtiger und konstruktiver verfährt Drerup, wie auch der Nebentitel „Grundlagen einer homerischen Poetik“ andeutet. Eine weitere Anregung gewinnt er von Wilamowitz rasch hingeworfenem geistreichen Einfall eines Vergleichs des geometrischen Stils der Dipylonzeit mit dem Aufbau einzelner Gesänge. In dem Nachweise einer solchen streng symmetrischen Kompositionsweise besteht das, was Drerup recht anspruchsvoll „Grundlage einer homerischen Poetik“ nennt. Man sollte nun annehmen, daß dieser Nachweis an dem ganzen Werke, das doch als ein einheitliches angesprochen wird, versucht werden würde — aber weit gefehlt! Da er seine Theorie nur auf ein einzelnes Buch, das *E*, anzuwenden wünscht, so bedient er sich einer recht willkürlichen Hilfskonstruktion. Er bildet sich eine

---

[1]) Mit diesen Worten hat Rothe im ganzen wie im einzelnen den Standpunkt umschrieben, den auch ich (Drerup) in der Beurteilung Homers einnehme (S. [illegible]), sagt er selbst.

[2]) Ebenso Drerup S. 82.

[3]) Bethe, D. Lit.-Ztg. 1910.

[4]) Fischl S. 9: das bleibende Verdienst der unstreitig . . . folgerichtigsten unter den Homeranalysen der letzten Jahre.

eigenartige Vorstellung von einer Rhapsodie, die er wesentlich nach ihrem Umfange bemißt. Dieser Umfang — 600 bis 1000 Verse — beanspruche etwa zwei Stunden Vortragszeit, was für die physische Kraft selbst eines trainierten Vortragskünstlers schon eine erhebliche Leistung sei. Daß dies Argument auch durch die Berufung auf den Rhapsoden Wilhelm Jordan [1]) nicht sicherer wird, sollte Drerup eigentlich nicht entgehen. Und mit dem so bestimmten Begriff einer Rhapsodie verbindet Drerup nun die Vorstellung von etwas künstlerisch Einheitlichem und Ganzem. Wenn er wünschte, daß dieser Obersatz seiner Untersuchung ernst genommen würde, so hätte er ihn durch Vergleich wenigstens einiger solcher Rhapsodien begründen müssen. Aber er beschränkt sich ganz auf das *E*, gerade als wäre es ein Einzellied im Sinne der Zerstückler, nur mit dem Unterschiede, daß er ein solches Einzellied eine Einzelrhapsodie nennt und es gleich den anderen noch hypothetischeren Einzelrhapsodien der Ilias und Odyssee von demselben Dichter „gesungen“ sein läßt.

Eine Einzeluntersuchung eines Buches der Ilias kann, von welchem Standpunkte sie auch immer ausgeht, nützliche Ergebnisse zeitigen. Am besten scheint es mir allerdings, eine solche Untersuchung voraussetzungslos zu unternehmen, bedenklich, ein bestimmtes, eigenartiges Beweisziel anzustreben. Dies Beweisziel ist der schematische, „streng geometrische Aufbau“, die „epische Tektonik“, die Wilamowitz [2]) für e i n z e l n e Gesänge behauptet hatte, Drerup hier für das *E* und implicite für alle seine hypothetischen Rhapsodien beweisen will. Man sollte glauben, daß von dem Standpunkte Drerups diese Tektonik zunächst an dem G a n z e n der Ilias nachgewiesen werden müßte. Für Wilamowitz ist es konsequent, den streng geometrischen Aufbau „einzelner Gesänge“ zu behaupten, wobei natürlich der gegensätzliche Gedanke, daß andere diesen Stil nicht mehr oder „noch nicht“ zeigen, nicht außer acht gelassen werden darf. Denn ihm ist im Grunde die Ilias als Ganzes kein einheitliches Kunstwerk, sie ist zusammengeleimt aus einer Menge von (ehemaligen) Einzelkunstwerken, die sehr verschiedenen Stil zeigen oder zeigten. Aber Drerup, der sich in der Bewunderung des einen Dichters nicht genug tun kann, der müßte den streng geometrischen Aufbau zunächst an dem Ganzen nachzuweisen versuchen, er müßte die Stellung der Diomedie innerhalb des Gesamt-

[1]) Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik, Frankfurt 1869.
[2]) Kultur der Gegenwart I, 8.

zusammenhangs klarstellen, bevor er „die Tektonik“ dieses Einzelgesanges untersuchte — wenn er könnte. Aber es ist klar, daß er es nicht im entferntesten kann. Statt dessen behauptet er den streng geometrischen Bau sämtlicher einzelner Rhapsodien! Ich vermisse hier wie überall bei Drerup — trotz Cauer — die Folgerichtigkeit wissenschaftlichen Denkens. Dabei ist zu bemerken, daß obendrein Drerup diesen Einfall Wilamowitz' sehr viel pedantischer aufnimmt als dieser selbst. Was Wilamowitz z. B. über *Ἕκτορος ἀναίρεσις* ausführte (übrigens von meinem Aufsatz *Ἕκτορος ἀναίρεσις* in diesem Punkte ebenso beeinflußt wie in seinen Darlegungen über die Hoplopoiie) [1]), das ist doch sehr viel allgemeiner und großzügiger als Drerups kleinliche, nicht geometrische, sondern eher algebraische Betrachtungsweise.

Für das ganze Buch beliebt er eine Dreiteilung, und den ersten Hauptteil (v. 37—470) zerlegt er wieder in drei Unterteile. Man sollte sagen, es lohnte sich nicht, um solche Kleinigkeiten ein umfangreiches Buch zu schreiben. Aber das deutsche Homerpublikum ist bescheiden und nimmt auch solchen Zeitvertreib geduldig hin. Und dabei ergibt sich auf den ersten Blick, daß selbst diese armselige Rechnerei nichts ist als Flickerei. Denn vor dem ersten dieser drei „Hauptteile“ steht v. 1—37! Wohin gehört nun dies Stück? Das ist das „Proömium“, sagt Drerup. Kann man sein wissenschaftliches Denken trauriger bloßstellen, als es hier Drerup gleich am Ausgangspunkte seiner Untersuchung tut? *E* 1—36 ein Proömium! Offenbar macht er sich von einem Proömium eine ebenso willkürliche Vorstellung wie von einer Rhapsodie. Hätte er sich unbefangen an die Untersuchung des *E* begeben, auch den Eingang unbefangen gelesen, so hätte er die Grenze für das Proömium unmöglich weiter stecken können als bis *E* 8. — Wenn ich übrigens die Bezeichnung Proömium für die Verse *E* 1—8 übernehme, so muß ich betonen, daß *E* 1—8 kein Proömium ist wie *A* 1—7, ein solches gibt es in der Ilias nur einmal. Es ist nicht mehr als ein Übergang, eine Überschrift, ein Hinweis auf die Bedeutung dieser Partie für den Gesamtzusammenhang [2]). Ich habe schon früher gesagt, daß eine Aristie des Diomedes keine Diomedie sei. Das *E* ist kein Preislied auf Diomedes, das irgend auf sich selbst stände (wie wir uns die *κλέα ἀνδρῶν* vorzustellen hätten), sondern ist eine Aristie: d. h. Kampfschilderungen von mannig-

[1]) Vgl. o. S. 29 ff., 49.

[2]) „Motto“ sagt Lillge S. 6.

faltigem Detail werden durch den Gedanken zusammengehalten, daß dieser oder jener (hier Diomedes) alle anderen überragt. Kampfschilderungen ordnen sich ja nicht leicht einem einheitlichen Gesichtspunkte unter; anderswo ist es eine lokale, anderswo eine technische, anderswo eine ideelle Vorstellung [1]), wodurch Einheit in der Mannigfaltigkeit geschaffen wird. Damit ist der Weg, den die Darstellung in *E* zunächst gehen wird, vorgezeichnet. Es wird eine hinreichend große Anzahl griechischer Helden vorzuführen sein, deren Taten Diomedes durch die seinigen überstrahlt. Dabei ist für den Gesamtzusammenhang zu berücksichtigen, daß Diomedes Konkurrent des Achilleus ist [2]), daß er mit dessen Ausscheiden seine Zeit gekommen erachtet, daß Achilleus wieder durch den Ruhm, den sich sein Nebenbuhler erwirbt, in seiner Absicht, dem Kampf fernzubleiben, erschüttert werden muß. So hat *E* auch innerliche Beziehung zu Achilleus, zu seiner *μῆνις* und Kampfenthaltung, nicht bloß äußerliche, wie durch *E* 787 ff., womit sich die Zerstückler so abmühen, gewährleistet wird. Dem Gesamtzusammenhange entspricht das *ἐν δ' αὖ*, womit das Buch beginnt, und die Beteiligung der *Παλλὰς Ἀθήνη* gleichfalls in v. 1 kann man sich sehr wohl in die Idee der Gegenwirkung der Hera und Athene gegen die *βουλὴ Διός*, die das sichtbarste und festeste Band des Gesamtzusammenhanges ist, eingeordnet denken, zumal da Ἀθήνη bei der Ausschaltung des Ares, die nach *Δ* 422—456 [3]) nötig war (*E* 29 [b] bis 36), auf die *Διὸς βουλή* deutlich anspielt (*E* 34).

Eine Aristie des Diomedes hätte sich in der Weise herstellen lassen, daß der Dichter zunächst die Leistungen anderer Helden vorgeführt hätte, dann in Überbietung solche des Diomedes. Doch verfährt er etwas anders. er läßt zunächst durch eine Tat des Diomedes (*E* 9—29 [a]) ein Unterlegenheitsgefühl der Troer [4]) entstehen, das dann in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entfernung des Ares durch Athene [5]) in ein „Weichen" übergeht: *Τρῶας δ' ἔκλιναν Δαναοί* (*E* 36 [a]); und in dieser durch das überragende Verdienst

---

[1]) Mauer, Schiffe, Fluß, Stadttor — unentschiedene, abgebrochene Schlacht, Niederlage, bevorstehender Untergang.

[2]) Vgl. Pauly-Wissowa-Kroll, Ilias Sp. 1010 Anm. 19.

[3]) Das ist ein glänzendes, sicher nicht ohne Anlehnung verfaßtes Stück.

[4]) *πᾶσιν ὀρίνθη θυμός* (E 29 [b]); das ganze Stück von v. 9 an hat keinen anderen Zweck als diesen; was Drerup über den Namen des Priesters *Δάρης* etymologisiert (= Fellabzieher i. e. Priester), kann ich nicht ernst nehmen, auf alle Fälle ergibt es für das Verständnis der Partie nichts.

[5]) Man wolle doch lernen, wie der Dichter bei Beseitigung störender

des Diomedes hergestellten Situation verrichten nun „alle“ Heerführer (36 e) Heldentaten (bis E 84), die aber weit übertroffen werden von denen des im Mittelpunkte des Interesses stehenden Helden, der erst in die rechte Stimmung gebracht wird, als ihn bei erfolgreicher weiterer Tätigkeit (85—94) Pandaros durch einen Pfeilschuß verwundet[1]). Und dann kann man wieder studieren, wie der Dichter aus dieser von seiner Quelle übernommenen Anrufung der Athene die Anregung entnimmt, diese Göttin ganz in seiner Art persönlich herzubemühen, um durch sie ein späteres Stück, besonders die Verwundung der Aphrodite (*E* 330 ff.), vorzubereiten. Werden wir uns also über 84—132 klar: Mit der Fortführung des Gedankens der Aristie — Steigerung des Kampfeszorns durch Pfeilverwundung und Prahlerei des Schützen und daraus folgende Steigerung der Kampfesleistungen — ist, ausgehend von der natürlichen Götteranrufung (*E* 115—120), verschmolzen ein Ausblick auf die weiterhin beabsichtigte Verwundung der Aphrodite durch Diomedes (*E* 330 ff.), und diese ist ihrerseits gedacht als Bestrafung für ihre Schuld in Sachen Menelaos-Helena-Paris (*Γ* 380 bis 448)[2]), ebenso wie der Schuß des Pandaros auf Diomedes, der zunächst eine Reizung des Diomedes bezweckt und zur Folge hat, weiterhin des Pandaros Bestrafung für die *ὁρκίων σύγχυσις* (*Δ* 1—219) anbahnt (*E* 290 ff.). Wir sehen also hier überall das gerade Gegenteil einer streng symmetrischen Kompositionsweise; nicht in abgemessenen Schritten geht der Dichter vorwärts, sondern eher schlangenartig gleitend. Wo ein starker Ruck nach vorwärts geschieht oder geschehen soll, da werden gleichzeitig die mittleren und hinteren Teile des Leibes nachgezogen und in die richtige Lage gebracht, und diese neue Lage sichert die Vorwärtsbewegung des Kopfteils. Die Kompositionsweise ist also eher gleitend als schreitend, eher musikalisch als geometrisch. Ich habe das schon bei meiner Analyse der *Ἕκτορος ἀναίρεσις* angedeutet (vgl. auch Die Ilias u. i. Q. bes. S. 241): mit dem von Wilamowitz erfundenen,

---

Vorstellungen, die aus dem Vorhergehenden stammen, immer wieder ein Rädchen einfügt, das seine Mühle weiter treibt.

[1]) Die Erzählung der Verwundung dient (zunächst) diesem Zwecke. Die Verwundung selbst ist nichts, braucht nicht einmal schnell geheilt zu werden. Formell ist das Stück wohl gespeist aus derselben Quelle, aus welcher der Schuß des Pandaros auf Menelaos stammt. Bringt doch das *E* auch die Rache des Getroffenen, sein Gebet um Rache (115 ff.) und die Erfüllung.

[2]) Vgl. *E* 349 u. 420 ff.

von Lillge und Drerup übernommenen Stichworte „Symmetrie“ wird diese eigenartige Kunst nicht erfaßt, sondern gründlich verkannt. Und darauf möchte ich bei dieser Gelegenheit noch hinweisen, daß nicht bloß der Hinweis auf die Kampfenthaltung des Achilleus (*E* 787 ff.) und was man sonst anzuführen pflegt, wie die Sarpedonepisode, gegen die Meinung der Zerstückler, *E* sei ein Einzellied, spricht, sondern auch die Tatsache, daß alles, was von Pandaros, was von Aphrodite berichtet wird, Fortsetzung des *Γ Δ* ist und andererseits diese Zusammenhänge zur unentbehrlichen Voraussetzung hat. Daß obendrein die ἐπιπώλησις das *E* vorbereitet, wird nach Finslers Hinweis (Homer S. 72) wohl nicht mehr bestritten.

Sehen wir nun weiter! Aus der natürlichen Anrufung der Athene wird eine übernatürliche Erscheinung dieser Gottheit (*E* 121—123); auch hier ist das dichterische Ziel ausdrücklich und ausführlich dargestellt: Steigerung der Kraft und des Kampfeseifers bei Diomedes. Das soll natürlich für das ganze *E* gelten, denn darum handelt es sich ja eben: diesem Teile der ersten, bis zur νεκρῶν ἀναίρεσις laufenden, unentschiedenen Schlacht einen Mittelpunkt in der überragenden Figur des Diomedes zu geben. Zu dieser Protagonistenstellung führt der Dichter den Diomedes aus seiner sonst bescheideneren Stellung empor durch eine Verdreifachung seines sonstigen (übrigens unverächtlichen) μένος (*E* 135, 136). Da der Dichter nun keineswegs mit dem *E* das Ziel verfolgt, nichts anderes zu geben als Beweise dieses μένος in einem wie immer gestaltenen Aufbau (sich steigernd oder senkend), sondern in dem Überragen des Diomedes einen Mittelpunkt für diese Schlacht schaffen will, so muß diesem übernatürlichen Eingreifen der Athene eine Darstellung des Erfolges unmittelbar folgen, das sind die Verse *E* 144—165. Die dort berichteten Taten sind nur eine Probe seines jetzt dreifachen μένος — anders ausgedrückt: Mit v. 165 hat der Dichter die Vorstellung fertig geschaffen, die das Einigende in der folgenden bunten, vielerlei Fäden fortführenden Handlung darstellt. Also *E* 1—165 ist ein Abschnitt, durch welchen die Voraussetzung für ein zeitweiliges Kompositionsbedürfnis — Überragen des Diomedes — geschaffen wird, eine Voraussetzung, die beseitigt werden wird, sobald sie diesen ihren Zweck erfüllt hat, ein Abschnitt von der gleichen Art und Bedeutung wie so viele in der Ilias. Das Überragen des Diomedes ist also eine Zweckerfindung nicht anders als die „Achäermauer“ oder der „Fluß“, der in *Φ* herangebracht wird, damit ein Kampf in und mit dem Strome geschaffen werden kann, oder der wunderbare Fahrweg, der um

die Mauern von Ilios gelegt wird um des Wettlaufs der Helden willen.

Ist dies richtig, so kann nicht die Schilderung des Schlachtverlaufs, wie Hentze will[1]), das eigentliche Thema des *E* sein. Es wäre doch auch eine recht harmlose Disposition, die er annimmt: I. Akt (1—450) Überlegenheit der Achäer, II. Akt (451—710) entschiedenes Übergewicht der Troer, III. Akt (711—908) Vorbereitung eines neuen Sieges der Achäer. Nicht bloß harmlos wäre sie, sondern das Gegenteil irgendwelcher Kunst. Denn mindestens müßte man doch erwarten, daß im dritten und letzten „Akt“ nicht bloß ein neuer Sieg vorbereitet, sondern daß d e r Sieg errungen würde. Aber derart ist der dritte Akt durchaus nicht. Was der Dichter nach dem Gesamtzusammenhang wollen muß und will, ist eine Niederlage der Achäer; er verwirklicht sie in zwei Teilen, deren erster die unentschiedene (also für die Angreifer erfolglose) Schlacht bis zur νεκρῶν ἀναίρεσις ist. Wie groß auch die Taten, die der Dichter die Einzelhelden vollbringen läßt, sein mögen, welche Folgen wir auch davon für den Gesamtverlauf erwarten mögen, sehr bald muß doch alles, sei es durch eine kurze Wendung oder gar durch den deus ex machina wieder in das Bette der βουλὴ Διός zurückgelenkt werden. Gewiß sind solche Wendungen gebührend zu beachten, wie ja die Tatsache, daß trotz ungeheuerlichster Einzelleistungen griechischer Heroen in diesem Teile der Dichtung ein wirklicher Sieg planmäßig ausgeschlossen ist, ein überzeugender Beweis für die dichterische Einheitlichkeit des ganzen Werkes ist. So ist es auch in *E*; auch der überragende Held Diomedes wird sowenig den Sieg erreichen können wie andere Helden. Aber ebensowenig ist, wie Lillge will, eine Disposition, geschweige denn ein symmetrischer Aufbau des *E* festzustellen, wenn man das Thema dieses Buches in einer Verherrlichung des Diomedes findet. Das, was er an poetischer Technik nach dieser Richtung aufbringt, ist außerordentlich gekünstelt. Aber eins hat doch Lillge — ein wirkliches Thema des *E*. Aber nun sehe man die Einteilung in Hauptteile und die Unterteilung in Akte bei Drerup an! Sein erster Hauptteil geht von *E* 1—470. Diesen teilt er ein in ein Proömium 1—37 (vgl. oben), eine Vorhandlung 37—165, eine erste Aristie des Diomedes 166—330, eine erste Götterhandlung mit Steigerung und Peripetie der Aristie 330—470. Eine solche Disposition würde man nicht einmal einem Anfänger durchgehen lassen, und es gehört eine ungewöhnliche

[1]) Anhang, 2. Heft, S. 54 ff.

Selbsttäuschung dazu, eine solche Disposition für streng symmetrisch, geometrisch und Dipylonstil auszugeben. Bis so weit ist es Drerup aber noch gelungen, diese seine Dispositionsteile auf Diomedes zu beziehen, wenngleich „erste Götterhandlung" in dieser Disposition seltsam anmutet und unter „Steigerung und Peripetie der Aristie" auch nicht viel Greifbares steckt. Aber der zweite Hauptteil 471—710 konzentriert sich auch unter der Disposition „Wendung der Dinge" (was ja wohl noch einmal oder immer noch Peripetie wäre) gar nicht mehr um Diomedes; er ist das, was Hentze entschiedenes Übergewicht der Troer nannte. Im dritten Hauptteile disponiert Drerup nach Götterhandlungen: 1. Hera und Athene begeben sich aufs Schlachtfeld; 2. Ares wird von Diomedes mit Athenens Hilfe verwundet; 3. Rückkehr des Ares, der Athene und Aphrodite in den Olymp. So sind schon die drei Hauptteile der Drerupschen Disposition innerlich unzusammenhängend, noch mehr sind es die Unterteile, die nach den Zahlen 2 und 3 geordnet werden. Wie man sieht, hat Hauptteil 3 drei Unterteile. Und die Abgrenzung dieser Hauptteile und Unterteile geschieht durchaus willkürlich! Es ist gar kein Grund, den ersten Hauptteil bis 470 reichen zu lassen, statt, wie Hentze tut, bis 453. Das Stück 454—469 weist sowohl zurück auf *E* 330 ff. als auch bereitet es *E* 470 ff. vor[1]), ein Beweis wieder, daß eine scharfe Abgrenzung solcher Teile überhaupt nicht möglich ist. Wie willkürlich Drerup verfährt, dafür nur der Hinweis, daß er *E* 330 einen Unterteil inmitten eines Verses schließen und anfangen läßt, dsgl. 669, statt zu erkennen, daß gerade nicht das Abgrenzen, sondern das Weitergleiten den Dichter charakterisiert.

Da ich oben den Eingang (1—164) als Beispiel für die Technik des Dichters ausführlicher besprochen habe, so sei noch ein Wort über 9—29 [a], über 37—83 und über 144—165 gesagt, weil sie lehrreich sind für die Art, wie der Dichter sein Ziel, den Diomedes für die Rolle des Protagonisten in bunter Kampfhandlung auszustatten, erreicht. Die Ilias u. i. Q. S. 348 habe ich gesagt: „Die Ilias ist ferner voll von immer neuen Wendungen, durch welche heroisches Töten und Verwunden ausgedrückt wird. Die Vorgänge jedoch, die schließlich in der Anbringung eines solchen heroischen Pompverses gipfeln, sind nicht bloß für das Ganze recht bedeutungslos, sondern auch oft genug irreal konstruiert; eine ganze Schlachtschilderung

[1]) Ist unter den Söhnen des Priamos nicht auch Hektor mit angeredet (*E* 461 ff.)? Sarpedons Ausführungen (*E* 471) spezialisieren den allgemeinen Gedanken von *E* 461 ff.

(*E* 37—83) ist durch Bekleidung solcher Einzelverse mit etwas Handlung geschaffen worden. Nicht auf der Person des Meges oder Idomeneus oder auf der Person ihrer Opfer liegt der Ton; der Dichter rafft eben eine beliebige Handvoll di minorum gentium (minorum gentium in Ansehung ihrer Körperkraft) zusammen und läßt ihre Leistungen (Tötung je eines Gegners) von Diomedes in dem Grade überstrahlt werden, daß dieser vier oder auch fünf (*E* 9—29 a, 144—165) Paare zur Strecke bringt. Aber in diesen „Heldentaten", einerlei, ob sie durch Meges oder Agamemnon oder sonst jemanden erfolgen, bringt der Dichter eine bunte Reihe von Verwundungen, deren Abschluß jedesmal ein epischer Pompvers ist, in dessen Anbringung mir die Pointe jeder Versreihe zu liegen scheint.

42 (Agamemnons Opfer) *δούπησεν δὲ πεσών, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ.*

47 (Idomeneus' Opfer) *ἤριπε δ' ἐξ ὀχέων, στυγερὸς δ' ἄρα μιν σκότος εἷλεν.*

57 (Menelaos Opfer) *ἤριπε δὲ πρηνής, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ.*

67 (Meriones' Opfer) *γνὺξ δ' ἔριπ' οἰμώξας, θάνατος δέ μιν ἀμφεκάλυψεν.*

75 (Meges' Opfer) *ἤριπε δ'εν κονίῃ, ψυχρὸν δ' ἕλε χαλκὸν ὀδοῦσιν.*

81 a, 82 (Eurypylos Opfer) *τὸν δὲ κατ' ὄσσε*
ἔλλαβε πορφύρεος θάνατος καὶ μοῖρα κραταιή.

Drerup (S. 92) findet nun nach Lillge die Pointe dieses Abschnittes (*E* 37—83) darin, daß die erlegenden Helden nach Vornehmheit und Nichtvornehmheit aufsteigend und absteigend bzw. verschränkt aufgeführt seien. Das heißt noch einmal streng geometrischer Aufbau! Und solche Kindereien geben sich als Wissenschaft, und ihr Erfinder oder Verbreiter (denn Drerup hat diese Betrachtungsweise von Lillge übernommen) rühmt sich, „Neue Wege und Ziele der Homerforschung" [1]) gezeigt zu haben, und findet darin eine „Grundlegung für eine homerische Poetik!"

Einen Punkt der Drerupschen Darlegungen berühre ich schließlich noch. Für den Humor in der Götterwelt der Ilias hat er ein gewisses Gefühl. Aber daß er zu diesem Verständnis nicht aus eigenem gekommen ist, zeigt die Behandlung dieses Punktes. Er

---

[1]) Drerup in der „Gottesminne", Monatschrift für religiöse Dichtkunst(!) 1911/12, 8. u. 9. Heft.

vergröbert und übertreibt außerordentlich. Man lese zum Beispiel, was er über Dione (S. 186) ausführt, wie er sich mit starken Worten bemüht, aus ihr eine unfreiwillig komische Alte zu machen. Auch sonst sieht er Komik, wo keine ist, und das alles schließlich, um die abstruse Idee zu beweisen, daß dieser ganze himmlische Schwindel von dem Dichter der Ilias zu dem Zweck erfunden sei, um die Wahrhaftigkeit seiner Berichte über irdische Begebenheiten durch den Kontrast ins rechte Licht zu setzen! Es gehört doch ein ganz absonderlich konstruierter Denkapparat zu einem solchen Schlusse — normaler ist wenigstens der entgegengesetzte: Wenn die Göttermaschinerie, welche die in der Dichtung berichteten irdischen Begebenheiten lenkt und regiert, nichts ist als dichterische Zweckerfindung, so muß der Glaube an die Tatsächlichkeit der durch sie veranlaßten und dirigierten Handlungen und Begebenheiten dadurch nicht wenig erschüttert werden. So habe ich geschlossen — nicht bloß aus dieser Beobachtung, sondern aus vielen anderen, daß der „trojanische Krieg“ nichts weiter ist als eine dichterische Erfindung, und zwar eines einzigen Dichters, des Dichters der Ilias. Und damit komme ich zurück auf meine Bemerkungen über den „unitarischen Standpunkt“ zu Beginn dieser Besprechung. Cauer mag sagen, was er will: konsequent ist der „unitarische Standpunkt“ Drerups nicht, zur Konsequenz gehört die Überzeugung, daß, wenn die Ilias einen Verfasser hat, dieser Verfasser ein Dichter war. Zu einem Dichter aber gehört die inventio, und die inventio streiten sowohl Rothe wie sein Schüler Drerup dem Dichter der Ilias ab. Als Ersatz bieten sie „poetische Technik“ dar, etwas Banausisches, das auch dann banausisch bliebe, wenn es weniger erbärmlich wäre als das, was Drerup poetische Technik oder Grundlegung einer homerischen Poetik nennt.

13. Gottfried Wolterstorff, Zwei alte Odysseuslieder in der Ilias. Sokrates 1917, S. 102 ff.

Derselbe. Patroklosspiele. Sokrates 1919, S. 65 ff.

Die beiden Abhandlungen sind ein Beweis, welche Verheerungen das Wilamowitzsche Buch in der Gemeinde des Meisters angerichtet hat. Möge dies die einzige Stimme aus diesem Kreise bleiben, die durch Druckerschwärze zur Kenntnis der Öffentlichkeit kommt! Der Verfasser bekennt sich praktisch zum Wilamowitzschen Evangelium, daß man nur auf seinem Wege über ihn hinauskommen könne, so gründlich und freudig, daß er die „Modernen“ ganz wie sein Meister völlig ignoriert. Nicht bloß ohne die Modernen, auch ohne die

Scholien kommt er völlig aus; Wilamowitz ist das *A* und *Ω*; seine wissenschaftlichen Ergebnisse sind das sichere Fundament, auf dem im Geiste des Meisters über ihn hinaus gebaut werden kann. Also: es ist natürlich Tatsache, daß das *Θ* von jemandem verfaßt worden ist, der *I* und *K* einlegen wollte. Der Verfasser ist neugierig genug, sich die Frage vorzulegen, was für Dinge denn *I* und *K* vor ihrer Einfügung in die Ilias waren. Kühnlich antwortet er: alte Odysseuslieder! Wie man das „beweist"? Nun, in beiden kommt doch Odysseus vor, spielt er sogar eine Hauptrolle. Aber, wird man einwenden, es kommen doch auch andere Personen dort vor, zum Beispiel in *I* Phoinix und Aias. Gewiß, aber darin besteht eben die Kritik im Geiste des Meisters, daß man das Unbequeme großzügig ausscheidet. Daß Phoinix auszuscheiden hat, weil er „später hinzugekommen" ist, ist selbstverständlich; die Gründe sind bekannt. Unter Anschluß an Wilamowitz ist die entsprechende Behauptung so zu formulieren: der Dichter des *Θ*, der *I* und *K* hat aufnehmen wollen, kannte nur zwei Abgesandte, Odysseus und Aias. Das „Hinzukommen" des Phoinix stellt sich der Verfasser so vor, daß die beiden Abgesandten ihn vielleicht vor dem Zelte des Achilleus antrafen und nun ins Zelt mitnahmen! Wie der dann in die Dichtung hineinkam, darüber braucht man sich den Kopf nicht zu zerbrechen.

Nun steckt Phoinix, auch wenn er nicht als „Abgesandter" mitging, immer noch im Text:

223 νεῦσ' Αἴας Φοίνικι, νόησε δὲ δῖος Ὀδυσσεύς.

Diesem Hindernis ist abzuhelfen, indem man statt *Φοίνικι* — *Ὀδυσῆι* konjiziert, ebenso entschlossen wie Wilamowitz *P* 710 für *Ἕκτορι δίῳ*, das seine ganze Analyse umwarf, *Ἀτρείωνι* schrieb[1]. Nun wäre die „Stilisierung" *Ὀδυσῆι* — δῖος *Ὀδυσσεύς* nicht bloß „unerträglich", sondern der ganze Halbvers *νόησε κτλ.* wäre mehr als überflüssig. Aber mit Überlegungen darf man solche geistreiche Einfälle nicht beschweren. Nachdem nun auf diesem Wege als Inhalt der Vorlage, die der Wilamowitzsche „Eindichter" des *Θ* vorfand, unser jetziges *I* abzüglich des Mitgehens des Phoinix und der beiden Herolde ermittelt ist, erweist der Verfasser eine noch ältere Fassung des *I*, in der es auch keinen Aias gab. Diese „ältere Fassung" war also ein Odysseuslied. Der (Wilamowitzsche) Dichter des *I* war es, der durch Einführung des Aias aus diesem Odysseus-

---

[1] Schwarz, *Ἀχιλλεύς* statt *Ὀδυσσεύς* und *Ἀχιλλῆι* statt *Ὀδυσσῆι B* 244 und 259, vgl. S. 60 Anm.



liede unser *I* schuf. Der „überarbeitende Dichter“, anscheinend der Wilamowitzsche „Eindichter“ des *Θ*, schuf dann den jetzigen Zusammenhang des *I* durch Streichungen und Zutaten. Zu diesen „positiven Zutaten“ gehört unter anderem die Aufnahme des Phoinix in die Gesandtschaft. — Auch den selbstsicheren Ton und die Unfehlbarkeit des Stilurteils hat der Verfasser dem Meister abgesehen. Da liest man von „der flüchtigen Art“ (immer etwas *κόλον*, wie Wilamowitz sagt) des *Θ*-Eindichters, „von der inhaltlichen Eile, die sich auf die Form überträgt“, da ist dies „unvermittelt“, jenes „wunderlich“, anderes „eigenartig“ oder „gedankenlos“. Selbst das schwerere Geschütz wird aufgefahren, „der Hang zum Parallelisieren“, „die bewußte, kunstmäßige Symmetrie, die ursprünglicher Dichtweise unbekannt ist“, „die Steigerungen“, die für „Spätlinge“, „Ein-“ und Nachdichter bezeichnend sind — streicht man zugleich mit Phoinix und Aias alles dies aus dem *I*, so bleibt der „archaisch-ruhige Stil“ übrig, den man für das alte Odysseuslied voraussetzen muß. Mit dem *K* verfährt der Verfasser ähnlich, auch dies war ein altes Odysseuslied; dies Kernlied habe Odysseus als Helden, neben ihm nur einen unbedeutenden, unbekannten Handlanger; der Wilamowitzsche „Eindichter“ des *Θ* brachte in das *K* den Diomedes als Teilnehmer, ja als HauptHelden hinein. — Auf dem Wege der Homerforschung, wie sie Wilamowitz betreibt, liegen auch Feststellungen über das Altersverhältnis der erschlossenen Vorlagen. Auch hier tritt Wolterstorff in die getretenen Fußstapfen. Da in *I* Aias dem Odysseus „ganz zwecklos“ beigesellt ist, denn zur Gesandtschaft braucht man bloß Klugheit (Odysseus) und keine Stärke (Aias), da in *K* aber Stärke (Diomedes) neben der Klugheit (Odysseus) unentbehrlich ist, so ist die Verbindung Odysseus-Aias in *I* (Klugheit — Stärke) eine gedankenlose (natürlich!) Nachahmung der Verbindung Odysseus-Diomedes (Klugheit-Stärke) in *K*. *I* ist also jünger als *K*. Daß der Eindichter des *Θ* als Bearbeiter des alten Odysseusliedes den Diomedes in *K* einführte, geschah unter dem Einfluß des *Δ—E*. Und von da — und aus den Begriffen Klugheit-Stärke ergeben sich dann auch noch Ausblicke auf die Zeit der „Zusammenstellung“ der Odyssee.

Auf den zweiten Aufsatz näher einzugehen, erübrigt sich. Ich notiere nur, daß der Verfasser trotz seiner Abhängigkeit von Wilamowitz den guten Zusammenhang, in welchem die *ἆθλα* in der Ilias stehen, nicht so gründlich verkennt wie dieser. Freilich geht es ohne grundsätzliche Mäkelei nicht ab — im ganzen wie im einzelnen. Denn eine „Eindichtuug“ müssen die *ἆθλα* ja auf alle Fälle sein,

und ob sie nun für diese Stelle der Ilias geschaffen oder einmal selbständig gewesen sein sollen, das ist außerhalb der Wilamowitzschen Schule keine Frage von Wert. Was im einzelnen dem Verfasser mißfällt oder nicht hinreichend verständlich ist, wird als Interpolation weggeschnitten. „Unangebracht“, „kümmerlich“, „ungeschicktester, schlechtester Dichter“, „oberflächlich“ usw. sind die wiederkehrenden Urteile, durch die diese Interpolationen begründet werden. Und das nennt der Verfasser „Homer aus Homer erklären“! Unter der nämlichen Devise („Homer aus ihm selber zu erklären“) zerstückelte ja auch Wilamowitz den Dichter, aber bei dem Verfasser erscheint diese „gewisse, althergebrachte Berechtigung, Homer aus Homer zu erklären“, als Rechtfertigung, daß „andere Schriften über den Gegenstand kaum eingesehen und berücksichtigt sind“. Das ist schon stark, aber geradezu unbegreiflich ist die damit verbundene Klage, daß ihm Zeit und Gelegenheit gefehlt habe, „die einschlägige Literatur völlig zu überprüfen“. Nun, bei einer Spur von wirklichem wissenschaftlichen Interesse an homerischen Fragen würde es dem Verfasser nicht schwer geworden sein, gelegentlich über den Zaun des Wilamowitzschen homerischen Geheges hinüberzublicken.

14. Otto Rössner, Beiträge zur Lösung der homerischen Frage. 2. (Besprechung von Ilias *A*—*Γ*.) Magdeburg, Progr. d. Pädagogiums z. Kl. U. l. Fr. 1913.

(Der erste Beitrag waren die Untersuchungen zur Komposition der Odyssee, Progr. Merseburg 1904, besprochen im vorigen Bericht S. 291 f.)

Der Verfasser hat durch diese Beiträge die homerische Frage kaum gefördert. Um ein kleines Bild zu geben: Es gab einmal eine chronologisch geordnete Ilias. Ein neu schaffender Dichter, sei es, daß er durch behördliche Maßnahmen (Peisistratos usw.), sei es, daß er durch ein eigenes Bedürfnis nach künstlerischer Abrundung dazu veranlaßt wurde, zog durch jene alte Ilias einen Plan hindurch und stellte die bunte Fülle der Begebenheiten unter einen stoffordnenden Gedanken. Das geschah also in sehr später Zeit (nach Peisistratos). Der Dichter archaisiert also, aber eben nur in Anlehnung an die alte chronologische Ilias; als moderner Dichter mischt er auch Modernes ein. Ebenso ist sein Werk naiv, soweit es dieser Quelle folgt; der Dichter selbst aber ist nicht naiv, er führt mit bewußter Reflexion eine recht künstlerische Arbeit aus. Die Alternative: Erfindung oder Sage, macht dem Verfasser keine Schwierigkeiten, mit der Existenz der chronologischen Ilias ist

diese Frage für ihn zugunsten der Sage (Geschichte) entschieden. Trotzdem hat er den Begriff des großen und genialen Dichters, eines Mannes also, der durch eine gegebene dichterische Wachsmasse einen Faden zog, wobei er den alten (chronologischen) Faden beseitigte. Die These ist weder neu noch tief; die von Rössner auf dieser allgemeinen Ansicht aufgebaute Interpretation von *Α—Γ* ist nun gar äußerst unzulänglich. Die von *Α* kommt auf eine schulmäßige Verhimmlung des Achilleus im Gegensatz zu dem nicht genug zu verabscheuenden Agamemnon hinaus; wie gefärbt diese Auseinandersetzung über das *Α* ist, dafür ist die Bemerkung über v. 122 *φιλοκτεανώτατε πάντων* bezeichnend: „Gerade dies Wort, das Achill im Moment bildet (es ist ein *ἅπαξ εἰρημένον*!), soll dazu dienen, jenen zu besänftigen, denn es ist wohl scherzhaft gemeint. Mit diesem Neckwort („Du bist ja der allerhabgierigste Mensch!") macht er ihm einen freundlichen Vorwurf (was noch deutlicher durch den Ton, mit dem er spricht, und der bei einem Dichter wie Homer mit in Anschlag zu bringen ist, zum Ausdruck kommt!)." Bezeichnend ist auch, daß nach Rössner Agamemnon „in seiner Erregung (*Α* 111 ff.) sich im Kasus vergreift und *ἀντιᾶν* mit dem Akkus. konstruiert". Daß man dem Agamemnon „nicht glauben kann", wenn er etwas sagt, was nicht in den Rahmen des Verfassers paßt, versteht sich. Auch Nestors Vorschlag (*Α* 248), den ich als Vermittlungsvorschlag anspreche, erledigt er in demselben Geiste. Um all die Mühe, die andere Forscher auf diese Zusammenhänge verwandt haben, kümmert der Verfasser sich überhaupt nicht, er setzt sich mit keinem auseinander. Vielmal Widerlegtes trägt er unbekümmert wieder vor. In welchem Geiste er sich mit Problemen abfindet, dafür noch ein Beispiel: „Achills Seele ist voll leidenschaftlicher Erregung, und aus dieser denke ich, ist es verständlich — unser Dichter arbeitet eben überlegt! — daß er v. 366 Thebe statt Chryse als Heimat der Chryseis nennt: er hat sich eben in der Erregung versehen!"

15. F. Boll, Zur homerischen Presbeia. Ztschr. f. d. österr. Gym. 1917. S. 1—6.

Boll sucht die „rätselhaften Duale" I 182 aufzuklären. Daß Odysseus und Aias mit den „zweien" gemeint sind . . . sagt er, daran hat noch wohl niemand gezweifelt; aber wie kommt der Dichter auf den Dual, wenn er dann doch dreie gleichberechtigt reden und sogar nicht bloß drei, sondern fünf (nämlich die beiden Herolde dazu) am Strand zu Achill gehen läßt." Dazu ist

zu sagen: Die Homerkritik haftet klettenartig an diesem Dual; wenn die Kritiker sich auch um die Geschichte dieser Fragen bekümmern wollten, würden sie ihre Einfälle weniger schnell der Öffentlichkeit bekanntgeben. Vor 10 Jahren erschien meine Ilias, die mit all den Interpolatoren, Ein- und Nachdichtern usw. gründlich aufräumte; einer der Stimmführer der damaligen und auch der heutigen zerstückelnden Homerphilologie, E. Bethe, glaubte die Bodenlosigkeit meiner Homeransicht nicht gründlicher erweisen zu können, als daß er von oben herab als das allergesichertste und allerunanfechtbarste Ergebnis der Homerwissenschaft die Tatsache bezeichnete, daß Phoinix „später hinzugekommen" sei. Heute sind Wilamowitz und Bethe umgekehrter Ansicht, natürlich ohne auf mich Bezug zu nehmen, ohne ferner zu erwähnen, welche grundsätzliche Wichtigkeit die entgegengesetzte Meinung früher für sie hatte; sie tun jetzt so, als ob sie ein leichtes und erklärliches Versehen älterer Homerkritik mit leichter Hand berichtigten. Und daneben führen sie, führt Wilamowitz mit den „rätselhaften Dualen" ein Rückzugsgefecht. Es ist aber wirklich mit den Dualen alles in Ordnung trotz Wilamowitz; es ist nicht wahr, was Boll meint, daß „drei" gehen; es gehen wirklich, wie der Dual sagt, nur Aias und Odysseus (die Diener — Herolde — mitzurechnen, ist Rechthaberei, ist eine klägliche Hilfsbegründung); Phoinix ist, als die beiden Abgesandten gehen, schon längst wieder bei Achilleus. Und wenn irgend etwas hier auffällig ist, so ist es nicht das Schweigen über die Art, wie Phoinix wieder zu Achilleus zurückgekehrt ist, sondern wie er überhaupt zu Agamemnon kam. Denn sein Platz ist nicht bei diesem, sondern bei Achilleus; wie sollte er als Gesandter zu seinem Herrn gehen können! Nur in der deutschen Homerphilologie, wo der gerade, gesunde Menschenverstand durch die Kritik verdrängt ist, kann man von dem Iliasdichter das Widersinnige verlangen. Auch Boll meint wie Wilamowitz, daß der Dual hier drei (oder fünf) bezeichne, daß also Phoinix Arm in Arm mit Odysseus und Aias den Strandweg mit dem Ausblick auf das unendliche Meer in plätscherndem Gespräche gewandelt sei. Die bei dieser merkwürdigen Voraussetzung allerdings „rätselhafte" Tatsache, daß die drei oder gar fünf Wanderer in einem Dual zusammengefaßt werden, erklärt Boll durch Versentlehnung aus *A* 327. Nun, ich bin der letzte, welcher leugnet, daß der Dichter vielfach mit geformtem Material arbeitet, das den Gedanken nicht scharf zum Ausdruck bringt; aber es handelt sich dabei durchweg um Komplizierteres als um die Tatsache, daß zwei oder drei g i n g e n. Das mit ad-

äquatem Sprachmaterial auszudrücken, ist der Dichter wahrlich wohl imstande! *Τὼ δὲ βάτην* heißt, mag der Dichter es auch noch so oft verwenden: „die beiden gingen“, und nicht die drei oder die fünf gingen. Also ist Phoinix schon früher und allein zurückgegangen — vielleicht hat ihn der Dichter gar in seinem Dichtermantel durch die Luft zurückgeführt.

Und 197 redet Achilleus im Dual nur den Odysseus und Aias an und nicht etwa auch den Phoinix. Oder wie denkt man sich die Figuren in der ganzen Szene gestellt? Ist Phoinix etwa mit den beiden in das Zelt eingetreten? Dem widerspricht schon *ταφὼν δ' ἀνόρουσεν Ἀχιλλεύς*, wie Schol. Ven. *A* zu *I* 197 richtig bemerkt. Er bemerkt auch richtig, daß nicht bloß die Dualwendung, sondern auch *τὰ τῆς διαθέσεως* zeige, daß Phoinix nicht mit zu den Eintretenden gehöre. Weiter kann man darauf hinweisen, daß unmöglich Achilleus seinen Hausgenossen mit *ἦ τι μάλα χρεώ* begrüßen und 204 als Grund, eine bessere Flasche zu leeren, dessen Besuch nennen könnte. Auch haben Aias und Odysseus als vornehmer Besuch Respektsplätze angewiesen erhalten — glaubt man etwa, auch Phoinix sitze unter ihnen? Und wie will man sich 223 (*νεῦσ' Αἴας Φοίνικι* anders vorstellen, als daß sich Phoinix im Gefolge des Achilleus, wohin er gehört, befindet?

16. A. Roemer, Homerische Aufsätze. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

1. „Ein ernstes und zeitgemäßes Wort über den Kunstcharakter der homerischen Poesie.“ Behandelt wird hauptsächlich das *I* der Ilias. Daß Roemer meine Ilias gekannt hat, verrät er durch einen stark bajuvarischen Ausfall gegen „den großen Entdecker“ im 3. Aufsatz (S. 165). Doch nennt er mich nicht, obwohl das *I* im Mittelpunkte meines Buches steht und seine Interpretation — denn auf ihr liegt bei Roemer das Hauptgewicht — sich mit der meinigen sehr nahe berührt. Ich habe daher zu diesen Ausführungen hier nichts zu bemerken, kann nur auf mein Buch und den vorigen Homerbericht verweisen. Ergänzungen findet man in der Besprechung von Bethes Homer.

2. Wiederabdruck der homerischen Studien des Verfassers.

3. „Einige Probleme der Göttermaschinerie bei Homer.“ Es ist das ein besonderes Gebiet Roemers, das er bereits in einer früheren Abhandlung (Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch. München 1907) angebaut hat. In meiner Ilias spielt dieser Punkt eine wesentliche Rolle. Ich bin mir bewußt, auch hier selbständig zu

sein, erkenne aber gern an, daß seine Publikation vor der meinigen liegt. Diese Wiederbehandlung des Themas durch Roemer aber würde mich erstaunen machen, wenn ich mich nicht allmählich an vieles gewöhnt hätte. Zunächst verteidigt er nach der besonderen Richtung, die er vertritt, den Dichter wegen Anwendung dieses Kunstmittels (S. 144—150). An seiner weiteren Besprechung einiger besonders bemerkenswerter „Götteraktionen“ ist zunächst dieser Gesichtspunkt, dann die Polemik gegen Usener, ferner die Berufung auf die Scholien, alles in allem seine Umständlichkeit sein besonderes Eigentum. Wenn er sich dann (S. 175 ff.) anläßlich seiner „Wiederbehandlung“ von *Λ* 194—222 beklagt, daß er „bei anderen Gelehrten keine Gnade gefunden habe“, so ist das für mich etwas verwunderlich. Denn es steht schon in meiner Ilias S. 316 all das, was Roemer jetzt bei seiner Wiederbehandlung in Polemik gegen Cauer herausholt. Auch decken sich die Ausführungen über *Λ* 55 ff. (S. 150—152) mit den meinigen (Die Ilias u. i. Q. S. 313); was ferner das Verhältnis von *P* 410 ff. zu *Σ* 8 ff. betrifft, so habe ich mich darüber S. 195 f. ganz ähnlich ausgesprochen wie jetzt Roemer S. 153—159. Das mag hingehen. Aber ungewöhnlich ist es, wenn man S. 165 in dem Eingang zu einer Erörterung über den Götterapparat in der Lösung liest: „Unsere Mühe, den göttlichen Faktor unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, wird noch weiter reichlich belohnt.“ Durch diesen Satz wird die Vorstellung erweckt, daß er hier durch eigenes Schürfen kostbares Gold zutage gefördert habe. Und doch findet man das alles bereits bei mir (S. 256 ff.). Sogar im kleinsten, in meiner Wendung über die „veristische Zeichnung“ *Ω* 363 ff. finde ich meine Beobachtung über die Szenerie wieder (S. 258 ff.). Man könnte nun meinen, Roemer habe mich überhaupt nicht gelesen, insbesondere nicht das Kapitel meines Buches über die Lösung. Aber am Schluß dieses Abschnitts steht der oben erwähnte Ausfall gegen mich [1]), insbesondere gegen meine These, daß der Dichter in der Ausmalung des Jammers des söhneberaubten Priamos durch die Niobegeschichte angeregt sei. Er erklärt, „daß man schaudere, wenn man diese Parallelität vom Standpunkte der griechischen Religion betrachte“. Aber wer heißt ihn diese Parallelität anders zu betrachten als vom Standpunkte der dichterischen inventio? von allem übrigen zu schweigen. Aber wenn ich mich in diesem Punkte auch vergriffen hätte, so ziemte es Roemer, der mich aus-

[1]) Ich bin sicher, daß hier wie in der Ilias der Schluß aus der beiläufigen Erwähnung auf die „Quelle“ zutrifft.

schreibt, nicht, in diesem Tone zu reden. Er schlägt mich sozusagen tot, um mich ruhig ausplündern zu können. Und wenn dies noch das einzige Beispiel wäre! Ich erwähne noch — von mehreren — eine auffallende Anleihe, die er bei meiner Ilias — dem Buche der forcierten Nichtigkeiten, wie er sagt — gemacht hat. Man liest bei mir in dem Kapitel „Heroen als Athleten" (S. 290) eine Erörterung, die in jeder Beziehung auf Originalität Anspruch machen kann. Es handelt sich um den Wettlauf, bei dem Athene dem Odysseus zuliebe den Aias in Kuhmist zu Falle bringt. Es heißt dort unter anderem: „als wolle sich der Dichter nicht bloß über den großen Helden, sondern auch sonst über die das Heldentum verherrlichende göttliche Assistenz lustig machen". Nun lese man die Behandlung derselben Szene bei Roemer, der mich in all und jedem ausschreibt und wieder eingangs sich als Bahnbrecher einer neuen Erkenntnis aufspielt mit den Worten: „Zum Schlusse seien noch einige Stellen hier herangezogen, die zu ganz eigenen Gedanken in dem Punkte anregen. Ob ich damit auf dem richtigen Wege bin, soll dahingestellt bleiben. Aber die Vorstellung wird man nun einmal nicht los, daß der Dichter mit diesem nie versagenden Mittel ein reines Spiel treibt — zur Erheiterung der Hörer." Derartige Gedanken sind, wie man obendrein leicht erkennt, Roemer im Grunde ganz fremd.

A. Roemer, Aristarchs Athetesen in der Homerkritik (wirkliche und angebliche). Eine kritische Untersuchung. Leipzig und Berlin 1912. Teubner.

Der wirkliche Aristarch ist nach Roemer in den vielen Athetesenberichten des Aristonikus in cod. Ven. *A* nicht vorhanden, vielmehr begraben und verschüttet. Die Exzerptoren und Redaktoren, auf die er zurückgeht („Gesindel" sagt er), haben unverantwortlich flüchtig gearbeitet, ganz besonders in ihren Angaben über die Urheber jener Athetesen; obendrein ist die Beschaffenheit des Textes eine traurige. Es ist nicht alles aristarchisch, was dafür gilt — das Bild, welches die Scholien von Aristarchs Homertätigkeit geben, ist durchaus entstellt; in der vorliegenden Überlieferung erscheint er bald als Idiot, bald auf der Höhe philologischer Befähigung. Derart ist auch der Lehrssche Aristarch. Los darum von Lehrs und den echten Aristarch gesucht! Man findet ihn, indem man sich von der ungeheuren Überschätzung des Ven. *A* freimacht und den Townl. sowie Eustathius und Porphyrius gebührend heranzieht. Durch Konfrontation der ganzen Erklärungsliteratur

sind zunächst die Grundsätze der Aristarchischen Homerbehandlung festzustellen, und vor diesen hat sich ihrerseits die Überlieferung zu legitimieren. Ich glaube, wer die Frage übersieht, wird Roemer beistimmen, freilich — darin hat Roemer recht — wird es nicht leicht sein, den Glauben an Lehrs und den an die Heiligkeit der Überlieferung im Ven. *A* zu erschüttern.

Roemers Vorstellung von Lehrs Leistungen steht allerdings zu der landläufigen in ausgesprochenstem Gegensatz. Unter anderem: „Hunderte, ja wirklich Hunderte der von Aristarch ausgesprochenen Athetesen fanden (bei Lehrs) nicht einmal Erwähnung, viel weniger Berücksichtigung. Das Urteil, das vom Standpunkte strenger Wissenschaftlichkeit über ein solches Verfahren gefällt werden muß, kann ich mir schenken." Und über Lehrs Werturteil über die Athetesen Aristarchs p. 343: „Aristarchus, quam grandi gressu, *μακρὰ βιβάς*, hoc spatium emensus sit, summa admiratio est" heißt es: „Das wagt der Mann zu schreiben, dem fast alle Grundlagen für sein Urteil fehlen, das wagt der Mann wirklich und im Ernste zu schreiben, nachdem Athetesen in dieser unserer Überlieferung sich auf das unschuldige Haupt Aristarchs entladen haben und heute noch auf demselben lasten, wie *A* 29—31, *X* 329, *Γ* 94, die entsetzlichen und besonders gravierenden in *Ω* 130—132, 556—557, 594—595, *X* 393—394 (*Π* 89—90), *O* 449—451, *A* 356 und eine ganze Unzahl von anderen, nicht weniger greulichen Athetesen mit Begründungen, die wahre Spottgeburten der philologischen Wissenschaft sind (S. 3). Daß das allgemeine Werturteil über den Philologen Aristarch sowie das von Lehrs selbst nicht mit dem stimmt, was bei ihm über Aristarchs Homerstudien zu lesen ist, ist, dünkt mich handgreiflich. Den Aristarch, der uns bei Lehrs entgegentritt, als großen Philologen anzustaunen, das ist in der Tat eine „grandiose Verirrung", ein „trauriger Götzendienst". Aber möglich wäre es immerhin, daß ihn „Schülersuperstition" höchlich überschätzt hätte, daß also wohl das Bild, das man sich nach Lehrs von ihm machen muß, richtig wäre, nicht aber des Verfassers und seiner Anhänger Werturteil. Das nun ist natürlich Roemers Urteil nicht, für ihn bezeichnet Aristarchs Name den Höhepunkt philologischer Kritik und Gelehrsamkeit im Altertum und damit etwas ganz Außerordentliches, und diesen Aristarch gilt es nun zu suchen. Aristarch, wie ihn Roemer sieht, war „ein konservativer Kritiker, der an vielen, vielen Stellen den Text des göttlichen Dichters vor den Attentaten der ungeschulten respektlosen Afterkritik geschützt und so gerettet hat". Diese Verhimmelung Aristarchs auf Kosten

seiner Vorgänger scheint mir ebensogut eine Voreingenommenheit zu sein, wie der „göttliche“ Homer es ist. Wenn Aristarch verschüttet liegt, so ist das bei Aristophanes und Zenodot noch viel mehr der Fall; auch ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß zwischen ihnen und Aristarch eine Kluft bestanden hat wie zwischen Himmel und Hölle. Aristarch aber ist der Schild, hinter dem Roemer ficht, nach seinem Gefühl sind die Aristarchischen Meinungen allein richtig, und seine eigenen Meinungen sind die Aristarchs; wie dieser als einziges Licht im Altertum strahlt, so Roemer in der Neuzeit. Im allgemeinen und besonderen verfährt also Roemer so, daß er verständige Notizen auf Aristarch zurückführt, unverständige von ihm abwehrt. Wenn beispielsweise die törichte Ausstellung zu A 190/191 im cod. Ven. *A* sich auf Aristarch beruft, so bestreitet Roemer die Richtigkeit der Quellenangabe; findet sich in *B*, *T* die richtige Erklärung der betreffenden Stelle ohne Autorenangabe, so ist die richtige Erklärung natürlich die Aristarchs gewesen (S. 20). Will man Roemer recht verstehen, so muß man sich in seine Grundvorstellungen hineindenken; er ist der Meinung, daß der voralexandrinische Homertext durch „die Pest der διασκευαί“ (S. 22) arg entstellt war; die Athetesen der alexandrinischen Philologen, besonders Aristarchs, waren es, die den Text reinigten. Von diesem Standpunkt aus billigt Roemer die („wirklichen“) Athetesen Aristarchs. „Man muß schon wirklich gar keinen oder nur einen sehr schwachen Begriff von der ungeheuerlichen Devastation des homerischen Textes durch die Masse von Interpolationen haben, wenn man die unerbittlich strenge Kritik des Aristarch oder die seiner beiden Vorgänger als zu weitgehend ansieht [1]).“ Zu den Grundvorstellungen Roemers gehört ferner die, daß die Sprache Homers „quellenfrisch und kristallklar“ sei. „Wenn der Dichter diesen Gedanken hätte zum Ausdruck bringen wollen, dann boten ihm die reichen Schätze seiner Sprache ein untrügliches Mittel.“ Diese Vorstellung erweckt dann den Gedanken, daß Aristarch, zumal ihm die handschriftliche Überlieferung zu Gebote stand, in seinen Athetesen unmöglich fehlgegriffen haben könne. Aber törichte Leute, welche selbst des konservativen Aristarch Athetesen nicht billigten, gab es noch lange hin, diese Opposition „betrachtete fortgesetzt und unermüdlich, w e n n a u c h m i t w e n i g G l ü c k, diese Athetesen als einen Eingriff in das Heiligtum der homerischen Poesie und bekämpfte sie unnachsichtig.“ Diese Leute nun wandten sich in ihrer

[1]) Über diese Vorgänger urteilt er sonst anders.

Polemik nicht gegen die eigentlichen — unanfechtbaren — Gründe Aristarchs — diese ignorierten sie vielmehr —, sondern „transformierten seine verurteilenden und natürlich verschwiegenen Verdikte" (S. 22). So kommt es, daß „Idiotisches" in den Scholien unter dem Namen Aristarchs geht. Es gibt hier nach Roemer nur eine Vernunft, die Aristarchs, überall sonst herrscht „Idiotismus". Freilich, wie es kommt, daß diese von Aristarch verworfenen, nichtswürdigen Diaskeuastenerzeugnisse trotz ihres gekennzeichneten Charakters [1]) in dem „quellenfrischen und kristallklaren" Homertext geblieben sind, darüber läßt sich Roemer nicht aus [2]). Aber das braucht nur kurz gesagt zu werden, daß die Textgeschichte, in die Roemer seinen Aristarch hineinstellt, keinen historischen, sondern nur spekulativen Charakter hat, von keinem Werden weiß, sondern nur von einem Gegensatz wie zwischen weiß und schwarz.

Von Roemers Ergebnissen notiere ich das Hervorstechendste: Der ganze Athetesenbericht des *A*, soweit Aristarch in Frage kommt ist apokryph. Apokryph sind auch viele ihm hier zugeschriebene Athetesenbegründungen (S. 51). Roemer bezeichnet dann näher die Art der Fehler in den Athetesenberichten: Zerreißung der zusammenhängenden Besprechung, Irrtümer über den Umfang der Athetesen, Verwirrung in der Verwendung der kritischen Zeichen, und behandelt die Unzuverlässigkeit des Aristonikus und die Fehler des Didymus. Ausführlich verbreitet er sich dann über die „von Aristarch wirklich und angeblich angerufenen (kritischen) Instanzen". Alles in allem erhalten wir ein vielfach berichtigtes Bild von Aristarch als Homerkritiker, wenn auch manches stark subjektiv gestaltet ist.

Aber was gewinnen wir nun für Homer? Wie Roemer offenbar meint — Sicherheit über den homerischen Text in vielen Punkten. Daß das unrichtig, daß sogar die ganze Fragestellung Roemers schief ist, erörtere ich kurz an einigen Beispielen. Bezüglich *X* 487 ff. (der verwaiste Astyanax) erkennt Roemer die Aristarchsche Athetese an (S. 312 ff.). „Es gibt das förmlich einen Stich in das Herz, sagt er, wenn wir diese wundervollen Verse im Munde der Mutter an der Leiche Hektors athetiert sehen aus folgenden unbarmherzigen Gründen." Er gibt dann diese Gründe nach Aristonikus in *A*

---

[1]) Sie tragen „das Kainszeichen der sprachlichen Inferiorität oder gänzlichen Unzulässigkeit" (S. 29). Die sprachliche Inferiorität und Impotenz des Diaskeuasten war für Aristarch ein Hauptgesichtspunkt" (S. 31).

[2]) Die „Opposition" muß doch erhebliches Glück gehabt haben.

Gründe, die so durchschlagend sind wie keine anderen. Denn die Verse sind mit den Voraussetzungen des Gesamtzusammenhangs ganz unausgleichbar. Muß man nun deshalb annehmen, daß diese Verse von irgendeinem Interpolator ungehörigerweise in die fertige Ilias eingesetzt sind, daß sie also aus dem Texte durchaus auszumerzen sind? Verlangte Aristarch das, als er die Verse athetierte? Wunderbar nur, daß alle diese athetierten Partien im Text verblieben sind! Und fehlt im Text wirklich nichts, wenn man diese Verse entfernt? Es verhält sich also doch so, daß die Ausstellungen der Scholien den Nagel auf den Kopf treffen — aber darf man die Verse deshalb als interpoliert ansehen und entfernen? Unmöglich! Es gehören vielmehr derlei gelegentliche Vernachlässigungen der Voraussetzungen des Gesamtzusammenhangs zu dem Wesen der homerischen Poesie. Diese Eigentümlichkeit bedarf einer Erklärung, einer Erläuterung auch durch Parallelen, man darf ihre Blüten nicht abschneiden und wegwerfen wollen[1]). Es würde auch des Wegwerfens kein Ende werden. Man sieht aus dem oben ausgehobenen Satze, in welcher Ratlosigkeit sich Roemer solchen Athetesen gegenüber befindet. In Nöten greift er gern nach dem Strohhalm eines „modernen“ Wortes an einer solchen Stelle. Hier ist das *ἔρρ' οὕτως*, das in moderner Bedeutung gebraucht sein soll.

Γ 396—418.

Aristarch athetierte diese Verse, und Roemer findet auch, daß sie „seine“ Zeichnung des Charakters der Helena zerreißen! Trotzdem seien die Verse wundervoll, ja, die Gedankenfolge der Helenarede sei ganz vorzüglich. „Und trotz alledem die Athetese über so wundervolle Verse. Dazu gehört doch eine eiserne Stirn!“ Über die Thalamosszene, über den Charakter der Helena in der Ilias und alles, was dazu gehört, habe ich mich „Die Ilias u. i. Q.“ S. 31 ausführlich ausgesprochen. Roemer nennt mich natürlich nicht, aber seine Einsichten in diese Dinge sind ihm sichtlich durch mein Buch vermittelt. Trotz dieser besseren Einsicht billigt er auch hier die Athetese — und weshalb? Wegen des modernen Wortes *δούλη* *Γ* 409. So geht das Kunstwerk der Thalamosszene an dem Worte *δούλη* zugrunde. Habe ich nicht recht, wenn ich Roemer keinen Homerforscher, sondern einen Scholienphilologen nannte?

---

[1]) Vgl. meine Erörterung der Stelle: d. Ilias u. i. Q. S. 375. Roemer hätte daraus mancherlei lernen können.

Hier athetiert Roemer Partien, die nach seinem eigenen (jetzigen) Urteil wundervoll sind, auch sprachlich tadellos. Meistens aber, behauptet er, kann man die Interpolationen schon von weitem an ihrem gedanklichen und sprachlichen „Kaliber“ erkennen. Denn die Sprache des Homer selbst ist ja quellenfrisch und kristallklar, ein Interpolator oder Diaskeuast ist wie Nachdichter, Eindichter usw. seinem Begriffe nach ein Idiot.

Seine Lieblingspartie, die Fußwaschung der Odyssee, behandelt Roemer wieder einmal S. 27 ff. Hier sind die Verse τ 346—348:

> ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ' ἐγώ περ.
> τῇ δ' οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο

nach ihm von diaskeuastischem „Kaliber“. Den ersten der beiden Verse erklärt er in den stärksten Ausdrücken für völlig unverständlich; in dem zweiten Verse sei in οὐκ ἂν φθονέοιμι das Wort φθονέω falsch gebraucht. Welches Wort zu wählen war, zeige Eurykleia τ 374: οὐκ ἐᾷς νίζειν. In allen Stellen bei Homer breche bei φθονεῖν die Vorstellung durch, daß mit der Gewährung einem anderen ein Gefallen erwiesen werden soll. Man müsse also übersetzen: „Der will ich die Gnade nicht verweigern“. Das ist rein aus den Fingern gesogen. In dem von der Stelle verlangten Sinne von οὐκ ἐᾶν steht φθονεῖν auch Δ 55 f. und ist dort obendrein mit οὐκ ἐᾶν zu einem Begriff verbunden. Und den Vers 347 für unverständlich zu erklären, dazu gehört geradezu böser Wille, womit ich mich nicht gerade auf die Erklärung bei Hentze-Cauer, „die das Wehe des Lebens in solchem Umfange erlitten hat wie ich, daher an meinem Schicksal Anteil nimmt“, festlegen möchte.

Gegen das Vergehen, Ω 556 f. athetiert zu haben, verteidigt Roemer den Aristarch an mehreren Stellen (S. 10 A, 106, 504). Daß die Verse nicht entfernt werden dürfen, ist klar, ob nun Aristarch sich dafür ausspricht oder nicht. Aber wie es mit der „quellfrischen und kristallklaren“ Sprache Homers sich vereinen läßt, daß die Bedeutung von ἐᾶν = schonen „gesichert“ sei, wie Roemer behauptet, verstehe ich nicht. Π 731, das er heranzieht, ist ganz anderer Art; da liest man:

> Ἕκτωρ δ' ἄλλους μὲν Δαναοὺς ἔα οὐδ' ἐνάριζεν.
> αὐτὰρ ὁ Πατρόκλῳ ἔφεπε κ. τ. λ.

Wäre die Stelle Ω 556 f. sonst verdächtig, wie würde er über die

Unverständlichkeit der Sprache des Diaskeuasten (*ἔασας*) wettern! (Vgl. Roemer über *φθονεῖν* an der obigen Stelle [1]).)

Auch *B* 130—133 nimmt Roemer in Schutz. Mit Recht. Die Verse konstatieren numerische Überlegenheit der Troer im Gegensatz zu den Vorstellungen des Gesamtzusammenhangs, der den Griechen eine solche zurechnet. Die Ausnahme wird durch das Bedürfnis der Einzelszene geschaffen. Solche Ausnahmen werden subjektiv geformt; Agamemnon ist es in dieser Szene, der mit dem Gedanken troischer Überlegenheit operiert. Roemer verteidigt die Verse mit dem Aristarchischen Prinzip des *πρόςωπον* (*τὸ λέγον*). Aber bei der Erklärung durch dies Prinzip bleibt immer die Frage: Was für eine Art Dichter ist das, der von einem Sachverständigen vor Urteilsfähigen ein übersichtliches Zahlenverhältnis so auf den Kopf stellen läßt, und was für eine Art Dichtung ist es, in der so etwas und ähnliches immer wieder vorkommt? Die hergebrachte Bewunderung, deren Vertreter Roemer ist, ist solchen Erscheinungen gegenüber nicht urteilsfähig.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung anderer Art. Unter *Ἡσιόδειος χαρακτὴρ* (S. 304 ff.) behandelt Roemer nach Schol. Townl. zu *Ψ* 213 die Genealogien bei Homer und sieht in diesen „den modernen Leser kalt lassenden Partien“ „einen Ohrenschmaus für die hochadligen, fürstlichen Geschlechter“. Das berührt sich mit dem, was ich in „Die Ilias u. i. Q.“ S. 353 ff. über den Nestorsohn Peisistratos ausgeführt habe. Diese allerwichtigste Peisistratosfrage berührt Roemer mit keinem Worte. Sollte er hier die umgekehrte Annahme von Wilamowitz billigen, die doch so haltlos ist wie nur möglich? Oder ist ein Drittes — ein Zufall — irgend denkbar?

---

[1]) Auch auf *δ* 744 beruft Roemer sich: Da heißt es aber *νύμφα φίλη σὺ μὲν ἄρ' με κατάκτανε νηλέϊ χαλκῷ ἢ ἔα ἐν μεγάρῳ*

ἐᾶν ἐν μεγάρῳ ist das Gegenteil zu „draußen töten lassen“. Offenbar nimmt Roemer an, daß Penelope selbst die Eurykleia töten könnte und obendrein in ihrem Zimmer! Ähnlich ist *Ω* 569:

μή σε γέρον, οὐδ' αὐτὸν ἐνὶ κλισίῃσι ἐάσω

gedacht = „ich möchte dich sonst hinausweisen aus meinem Zelte“. An Tötung draußen wird man dabei wohl denken müssen. Daß er ihn drinnen nicht töten kann, ist ja selbstverständlich. Wenn nun *Ω* 557 *ἔασας* ohne jeden erklärenden Zusatz verwandt wird, so hatte der antike Kritiker, Aristarch oder ein anderer, durchaus recht, wenn er daran Anstoß nahm. Kristallklar ist die Wendung hier keineswegs. Wenn man nicht, wie ich es tue, annimmt, daß der Dichter hier unter Verszwang mit geformtem Material arbeitet, wird man um die Annahme einer Interpolation nicht herumkommen.

18. Rudolf Meinel, *Κατὰ τὸ σιωπώμενον*. Ein Grundsatz der Homererklärung Aristarchs. Progr. d. Gymnas. Ansbach 1915.

Die Schrift ist durch Roemer angeregt; sie zeigt seine Methode und seine Tendenz. Aristarch ist von dem Verdachte zu reinigen, der Urheber der zahlreichen albernen Erklärungen durch das *σχῆμα σιωπήσεως* zu sein, die sich in den Scholien des Aristonikus finden. Nach Roemers Vorbild sucht Meinel zunächst nach dem aristarcheischen Geltungsbereich dieses Schemas; danach wandte Aristarch es an: 1. wenn der Dichter das Ende einer Handlung angab und den Anfang ergänzen ließ, 2. wenn er den Anfang angibt und das Ende ergänzen läßt. Nach diesem Prinzip führt er dann — wieder nach dem Vorbilde Roemers — eine Anzahl von Scholienerklärungen in *B*, *T* und bei Eustathius auf Aristarch zurück.

Meinel gibt sich dem — so hergestellten — Aristarch keineswegs bedingungslos gefangen, er gibt mehrfach aus Eigenem abweichende Erklärungen. Aber auch bei ihm ist zu beobachten, daß diese Scholienphilologie zu einem freien Urteil über den Dichter und die einzelne Dichterstelle nicht leicht gelangt. Hier ein Beispiel: Zu *I* 244 *πλησάμενος δ' οἴνοιο δέπας δείδεκτ' Ἀχιλῆα* haben wir das Scholion des Aristonikus: *πρὸς τὸ ἔθος, ὅτι πλήρη καὶ οὐ κενὰ προὔπινον ὀρέγοντες τὰ ποτήρια* (eine alberne Erläuterung zu *πλησάμενος*)· *δεῖ δὲ νοῆσαι, ὅτι κατὰ τὸ σιωπώμενον ἐδέξατο ὁ Ἀχιλλεύς*. Das Scholion konstruiert also eine heroische Trinksitte, nach der man einen anderen zur Begrüßung aus seinem Becher trinken ließ. Und Meinel bemüht sich nun sofort, diese Trinksitte zu belegen durch *O* 80 *Ω* 102, durch die Odyssee[1]) und durch Athenaeus 14[a], wo es heißt: *δείδεκτ' Ἀχιλῆα· ἀντὶ τοῦ ἐδεξιοῦτο, ὅ ἐστι προέπινεν αὐτῷ τῷ δεξιῷ διδοὺς τὸ ποτήριον* und sagt dann (S. 149): „die Gesandten kommen zu Achilleus, er bewirtet sie dem Herkommen gemäß, nun wird Odysseus reden. Er füllt den Becher mit Wein und trinkt dem Achilleus zu: die Sitte hätte verlangt, daß dieser den Becher entgegennahm und Bescheid trank. Nichts solches berichtet der Dichter!“ Steckt wirklich in der Ilias irgendwo eine derartige Sitte? Daß man jemand, der keinen Becher hat, der von auswärts in eine Versammlung tritt, seinen Becher zum Trinken bietet, und daß der ihn nimmt, ist natürlich (*O* 87, *Ω* 102), besonders wenn man *ἀτυζομένῃ* ist,

---

[1]) *ξ* 112, *ν* 51. Diese Verse liegen von unserer Frage weit ab, von einem *δείκνυσθαι* ist keine Rede.

wie Hera *O* 87, oder auch in der Verfassung ist wie Thetis in *Ω*. Aber wenn man selbst schon einen eigenen Becher mit Wein vor sich stehen hat, wird man sich keinen fremden reichen lassen, „um Bescheid zu tun“. Also *δείδεκτ' Ἀχιλῆα* enthält keinesfalls ein Hinreichen des Bechers, dem eine Annahme folgen müßte. Vielmehr ist *I* 224 eine Erwiderung auf *I* 196. Dort hatte Achilleus die beiden mit *χαῖρε* begrüßt (*δεικνύμενος προσέφη*), und nun erwidert Odysseus die Begrüßung mit *χαῖρ' Ἀχιλεῦ*. Wenn man in die Szene tiefer eindringen will, muß man fragen, ob auch Achilleus (196) *δεικνύμενος* seinen Becher in der Hand hält wie Odysseus beim *δείκνυσθαι* *I* 224. Das ist mehr als wahrscheinlich; der Befehl 202 f.[1]) läßt darauf schließen, daß Achilleus und Patroklos vor dem Eintritt ihres Besuches nicht trocken saßen. Ist das richtig, so heißt *δείκνυσθαι* seinen Becher gegen jemand erheben (was dem Wortsinne entspricht), und wenn *I* 671 und *Δ* 4 *δείκνυσθαι* noch mit *δεπάεσσι* oder *κυπέλλοις* verbunden erscheint, so ist dieser Zusatz durch das Epitheton *χρυσέοις* herbeigeführt. Mag das sich verhalten, wie es will; jedenfalls ist *I* 224 die Antwort auf *I* 196. Ganz verfehlt ist Meinels eigene Erklärung: Achilleus verstieße durch das Nichthinnehmen des Bechers bewußt gegen die Sitte, weil er zürne und die Stimmung der Szene schwül sei. Dem widerspricht durchaus der Ton der Bewillkommnung: „meine besten Freunde befinden sich unter meinem Dache“ (203; vgl. auch *I* 521 f.).

19. Hans Probst, Studien zur Ilias. Über Homers Erzählkunst. Nürnberg, Carl Koch.

Diese Studien gelten Homers Erzählkunst, „der Art, wie der Dichter überlieferten Stoff wirksam gestaltet“ (S. 4). Die Voraussetzung, daß der Dichter nichts tut, als überlieferten Stoff wirksam gestalten, erscheint mir unlebendig; die Rechnung kann unmöglich aufgehen, da sie den bedeutendsten Faktor, die dichterische Erfindung, nicht berücksichtigt. Den ganzen Stoff betrachtet der Verfasser als gegeben; er schließt aus dem Befund, daß dem Dichter „der troische Sagenkreis wohlbekannt war“ (S. 5). Wenn er ihm so bezüglich der positiven geschichtlichen Kenntnisse die Note „gut“ erteilt, so sieht er sich sofort vor die Frage gestellt, warum der reiche Stoff nicht in seinem gegebenem Verlauf, wie er von dem Raube zur Rache fortschreitet, der Nachwelt überliefert wurde.

[1]) *μείζονα κρητῆρα καθίστα* und *ζωρότερον δὲ κέραιε*.

Darauf weiß er ebenso wie die vielen, die von derselben Voraussetzung aus vor ihm dieselbe Frage gestellt haben, keine andere Antwort als ein wertloses „Vielleicht". Daß es aber eine bestimmte Person, ein bestimmter „Sänger" (warum nicht „Dichter") gewesen sein muß, der „den Mächtigsten und Tapfersten im Griechenheer aneinander geraten" ließ und dadurch stürmisches Leben in die Dichtung brachte (S. 6), ist ihm nicht entgangen; aber auch darin sieht er keine dichterische Erfindung, sondern einen „Kunstgriff", und zwar einen höchst wirksamen. Von dieser materialistischen Befangenheit, die in dem unerschütterlichen Glauben an die Präexistenz des Stoffes statt dichterischer Erfindung nur Kunstgriffe sieht, habe ich wiederholt gesprochen; es sollte klar sein, daß, wer die *μῆνις* erfunden, unendlich viel mehr, mindestens den ganzen Zusammenhang der in der Ilias berichteten Ereignisse erfunden haben muß. Aber ein solcher Gedanke liegt dem Verfasser so wenig, daß er annimmt, der Dichter habe diesen Kunstgriff „nicht erfunden, sondern schon vorgefunden". Wie er sich das denkt, sagt er nicht; ist es doch ein Widerspruch in sich selbst; man erkennt es ohne weiteres an der Art, wie sich Wilamowitz das zurechtzulegen versucht hat: Achilleus zürnt und enthält sich des Kampfes aus irgendeinem Grunde, aber beileibe nur nicht aus dem, auf dem die ganze Ilias ruht.

Probst befindet sich hier im Banne seiner Autoritäten, Rothes und Drerups. Gelesen hat er auch Roemer, Belzner und H. Grimm, auch Finsler und Cauer. Mein Buch hat er offenbar nicht gekannt, ebensowenig wie meine übrigen Homerarbeiten. Und doch berührt er sich mit diesen in einem ganz wesentlichen Punkte, in der Darlegung, daß die überraschenden Wendungen der Ilias, an denen die Kritik immer aufs neue Anstoß nimmt, es gerade sind, die die Ilias als Ganzes formieren, daß sie Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein eines und desselben Dichters sind. Diese „Kritik", gegen die er kämpft, wird ihm hauptsächlich vermittelt durch Kammers „ästhetischen Kommentar". Was er dieser Kritik gegenüber zur Verteidigung des guten Zusammenhanges vorbringt, ist durchweg zutreffend. Er weist die Bedeutung der Heimsendung der Chryseis für die Anlage des Ganzen richtig nach; sein Beweis, daß dies Stück keine spätere Eindichtung ist, entbehrt aber des Hinweises darauf, daß der von Hinrichs Hermes XVII 59 ff. gemachte Versuch, in ihm Entlehnungen aus der Odyssee nachzuweisen, mißlungen ist. Mit derartigen doch unentbehrlichen Untersuchungen gibt er sich überhaupt nicht ab, er wird hier Rothes Mißachtung dieses Beweispunktes teilen. Es genügt ihm, die Berechtigung der Episode vom

„dichterischen Standpunkte“ aus erwiesen zu haben (S. 13). Richtig ist ferner, was er über die Verteilung von Recht und Unrecht im Streite der beiden Gegner ausführt, desgleichen seine Ansicht von der Diapeira, vom Zweikampf zwischen Paris und Menelaos, von dessen Ausgange und dem Schusse des Pandaros und von manchem anderen. Es ist unnötig, darauf hier einzugehen; denn es ist das alles in meiner Ilias schon dargelegt. Wenn ich einerseits bedauere, daß Probst diese nicht kennt, so kann ich mich andererseits nur freuen, daß er zu ähnlichem Ergebnis gekommen ist wie ich. Er steht mir viel näher als Rothe, von dem er ausgeht — abgesehen von drei Punkten, von denen ich zwei bereits erwähnte, den engherzigen Materialismus und die Außerachtlassung philologischer Methoden; der dritte ist die völlige Nichtbeachtung der Quellenfrage (inwieweit läßt sich literarische Anregung und Beeinflussung im Schaffen des Dichters wahrscheinlich machen, und inwieweit erklären sich aus solcher Anregung jene überraschenden Wendungen?). Daneben sehe ich auch manche Einzelheit anders; zum Beispiel glaube ich, daß das Eingreifen der Götter nicht in dem Grade verinnerlicht werden darf, wie der Verfasser es tut: die Athena zum Beispiel, die den Achilleus in *A* vom Äußersten zurückhält, ist weniger vernünftige innere Stimme als ein äußerlicher deus ex machina.

20. Heinrich Spieß, Menschenart und Heldentum in Homers Ilias. Paderborn, Schöningh 1913.

Das Buch macht auf Wissenschaftlichkeit ausdrücklich keinen Anspruch. Sein Verfasser bekennt selbst, daß er bei der Abfassung die Spezialschriften über die Ilias aus dem letzten Jahrzehnt „leider“ nicht mehr berücksichtigen konnte. Die Erklärung für dies Nichtkönnen und dies Leider ist eine sehr merkwürdige: In seinen Jugendjahren hat der Verfasser sich Exzerpte aus Homerschriftstellern damaliger Zeit gemacht und hat diese dann durch eigene Gedanken und Erfahrungen im Laufe der Jahre vermehrt. Diese aus entschwundener Zeit stammenden, etwas vergilbten Papiere drucken zu lassen, dazu veranlaßte den Verfasser Rothes Ilias als Dichtung. Als Bruder des Rotheschen Buches bezeichnet er das seinige; das ist meines Erachtens eine erkleckliche Anmaßung. Daß das vorliegende Buch durch Drerups Vermittlung zum Druck gelangt ist, wie der Verfasser dankbar erklärt, erscheint mir bedauerlich. Es hätte ungedruckt bleiben sollen. Sein Inhalt sind blumige Aufsätze: Charakteristiken von Achilleus, Patroklos usw., die auch den Fachgenossen, für die sie der Verfasser bestimmt hat, keine Freude machen werden.

III. Die Odyssee.

21. Carl Rothe, Die Odyssee als Dichtung und ihr Verhältnis zur Ilias. Paderborn 1914, Ferd. Schöningh.

Das erste Buch gibt nach einer Einleitung (S. 1—19) eine Analyse der Odyssee (S. 20—194), das zweite behandelt das Verhältnis der Odyssee zur Ilias (S. 197—305). Es folgt ein Anhang über die Örtlichkeit der Handlung insbesondere über die Leukas-Ithaka-Hypothese (S. 306—339), schließlich mehrere Register (bis S. 360).

Die Analyse der Odyssee ist dem Nachweis der Einheitlichkeit der Dichtung gewidmet; sie ist ebenso wie die der Ilias in dem früheren Werk des Verfassers sehr weitläufig, aber nicht eben tiefgehend. Ein wesentlicher Unterschied dieser gegenüber besteht darin, daß der Verfasser von der Annahme zahlreicher und großer Interpolationen abgekommen ist — was zweifellos ein Fortschritt in der Einsicht ist. Auch den Schluß der Odyssee (ψ und ω) nimmt er mit Recht für den Dichter in Anspruch, doch kann er immer noch nicht ganz von der wunderlichen Meinung lassen, daß derselbe Dichter („Homer") dies oder jenes nachträglich hinzugedichtet habe (z. B. ω 19 ff. S. 187). Es ist verwunderlich, daß Rothe, der seinen Gegnern gern mit der Behauptung gegenübertritt, daß man dies oder jenes nicht wissen könne, derlei Verlegenheitsausreden auftischt, sich durch ein „vielleicht" sichernd.

Der Nachweis der Einheitlichkeit wird erbracht in Auseinandersetzungen mit Kirchhoff und Wilamowitz; sie richtet sich zum Beispiel gegen Kirchhoffs Annahme einer ursprünglichen Telemachie, gegen die Behauptung einer Priorität des β vor dem α und anderes — Hypothesen, die heute einer ausführlichen Widerlegung nicht mehr bedürfen sollten [1]). Aber wenn uns die Lösungen Kirchhoffs und Wilamowitz' nicht mehr ansprechen, so bleiben ihre Beanstandungen (wenn auch gewiß nicht alle) doch aller Beachtung wert. Für Rothe sind diese Beanstandungen aber ebenso unberechtigt wie die Lösung verkehrt. Er schließt seine Auseinandersetzung über das α mit dem kurzen Dekret: „Schwerlich hätte es ein Dichter besser machen können." Die „einzelnen Unebenheiten" erklärt er, „werde

---

[1]) Daß er meine Odysseeuntersuchungen nicht kennen will, muß ich wohl notieren.

man gern in den Kauf nehmen." Daß all die verwunderlichen Dinge, von denen die Odyssee voll ist, nichts seien als „einzelne Unebenheiten", wie sie auch in den Dichtungen Goethes und Schillers sich finden, das ist Rothes merkwürdige Grundlehre. Denn was er zu verfechten unternimmt, ist nicht bloß die Einheitlichkeit der Dichtung Odyssee, sondern auch ihre naive und geniale Größe. Es genügt ihm also nicht, nachzuweisen, daß diese oder jene von der Kritik beanstandete Stelle durchaus in der Richtung des Gesamtzusammenhanges liegt, sie soll auch nach jeder Richtung untadelig, mindestens aber natürlich und „dichterisch" sein. Dieses Begriffs bedient sich Rothe zu einer sehr sophistischen — sei es bewußt oder unbewußt — Beweisführung. Es ist wahr, daß die Kritik in ihrer Entdeckerfreude die Absicht des Dichters an vielen Stellen verkannt hat, es ist gewiß ärgerlich, daß Männer wie Kirchhoff, Wilamowitz, Bethe und andere die dichterische Absicht immer aufs neue verkennen, aber ebenso verkehrt ist es, aus der richtig erkannten Absicht des Dichters jedesmal eine „dichterische" Absicht im letztgenannten Sinne des Wortes „dichterisch" zu machen. Und das tut Rothe, tun auch alle, die sich zu ihm bekennen — mehr oder weniger. Eine auffällige oder sonderbare Wendung oder Erfindung bleibt der Erklärung bedürftig, reizt den wissenschaftlich Denkenden zu Erklärungsversuchen, wenn sie sich auch mit dem Gesamtzusammenhang verträgt oder ihn gar mit schaffen hilft. Wenn ich von einer beanstandeten Stelle nachzuweisen vermag, daß sie keineswegs, wie die Kritik gemeint hat, den ursprünglichen Zusammenhang stört, so glaube ich damit keineswegs alles getan zu haben und mich nun einer unbeschränkten Bewunderung des großen genialen und naiven Dichters hingeben zu müssen. Wenn ich ferner den Zweck einer sonderbaren und überraschenden Erfindung des Dichters richtig erkenne, so darf ich nicht gleich von einem „Kunstmittel" reden und in diesem „Kunstmittel" Kunst im edelsten Sinne finden wollen. Keinesfalls ist diese Erfindung damit der Kritik und der Forschung entzogen, wie Rothe will. Quellenforschung verbietet er ein für allemal, obgleich er selbst nicht leugnen kann, daß Homer Quellen gehabt habe. Weil die uns aber nicht erhalten seien, dürften wir auch nicht danach forschen, meint er. Nun habe ich in meiner „Ilias u. i. Q." die Ansicht begründet, daß die in Ilias und Odyssee (in Referaten) erhaltenen „ganz abgelegenen Geschichten" (wie Rothe S. 23 sagt) solche Quellen seien. Somit wären uns diese doch „erhalten"! Und daß diese „ganz abgelegenen Geschichten" sich in Ilias und Odyssee so zahlreich finden, das bedarf doch auch der

Erklärung. Woher hat der Dichter sie, was will er mit ihnen, und warum verfällt er auf sie? Rothe hat für solche (wissenschaftlichen) Fragen keinen Sinn; es genügt ihm, erkannt zu haben, daß so etwas von dem Dichter, „qui nil molitur inepte“, stets in irgendeine Beziehung zur vorliegenden Handlung gesetzt sei. In „irgendeine Beziehung“ gesetzt! Das ist noch mal eine Vorstellung vom „nil inepte moliri“, von einem großen und genialen Dichter, von einem Kunstwerk und von Kunst im höchsten Sinne! Übrigens ist wenigstens eine Quelle der Odyssee selbst in dem handgreiflichen Sinne „erhalten“, den Rothe mit diesem Worte verbindet: die Ilias nämlich. Diese Tatsache schafft er aus seiner Welt, indem er die Odyssee für eine von demselben Homer gedichtete Fortsetzung der Ilias erklärt. Wer eine wirkliche Analyse der Odyssee, keine armselige Inhaltsangabe liefern, in die Werkstatt des Dichters einen Einblick tun will, der muß von der Ilias, von dem, was in der Ilias von Odysseus berichtet wird, ausgehen; er wird erkennen, wie das um der besonderen Absichten des Odysseedichters willen von diesem umgestaltet wird. Reich, Familie, Alter, Charakter — alles wird für die besonderen Zwecke umgebogen und ergänzt. Eben aus dieser Umbiegung erkennt man auch wieder die dichterischen Ziele des Verfassers. Zu diesen Zielen gehört, daß Odysseus allein heimkehrt, daß er nach außerordentlich langer Abwesenheit heimkehrt. Der Dichter muß also seinen Helden alle Gefährten vorher verlieren lassen — in Abenteuern, denen er allein entrinnt. Man erkennt, daß er dazu geeignete Abenteuer gesammelt, vereinigt, auf dieses Ziel hin redigiert hat. Literarische Quellen hat er hier auch gehabt — wenigstens eine kennen wir bestimmt: die Fahrt der Argo (πᾶσι μέλουσα). Er hat auch die Aufgabe nicht verkannt, den Helden dieser Abenteuer zu heroisieren und zu troisieren, auch ihn zu charakterisieren, soweit der Stoff das erlaubte[1]). Bewunderungswürdig ist das meines Erachtens nicht immer ausgefallen. Er hat auch das sittliche Moment nicht verkannt; durch eine Schuld, deren Odysseus selbst nicht teilhaftig ist, gehen die Genossen zugrunde. Aber auch des Odysseus Heimsuchung, wozu auch der Verlust der Gefährten gehört, die Vorbedingung für die ihm in der Heimat bevorstehenden Prüfungen, tritt nicht ohne moralisches Verschulden ein (Blendung des „Poseidonsohnes“, des Kyklopen). Absonderlich konstruiert ist das alles und meines Erachtens nicht nach jeder Richtung bewunderungswürdig. Weil es das nicht ist, so leugnete die Kritik diese Zusammenhänge,

[1]) Vgl. meine Odysseeaufsätze und Gollwitzer u. S. 128.

riet auf Verderbnis ursprünglicherer Fassungen. Aber damit, daß man diese Zusammenhänge als planvoll beabsichtigt erkennt, steht man nicht am Ziel, sondern erst am Anfange der wissenschaftlichen Forschung. Die besonderen Verhältnisse, in denen der Dichter seinen Helden heimkehren lassen wollte — vorsichtige Annäherung an seine Gattin, Freiermord, Wiedererkennung durch den Vater — erforderte eine Schilderung der Verhältnisse auf Ithaka vor seiner Rückkehr; die sogenannte Telemachie gehört also dahin, wo sie steht, und gehört zum ursprünglichen dichterischen Wurf so gut wie irgendein anderes Stück der Odyssee. Aber sie ist deshalb noch nicht über jede Kritik erhaben. Die treue Penelope und der behutsame Odysseus sind gestaltet im bewußten Gegensatz gegen die untreue Klytämestra und den unvorsichtigen Agamemnon; eine Dichtung von der Ermordung des letzteren ist für unseren Dichter eine Quelle, aus der er auch referiert. Wie wunderlich ist die Existenz des Laertes, eines Königs, der verzichtet hat aus nicht angegebenen Gründen unter Verhältnissen, die einen Verzicht ausschließen sollten, der also zugleich existiert und staatsrechtlich nicht existiert! Wieviel erklärlicher wäre der politische Zustand des ithakesischen „Reiches“, wenn der Dichter den Laertes tot sein ließe! Zu seinen dichterischen Zielen gehört aber ein Wiedererkennen zwischen Vater und Sohn; um der Gestaltung dieser Szenen willen nimmt er die größte Unwahrscheinlichkeit in den Kauf. Nur um dieser Szene willen existiert Laertes in der Odyssee; wo er erwähnt wird, geschieht das nur, um diese Szene vorzubereiten. Und wenn sie dann erscheint — wird man sich nicht sofort bewußt, daß man sich in einer ganz anderen Welt befindet? Wer das am besten weiß, ist natürlich der Dichter selbst, der dann diesen Vater um des Ausgleichs willen heroisiert und troisiert, indem er ihn an einer heroischen Schlacht gegen die Partei der Freier teilnehmen läßt. Aus der Beschaffenheit der Wiedererkennungsszene, ihrem Stil, ihren eigentlichen Voraussetzungen, dem vollzogenen Ausgleich mit den Voraussetzungen des Gesamtzusammenhanges schließe ich auf eine Quelle, vermute, daß der Dichter, um einen ihm aus der Literatur bekannten ἀναγνωρισμός zwischen einem Vater und seinem Sohne zu verwerten, das alles so gewandt hat. Also nicht darauf kommt es an, wie Rothe tut, zu beweisen, daß das alles zusammenhängt, sondern zu erklären, wie es kommt, daß die Zusammenhänge so absonderlich sind. Solche Fragen liegen Rothe ganz fern. Wie kommt die Novelle vom geraubten Herrensohne, wie die vom kretischen Bastard in die Odyssee, wie die phönizischen Händler und Menschenräuber, kretischer Seeraub in Ägypten und

überhaupt das Fabulieren von Kreta?[1]) Genügt es, festzustellen, daß diese „abgelegenen Geschichten" von dem Dichter in „irgendeine Beziehung" zu der „vorliegenden Handlung" gesetzt sind? Liegen die tieferen Beziehungen zu der Odysseushandlung nicht deutlich zutage? Ist es nicht Aufgabe wissenschaftlicher Forschung, zu ermitteln, inwieweit diese Geschichten die Phantasie des Odysseedichters befruchtet haben? Von der außerordentlich wichtigen Frage der formellen Anlehnung sehe ich hier ganz ab. Für sie wie so vieles andere, was die wissenschaftliche Homerforschung interessiert, hat Rothe überhaupt keinen Sinn mehr. Ziemlich viel tut er sich dagegen zugute auf das, was er „Augenblicks- oder Scheinbegründungen" nennt, das heißt „gelegentliche, flüchtig hingeworfene Bemerkungen, die der Dichter macht, um irgendeine Handlung näher zu begründen oder sie wahrscheinlicher zu machen." Nun bin ich weit entfernt, zu leugnen, daß es in Ilias und Odyssee viel Auffälliges (Anstöße, Widersprüche) gibt, die sich erklären aus einem Gegensatze zwischen den Voraussetzungen des Gesamtzusammenhangs und dem Bedürfnisse der Einzelszene. Mein ganzes Buch über die Ilias ist voll von Hin- und Nachweisen dieser Art; ich lege dort den größten Nachdruck auf den Beweis, daß die Selbständigkeit der Teile dem Gesamtzusammenhange gegenüber für die Ilias als Literaturwerk charakteristisch sei. Was Rothe „als gelegentlich flüchtig hingeworfene Bemerkungen", also zum Teil doch als Flüchtigkeiten, wenn auch durch besondere dichterische Zwecke bedingte, ansieht, hängt meiner Ansicht nach mit der Anlage der Dichtung zusammen. Ich bin aber erstaunt, welche Widersprüche Rothe gelten läßt oder selbst auffindet, weil er ja alle ihm unbequemen Folgerungen durch die Ausrede „Augenblicksbegründung" ablehnen zu können meint. Es erkläre sich allein aus dem augenblicklichen Zwecke, den der Dichter verfolgt, sagt er (S. 253), wenn *E* 788—790 Hera in Stentors Gestalt, um die Achäer anzuspornen, sagt, solange Achilleus mitkämpfte, hätten die Troer nicht gewagt, aus den Toren herauszukommen, während *H* 113, wo es dem Dichter darauf ankomme, den gewaltigen Eindruck zu schildern, den Hektor auf die Griechen macht, es heißt, selbst Achill sei in Angst geraten, wenn er ihm begegnete. Nach Rothe sind also b e i d e gegensätzliche Behauptungen Augenblickserfindungen; der Dichter nennt um des einen Zweckes willen weiß, was er um des anderen willen unvermittelt schwarz nennt. Wenn dieser Widerspruch tatsächlich

[1]) Es dient zur Verbreiterung, sagt Rothe S. 121; das ist noch etwas Rechtes!

vorhanden wäre, so würde ich die Lösung viel eher in einer Mehrheit von Dichtern als in Augenblickserfindungen eines zugleich „genialen“ und „naiven“ Dichters finden. Aber ein solcher Widerspruch ist nicht entfernt vorhanden. Die erste Feststellung (*E* 788—790) gehört zu den wichtigsten Grundlegungen des Gesamtzusammenhangs, ist also überhaupt keine „Augenblickserfindung“. Sie wird darum auch *I* 352 ff. nochmals eingeschärft (Die Ilias u. i. Q. S. 255). Solange Achilleus mit im Felde stand (*ἐς πόλεμον πωλέσκετο* sagt der Dichter *E* 788, *μετ' Ἀχαιοῖσιν πολέμιζεν* *I* 352, das heißt sich nicht zürnend des Kampfes enthielt), wagten die Troer und Hektor sich überhaupt nicht aus der Festung heraus; das tun sie erst auf die Kunde von seiner Kampfenthaltung hin, und als endlich Achilleus die Kampfenthaltung aufgibt, da bedarf es einer neuen Motivierung, damit Hektor und die Troer dieser Grundvoraussetzung zum Trotz sich nicht wieder in die Festung zurückziehen (Die Ilias u. i. Q. S. 67, 204 f., 237). Ist nun *H* 113 eine dieser Grundvorstellung widersprechende „Augenblicksbegründung“? Keineswegs — ebenso wie Rothe die Bedeutung von *E* 789 unterschätzt, *I* 352 hier übersieht, so paraphrasiert er *H* 113 gründlich verkehrt. Es heißt dort, sagt er, „Achill selbst sei in Angst geraten, wenn er ihm begegnete“. Als sei es Tatsache, daß etwas Derartiges mehrfach vorgekommen sei! Oder, wenn sich Rothe auf das *πρόσωπον* (Agamemnon) und seine Absicht, den Menelaos durch eine Übertreibung zurückzuhalten, herausreden sollte, als könnte Agamemnon es sich beifallen lassen, eine derartige Ungereimtheit vor den versammelten Griechenführern zu äußern! Der Dichter meint natürlich nicht, daß Achilleus dem Hektor wiederholt im Kampfe begegnet sei (davon kann gar keine Rede sein), auch nicht, daß er wiederholt Angst vor ihm gehabt habe, nicht einmal, daß er Angst vor ihm haben werde, wenn er ihm einmal begegne, sondern selbst Achill, sagt Agamemnon, trägt, ihm im Kampfe zu begegnen, Bedenken, das heißt selbst für ihn ist Hektor ein unverächtlicher Gegner. Das ist die Formel, auf die das Heldentum beider gebracht wird: Hektor erkennt in Achilleus den überlegenen Gegner, Achilleus in Hektor einen Mann, der auch ihm gegenüber nicht ganz ohne Chancen ist. Ist die Chance vielleicht an und für sich nicht groß — besondere Umstände können sie vergrößern. Und wenn man die Behauptung *ἔρριγε* vielleicht etwas zu stark finden sollte, so bedenke man die subjektive Färbung (das *πρόσωπον*). Jedenfalls handelt es sich um eine Vermutung, eine aus der Situation geborene Vorstellung, nicht aber, wie Rothe paraphrasiert, um wiederholte, der Vergangen-

heit angehörende Tatsachen [1]). Statt *I* 352 ff. neben *E* 789 ff. zu stellen, wie erforderlich, konstatiert Rothe einen neuen Gegensatz zwischen *I* 352 ff. und *Z* 98 ff. und erhält so abermals zwei „Augenblicksbegründungen". Die Bedeutung von *I*, 352 ff. behandelte ich schon — höchstens *Z* 98 ff. könnte man als Augenblicksbegründung ansehen. Hier wird Diomedes' Stärke gepriesen, Helenos nennt ihn den *κάρτιστος* der Achäer (jetzt, wo Achilleus sich des Kampfes enthält!) und sagt, selbst Achilleus fürchteten wir (als er noch mitkämpfte; vgl. 100 b, 101) niemals so, das heißt dem Dichter liegt wieder daran, „die Vorstellung von Achilleus lebendig zu erhalten". Wo ist da ein Widerspruch oder eine Augenblickserfindung? Die kann nur jemand annehmen, der so flüchtig liest wie Rothe, der in *H* 113 das Präsens *ἔρριγε* verkennt, so hier das Impf. *ἐδείδιμεν*. Ganz anders steht es mit *Z* 433—439; von dieser viel besprochenen Stelle sagt Rothe: Andromache will Hektor bewegen, in der Stadt zu bleiben und die Mauern zu verteidigen; da ist ihr, das heißt dem Dichter, der erste beste Vorwand ausreichend, um ihren Vorschlag zu begründen." Anders ausgedrückt: Andromache schwindelt, ebenso wie nach Rothe *I* 352 ff. (trotz der übereinstimmenden Angabe *E* 788 ff.) Achilleus offenbar übertreibt, also renommiert. Nein, daß hier etwas sehr Auffallendes berichtet wird, was zwar für die Einzelszene schön und wirksam ist, in den Gesamtzusammenhang aber nicht recht eingeht, könnte Rothe aus den Scholien zur Stelle erkennen, die den Anstoß ganz zutreffend darlegen. Er beruft sich gern auf das Urteil der Alten, warum hört er nicht auch hier auf sie? Von dem Anstoß, den er *Z* 98 ff. nimmt, weiß kein Scholion etwas [2]) — weil auch wirklich keiner vorhanden ist. Aber hier ist einer — und den tut er ab mit der Redensart, daß dem Dichter der erste beste Vorwand ausreichend sei! Ich habe, da ich aus anderen Gründen die Homilie einer Szene der thebanisch-argivischen Dichtung nachgebildet glaube, den Anstoß daraus erklärt, daß hier ein in der Quelle wohl begründeter Gedanke troisiert sei (Die Ilias u. i. Q. S. 72). Aber die Erwähnung einer Quelle wirkt auf Rothe wie ein rotes Tuch, er zieht da jede Aus-

---

[1]) Warum Achilleus hier zitiert wird, sagt der Scholiast Ven. B zu *H* 113 *καὶ δ' Ἀχιλεὺς τοῦτον παρέλαβεν, οὗ καὶ Μενέλαος οὐκ αἰδεῖται ἥττων εἶναι ὁμολογεῖν, οὐκ ἄλλον τινὰ τῶν ὀλίγῳ τοῦ Μενελάου κρειττόνων. Ἀναπολεῖ δὲ πανταχοῦ τὸ ὄνομα Ἀχιλλέως ὑπὲρ τοῦ μὴ λήθῃ δοθῆναι* vgl. zum Schlußsatz Die Ilias u. i. Q. S. 22.

[2]) Die Notiz Scholion Townl. z. 99 *οὐδ' Ἀχιλῆά ποτε· ἐπεὶ τὰ παρόντα μᾶλλον λυπεῖ* zeigt das positiv.

rede, mag sie seinen „genialen“ Dichter auch noch so sehr bloßstellen, vor.

Rothe hat den Kampf gegen die irregehende deutsche Homerkritik ein Menschenalter lang mit Fleiß, Ausdauer und Mut geführt, aber zugleich mit einer Einseitigkeit und Rechthaberei, die ihn schließlich alles, was ihm als Kritik erschien — und so erschien ihm alles, was von seinen Gedankengängen abwich —, als „negativ“ verwerfen ließ. Dabei ist er von den Voraussetzungen des Wolfianismus keineswegs losgekommen. Er bekennt sich auch in diesem seinem letzten Buche noch zum Glauben an eine Fülle ursprünglicher Trojalieder, auch zum Glauben an die Geschichtlichkeit des Zuges gegen Troja (S. 204). Schöpferische Phantasie des Dichters stellt er überhaupt nicht mit in seine Rechnung ein, weder in der Ilias noch in der Odyssee, wie denn überhaupt Phantasielosigkeit und Pedanterie seine Homerbehandlung kennzeichnen. Er spricht von einem großen Dichter — aber man wird vergeblich bei ihm nach einer Aufklärung darüber suchen, worin denn diese Größe des Dichters besteht. Ein Dichter, welcher der Erfindung entbehrt, ist kein Dichter, sondern ein Redaktor [1]).

22. Ludwig Radermacher, Die Erzählungen der Odyssee. Sitz.-Ber. d. K. Akad. d. W. in Wien. 178 Bd. 1. Abh. 1915.

Für die Hauptfrage, die Frage nach der Komposition der Odyssee, gibt der Aufsatz nicht viel aus. — Der Verfasser prüft die in dieser Dichtung verarbeiteten Motive auf ihren Charakter, indem er sie in Parallele zur Weltliteratur stellt. Da stellt sich ihm vieles als märchenhaft dar, beispielsweise das Kirkeabenteuer, Lotophagen, Lästrygonen, Kyklopen u. a. Soviel ich sehe, betrachtet er als bezeichnendes Merkmal des Märchens das Wunder und kann nicht umhin, dies oder jenes Motiv (z. B. das Lästrygonenabenteuer) doch eher als Sage, denn als Märchen zu verstehen. Ähnlich steht er zu dem Äolusabenteuer und dem bei den Sirenen. Sie erscheinen ihm als Schiffersagen aitiologischen Charakters. Es erübrigt sich hier, über das Ergebnis der Prüfung des Motivs der Unterweltfahrt, der Phaiakis und anderes zu berichten; erfreulich ist, daß Radermacher mythologische Überschwenglichkeiten ablehnt, so die Deutung der Penelope als Mondgöttin. „Die Behauptung ist zutreffend, daß das Motiv (des Webens und Auflösens) für die Handlung unserer heutigen

1) Vgl. Rothe S. 100 Anm. 2.



Odyssee keine Bedeutung hat, aber es ist darum doch nicht notwendig mythologisch." „Andererseits besteht die Möglichkeit, daß eine Novelle, nach der eine treue Gattin sich ihrer Freier in der gegebenen Weise erwehrte, entweder in älterer Tradition oder von dem epischen Dichter auf Penelope übertragen worden ist" (S. 35). Aus der Novelle vom epischen Dichter auf Penelope übertragen! — Das ist der Standpunkt, den ich schon lange vertrete und nicht genug einschärfen kann. Auf die Bedeutung der Novelle für die Komposition der Odyssee weise ich seit Jahren immer wieder hin, und ich freue mich, bei Radermacher (S. 1) den Satz zu finden: „eine genaue Untersuchuug der Motive läßt vielmehr die Vermutung begründet erscheinen, daß hinter dem Epos eine reich blühende und vielseitig gegliederte Erzählungsliteratur gestanden haben muß, neben Sage und Märchen auch heilige Legende und Novelle bereits entwickelt waren." Gewiß liegt vor der Odyssee eine reiche Novellenliteratur, enthält doch die Odyssee, wie ich schon öfter betonte, mehrere Referate aus solchen (Novelle von den Abenteuern des kretischen Bastard, Novelle vom geraubten Anaktensohne). Diese Novellen erscheinen mir als Heimkehrnovellen, und ich konstatiere mit Genugtuung, daß Radermacher auch in der Heimkehr des Odysseus ein novellistisches Motiv sieht. Von den Wiedererkennungen, an denen die Odyssee so reich ist, spricht Radermacher nicht; offenbar sind sie aber novellistischer Herkunft und auf Odysseus vom Dichter der Odyssee übertragen. Und gerade die Fülle dieser Wiedererkennungen weist auf mehrere novellistische Vorlagen.

Was Radermachers allgemeine Ansicht über die Entstehung der Odyssee betrifft, so glaubt er an eine odysseeische Tradition vor unserem Dichter, er gebraucht auch die Wendung, daß die Nekyia (durch die Tradition) „mitten unter die Apologe geraten sei (S. 49)." Er spricht auch von der ordnenden Hand des Dichters, die ursprünglich Zusammenhängendes verschoben und in neue Verbindung gebracht haben könnte. „Die Möglichkeit besteht, daß die Unterweltfahrt alt ist und einmal anders als durch die Absicht, ein Orakel einzuholen, mit den Odysseusabenteuern verknüpft war." — Das sind etwas veraltete Ansichten. Moderner und richtiger heißt es (S. 22): „Der epische Dichter, dem es darauf ankam, die Zahl der Erlebnisse des seefahrenden Odysseus zu häufen, mußte sie hierbei zu einer bestimmten Route verbinden." Aber das, was hier dem epischen Dichter zugeschrieben wird, ist viel zu wenig, er hat die Motive nicht bloß gehäuft und verbunden, er hat sie auch gemäß seinen

dichterischen Absichten mannigfaltig ausgestaltet[1]). Die Richtung, nach der das geschehen ist, habe ich mehrfach geschildert[2]). Vor allem ist er es, der alle diese märchenhaften, sagenhaften und novellistischen Motive auf Odysseus übertragen, sie untereinander ausgeglichen und erweitert hat. Der Inhalt der Odyssee ist dichterische Erfindung, die befruchtet ist durch literarische Einwirkung. Auch Radermacher bezeichnet gelegentlich ein Motiv als poetischen Einschlag in die Kette des Dichters. So sehe ich alle diese Motive ohne Ausnahme an. Und eben diese Kette ist für mich ganz Erfindung des Dichters.

23. E. Belzner, Homerische Probleme II. Die Komposition der Odyssee. Teubner, Leipzig und Berlin 1912.

Das Buch ist trotz manchen Mängeln eine Leistung, an der man nicht vorbeigehen darf. Es erläutert in Kapitel I den Aufbau des Ganzen, der für Belzner ein einheitlicher ist. Ich halte die Einheit der Odyssee allerdings für eines Beweises nicht mehr bedürftig, die Anzweiflungen von Kirchhoff, Wilamowitz, Seeck, gegen die Belzner polemisiert, sind für mich erledigt. Aber Belzner ist die ganze Reihe meiner Untersuchungen über die Odyssee ausnahmslos unbekannt, ebenso wie meine Ilias und der vorige Homerbericht. Und doch berühren wir uns auch in der Methode in manchem. Wir haben ähnliche Beobachtungen über die merkwürdigen Motivierungen des Dichters gemacht; wie ich, so unterscheidet auch Belzner zwischen den eigentlichen Absichten des Dichters und seinen „Scheinmotivierungen“ (wie er sich ausdrückt). Einmal sagt er auch: „Aus diesen Worten spricht das poetische Gewissen des Dichters.“ Er meint damit die in meiner Ilias wiederholt behandelte Erscheinung, daß der Dichter oft nicht die Pfade der geraden Logik wandelt, sondern mögliche Einreden seitens derselben durch beiläufige Erwähnung kurzerhand abtut[3]). Ich würde das nicht gerade das poetische, sondern eher das logische Gewissen des Dichters nennen. — „Was der Dichter will, ist immer das, was er wirklich tut“ — wenn Belzner diesen ebenso wichtigen wie einfachen kritischen Grundsatz nur immer ohne Einschränkung gelten lassen wollte! Ein Beispiel: Belzner hat selbstverständlich mit der

---

[1]) Etwas Ähnliches, nämlich die Tendenz, die Gestalt des Odysseus auf jede mögliche Weise zu verherrlichen, erkennt Radermacher für die Phaiakis an. Vgl. S. 47 oben.

[2]) Vgl. z. B. u. S. 128.

[3]) Von Belzner eingehend S. 26—28 behandelt.

Behauptung recht: wenn der Dichter den Telemach eine große Erkundungsreise machen läßt, so ist der Zweck des dahingehenden Rates der Athena (α 269—302) eben diese Reise und nichts von dem, was sie dabei Andersartiges vorbringt. Und wieder ist nicht die Erkundung der eigentliche dichterische Zweck, wie manche meinen, sondern die Reise selbst ist es. Das erkennt auch der Dichter selber an, wenn er später (ν 411 ff.) den Odysseus der Athena gegenüber sein Bedenken gegen ihr unpraktisches Verhalten aussprechen läßt. Käme es auf das Wissen des Telemach über Odysseus an, so hätte sie ihm etwa notwendige Kenntnisse bequemer (weniger umständlich) vermitteln können. Und — was die Hauptsache ist — Telemach kommt auch wirklich ohne wesentliche Kenntnisse zurück, ein Beweis, daß es auf diese dem Dichter nicht ankam; er weist auch Fragen über das Ergebnis seiner Reise kurz ab (ϱ 45 ff.). In all diesem bin ich mit Belzner einig, von hier aber weiche ich erheblich von ihm ab. Er sucht nun nach dem wirklichen, dichterischen Zwecke der Reise (die ja die Erkundung nicht ist) und findet sie in der Nachstellung (dem λόχος). Unsere Differenz ist hier grundsätzlich: den naheliegenden Gedanken, daß die Reise Selbstzweck ist, weist Belzner damit ab, daß so die Telemachie episodisch würde, denn für ihn hat nur wesentliche Bedeutung, was genau in der Richtung des Gesamtzusammenhangs liegt. Mir erscheint das Episodische als etwas ebenso Wichtiges und vom Dichter bewußt Erstrebtes wie der Gesamtzusammenhang. Wenn der Dichter ein Gefüge phantastischer Erfindungen vorbringt, die in eine Episode ausmünden, so schließe ich, daß das, was der Dichter wollte, eben die Episode war. Während Belzner im übrigen den dichterischen Zweck aus der Ausführung erkennt, macht er die letzte Konsequenz dieses Gedankens nicht mit. Bis auf diesen Fehler, der übrigens auf Roemer zurückgeht, ist die Kette der Beweisführung des Kapitels I durchaus geschlossen; logisch, aber leider völlig verfehlt ist nun auch die weitere Folgerung, daß „die Heimrettung des Odysseus und die Wiederherstellung des ganzen Hauses der Arkeisiaden als des herrschenden Geschlechtes auf Ithaka“ das Thema der Odyssee sei. So rücken neben Odysseus Vater Laertes und Sohn Telemach in die Stellung von Hauptfiguren ein. Wer sieht nicht, wie schief dies trotz des Hinweises auf δ 754 ff., ξ 181 ist; richtiger wäre Belzner verfahren, wenn er aus dieser unhaltbaren Konsequenz umgekehrt auf die Unrichtigkeit seiner Ausgangsthese geschlossen hätte.

Was weiter die Polemik Belzners gegen die Kirchhoffsche Hypothese, daß das α eine Kopie des β sei, anbetrifft, so halte ich sie im allgemeinen für durchschlagend (erst recht die gegen Wilamowitz S. 20 Anm.). Aber ob nicht doch hinter den Kirchhoffschen Beobachtungen und Begründungen, wenn dieser sie auch subjektiv verstärkt haben mag, ein Problem steckt, das der Aufhellung bedarf? Möglich wäre es schon, daß der Dichter der Odyssee für die Versammlung in β ein Stück älterer Dichtung verwandte, nach dem er dann auch die entsprechenden Stücke des α formte. Jedenfalls besteht zwischen den Versammlungsschilderungen in β und α eine auffallende Ähnlichkeit.

1. Im Kapitel II (die Eckszenen) behandelt Belzner[1]) das Verhältnis zwischen den Anfängen von α und ε. Auch hier ist mir von vornherein klar, daß die Darlegungen von Wilamowitz über dies Problem unhaltbar sind. Denn wer sich wundert, daß auf die Worte der Athena α 84 ff. Hermes nicht sofort entsandt wird, der würdigt den Text nicht; es wird ja zweifellos und deutlich dessen Entsendung für eine spätere (geeignete) Zeit von Athene in Aussicht genommen bzw. erbeten; ein Auftrag, der natürlich doch nur von Zeus gegeben werden kann, erfolgt im α überhaupt nicht, der wird erst ε 28 (das heißt zur richtigen Zeit) erteilt. Meint man denn wirklich, daß Hermes auf die Worte der Athene *Ἑρμείαν ὀτρύνωμεν* gleich losfliegen müßte? Auf diese Gedanken laufen im Grunde auch Belzners Ausführungen hinaus, vor allem würdigt er in diesem Sinne richtig α 81—95 (S. 29).

2. Odysseus und Athena in ν. Er wendet sich hier gegen die Umstellungsversuche von H. Schiller (vgl. vor. Bericht S. 256 ff.). Ich gehe auf diese meines Erachtens erledigten Dinge nicht weiter ein, bemerke nur, daß Belzner γ 232—238 (S. 38) athetiert. Die Neigung zu Athetesen, wenn ein Scholion zur Stütze da ist, teilt er mit Roemer. Ich sehe bei γ 232 – 238 auch nicht den geringsten Grund. Sieht man genauer zu, so handelt es sich nur um 236—238, die anderen Verse (232—236) fallen nur mit, weil der Kritiker sich anders nicht zu helfen wüßte. Bald wird ein anderer erscheinen, der um dieser beiden „anstößigen" Verse willen noch eine Anzahl weiterer in den Hades schickt. Ob die Verse aber wirklich anstößig sind? Es ist vorschnell, ein solches Urteil abzugeben, bevor man durch eine sorgfältige Interpretation in die

[1]) Die Berufung auf Zielinski und die unausgebildete Technik hätte sich Belzner dabei sparen können.

Gedankenfolge einzudringen versucht hat. Im Mittelpunkte steht der ὁμοίιος θάνατος, von dem ausgesagt wird, daß nicht einmal Götter ihn von ihren Freunden abwehren können, ὁππότε κεν δὴ μοῖρ᾽ ὀλοὴ καθέλῃσι τανηλεγέος θανάτοιο. Meines Erachtens ist gemeint der natürliche Tod durch Alter oder Krankheiten im Gegensatze zum Tode durch Gewalttat. Dem natürlichen Tode sind alle Menschen verfallen, dieser Tod ist also ὁμοίιος ebensogut wie das Alter (γῆρας ὁμοίιον). So sagt also Athene: „Telemach, auch aus größter Ferne kann eine Gottheit deinen Vater retten. Es ist doch jedenfalls besser, der Heimat ferne sein und die Heimkehr in Aussicht haben, als in der Heimat ermordet sein wie Agamemnon. Freilich gestorben kann dein Vater ja sein — mit einem solchen Schicksale muß man bei Menschen, auch bei gottbegünstigten, immer rechnen.“ Worauf Telemach klagt: Gewiß wird er gestorben sein (γ 239—242), um dann — nach Agamemnons Ermordung zu fragen. Denn alles andere ist, um mit Belzner zu reden „Scheinmotivierung“, das heißt Überleitung von einem Gesprächstoff, der den Verhältnissen und den Persönlichkeiten entsprechen würde, den also der Leser vor allem erwartet, zu dem, was der Dichter will.

Das III. Kapitel behandelt die Technik des Dichters bei einer merkwürdigen, auf einen ebenso merkwürdigen Beweis zugeschnittenen Disposition; Belzner sucht 1. Elemente fortgeschrittener Technik, 2. Elemente primitiver Technik. Diese Disposition trägt der Tatsache Rechnung, daß oft poetische Schönheiten und Feinheiten unmittelbar neben Schwerfälligkeiten und Ungeschicklichkeiten stehen. Wie Belzner sagt, tritt uns in der Odyssee eine Kunst entgegen, „die bald nach unreifer Knabenart phantastische Einfälle hat und mit wenig Abgeklärtheit und Gesetztheit abenteuerliche Wege geht, bald auch wieder die Zeichen beginnender Reife . . . verrät.“ Bedarf eine solche Kunst — die Richtigkeit der Charakterisierung vorausgesetzt — nicht einer besonderen Erklärung? Ist es eine Lösung, wenn Belzner zuerst die „Elemente fortgeschrittener Technik“ als Exposition, Motivierung, Spannung[1]), Abwechslung, Konzentration in möglichst bewundernder Darlegung erledigt, dann die „primitive Technik“ als „formelhafte Wiederholungen“, „Ethosgestaltung“, hier

[1]) Mit der Spannung ist das eine eigene Sache. Nach Belzner soll diese in der Odyssee oft nicht auf das Was?, sondern auf das Wie? gehen (S. 115). Das ist ein absonderlicher Einfall, erzwungen durch Belzners Annahme, daß der Stoff der Sage gegeben war. Mit einer solchen Voraussetzung verträgt sich der Begriff „Spannung“ überhaupt nicht.



und da „brüchige Charakteristik“, „Führung der Handlung“ (deus ex machina) und „parallele Akte“. Ich bin weit entfernt, zuzugestehen, daß die erste Gruppe fortgeschrittene, die andere primitive Technik veranschauliche, vielmehr ist zum Beispiel die Motivierung um nichts kunstvoller oder fortgeschrittener als die Charakteristik. Daß die Trennung praktisch nicht annähernd durchzuführen ist, gibt Belzner implizite selbst zu, wenn er sagt (S. 83): „Zum erstenmal sehen wir hier ein Element fortgeschrittener Technik noch durchsetzt mit primitivem Einschlag.“ Ferner ist es eine ganz willkürliche Annahme, wenn Belzner die Ungeschicklichkeiten als „primitiv“ anspricht (ganz im Gegensatz zu dem bisherigen Brauch, Ungeschicklichkeiten auf das Konto der allerjüngsten „Dichter“ zu setzen) und den tatsächlichen Befund etwa folgendermaßen beschreibt (S. 130): Unsere Ermittlungen über die Technik der Odyssee zeigen den Dichter als Kind einer Zeit, deren Poesie noch (!) manches Formelhafte und Gebundene an sich trug.“ „Diese Gebundenheiten hätte er wohl sprengen und ablegen können, aber er hat das offenbar gar nicht gewollt usw.“ „Seine Absichten sind größer, genialer.“ „Seine Eigenart ist das Streben nach andauernder und höchster Spannung.“ „Er ist ein Originalgenie.“ „Groß sind seine kompositorischen Gedanken (NB. ohne Erfindungsgabe), seine technischen Mittel sind noch viel zu wenig entwickelt.“ „Der Dichter der Odyssee ist seinen Kompositionsgedanken nach ein auf künstlerischer Höhe stehendes Genie, seiner Kompositionstechnik nach ein noch ziemlich unbeholfenes Kind.“ Parallelen habe dies gleichzeitige Können und Nichtkönnen in der mykenischen Kunst. An den Einzelbeobachtungen mag manches richtig sein, aber das Gesamtbild wird auf jeden Fall dadurch schief, daß die Erfindung des Dichters so gut wie ganz aus dem Ansatz fortgelassen wird. Und doch ist es die erste und notwendigste Aufgabe für einen Homerforscher von heute, sich ein Bild von der Phantasie des Dichters sowohl der Ilias als der Odyssee zu machen. Ob der Dichter der Odyssee ein großer, genialer Dichter, ob er gar ein Originalgenie ist, wird sich erst dann entscheiden lassen; aus dem, was Belzner über die Technik Homers beibringt, würde ich einen solchen Schluß noch längst nicht ziehen.

Im IV. Kapitel: „Werkstücke des Dichters (Quellen)“, behandelt Belzner den Begriff „Bearbeiter“ und danach die Hypothese einer ursprünglichen Selbständigkeit des Freiermords oder einer besonderen Quelle für diesen (eine sog. Tisis) uud anderes mehr wieder in Polemik gegen Kirchhoff, Wilamowitz, gegen Seeck und gegen Schiller. In all diesen Dingen hinkt er infolge unzureichender Literaturkenntnis

stark nach. Wer sich von diesen Irrungen noch immer nicht zurückgefunden hat, mag sich von Belzner belehren lassen. Darauf aber muß ich doch hinweisen, daß das bekannte Problem der Rückverwandlung des Odysseus nicht durch Ausmerzung von ψ 157—163 gelöst werden darf, wie Belzner will. Ebensowenig kann ich die aus ähnlichen Gründen erfolgende Verwerfung von χ 31—33 billigen. Wenn Belzner diese Verse als Einschub irgendeines Rhapsoden bezeichnet, der diesen Vorgang ebenso falsch auffaßte wie Kirchhoff, so gibt er im Grunde damit Kirchhoff recht. Verkehrt ist auch die Athetese von π 281—298, geradezu ungeheuerlich die von τ 346—348. Es ist eben überall so, daß Belzner bei seiner stark zur Schau getragenen Bewunderung des Dichters keine Lösung der zweifellos vorhandenen Aporien zu finden vermag, der Aporien, die auch die ganze Reihe der von ihm bekämpften Forscher nicht zn lösen vermocht hat. Da hilft er sich denn durch Athetesen entsprechend seinem grundsätzlichen Bekenntnis zur Athetese (S. 1). Nach meiner Meinung ist das Unausgeglichene eine Folge der Verarbeitung einer ganzen Reihe von Motiven, die aus sehr verschiedenen literarischen Vorlagen stammen; einige, die für den Ausgang der Odyssee in Frage kommen, habe ich mehrfach bezeichnet. Für den Bogenkampf ist ein Motiv aus der Heraklessage, für die weiteren Kämpfe sind die heroischen Kämpfe der Ilias Vorbild; die eine, vielleicht auch die andere der Erkennungen (des Mannes durch die Frau, des Sohnes durch den Vater) wird auf eine der mehrfach bezeichneten novellistischen Quellen (Heimkehrnovellen) zurückgehen. Wie dem auch sein mag, so viel ist klar, daß das eine oder andere Motiv, zum Beispiel die *τόξου θέσις*, nicht ursprünglich und zuerst für den jetzigen Zusammenhang (nicht bloß in unserer Odyssee, sondern für den odysseeischen Zusammenhang überhaupt) erfunden sein kann. Die *τόξου θέσις* nur als Motiv angesehen, dessen handelnde Personen Odysseus und Penelope wären, würde eine Verabredung zwischen beiden voraussetzen; eine solche würde aber entbehrt werden können, wenn ein unverheiratetes Mädchen als Preis eines solchen Wettkampfs ausgesetzt wäre. Man könnte sich denken, daß in der ursprünglichen Form des Motivs der Vater des Mädchens oder sein Vertreter den Wettkampf veranstaltete. Denkt man sich das Motiv auf sich allein gestellt, einfach und gerade, so gehört auch dazu, daß der Sieger ernstlich um die Braut mitkämpfte, sei es, daß er von vornherein zu den Bewerbern gehörte, sei es, daß er überraschend auf der Szene erschien. Man kann sich denken, daß dieses Mannes Berechtigung, sich am Wettkampf zu beteiligen, zunächst

bestritten wurde — es gibt da viele Möglichkeiten —, klar ist aber, daß das Motiv mit dem Gang der Handlung in der Odyssee nicht ausgeglichen ist und sich auch niemals restlos ausgleichen ließ. Es stimmt nicht zum Bilde der treuen Penelope, daß sie sich selbst aussetzt, es stimmt nicht zum Zwecke des Schießens, daß Odysseus als Bettler außerhalb Wettbewerbes mitschießen darf. Auch das Webemotiv ist im jetzigen Zusammenhange nicht lebendig, wer kann aber zweifeln, daß es einmal in anderem Zusammenhange wirklich lebendig war? Ebenso verhält es sich mit der Wiedererkennung durch Fußwaschung und sehr viel anderem. Muß oder kann man wirklich glauben, daß diese früheren Zusammenhänge odysseeisch waren?

Solche Gedanken liegen Belzner ganz fern; darum ist auch das, was er über die Fragen Sagenstoff? Vorlagen oder eigene dichterische Erfindung? vorbringt (S. 245), recht rückständig. Nach Belzner behandelt der Dichter überlieferte Odysseussage, die vorher schon mehrfach dichterisch behandelt war. Bezeichnend für seine Auffassung ist der Satz (113): „Der Dichter hat großartige Kompositionsgedanken" mit der Anmerkung: ‚wir vergessen dabei nicht, daß ihm die Sage vorgearbeitet hat.'" Die „vorarbeitende Sage" ist eine Phrase, und welches diese Kompositionsgedanken waren, darüber verrät uns Belzner nichts. Aber seine Ansicht von der vielfach behandelten Odysseussage findet er quellenmäßig bestätigt durch die Worte des Prologs εἰπὲ καὶ ἡμῖν = „wie du öfter erzählt hast, so erzähle auch uns". Ist das auch nur von fern haltbar? „Berichte auch uns", bittet der Dichter, „damit auch wir es wissen, wie du es weißt" . . (Oder, wenn man das εἰπέ durchaus pressen will: wie du im vertrauten, himmlischen Kreise berichtet hast, so berichte auch uns!). Aus dem ἁμόθεν schließt er dann, daß der Verfasser sich dadurch im Gegensatz zu anderen Epikern setzt, welche den Stoff der Odyssee mit weniger Kunst und Geschick behandelten. Vor allem denkt er dabei an ein Epos von den Irrfahrten des Odysseus (alter Nostos). Aber das ἁμόθεν enthält keinen Gegensatz gegen andere Personen, sondern gegen andere Möglichkeiten, besonders gegen die aus den vorhergehenden Darlegungen des Prologs sich ergebenden Erwartungen des Hörers. Diesem fertig überlieferten Sagenstoff stellt Belzner einen genialen, zum Teil naiven, zum Teil nicht naiven Dichter gegenüber, einen Dichter, der wirkliche Erfindung weder besaß, noch nötig hatte, der in die fertige Sage nur den „großartigen Kompositionsgedanken" hinein erfand, daß Odysseus κρυφηδόν heimkehrte! Das ist die große Neuerung; bei den

früheren Odysseedichtern kehrte er ἀμφαδόν heim[1]). Das ist aber noch nicht einmal alles, was dieser unvergleichliche Dichter leistete, man kann aus seiner „Vorliebe für Eumaios" schließen, daß der Dichter diese Figur hinzuerfunden hat. Das ist noch einmal eine Erfindung! Von Quellen des Dichters will Belzner ebensowenig etwas wissen wie Rothe, er glaubt durch sein Buch eine auf Nachweisung von Quellen gerichtete Behandlung des Dichtertextes unmöglich gemacht zu haben. Unter Quellen versteht er dasselbe, was die Forscher, die er zu widerlegen ausgegangen ist, darunter verstehen. Gegeben habe es allerdings, so meint er, solche Quellen (zum Beispiel für die Apologe), aber daß sie von einem Bearbeiter (oder unserem Dichter) in die erste Person umgesetzt seien, scheint ihm nicht bewiesen. Mir auch nicht; aber es wäre interessant, von Belzner zu erfahren, ob vielleicht schon frühere Dichter der Odyssee, solche, die den Helden ἀμφαδόν heimkehren ließen, die Irrfahrten in der Ichform erzählt haben sollen. Soviel ich sehe, würde Belzner die Möglichkeit nicht abstreiten. Das ist eine ganz andere Vorstellungswelt als die meinige, nach der selbstverständlich der Odysseedichter die Irrfahrten in der Form, in welcher wir sie lesen, und für den Zusammenhang, in welchem wir sie lesen, geschaffen hat, und zwar unter literarischer Anlehnung (z. B. an die Jasondichtung). Aber Belzner denkt immer nur an stoffgleiche Quellen und außerdem an möglichst stoffgleiche, an ältere Nosten, ältere Mnesterophonien usw. überall in Polemik mit Kirchhoff und Wilamowitz, deren dahingehende Ergebnisse er mit Recht ablehnt, ohne doch selbst positiv weiterzukommen.

24. Theodor Gollwitzer, Zur Charakteristik des Dichters der Odyssee. Progr. d. Gymnas. zu Kaiserslautern. 1914/15.

Das Schriftchen hat drei sehr löbliche Eigenschaften, die allerdings in der heutigen Homerforschung etwas aus der Mode gekommen sind: besonnenes Urteil, Literaturkenntnis und Wertung des Dichtertextes. Angeregt ist der Verfasser von A. Roemer, aber er ist doch auch, wie er sich nicht verhehlen wird, über ihn hinausgekommen. Er geht den Zielen des Dichters liebevoll nach wie Roemer, aber

[1]) Ob diese Neuerung durch ἀμόθεν γε bezeichnet werden würde, darüber hat Belzner nicht nachgedacht; mit diesem Ausdruck ist eben „bewiesen", was zu beweisen war, für weiteres kommt er nun nicht mehr in Frage.



er entbehrt doch nicht wie dieser der kritischen Ader. Auch ist er klug und belesen genug, um nicht der Roemerschen Sonderlichkeit zu verfallen.

Bei Roemer heißt die grundsätzliche Frage: Ist Partie x oder y künstlerisch gestaltet oder nicht? Grundsätzlich neigt er zur Bejahung dieser Frage in jedem einzelnen Falle; wo anders — wird athetiert. Auch Gollwitzer fragt grundsätzlich so, geht dabei aber von der Voraussetzung aus, daß die Odyssee in der überlieferten Gestalt ein einheitliches Werk ist (S. 4). Auch er hat zahlreiche Einwendungen vom Standpunkt seiner Kunstauffassung aus. Wie erklärt er nun künstlerische Mängel? Er gesteht zu, daß der Dichter der Odyssee an und für sich auch ungeschickt verfahren könne; freilich entspringt diese Ungeschicklichkeit ferneren dichterischen Zielen (z. B. die Voranstellung der ungeschickt mit dem Ganzen verbundenen Telemachie S. 5). Eine Ungeschicklichkeit kann auch davon herrühren, daß der Dichter von einem gegebenem Stoffe abhängig war (S. 8). Besonders für die Irrfahrten erkennt Gollwitzer das an (S. 17 und 19). Sein Urteil über diese Teile des Epos ist bedingt durch meine Homeruntersuchungen: eine Reihe von Motiven aus mannigfaltiger Literatur gesammelt, umgestaltet zu Seeabenteuern, bezogen auf den Iliashelden Odysseus und erweitert hauptsächlich in der Tendenz, das besondere Heldentum dieses Mannes, seinen Charakter und sein Schicksal im Sinne seines Gesamtplanes herauszuarbeiten. Inwieweit die Absonderlichkeiten, die sich aus einer so gerichteten dichterischen Tätigkeit ergeben, der zwingenden Macht des Stoffes oder der Unzulänglichkeit des Dichters zuzuschreiben sind, ist eine Frage, auf die schließlich nicht viel ankommt. Gollwitzer neigt im allgemeinen dazu, den Dichter in Schutz zu nehmen (S. 21). So ist denn auch das Bild, das er vom Schaffen des Dichters zu entwerfen versucht, etwas apologetisch gehalten, aber auch jemand, der wie ich auf einem etwas kritischeren Standpunkte steht, wird diesen von Überschwang freien Versuch, den Dichter von der besten Seite zu nehmen, gern anerkennen.

Dem Verfasser erscheint der Dichter der Odyssee als Stimmungsdichter; es erscheint ihm als kennzeichnend für diese Dichtung, daß die Hauptpersonen stimmungsvoll eingeführt zu werden pflegen und daß diese mit dem Auftreten der Helden angeschlagene Stimmung immer wieder zum Durchbruch kommt. Das ist gewiß richtig, wirkt aber meinem Gefühl nach nicht immer erfreulich. Meines Erachtens erlaubt es aber einen Schluß auf das Publikum. Auch die mannigfachen Hindeutungen auf die Zukunft durch Weissagungen

bezwecken nach dem Verfasser Stimmung des Hörers; mir scheinen sie eher dem Bedürfnisse entsprungen, die großen Zusammenhänge fest einzuprägen. Wie notwendig sie sind, zeigt die moderne Zerstücklung, die an diesen Hinweisen auf das Kommende immer wieder scheitert und sie gerade deshalb beanstandet. Romanhafte Spannung schließt dies Verfahren allerdings aus, und es dürfte sich überhaupt empfehlen, auffallende Wendungen nicht aus einem besonderen Streben des Dichters nach Erregung von Spannung erklären zu wollen (S. 11). Auch einige andere Eigentümlichkeiten des Dichters beleuchtet er von diesem Gesichtspunkte aus: seine Gewohnheit vor dem Zuhörer kein Geheimnis zu haben, die Halbwahrheit mancher Berichte (besonders im 19. Buch), die Doppeldeutigkeit mancher Worte oder Handlungen.

Im zweiten Teile (S. 18 ff.) beschäftigt sich der Verfasser mit dem Charakter der dichterischen Personen, vor allem dem der Hauptpersonen, des Odysseus, der Penelope, des Telemach. Er geht von dem Gedanken aus, daß der Dichter diese in festen Umrissen geschaut und gezeichnet habe. Es ist gewiß nützlich, sich darüber klar zu werden, welche Vorstellung von den wesentlichen Eigenschaften zum Beispiel des Odysseus der Dichter geben will. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß jeder, der an einen Schlußredaktor, einen Bearbeiter oder Dichter glaubt, die Pflicht hat, vor allen Erörterungen über Einzelheiten sich ein Bild von der Tätigkeit dieser letzten Hand zu machen. Diese Pflicht erstreckt sich auch auf das Studium der Umrisse, in denen die Hauptpersonen erscheinen. Ich habe gelegentlich darauf hingewiesen, daß die heroische Tapferkeit, die Odysseus während der Irrfahrten beweist (μ 111—126, 226—233), nur auf die letzte Hand (den Dichter) zurückgehen kann (Gollwitzer S. 21). Die Einsicht in solche dichterische Ziele lehrt uns manches Absonderliche, das bis dahin Anlaß zu Ausstellungen und Athetesen gab, verstehen. Der Verfasser legt da den Finger auf eine Eigenschaft des Odysseus, die zu gestalten dem Dichter offenbar am Herzen liegt. Es ist das eine gewisse weltmännische, auf Erfahrung begründete Vorsicht, eine mißtrauende Zurückhaltung, die Gollwitzer einmal als Zartgefühl, bald als Vorsicht, auch als Lust, mit anderen sein Spiel zu treiben, anspricht. Durch diese Beobachtung klärt er mancherlei auf, was beanstandet wurde. So gestehe ich gern ein, daß der Widerspruch, den ich zwischen ζ 259 ff. und η 304 finden wollte (Neue Jahrbücher 1906 I S. 15) durch Gollwitzers Hinweis auf diese Eigen-

schaft des Odysseus (S. 20 Anm. 3) behoben ist. (Auch der vermeintliche Widerspruch zwischen τ 480 und ψ 476 erledigt sich ähnlich.) Sogar den bekannten Widerspruch: Ungastlichkeit — Gastlichkeit der Phäaken (besonders η 32—34) glaubt Gollwitzer auf diesem Wege aufklären zu können. Athene schildert die Phäaken im Widerspruch zu ihrem wirklichen Charakter als ungastlich, und die Worte Nausikaas über die Aufnahme, die der Fremdling finden wird (ζ 274 u. 303—315), klingen deshalb wenig hoffnungsvoll, damit Odysseus Grund hat, seine Vorsicht walten zu lassen. Diese zeigt sich besonders η 238, wo er Aretes Frage nach Stamm und Heimat unbeantwortet läßt (S. 22). In dieser Darlegung liegt eine gewisse Rechtfertigung des Dichters, doch scheint mir Gollwitzer in der Verteidigung zu weit zu gehen. Er fragt: Wem gibt sich denn Odysseus überhaupt sofort zu erkennen? „Niemand, nicht dem Kyklopen, nicht der Kirke, nicht dem Hirten auf Ithaka“ usw. Aber darum handelt es sich nicht; wenn man nicht gefragt wird, braucht man nicht zu antworten, aber auf eine bestimmte Frage antwortet man doch; so antwortet auch Odysseus dem Kyklopen, indem er sich *Οὖτις*, der Penelope, indem er sich *Αἴθων* nennt (τ 183). Aber daß ein Schutzflehender einer Königin, in deren Schutz er sich begibt, auf ihre höchsteigene erste und notwendigste Frage: (*ξεῖνε, τὸ μέν σε πρῶτον εἰρήσομαι αὐτή*) „Wer bist du, wie heißt du?“ überhaupt nicht antwortet, das bleibt trotz aller Verteidigung eine große Ungeschicklichkeit. Es ist gewiß keine Gedankenlosigkeit des Dichters, wie man gemeint hat, denn sein dichterisches Ziel ist ein umständlicher *ἀναγνωρισμός*, der erst ι 19 vollendet ist. Der Dichter hat offenbar diese Ungeschicklichkeit, die er gewiß nicht verkannt hat, in den Kauf genommen, um diesen *ἀναγνωρισμός*, dies Motiv, das er wohl andersartiger Literatur entnimmt, einzuarbeiten. Auch das Problem, das die vielbesprochene Szene τ 317 ff. bietet, sucht Gollwitzer ähnlich zu lösen; er meint, Odysseus verlange die Eurykleia zum Fußwaschen ausdrücklich, weil er sie p r ü f e n wolle (S. 25). Man soll auch einen an und für sich richtigen Gedanken nicht tothetzen: Die Eurykleia zum Mittelpunkt dieser stimmungsvollen Szene zwischen Mann und Frau zu machen, scheint mir verfehlt; ich habe meine Meinung über dies Stück schon öfter gesagt: der Dichter der Odyssee bricht diesen *ἀναγνωρισμός* um des Gesamtzusammenhangs willen im entscheidenden Moment ab, weil er noch einen anderen *ἀναγνωρισμός* (den ihm die von ihm benutzte Literatur gleichfalls bot) verwenden wollte (ψ 166 ff.). Außer allem anderen weist der deus ex machina, der die eigentlich unmögliche Ausbiegung

ermöglicht (τ 478 ἡ δ' οὔτ' ἀθρῆσαι δύνατ' ἀντίη οὔτε νοῆσαι / / τῇ γὰρ Ἀθηναίη νόον ἔτραπεν), darauf hin, daß hier um des Gesamtzusammenhangs willen der ursprünglichen dichterischen Idee dieser Einzelszene Gewalt angetan wird.

Übrigens erkennt der Verfasser an, daß der Dichter um seines Zweckes willen hie und da „der menschlichen Natur Gewalt antut." Als solche Fälle notiert er unter anderen η 225, wo Odysseus seines Weibes und Kindes deshalb nicht gedenkt, weil nach dem Plane des Dichters Alkinoos dem Helden seine Tochter anbieten soll. Aber nicht bloß der menschlichen Natur tut der Dichter gelegentlich Gewalt an, sondern auch dem Geiste der von ihm eingearbeiteten Motive. Er scheut sich nicht, in seine Dichtung Motive zu verweben, die in wesentlichen Punkten seinen Grundvoraussetzungen widersprechen, macht auch in seinen Grundvorstellungen Konzessionen unter dem Zwange dieser Einzelmotive. Daher ergeben sich dann „Widersprüche", aber diese führen nicht auf Einzellieder oder Kleinepen oder derlei, sondern gestatten „einen lehrreichen Einblick in die Werkstatt des Dichters" (S. 28). Das ist einer der Grundgedanken meiner „Ilias", darüber bin ich also mit dem Verfasser ganz einig.

Seite 35 bezeichnet er dann seine ganze Untersuchung als einen Gang durch die Werkstatt des Dichters. Dieser Gang hat ihn zu Vorstellungen gebracht, die den meinigen sehr ähnlich, sichtlich auch durch die meinigen beeinflußt sind. Aber in einem Punkte gehen wir auseinander — und das ist der Punkt, in dem ich mich im Gegensatz befinde zu fast allen Forschern —; ich glaube nicht, daß die literarische Überlieferung, auf der auch nach Gollwitzer der Odysseedichter fußt, odysseeisch war. Vor allem an Odysseusmärchen glaube ich nicht, noch viel weniger daran, daß in diesen Märchen auch Heimkehr und Freiermord des Odysseus bereits vorkam. Wenn ich nach Gollwitzers Ansicht (S. 37) die Entlehnungen „aus anderen schon gestalteten Stoffen" in meiner Ilias „zu einseitig" betone, so habe ich doch von der dichterischen Tätigkeit des Verfassers eine sehr viel höhere Vorstellung als er — trotz seiner Apologetik. Denn nach meiner Vorstellung hat der Dichter die ganze Handlung von Anfang bis Ende, vom Proömium bis zum Friedensschluß auf Ithaka, im ganzen und einzelnen erfunden und gestaltet. Gollwitzer meint aber, daß die Odyssee als Ganzes in kürzerer Form bereits vor unserem Dichter bestanden habe, daß dieser sie nur zu sehr viel umfangreicherer Form umgestaltet habe. Das ist ungefähr die Ansicht, die ich in meinen früheren Einzel-

untersuchungen zur Odyssee vertreten habe. Sie beruht eben darauf, daß man die vor der Odyssee liegende literarische Überlieferung für odysseeisch, die vor der Ilias liegende für ilisch hält. Ich bin dagegen fest überzeugt, daß vor der Odyssee keine andere odysseeische Überlieferung liegt, als was wir in der Ilias lesen. Warum ich das glaube? Weil jeder andere Erklärungsversuch sich festläuft. Rothe und seine Nachfolger haben viel Aufhebens von dem Satze gemacht, daß die homerischen Dichter ihrem Stoffe ähnlich gegenüberstanden wie irgendein moderner dem seinigen. Auch Gollwitzer bekennt sich zu dieser These. Nun denn — macht Rothe und auch Gollwitzer wirklich von ihr Gebrauch? Der Stoff ist nicht schon vor dem Dichter da, sondern ist nur durch ihn; auch der moderne Dichter schafft den Stoff aus seiner, stärker oder geringer literarisch angeregten und befruchteten Phantasie. Nur darin unterscheidet sich meines Erachtens der alte griechische Dichter von einem modernen, daß er sich fremdes geistiges Eigentum unbefangener aneignet als dieser. So sind Quellen der Odyssee unter anderem eine Argonautendichtung, eine Heraklesdichtung, eine Dichtung von der Ermordung des Agamemnon, eine Novelle vom geraubten Herrensohne, eine vom kretischen Bastard und eine Phaiakendichtung. Eine Telemachie oder eine Tisis hat es dagegen vor unserer Odyssee meines Erachtens nie gegeben.

Was den Dichter der Odyssee selbst betrifft, so erkennt auch Gollwitzer an, daß er handwerksmäßige Technik zeigt. Auch Ungeschicklichkeit schreibt er ihm zu. Mir scheint der Mann außerdem einen absonderlichen Geschmack, eine Neigung zum Übermaß, zum Aufdringlichen zu haben. Es ist darum im einzelnen schwer zu unterscheiden, ob Sonderbarkeiten (Widersprüche) in der Geschmacksrichtung des Dichters oder in einem aus gegebenem Stoffe herrührenden Zwange begründet sind. Wenn zum Beispiel der Dichter den Alkinoos dem Odysseus seine Tochter zur Frau anbieten läßt, so widerspricht das der Grundvorstellung, daß Odysseus ein verheirateter Mann, Vater eines erwachsenen Sohnes ist, der obendrein von Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen ganz beherrscht wird, wir sehen auch, daß der Dichter den Odysseus diese Tatsache und diesen wesentlichen Grund seiner Sehnsucht eben um dieses Ziels willen verschweigen läßt (η 225), aber wir sind nicht in der Lage zu entscheiden, ob diese sonderbare Gestaltung ihren Grund hat in dem verarbeiteten Motiv, dessen jugendlicher Held etwa mit der Hand der Königstochter beehrt wurde, oder in der

Geschmacksrichtung des Dichters, der durch diese Erfindung seiner Heldenfigur ein besonderes Licht aufzusetzen versuchte. Anders liegt die Sache τ 317 ff.: hier ist ein tadelloses, stimmungsvolles Motiv um der weiteren Pläne des Dichters willen verstümmelt worden; mich dünkt, wir erkennen auch das Verfahren, wie so etwas gemacht wird. Ein andermal sehen wir, wie der Dichter einfache Abenteuer aufarbeitet, um sie zu Erlebnissen seines überaus klugen und tapferen Helden zu machen, zu Heimsuchungen, durch welche der Heerführer und König der Ilias zu dem auf sich allein gestellten, nach langer Abwesenheit in die Heimat heimkehrenden Manne gemacht wird. Daran erkennen wir zugleich, daß quantitativ dem Dichter sehr viel mehr gehört als seinen Quellen. Es gibt aber auch Partien, die ohne stärkere stoffliche Anlehnung geschaffen sind — dazu gehören weite Strecken der Telemachie. Sie geben von der Schöpferkraft des Dichters gerade kein glänzendes Bild: die formelle Anlehnung kann man an den Speerkämpfen der *μνηστηροφονία* studieren, sie sind der Ilias nachgedichtet, ebenso wie die Schiffahrt schildernden Verse der Odyssee zum Teile der Heimsendung der Chryseis im *A* entlehnt sind.

25. W. Kranz, Die Irrfahrten des Odysseus. Hermes Bd. 50. (1915). S. 93—112.

Die Untersuchung bewegt sich innerhalb der Lehre von Kirchhoff-Wilamowitz. Der Verfasser hat sich den frommen Glauben an die vier selbständigen „in sich vielspältigen" Dichtungen, aus denen die Odyssee entstanden sein soll: Telemachie, Nostos, Phäakie und Mnesterophonie, bewahrt. Für seine Untersuchung kommt vor allem der Glaube an den alten *νόστος* des Odysseus in Betracht: Insoweit geht er eigene Wege, und das ist das Ziel seiner Arbeit, zu zeigen, daß dieser alte Nostos komponiert sei aus zwei älteren Nosten bzw. Irrfahrtengedichten. Das eine spielt im Mittelmeer — Mittelmeergedicht, das andere im Pontos — Pontosgedicht. Die Voraussetzung dieser These ist, daß die eine Gruppe der Abenteuer ausnahmslos nach einer bestimmten geographischen Anschauung im Mittelmeer, die andere ebenso im Pontos lokalisiert ist. Ausnahmslos: zum Beweise nimmt Kranz eine Anzahl von geographischen Identifizierungen vor, die kaum allgemeinen Beifall finden werden; so verlegt er die *ὠγυγίη νῆσος* in den äußersten Westen, Scheria ist Kreta im äußersten Osten des Mittelmeers, Thrinakria, die „gabelförmige Insel", die Chalkidike; das Land der kurzen Nächte liegt im

Pontos usw. Die Abenteuer des Mittelmeergedichtes bilden so nach Kranz einen geschlossenen Ring; sie führen „von Ilios nach Thrakien, sodann nach Süden, an der afrikanischen Küste entlang nach Westen, heran an Ithaka, zurück in den Westen und von hier über Kreta endgültig in die Heimat", das Pontosgedicht schildert in ebenso geschlossenem Ringe eine Rundfahrt im Pontos. Das Mittelmeergedicht war primär odysseeisch, das Pontosgedicht ist geschaffen in Konkurrenz mit einem älteren Gedicht von der Fahrt Jasons. Die beiden Gedichte denkt sich Kranz wohl als Dubletten; wie sie denselben Helden haben, so haben sie auch parallele Figuren: Kalypso und Kirke, parallele Motive: das Liebesmotiv (hier zu Kirke, dort zu Kalypso), das Zornmotiv (hier des Poseidon, dort des Helios), die Benutzung des Mastbaumes durch den schiffbrüchigen Odysseus (ε 371, μ 444), was zu dem Schluß führt, daß das Pontosgedicht eine „bewußte Nachahmung des Mittelmeergedichts sei". Wie Kranz seine geographischen Identifizierungen nach dem Vorbilde der homerischen Untersuchungen von Wilamowitz vornimmt, so versucht er schließlich ganz in dessen Manier Aufstellungen über den Entstehungsort beider Fassungen; das eine Gedicht wird von ihm als milesisch, das andere als chiisch angesprochen.

Was sich bei ihm nicht findet, ist der Dichter der Odyssee. Zwar ist in einer Anmerkung (S. 95 [1]) von dem „planvoll künstlichen Aufbau unserer Odyssee" die Rede; Kranz macht aber in seinem ganzen Aufsatz keinen Gebrauch davon; nur einmal (S. 110) heißt es von ihm, daß „die Hand des Dichters unserer Odyssee die Retusche an dieser Stelle anzulegen vergessen habe". Diese Bemerkung ist für Kranz und seine Vorstellung von der Dichtung Odyssee bezeichnend. Ihm ist das Mittelmeergedicht ein vollkommenes „Lied" mit Anfang und Schluß, und er fragt nun, ob auch das zweite Gedicht ehemals ein Ziel (das heißt einen eigenen Schluß) gehabt habe, oder ob es nur eine Erweiterung des ersten darstelle und von jeher mit ihm verbunden „aufgetreten" sei. Wie aus dem oben Ausgeführten bereits ersichtlich wurde, war auch das zweite Gedicht ein Lied — da es in unserer Odyssee keinen direkten eigenen Schluß hat, so wird man den Schluß anderswo suchen und vermuten, daß beide Irrfahrtengedichte mit der Ankunft auf Scheria endeten. Da wäre denn die Dublette vollständig. Diese Dublettentheorie, die in Wilamowitz homerischen Untersuchungen eine so große Rolle spielt, habe ich „die Ilias u. i. Q." S. 323 ausreichend kritisiert; ich habe keinen Anlaß, von dieser lahmen Krücke der Liedertheorie noch-

mals zu handeln. Meine Ansicht über die Irrfahrten habe ich in mehreren Aufsätzen, die Kranz kennt, dargelegt, er erklärt aber — ohne die Spur einer Begründung — sich mir nirgends anschließen zu können. Das ist erklärlich genug, da ich vor allem anderen den Spuren dessen nachgehe, von dem der „planvoll künstliche“ Bau des Ganzen herrührt, während Kranz immer noch Liedersucher ist. Übrigens kennt heute auch Wilamowitz so etwas wie einen Dichter der Ilias — es ist anzunehmen, daß er auch hinsichtlich der Odyssee seinen Standpunkt geändert hat. Nur bei Schwartz finde ich noch ähnliche Grundvorstellungen über die Entstehung des homerischen Epos, und doch verleugnet selbst dieser die von seinem Schüler Deecke aufgefundene Dublette (vgl. o. S. 57 ff.).

26. Otto Maaß, Die Irrfahrten des Odysseus im Pontos. Wiss. Beilage d. Jahresb. des Gymnasiums in Gütersloh 1915. (Bertelsmann).

„Die meisten Abenteuer des Odysseus führen uns in den Pontos“ (S. 5). Das ist das Thema der Abhandlung, die eingeleitet wird durch Ausführungen, die folgenden Gedankengang belegen (S. 5—14): die kleinasiatischen Griechen hatten früh Handelsbeziehungen zum Pontos — wie sollte der rege und empfängliche Geist des Dichters, der wahrscheinlich aus Smyrna stammte (nach E. Maaß die Person Homers Neue Jahrb. 1911 S. 539 ff.), von solchen Fahrten nichts erfahren und erforscht haben? Eines solchen Nachweises bedarf es nur für jemanden, der wie O. Maaß den Begriff „früh“ ganz besonders betont (bes. S. 10). Er glaubt an einen großen Dichter Homer und hält die Odyssee für sein Werk. Da liegt meines Erachtens ein großer Widerspruch; ist die Odyssee ein einheitliches Werk eines Dichters, so fällt sie ganz gewiß in eine so späte Zeit, daß eine genaue Bekanntschaft der Zeitgenossen ihres Verfassers mit dem Pontos ruhig vorausgesetzt werden kann. Man wird also der Behauptung, daß die meisten Abenteuer des Odysseus uns in den Pontos führen, ohne Bedenken beistimmen, sofern man auf den Ausdruck „die meisten“ kein allzu großes Gewicht legt.

Stellt man die Frage aber etwas anders, wie man gewiß muß, so lautet die Antwort ganz anders. Auch der Verfasser hätte die Frage anders gestellt, wenn er die moderne Homerforschung ausreichend kennte. Wenn ich die Odyssee als einheitliches Werk eines Dichters ansehe, wie auch Maaß tut, so habe ich zu fragen: „Denkt sich dieser Dichter die Irrfahrten des Odysseus im Pontos?“

Es läßt sich auch die Frage nach den Quellen des Dichters nicht abweisen. In unserem Falle ist das Verhältnis zwischen den Vorstellungen des Dichters und seiner Quelle schon von Strabo im Grunde richtig beantwortet worden — eine Argonautendichtung ist die Quelle mehrerer Abenteuer des Odysseus. Bezeichnet doch der Dichter seine Quelle selbst, indem er den Jason und die *Ἀργὼ πᾶσι μέλουσα* zitiert. Des Jason Fahrt ging nach dem Pontos, die Irrfahrten des Odysseus denkt sich der Dichter wie das Scholion *E* 55 sagt: *πόρρω που ἐν ἐκτετοπισμένοις τόποις ἀορίστοις*. Mich dünkt, das dürfte auch einem modernen Leser nicht verborgen sein. Und ein Forscher, der an der Quellenfrage nicht einfach vorbeigeht, sollte in dem Satze des Strabo *μετήνεγκε τὰ ἐκ τοῦ Πόντου πρὸς τὸν Ὠκεανόν* das *μετήνεγκε* nicht übersehen. Die Sachlage ist in der Tat die, daß unter der langen Reihe von Seeabenteuern, die der Dichter der Odyssee seinen Helden in unbestimmten Meeren erleben läßt, sich einige befinden, deren Motive aus einer Argonautendichtung (Plankten, Artakie, Aia-Aietes) entlehnt sind. Von der Mehrzahl wird man das aber nicht behaupten können. Wenn Maaß meint, daß die Bücher *κ* bis *μ* mit Sicherheit erkennen lassen, daß die Abenteuer des Odysseus, die in ihnen erzählt werden, bis auf das einleitende Aiolosabenteuer im Pontosgebiet spielen, so ist das eine Übertreibung, die sich erklärt aus des Verfassers falscher Fragstellung, die nur ein entweder — oder, Pontos oder Mittelländisches Meer, zuläßt. Er versucht dann den entsprechenden Beweis für jedes einzelne — die Beweise sind aber weit entfernt davon, schlüssig zu sein. So spricht vielleicht die Quelle Artakie, aber der Hinweis auf die langen Nächte im Lästrygonenabenteuer gewiß nicht für den Pontus. Hier sind also Lokalzeichen gemischt. So macht die ganze Reihe der Abenteuer den Eindruck, daß die einzelnen Motive und Notizen aus verschiedenen Quellen gewonnen sind. Dem Dichter der Odyssee gehört die Verbindung und erweiternde Verarbeitung, deren Richtung unschwer zu erkennen ist. Wenn Maaß schließlich versucht, die Bucht Balaklawa als Lokal des Lästrygonenabenteuers zu erweisen, so geht das entschieden zu weit.

27. F. Lillge, Bemerkungen über die Komposition der homerischen *Νέκυια*. Ztsch. f. d. Gymn. W. 1911. S. 65—81.

Die Absicht des Dichters der *Νέκυια* war nach Lillge (kein Seitenstück, sondern) ein Gegenstück zu anderen Hadesfahrten zu

schaffen. Während die anderen Hadesfahrten Schauergemälde gewesen sein werden (er verweist auf *E* 395 ff.) [1]), wollte der Dichter der *Νέκυια* „vielmehr mit verfeinertem Geschmack und veredeltem Empfinden das Gräßliche und Grausige vermeiden, das Tröstende und Beruhigende betonen, Hoffnung und Zuversicht gerade aus dem Schrecken hervorwachsen lassen.“ Nun stimmt diese Theorie zum Befunde nicht, es wird deshalb vermutet, daß späte „Verbesserer“ in dies feine Gemälde „die Schrecknisse der Hölle“ einarbeiteten, wobei sie mit „auffallender Pietät“ die ursprüngliche Dichtung ziemlich unangetastet ließen. Das ist eine Untersuchung und ein Ergebnis ganz im Gleise der älteren Homerforschung, aus deren Bann sich wenigstens die jüngere Generation allmählich freimachen sollte, sie entlehnt dieser auch unbesehen ihre Voraussetzungen. Da sind die Eindichtungen, die gerade diesen Gesang, „wie allgemein zugestanden ist“, „verunstalten“. „Wie allgemein zugestanden ist“! — vielmehr handelt es sich um Behauptungen eines bestimmten Kreises von Forschern, denen Lillge nicht über den Weg trauen sollte. Ferner: „der 11. Gesang ist, wie niemand leugnet, kein organischer Bestandteil der Odyssee, sondern eine Neuschöpfung, die in einen schon vorher vorhandenen Bestand eingelegt ist. „Wie niemand leugnet!“ Ich sollte meinen, daß die Zahl derer gering geworden ist, die noch an die ursprüngliche Selbständigkeit einzelner Bücher der Ilias und Odyssee glauben. Und wer nimmt gar noch die „Eindichtungen“, mit denen man eine Heerstraße pflastern könnte, ernst? [2]) Auch die Beweismethode Lillges ist die herkömmliche. Wenn „ohne allzu große Kühnheit“ behauptet werden darf, daß die *κατάβασις εἰς Ἅιδου* ursprünglich nicht zu den Geschichten von Odysseus gehört hat, daß sie nicht auf volkstümlicher Überlieferung von einem Besuche des Odysseus in der Unterwelt beruhe, sondern freie Erfindung des Dichters sei, so wird dieser (etwas ketzerische) Gedanke an dichterische Erfindung sofort durch die nachfolgende Begründung, „denn in dem Inhalte der Gespräche des Odysseus mit den Schatten ist nichts enthalten, was nicht ein Dichter aus eigener Phantasie [3]) in Anlehnung an das,

---

[1]) Das wäre doch keine *Νέκυια* gewesen. Es ist längst nicht bewiesen, daß es eine solche vor der Odyssee überhaupt gegeben hat.

[2]) Meine Untersuchungen zur Odyssee vgl. Jahresb. Bd. 161, S. 270 ff. hat Lillge offenbar nicht gekannt.

[3]) Da reden Leute über Dichtungen, denen „Phantasie“ nur kümmerlicher Ersatz für „Volksdichtung“ ist.

was ihm die Odyssee selbst oder andere ihm geläufige epische Dichtung bot, frei schaffen konnte," wieder entkräftet, und so meint denn auch Lillge, daß die Anregung für die Unterredungen mit Agamemnon aus γ, δ genommen sei. Und woher, meint wohl Lillge, stammen wieder die auf die Ermordung des Agamemnon bezüglichen Berichte in γ und δ? Aus „volkstümlicher Überlieferung"? Ist es nicht begründeter zu vermuten, daß der nämliche Dichter (der der Odyssee nämlich) den nämlichen Stoff (das Tatsächliche, das er in seiner Weise gestaltet) überall aus derselben Quelle gewinnt? Ist das wirklich glaubhaft, was Wilamowitz in seinen homerischen Untersuchungen darüber vorbringt? Und daran ist wohl auch kein Zweifel, daß diese Agamemnon-Klytämestra-Quelle für den Dichter der Odyssee von der allergrößten Wichtigkeit ist; das Verhältnis der Gruppe Odysseus—Penelope—Telemach ist erfunden als Gegensatz zu dem Verhältnis der Gruppe Agamemnon—Klytämestra—Orestes. Dichterische Erfindung ist hier allüberall. Es ist dichterische Erfindung, daß Odysseus Seefahrer geworden ist, daß er Abenteuer erlebte, daß er in den Hades hinabstieg, daß er ganz allein heimkehrte, daß er Wirrwarr in der Heimat fand, daß er sich seiner Gattin vorsichtig näherte, daß er die Freier tötete usw. Will man also den dichterischen Zweck der *Νέκυια* erkennen, so muß man zunächst ihre Bedeutung für den Gesamtzusammenhang der Dichtung prüfen, ihre Stellung innerhalb der kompositorischen Idee. Sie gehört in den Rahmen der Prüfungen des Dulders, ist vielleicht die ungeheuerlichste von allen: die „Schrecknisse der Hölle" gehören also notwendig zur Sache, sind unmöglich spätere Einlagen — trotz Lillge, trotz Wilamowitz. Ferner soll die *Νέκυια* dem Odysseus Aufschluß geben über die Zustände in der Heimat und schließlich wird auch der Abschluß des Ganzen in dem Teiresiasorakel — Exposition nach vorwärts — gegeben. Eingefügt wird allerdings das Motiv des Hinabstiegs in den Hades durch eine nicht eben starke Zweckerfindung — was Lillge mit Rohde eine *πρόφασις* nennt — den Auftrag der Kirke. Das ist nichts Besonderes im homerischen Epos. Wie fast alle epischen Szenen, so ist auch die *Νέκυια* eine Episode, eine Einzelszene, die über ihre nächsten Zwecke hinaus dichterisch reich ausgestaltet wird. Eben die selbständige Bedeutung der Einzelszene ist für die Ilias kennzeichnend, ist es auch — wenn auch in geringerem Maße — für die Odyssee. Mißt man dagegen die Kunst der Komposition ausschließlich nach der Straffheit — was sehr einseitig ist —, so steht Vergils Aeneis VI höher als ihr Original, die *Νέκυια* — darin hat Norden

recht[1]). Auch darin hat er recht, daß der Odysseus der Νέκυια ein passiver Held[2]) ist. Genau genommen ist das der Odysseus der Seeabenteuer überhaupt — der Dichter der Odyssee hat ihm allerdings Aktivität nach Kräften beizulegen versucht[3]). Innerhalb der Abenteuer ist überall da des Dichters Erfindung und Hand, wo Odysseus sich als „Held" betätigt. Im Hades aber hat er keine aktive Aufgabe; er soll nur dulden und erfahren. Darüber hinaus wird die Situation dichterisch wirksam ausgenutzt. Dem Dichter kommt es dabei auf eine korrekte Unterweltschilderung überhaupt nicht an, auch kommt der Glaube für ihn nirgends in Betracht. Die Begegnung mit Achilleus und Aias ist glänzende dichterische Erfindung, Ausnutzung des Motivs, über die manches zu sagen wäre, das εἴδωλον des Herakles ist nur dichterische Zweckerfindung. Der Dichter will eben den Odysseus mit ihm sprechen lassen; da er leibhaftig nicht dort, sondern im Götterhimmel ist, so läßt er ihn in der Unterwelt zu dichterischem Behuf als Spuk (εἴδωλον) erscheinen.

28. Th. Plüsz, Die Hadesfahrt des Odysseus als epische Dichtung. Neue Jahrb. 1913. S. 373 ff.

„Auch Mülder macht den Helioszorn zur Verwirklichung für den Kyklopenfluch — sagt Plüsz S. 387 Anm. 1 — aber die Vernichtung der troischen Gefährten hat schon bei Ismaros vorbedeutungsvoll begonnen." Dieser Widerspruch scheint mir so recht bezeichnend für Plüsz und seine Art, Homer zu erforschen. Wörtlich habe ich gesagt: „Der Helioszorn ist im dichterischen Plane des Verfassers („Bearbeiters") die Verwirklichung des dem Odysseus von Polyphem angewünschten Untergangs seiner Gefährten." Das soll nicht richtig sein, weil Odysseus auch schon, bevor er zum Kyklopen kam, bei Ismaros eine Anzahl Gefährten verloren hatte[4]). Wenn jemand einmal 100 M. im Glücksspiel verliert — sollte man dem nicht mehr wünschen können: „Ich wollte, du verlörest dein ganzes Vermögen?" Daß er sein Schiff und alle seine Gefährten verlieren möge, das ist es, was Polyphem ihm anwünscht ι 534 f., was Teiresias ihm mit denselben Worten prophezeit (λ 114 f.). Genau das ist es, was Zeus auf die zornige Anrufung des Helios μ 377 ff. zusagt, μ 387 f. ausführt.

[1]) Nordens Kommentar zur Aeneis S. 347.
[2]) Norden a. a. O. S. 349.
[3]) Vgl. o. S. 128.
[4]) Philol. LXV (1906) S. 197—199—201 (mit Anm. 5), 227—232. Jahresb. 1912, S. 274.

Noch mehr hat Polyphem gewünscht und Teiresias prophezeit, nämlich daß er nach langer Zwischenzeit (ὀψέ) und vielen Entbehrungen (κακῶς), ohne Hilfsmittel νηὸς ἐπ' ἀλλοτρίης heimgelangen und sich (so allein und verlassen) schwerer Bedrängnis auch noch in der Heimat gegenüber sehen wird (δήεις δ' ἐν πήματα οἴκῳ). Das ist der dichterische Plan, der die ganze Odyssee zusammenhält; auf diesem Wege wird der mit einem ganzen Heere ausgestattete König der Ilias zu dem ganz auf sich gestellten Helden des zweiten Teils der Odyssee. Diesen handgreiflichen dichterischen Plan zu leugnen, ist für Plüsz eine Forderung a priori, genau wie für die Zerstückler Kirchhoff und Wilamowitz. Dabei verkündigt das Proömium der Odyssee diesen dichterischen Plan laut und deutlich, auch den dazu gehörigen Gedanken, daß Odysseus selbst sich von der Schuld freihielt, durch welche die Gefährten ihren Untergang verdienten, nämlich von der Tötung der Rinder des Helios. Der Untergang der Gesamtheit der Gefährten (ὀλέσας ἀπὸ πάντας ἑταίρους) ist das große Unglück des Odysseus [1]), ist Gegenstand des Fluchs des Poseidon, der Prophezeiung des Teiresias, ist Wille des Helios, Tat des Zeus. — Ob diese Gesamtheit durch vorherigen Verlust etwas verkleinert war, tut natürlich nichts zur Sache.

Noch ein anderes wichtiges Stück des dichterischen Planes leugnet Plüsz. Er sagt S. 385: „es ist angenommen worden, für die ganze Odyssee sogar werde durch unseren Teiresiasspruch der Brennpunkt der Handlung oder die Grundlage des Aufbaues gegeben, im Zorn Poseidons nämlich. Das freilich scheint Mißverständnis." Wie das Mißverständnis scheinen kann, ist mir unfaßbar. Es steht so mit dürren Worten da (λ 100 ff.), daß Poseidon dem Odysseus wegen der Tötung des Polyphem, seines Sohnes grolle, daß Odysseus aber trotzdem, wenn auch der Zorn des Poseidon das schwer machen werde (ἀργαλέον θήσει), mit Gefährten heimkehren werde, wenn man sich nicht an den Rindern des Helios vergreife. Es ist fast unglaublich, daß ein Mann wie Plüsz, der doch in der Odyssee eine Einheit sieht, den in der Teiresiasprophezeiung enthaltenen dichterischen Gesamtplan wegleugnet, weginterpretiert [2]). Dieser dichterische Plan ist — man sollte es nicht zu sagen, geschweige

---

[1]) Vgl. auch β 174 f.

[2]) S. 386 ἀργαλέον soll nämlich schmerzensreich heißen und der Dichter sage, daß die Heimkehr nach Ithaka durch den bitteren Zorn Poseidons „schmerzensreich" werden würde.

zu wiederholen brauchen —: wegen der Blendung des Polyphem grollt Poseidon; daher schreiben sich ungeheuerliche Leiden; aber heimkehren würde Odysseus samt Schiff und einem Reste der Gefährten, wenn nicht der Frevel gegen Helios begangen wäre. Der beraubt ihn seines Schiffes und aller Gefährten, so daß er schiffbrüchig zu Kalypso kommt. Dort muß er lange Jahre weilen, von Sehnsucht verzehrt; dann erlischt der Zorn aller Götter, der sich von der Tötung der Rinder des Helios herschrieb, sie fühlten alle Mitleid mit dem Dulder: α 19 *θεοὶ δ' ἐλέαιρον ἅπαντες*; nur Poseidon nicht α 20 *νόσφι Ποσειδάωνος*. Dessen Zorn war früher und hatte einen anderen Grund als der des Helios und überdauert diesen. Er trifft ihn noch gründlich, als er auf dem Floß von der Insel der Kalypso der Heimat zustrebt, er trifft auch später noch das Schiff der von der Heimsendung rückkehrenden Phäaken. Poseidon hört eben nicht auf, dem Odysseus unaufhörlich zu grollen, bis er heimgekehrt ist, wie im Proömium verkündet wird: α 20 b *ὁ δ' ἀσπερχὲς μενέαινεν ἀντιθέῳ Ὀδυσῆϊ, πάρος ἣν γαῖαν ἱκέσθαι.* Eine Sühne bleibt Odysseus dem Poseidon auch nach der Heimkehr noch schuldig, daher das Sühngebot des Teiresias λ 119 ff.[1]). Das alles ist, wenn man die Odyssee nicht durchaus zerstückeln will, klar wie die Sonne. Was Plüsz aus λ 167 f. herausliest (S. 386), steht nicht da; Odysseus erzählt nur klagend, daß er seit seiner Ausfahrt nach Troja nicht wieder zu Hause gewesen sei, und ebenso wenig steht λ 368 f., daß seine Leiden sich aus dem nämlichen Grunde herschreiben wie die aller Achäer: *ἐπισταμένως κατέλεξας πάντων τ' Ἀργείων σέο τ' αὐτοῦ κήδεα λυγρά*[2]). Es ist also nichts mit der Plüszschen These, daß Odysseus sein Geschick nicht erleide unter dem Zorn des Poseidon wegen einer bestimmten Handlung, sondern ganz allgemein als seinen Anteil an dem Verhängnis der trojabelagernden und zerstörenden Achäer. Eine vergleichende und verallgemeinernde Betrachtung mag ja zu dem Gefühl führen, daß der unsterbliche Ruhm für sehr viele durch *κήδεα λυγρά* erkauft wurde, das ändert aber nichts daran, daß der Dichter der Odyssee die Nöte seines Helden von dem Zorn des Poseidon im allgemeinen, von der Verletzung des Helios im engeren Bereiche planvoll abhängig macht.

---

[1]) Exposition nach vorwärts vgl. Ilias u. i. Q. S. 168.

[2]) Auch λ 553 ff. mißversteht Plüsz ganz und gar. Er will durchaus an die Stelle des klaren dichterischen Planes ein dunkles „ältestes Verhängnis" setzen.

Warum leugnet nun Plüsz, ein Verfechter der Einheit, diesen klaren dichterischen Plan? Seine Erwägungen sind ziemlich verwickelt. Sein Obersatz ist eine ihm persönlich eigene Vorstellung von einem Kunstwerk. Nun ist es an sich ein verderbliches Unterfangen, die Realität aufzumessen mit dem Maße der Idee, zweitens aber müßte doch erst bewiesen werden, daß die Odyssee (auch die Ilias) wirklich ein Kunstwerk im Sinne der „modernen Kunstwissenschaft" (S. 374) sei. Die Definition eines Kunstwerks im Sinne moderner Kunstwissenschaft gibt Plüsz folgendermaßen: „eine organische Lebenseinheit des Ganzen und eine organische Zwecknotwendigkeit alles einzelnen, in einer epischen Ur- und Gesamtvorstellung ein geistiger Grundkeim alles Wachstums und in der Einzigartigkeit und alles durchdringenden Gefühlskraft dieser epischen Idee das einzig wahre Kennzeichen einer künstlerischen Persönlichkeit". Wenn ich diesen Dithyrambus richtig verstehe, so kommt die darin enthaltene Forderung schließlich „auf die Moral von der Geschicht'" hinaus. Eine solche enthält die Odyssee offenbar nicht; diejenige, welche sich aus der Ilias vielleicht gewinnen läßt, ist für die Beurteilung, ob Kunstwerk oder nicht, völlig gleichgültig. Auch macht Plüsz selbst durchaus keinen Versuch, die Odyssee oder Ilias uns mit dem Schlüssel der modernen Kunstwissenschaft zu erschließen, er begnügt sich, alle modernen Erschließungsversuche abzulehnen, weil sie nicht mit seinem Schlüssel vorgenommen sind. Aber er macht einen solchen Versuch am λ (der Hadesfahrt). Nach Plüsz schafft ein guter Dichter (der „gute Dichter" ist natürlich eine petitio principii) zunächst nicht nach einem Plane, sondern nach einer „epischen Idee, die wie ein Pflanzenkeim den ganzen Baum mit allem Zubehör organisch hervortreibt." Man sieht, weshalb Plüsz den dichterischen Plan der Odyssee forterklärt. Es gilt die epische Idee an ihre Stelle zu setzen. Die „gewünschte epische Gesamtvorstellung" des λ möchte er etwa so ausdrücken: „Wie der Held, von den Göttern bis ans Ende der Licht- und Lebenswelt verschlagen, nun noch in der dunklen Totenwelt leidvolle Offenbarungen erleben mußte über göttervollstrecktes Verhängnis und Walten einzelner Götter, das in den Lebensgeschicken seines persönlichen Lebenskreises, seiner Kampfgenossen und der ganzen sterblichen Heldenwelt gewirkt habe und wirke, von der Geburt bis zum Tode und nachwirkend noch im scheinbildlichen Dasein nach dem Tode." Wenn „diese epische Idee", aus der nach Plüsz' Theorie der Bericht des λ „organisch" herausgewachsen wäre, mit diesem sich wirklich vereinbaren ließe — was er nicht im

entferntesten tut — so würde doch völlig unverständlich bleiben, wie aus dieser blassen, mondsüchtigen Idee die lebensvolle Fülle des λ geboren sein könnte. Mit der Allerweltsphrase „organisch" betrügt Plüsz nur sich selbst. Und wenn er schließlich versucht, mit Gewalt und List die einzelnen Abschnitte des λ unter diese epische Idee zu zwängen, so liegen solche Versuche meines Erachtens abseits der Wissenschaft.

29. G. Raddatz, Das XXII Buch der Odyssee. Neue Jahrb. 39. Bd. 1917, S. 587 ff.

Die Untersuchung will die μνηστηροφονία „nach dem Invividuellen und Typischen im Kampfstil, nach Komposition und Charakteristik der Personen untersuchen und mit der Technik der Ilias vergleichen". Nach meiner Auffassung kann eine solche nur dann ein brauchbares Ergebnis haben, wenn man die eine, ganze Odyssee als auf der einen, ganzen Ilias ruhend ansieht. Der Freiermord ist, wie auch ohne Einzeluntersuchung fühlbar ist, den Kampfschilderungen der Ilias nachgebildet — mich dünkt, einfacher und gerader Geschmack fühlt das Nachgemachte nnd Schiefe der Anlehnung ohne weiteres. Die Freierkämpfe, genauer die Ausgestaltung der Bestrafung der Übeltäter zu Heldenkämpfen, haben meines Erachtens nicht zum wenigsten den Zweck , den Helden der Odyssee auf den heroischen Kothurn zu stellen, auf dem er in der Ilias steht. Da die Verhältnisse also hier ganz klar liegen (Zweck und Methode), müßte eine solche Untersuchung eigentlich ein reinliches, unanfechtbares Ergebnis haben.

Der Verfasser glaubt aber an eine Menge von homerischen Dichtern, er spricht auch von einem Kreise der Odysseedichter, von odysseeischen Dichtern. Nebenbei erklärt er die Rothesche These, daß „die dichterischen Mittel in Odyssee und Ilias eigentlich dieselben seien", „als von vornherein feststehend." Auf den Gedanken, daß sie deshalb dieselben sind, weil der Dichter der Odyssee von dem der Ilias in weitestem Maße abhängig ist, kommt er so wenig wie Rothe. Aus einem ganz anderen Grunde natürlich — nach Rothe soll derselbe Mann beide Epen gedichtet haben, ein Gedanke, der eine nach Stoff und Form ins einzelste gehende Nachahmung ausschließt, nach Raddatz können odysseeische Dichter von Iliasdichtern und voneinander beeinflußt werden, können auch ihrerseits Iliasdichter beeinflussen. — Diese Grundansicht verwirrt natürlich das einfache Verhältnis. Trotzdem wird die jedem Einsichtigen von vornherein fühlbare Abhängigkeit der μνηστηροφονία von der Ilias auch aus dieser Untersuchung ersichtlich. Ich greife ein von

Raddatz nachgewiesenes Beispiel heraus. χ 60 ff. läßt der Dichter den Odysseus die von Eurymachos angebotenen Sühnegaben entschieden zurückweisen — dafür gab's ein Vorbild in der Ilias. Dort weist Achilleus Sühnegaben leidenschaftlich zurück. Den naheliegenden Gedanken eines solchen Angebots und der Abweisung hat der Dichter der Odyssee gewiß selbständig gefaßt, die formelle Ausgestaltung des Gedankens geschieht aber unter Anlehnung an die Ilias in Satzbau und Ausdruck (χ 62 = *I* 380; χ 63 [a] = *I* 386). Dieser Nachweis ist sehr nützlich und sehr lehrreich. Wenn Raddatz aber daran die Bemerkung knüpft, daß der Dichter des *I* wieder *X* 349 ff. zum Vorbilde gehabt habe, so zeigt das nur, daß er in der homerischen Frage sehr einseitig Stellung genommen hat. An diese unvorsichtige Behauptung wird dann die weitere geknüpft, daß „der Dichter des χ" also „die jüngere ansführlichere Stelle der Ilias vor der älteren bevorzugt habe." Dieser Glaube an eine Legion von Dichtern der Ilias und Odyssee — anders gerichtete Homerliteratur scheint der Verfasser überhaupt nicht zu kennen — beeinträchtigt auch sonst das Ergebnis der Untersuchung. Wenn nämlich der Freiermord angefüllt ist mit Wendungen, die in der Ilias wiederholt von Wappnung, Kampf, Verwundung, Fall und ähnlichem gebraucht werden, so spricht der Verfasser von formelhaften oder typischen Wendungen, von bekannten Versen, als ob diese Gemeingut aller epischen Liederdichter gewesen wären [1]). Und doch liegt die Sache einfach so, daß der Iliasdichter kein Bedenken trägt, gleiche Vorgänge — Kampfschilderungen oder anderes — durch das nämliche geformte Versmaterial wiederzugeben, mag er diese Wendungen selbst geformt oder aus einer seiner Quellen genommen haben. Was aber der Odysseedichter in χ schildern will, ist, wie gesagt, an sich kein Heldenkampf, sondern „Mord", die Hinrichtung von Übeltätern (im Sinne der Dichtung). Wenn so etwas mit Hilfe von Versentlehnungen aus echten Kampfschilderungen zu Heldenkämpfen aufgebauscht wird, so ist es verkehrt zu meinen, daß hier in χ der Odyssee ein Odysseedichter ebenso berechtigter Weise mit Allgemeingut schalte wie die zahllosen Iliasdichter das taten. Eine solche Meinung ließe sich allenfalls hören, wenn in diesen vermeintlichen typischen Versen die einzige Berührung zwischen χ und der Ilias bestände, aber so ist es wirklich nicht; vielmehr ist das Singuläre ebenso gut wie das Allgemeinste aus der Ilias und zwar von überall her in Massen entlehnt worden.

---

[1]) Vgl. vor allem, was über die Erzählungsform (S. 600) gesagt wird.

Von dieser Tatsache weitgehendster Anlehnung an die Ilias sollte die Untersuchung ausgehen; es ließe sich dann auch Einsicht in das gewinnen, was dem Odysseedichter eigen ist. Will man ihn wirklich erfassen, so wird man zu allererst klar werden müssen über das, was er erfunden hat. Der Verfasser richtet aber sein Augenmerk vor allem auf die sogenannte Tektonik des Gesanges. Was er da an Zweiteiligkeit und Dreiteiligkeit ausmacht (S. 601), scheint mir recht äußerlich und wertlos zu sein, um so mehr, als er das χ wie eine Einzeldichtung behandelt. Hier ist der Verfasser ganz abhängig von Lillge und Drerup, erörtert auch die Zusammenhänge mit derselben Weitschweifigkeit [1]). Auch in H. Jordan und Zielinski sieht er Vorbilder. Ich erwähne das um eines Beispiels willen, welches zeigt, was für Quisquilien diese ganze technische Richtung aufzutischen sich bemüßigt sieht. Von χ 89 heißt es bei Raddatz (S. 589): „Gleichzeitig mit ihm (mit Eurymachos) muß Amphinomos zum Angriff geschritten sein . . . Doch gleichzeitige Ereignisse werden im Epos erzählt, als wenn sie nacheinander passierten, wie Zielinski gezeigt hat.“ Man wolle die Stelle einsehen: ist es nicht völlig gleichgültig, ob Amphinomos gleichzeitig mit Eurymachos losgesprungen ist, oder ein wenig nach ihm? Und wenn man diese für die heutige deutsche Homerforschung hochwichtige Frage wirklich entscheiden muß, ist es dann nicht wahrscheinlicher, daß Amphinomos n a c h Eurymachos lossprang? Denn Eurymachos hielt eine Standrede, mit deren letztem Wort er losstürmt; daß die Angeredeten, zu denen Amphinomos gehört, erst nach ihm — auf sein Beispiel hin — dasselbe tun, ist doch natürlich. Der Dichter sagt bloß Ἀμφίνομος δέ, was wirklich genügt und mit „Technik“ nichts zu tun hat.

IV. Nachlese.

30. Karl Goepel. Von homerischer Kunst. Progr. d. Wilh.-Gymnasiums zu Hamburg, 1914.

Der Aufsatz ist mit ungewöhnlichem Feuer und fortreißender Begeisterung für die homerische Kunst geschrieben, dafür vermißt man aber vielfach abwägende Ruhe des Urteils. Ein Beispiel von Voreiligkeit begegnet schon auf Seite 1. Dort heißt es: „Am nüch-

[1]) Da ist doch die Art, wie Gollwitzer die Technik des Dichters prüft (s. o.), sehr viel ergiebiger.

ternsten haben noch die Franzosen geurteilt. Ferret (soll heißen Terret) in seinem Homère geht zu weit. Aber Colardeau, der erfreulicherweise jetzt oft zitierte (Annales de l'Université de Grenoble Tom. XVIII [richtig XVII] p. 457) sagt trefflich: Il y a quelque impertinence de traiter Homère comme écolier inexperimenté, à qui on refait son devoir.“ Wie einem dummen Jungen, dem man einen schlechten Aufsatz korrigiert! usw.“ Dieser „erfreulicherweise jetzt oft zitierte“ Colardeau ist Verfasser einer einzigen kleinen Homeruntersuchung Ulysse chez Alcinoos et chez le Cyclope, einer Untersuchung, die sich ganz eng an meine beiden entsprechenden Aufsätze anschließt und diese auszubauen versucht. Wer ihn „jetzt erfreulicherweise oft zitiert“, ist mir unbekannt, ich weiß nur, daß Rothe diesen aus dem Zusammenhange gerissenen Satz Colardeaus gegen mich anwendet, einen Satz, den dieser ausspricht, um mich und sich selbst gegen Vorwürfe solcher Art, wie sie Rothe und seinen Anhängern geläufig sind, zu verteidigen. Hierüber habe ich das Nötige gesagt im vorigen Homerbericht S. 272 f. So ist denn nun aus der Rotheschen Entstellung eine „erfreulicherweise jetzt viel zitierte“ Autorität geworden!

Goepel sucht die homerische Kunst durch Vergleiche zu erläutern. In erster Reihe steht da das Volkslied. Aus balladenartigen Volksliedern, meint er, seien die homerischen Epen entstanden (S. 4), der Geist der homerischen Kunst sei der Geist des Volksliedes, der bei allen Völkern im Grunde der gleiche sei, Homer habe einen wesentlichen Teil seiner Kunstmittel dem Volksliede entnommen. Sein Publikum sei die fast hyperkultivierte, schon etwas dekadente jonische Ritterschaft. Dieser zuliebe gebe er, der sonst aller Roheit abgeneigt sei, rohe Späße und krasse Schilderungen — *ψυχρὸν ἕλε χαλκὸν ὀδοῦσιν*: „angenehmer Kitzel, wenn man schön Warmes zwischen den Zähnen hat“! Wie das Volkslied gehe der Dichter immer in medias res, entbehre er historischen Sinnes, suche er nur Liebe und Bewunderung für heldenhafte Persönlichkeiten zu erwecken, wie dieses sei er frei von jeder Sentimentalität und Übertreibung, Erregung von Spannung gehe er aus dem Wege. Gemütszustände handelnder Personen, Motive von Handlungen und Zuständen, Sinnesänderungen u. a. erwähne er fast gar nicht, er erzähle nur Tatsachen und überlasse dem Hörer das übrige, auch darin, daß er dieselben Worte und Wendungen durch viele Verse wiederhole, gleiche er dem Volksliede. Die Grundlage zu eingehenderen Vergleichen schafft sich der Verfasser dann durch die weitere These: die homerische Dichtung habe ihre

Grundlage in der Zeit der Wanderung wie das deutsche Volkslied in Zeiten der Kriege und Fehden; Trostlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Angst und Bangen durchziehen beide. Beide seien lyrisch. Dann konstatiert Goepel allerlei Anklänge an Volkslieder, er findet bei Homer „Zeitungslieder“, Hochzeitslieder, Arbeitslieder, Anklänge an Tanzlieder. Besonders anaphorisch gebaute Partien wie *Η* 238 ff., 473 ff., *Κ* 227 ff. findet er lyrisch, lyrisch-musikalisch *Δ* 16 ff., *Υ* 226 ff. *Λ* 436 ff. Er nennt Homer einen musikalischen Dichter in jedem Sinne, weist auf das „Singen und Klingen überall“ hin. Besonders verweist er auf *Σ* 217 ff., *Υ* 47 ff., *Λ* 44 ff. So sei es denn Homer, der aus unzähligen Volksliedern ein Epos geschaffen habe, aus zwei Singversen des Volksliedes den Sprechvers, den Hexameter. Die eigentümliche Dialektmischung erkläre sich aus dem Wandern des Volksliedes. Noch manche andere Parallele entdeckt er, die hier wiederzugeben zu weit führen würde, positive und negative, um sich dann einer ganz andersartigen Betrachtung zuzuwenden, dem Einflusse der Malerei auf die homerische Dichtkunst (S. 28 ff.). Homer habe die Malerei der mykenischen Zeit gekannt und ihren Geist tief in sich aufgenommen. Er wandle in ihren Spuren und sei der geometrischen Kunst abgeneigt. Ein Beweis sei das stereotype ἐποίει der Schildverfertigung. Das Stilgefühl geometrischer Kunst findet er dagegen *Π* 211 ff. und *Τ* 327 ff.; das seien aber Ausnahmen, sonst sei bei Homer „der Einfluß der mykenischen Kunst mit dem Geiste der Volksliedkunst vermählt“. Daraus ergebe sich auch ein Schluß auf die Zeit Homers. Die Übereinstimmungen sucht er dann nachzuweisen aus den Schilderungen der Gestalt, besonders des Gesichtsausdrucks, der Augen und Augenbrauen, des Lachens, Lächelns und Grinsens usw. Homer zeige auch ausgesprochenen Sinn für Perspektive, Linien, Schattenwirkung, vor allem aber für Licht und Glanz. Als ausführlichstes Beispiel führt er *Τ* 357—398 an, wo die Worte für Licht, Glanz, Leuchten derart gehäuft seien, daß fast in jedem Verse eins, zwei, ja drei stehen. Auch *σ* 343 ff. rückt er in diesen Zusammenhang.

Trotz ihrer großen Einseitigkeit, auch Rückständigkeit enthalten diese Ausführungen manches, was der Überlegung wert ist. Sehr richtig bezeichnet er unter anderem als beliebtes Kunstmittel Homers die weit ausholende, weit ausschauende Vorbereitung kommender Dinge und findet dieses mit dem des Feuerscheins vermählt an einem der wichtigsten Punkte (der Peripetie) der Ilias (S. 52 f.). Der Feuerschein der brennenden Schiffe ist das Zeichen, das sich Zeus gesetzt hat für den beabsichtigten Umschwung der Lage (*Ο* 599).

Angekündigt werde das *Θ* 181, und immer näher sähe man diesen Augenblick kommen: *Θ* 217 *I* 346 f., 653, 674 *Λ* 667 *M* 198 *N* 320. Das erfülle sich dann fortschreitend *O* 417, 704, 744 *Π* 112. Wenn der Verfasser sich nicht gerade auf „Feuerschein" festlegte, so würde er erkennen, daß dieser Zeitpunkt schon *Λ* 409 ins Auge gefaßt wird, die Vorbereitung dieses Moments also schon vom ersten Augenblick an geschieht. Auf dies Kunstmittel, das Einheitlichkeit der Dichtung ebenso gut bezeugt wie die Einsicht des Dichters in die Schwierigkeit seiner Aufgabe, den mannigfaltigen Stoff einheitlich und übersichtlich zusammenzufassen, habe ich wiederholt aufmerksam gemacht.

31. Wilh. Peez, Die Tropen der Ilias und der Odyssee. Neue Jahrb. 1912. S. 665.

Der Verfasser hat die Tropen der homerischen Gedichte, der drei großen Tragiker, des Aristophanes und des Pindar verglichen und zieht daraus einige Schlüsse, die mir nicht übermäßig sicher noch lohnend erscheinen. Ich zitiere hier nur einen, der im schärfsten Gegensatz gegen die Vorstellungen der herrschenden Homerkritik steht: (S. 667). Alles dies bezeugt, daß die Phantasie, die sich in der Ilias und Odyssee noch einer unbeschränkten Herrschaft erfreut, bei Äschylus, Sophokles und Euripides stufenweise in den Hintergrund gedrängt wird, aber bei Aristophanes zu neuen Kräften gelangt. Dies Ergebnis deckt sich mit dem meiner Ilias.

Bestattungssitten.

32. Wilh. Dörpfeld, Zu den altgriechischen Bestattungssitten. Neue Jahrb. 1912. S. 1—26 (vgl. Jahresb. Bd. 161 (1912, I) S. 132 f.

Dörpfeld gibt hier noch einmal eine ganz ausführliche Darlegung seiner „Brennungstheorie", wonach in Griechenland immer, sowohl in mykenischer, wie in homerischer, wie in klassischer Zeit, eine einzige Bestattungsweise geherrscht habe, die Brennung mit nachfolgender Bestattung. Dagegen hatte Rouge behauptet, es sei durch die Ausgrabungen für die älteste Epoche Griechenlands bis zum Ende der mykenischen Zeit ausschließlich Beisetzung ohne Anwendung von Feuer festgestellt. Für jemanden, der die Dörpfeldsche Beweisführung nicht kennt, ist es erstaunlich, wie er diesen Einwand durch Zurückweichen und Vorgehen zu entkräften versucht. Da ist erst die höchst bezeichnende Berichtigung seiner Ansicht über mykenische und homerische Zeit. Bislang deckte sich für ihn

mykenisch und homerisch; das tut es jetzt nicht mehr, tut es gleichzeitig aber doch wieder. Diese pythische Lösung kleidet er in die Formel, daß die homerische Kultur zwar in die mykenische Zeit falle, aber eben nicht mykenisch ihrem Charakter nach, sondern homerisch, d. h. eine Mischkultur sei, von der das Mykenische nur einen Bestandteil bilde. Er beruft sich für diese „Erläuterung" seiner ursprünglichen Ansicht auf Andrew Longs the World of Homer. Was dieser aber nicht gekonnt hatte: die homerischen Bestattungssitten in Einklang bringen mit der mykenischen Zeit, das leistet jetzt Dörpfeld.

Seine Ansicht über die homerischen Bestattungssitten kleidet er nunmehr in folgende Form: Vor Troja brannten die Achäer ihre Leichen, wie es ihre gewöhnliche Sitte war, und errichteten über dem Scheiterhaufen einen Grabhügel. Aber die Brennung machte man etwas stärker als zu Hause; zu Hause brannte man schwach, nur ausnahmsweise stärker. Auch in dieser bereinigten Form widerspricht die Hypothese der Rougeschen tatsächlichen Feststellung. Da hilft sich denn Dörpfeld mit einer Umkehrung des Spießes; er wendet ein, daß bei den Gräbern der ältesten Epoche von einem positiven Nachweise der Nichtbrennung keine Rede sein könne. Er mindert sogar die Nichtbrennung herab zu einer Nichtverwendung von Feuer und schiebt nun seinem Widersacher den Gegenbeweis zu, wo ihm der Beweis obläge. Unter Berufung auf seine Ausgrabungen in Ithaka verlangt er, daß „alle ernsten Forscher sich mit ihm nochmals die Frage vorlegen, ob bei den Gräbern von Mykene und den verwandten Gräbern nicht doch eine schwache Brennung der Leichen vorliegen kann."

Die Philologie Dörpfelds ist bekanntlich sonderlicher Art. Er erklärt *ταρχύειν* als „dörren" und setzt dann dörren = brennen. Aber an den drei Stellen, wo es vorkommt [1]), steht es (anscheinend als gewähltes, fremdes, dichterisches Wort) = feierlich, unter feierlichen Gebräuchen beisetzen. Auf keinen Fall hat es mit „brennen" etwas zu tun. Ferner übersetzt er *καίειν* als „schwach", *κατακαίειν* als „stärker" (etwas stärker = schwach) brennen, jedenfalls darf *κατακαίειν* kein „Verbrennen" sein. Dörpfelds Stütze ist vor allem H 333 ff., wo von einem *κατακαίειν* die Rede ist zu dem Behufe, daß jeder seinen Kindern die *ὀστᾶ* nach Hause bringe. Das, denkt

---

[1]) *H* 85 *Π* 456, 674. *H* 85 könnte man es vielleicht = mumifizieren nehmen, jedenfalls aber weist nichts darauf hin, daß die mumifizierte Leiche mit in die Heimat genommen werden soll, und daß *σῆμα* ein Leergrab sei.

Dörpfeld, setze voraus, daß kein volles Verbrennen stattgefunden habe, sondern nur ein Brennen. Rouge hat Dörpfeld den Triumph bereitet, daß er diese Stelle streicht, was ich schon im vorigen Jahresberichte bedauerte. Dazu ist kein Grund vorhanden, obgleich die Angabe recht unwirklich ist. Aber wieviel ist in der Ilias nicht unwirklich! Im übrigen ist die Stelle durchaus in Ordnung. Man muß nur den Begriff *ὀστᾶ* nicht pressen, wie Dörpfeld tut, der zwischen der „Asche" und den „Knochen" scharf unterschieden wissen will, um seine wunderliche Ansicht durchzusetzen, daß man in der Heimat Asche und Knochen zusammen beisetzte, während man vor Troja (wie überhaupt in der Fremde) nur die Asche beisetzte, die Knochen aber in die Heimat zurückführte. *ὀστᾶ* sind die aufsammelbaren und mitnehmbaren Brandreste. Es ist überhaupt ein wunderlicher Einfall, zu behaupten, daß Körper, die auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, nur „gebrannt" gewesen sein sollen, als ob *κατακαίειν* im vollen Sinne das Ergebnis gehabt haben müßte, daß alles restlos zu dünner Asche geworden sei. Über *Z* 418 ist Dörpfeld nicht ganz klar — wenn Achilleus den Eetion *κατέκηε* (wirklich „ganz" verbrannte), so war das trojanische, vermutlich kilikische Sitte —, an anderer Stelle sagt er, daß bei den Trojanern und Kilikern die „Brennung" regelmäßig „stark" war im Gegensatz zu den Griechen, bei denen sie das nur ausnahmsweise war. Übrigens dürfte Dörpfeld seinem Gegner das Streichen von *H* 334 f. nicht zum Vorwurfe machen, streicht er doch *ω* 80, das seiner Theorie im Wege steht, ebenso, ja er streicht sogar das ganze *ω* mit den „besten Homerkennern", weil ihm dort die Angabe, daß „nicht nur die Bewohner von Ithaka, sondern auch alle Freier der Penelope Kephalleuen waren", nicht paßt. Und warum streicht Dörpfeld *ω* 80? Weil nach *ω* 80 die Asche u n d die Gebeine des Achilleus und Patroklos in der Fremde ruhen, während doch die Gebeine nach Dörpfelds Theorie und nach den Angaben der Ilias in die Heimat zurückgebracht sein müßten! Für Dörpfelds groben Materialismus ist nur e i n e der beiden Angaben geschichtlich wahr — ist doch alles wirklich und tatsächlich geschehen, und wie geschehen, so berichtet. Für ihn gibt es keine Welt der Erfindung, sondern nur eine des Spatens, eine Welt der niedersten Wirklichkeit. Daß ein Dichter (der der Odyssee) die Erfindung eines anderen (des Dichters der Ilias) um seiner eigenen dichterischen Zwecke, um eines besonderen Effekts willen ebenso selbstherrlich umgestaltet, wie jener sie erfunden, das ist eine für Dörpfeld unfaßbare Vorstellung. Und eben in dieser seiner Starrheit ist er

ein echter Vertreter unserer romantischen Homerforschung, die in dem vermeintlichen Volksgesang alles andere sucht, nur nicht dichterische Erfindung festbestimmter Persönlichkeiten.

Für seine Hauptthese, daß in Griechenland **immer** eine einzige Bestattungsweise geherrscht habe, beruft er sich auf Schol. Ven. A zu A 52 und zu Δ 99; für den einfachen Sinn bezeugen sie das Gegenteil von dem, was Dörpfeld will. Sie bezeugen ein Verbrennen mit Beisetzung der Brandreste für die Vergangenheit (die *ἀρχαῖοι*), ein Begraben für die eigene Zeit. Zu der ganzen aufgebauschten Frage wäre zu bemerken: Standesunterschiede werden bei der Bestattungsart immer eine erhebliche Rolle gespielt haben; die Verbrennung ist vornehmer, kostspieliger, sie wird in volkreichen, waldarmen Gegenden, vor allem in Großstädten in klassischer Zeit Ausnahme gewesen sein. Aber beide Bestattungsarten haben in Griechenland, wie bekanntlich in Rom, nebeneinander bestanden, was Dörpfeld durchaus nicht wahr haben will. Für seine Philologie legt er schließlich noch ein bezeichnendes Zeugnis ab durch die Interpretation der in Platons Kriton an Sokrates gerichteten Frage: *θάπτωμεν δέ σε τίνα τρόπον*; der Kontext zeigt, daß hier dem Sokrates vornehmere, kostspieligere Bestattung durch Verbrennen (auf Kosten seiner Freunde — und seiner Bedeutung entsprechend) angeboten wird. Sokrates hat kein Interesse daran, neigt zur Ablehnung, überläßt die Entscheidung höflich seinem Freunde (*θάπτειν οὕτως, ὅπως ἄν σοι φίλον ᾖ καὶ μάλιστα ἡγῇ νόμιμον εἶναι*). Es ist für ihn keine Frage, auf die etwas ankommt. Dörpfeld behauptet, des Sokrates Antwort zeige deutlich, daß er das übliche, der gewöhnlichen Sitte entsprechende Begräbnis haben wolle; das ist nicht ganz unrichtig; jedenfalls erwartet er, daß es bei diesem sein Bewenden haben wird. Aber dies der gewöhnlichen Sitte Entsprechende ist das Begraben, nicht die „Brennung“ mit nachfolgendem Begräbnis. Was Dörpfeld dann aus der Alternative *ἢ καόμενον ἢ ὀρυττόμενον* für seine Zwecke herausinterpretiert (*καίειν* und *ὀρύττειν* = zwei Etappen einer einzigen Bestattungsart), das ist bodenlos.

33. **Emanuel Löwy, Zur Aithiopis.** Neue Jahrb. 1914; I S. 81 ff.

Ob auf der Schale des Pamphaios im Brit. Mus. die Heimbringung Sarpedons oder Memnons dargestellt sei, ist eine archäologische Frage; Löwy glaubt, jetzt der Deutung auf Memnon sicher zu sein. Nun wohl; aber gegen die Art, wie hier auf Grund einer

archäologischen Meinung Homerkritik getrieben wird, erhebe ich entschiedensten Einspruch. Es ist ein bodenloser Einfall, den Löwy vorträgt; ich bespreche ihn auch nur, weil er typisch für die Homerkritik mancher Archäologen ist.

Es mag wahr sein, daß die geflügelten Figuren, die den gefallenen Memnon davon tragen, Hypnos und Thanatos sind, es mag sein, daß der Künstler eine Szene der Aithiopis nachbildete; es mag also auch sein, daß der Dichter der Aithiopis den gefallenen Memnon durch Hypnos und Thanatos heimbringen ließ, ebenso wie der Dichter der Ilias den Sarpedon — was würde daraus folgen? Daß der Dichter der Aithiopis ein Nachahmer der Ilias, und zwar ein ziemlich sklavischer war. Und wie will Emanuel Löwy geschlossen wissen? Die Sarpedonepisode *Π* 431 ff. der Ilias ist eine Nachahmung der Aithiopis. Voraussetzung für eine solche These ist der Glaube an die Unursprünglichkeit dieser Sarpedonszene der Ilias. Diesen sucht Löwy zu stützen durch kritische Ausstellungen am Texte, die nur seine Unzulänglichkeit, über homerische Fragen zu urteilen, beweisen. „Die Person Sarpedons verschwindet nach dieser Szene aus dem Gesichtskreis der Ilias.“ Ist das ein Wunder, da er doch tot und erledigt ist? „Nur nochmals (!) wird die Preisgebung des Leichnams von Glaukos dem Hektor vorgeworfen P 150 und Sarpedons Rüstung als Kampfpreis erwähnt Ψ 800.“ Wie oft müßte denn der tote Sarpedon noch zitiert werden? „Befremdend ist der Auftrag des Zeus an Apollon. Gewiß retten in der Ilias öfter die Götter ihre Lieblinge aus dem Schlachtgewühl: aber dann tun sie es aus eigenem Antrieb. Als befohlen sinkt die Bergung etwas unter Apollons Würde, noch mehr die Waschung und Salbung der Leiche usw.“ Es ist trostlos, daß aus solchen Ausstellungen immer noch Schlüsse auf Flick-, Nach- und Eindichter gezogen werden. Es ist trostlos, daß diese eintönige Melodie den Autoritäten immer noch nachgepfiffen wird. Wenn Cauer einem Gelehrten wie Wilamowitz das Recht zuerkennt, den ganzen „Wust“ der modernen Arbeit an Homer nicht zu kennen, so werden wir dies Recht nicht auch Löwy zuerkennen wollen. Dieser bezeichnet sich selbst als Nichtphilologen: das ist zweifellos richtig. Müßte er sich nun nicht in philologischen Fragen, von denen er nur einen kleinen Ausschnitt des Materials kennt, des Urteils enthalten? Aber Homer ist in dem Grade corpus vile geworden, daß er von jedem, der es sich beifallen läßt, zerstochen, verstümmelt und geschleift werden darf. Zwar, daß die Aithiopis jünger als die Ilias sein muß auf

Grund der einfachen Erwägung, „daß kein Dichter, wenn ihm der Vorgänger den Stoff nicht einengte, von den Taten seines Helden gerade die letzten zu besingen wählen würde, wie es die Aithiopis mit Achilleus tut, daß er sich seine Verteidiger der Ilias nicht aus weiter Ferne kommen lassen würde, wenn die natürlichen nicht bereits dichterisch aufgebraucht wären“, ist auch Löwy nicht verborgen, er kommt aber um den Zwang dieser Folgerung herum, indem er für Ilias einsetzt „Hauptgerüst der Ilias“. Das „Hauptgerüst der Ilias“ war älter als die Aithiopis (ist doch wohl auch ihr Vorbild gewesen — oder nicht?) und nun braucht man nur, was man von der Ilias später als die Aithiopis setzen will, einfach als nicht zum „Hauptgerüst“ gehörig zu erklären. Oder noch einfacher: man behauptet von diesem oder jenem Stück, es sei von der Aithiopis abhängig, so folgt daraus sofort, daß dies Stück nicht zum „Hauptgerüst“ gehörte. Dies „Hauptgerüst“ gehört zu den „wahnschaffenen“ Erfindungen, die unsere deutsche Homerwissenschaft immer aufs neue wie Seifenblasen aufsteigen läßt. So läßt denn Löwy nicht bloß die Sarpedonszene, sondern auch „das anerkannt junge *Ψ*“ (wegen *Ψ* 800!), ferner das Motiv der Kerostasie *X* 182 ff. (natürlich auch *Φ* 69 ff., desgl. *Π* 658) jünger als die Aithiopis sein. Bei diesen Willkürlichkeiten beruft er sich auf Robert, nicht als ob er mit diesem positiv einer Meinung wäre, weit gefehlt, denn wann hätte je einer dieser Zerstückler den anderen überzeugt! — sondern als auf eine Autorität, die in der Bemängelung des Dichters in diesen Punkten rühmlich vorangegangen ist. So ist es ja überall: da (und obgleich) in den homerischen Epen viel Auffälliges begegnet, so nimmt man in vorschnellster Weise eben überall Anstoß; die für die sich so ergebenden Probleme vorgetragenen Lösungen glaubt zwar niemals einer dieser Kritiker dem anderen, aber daß die Bemängelung zu Recht erfolgt sei, glaubt jeder selbstverständlich und unbesehen. Die Präsumption, daß diese zahllosen Bemängelungen unanfechtbare, stolze Ergebnisse der deutschen „tiefgründigen“ Homerwissenschaft seien, die man unbesehen übernehmen und auf deren festem Fundament man mit dem luftigsten Material fröhlich fortbauen könne, hat die deutsche Homerphilologie in den Abgrund geführt. Viele dieser Bemängelungen sind längst und gründlich abgetan; aber da diese tiefgründigen Forscher die Widerlegungen und Lösungen überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen, so wuchern sie bei ihnen fort wie Unkraut.

34. Finsler, ἕδνα, Hermes 47 (1912) S. 414—421.

Der Aufsatz hat ein doppeltes Gesicht. Zwar soll er wohl in erster Linie das Textverständnis fördern, aber wie er auf einer bestimmten Hypothese über die Entstehung der Odyssee beruht, so soll er diese auch seinerseits stützen.

Die Hypothese ist die, daß der Verf. der Odyssee eine einst selbständige Telemachie aufgenommen hat, die nicht bloß die ersten Bücher umfaßte, sondern auch in den letzten Teil unserer Odyssee hineinragt. Wendet man auf diese Hypothese die beliebte Frage, ob jünger, ob älter, an, so ergibt sich, daß die Telemachie älter ist als die Odyssee. Zu dieser Hypothese gehört natürlich der in dieser Vorstellungswelt unerläßliche Gedanke, daß diese oder jene Partie nach Vollendung des Ganzen noch recht spät mehr oder weniger „lose eingefügt" sei. Für das Beweisthema Finslers ist die Voraussetzung wichtig, daß die Szene Ares-Aphrodite des ϑ das jüngste, sehr lose eingefügte Stück der Odyssee sei.

Die Erörterung rechtlicher Fragen ist Finslers starke Seite nicht, wie sein Artikel über das Königtum [Neue Jahrbücher 1906 [1])] zur Genüge zeigt; dieser Aufsatz zeigt ihn auch als schwachen Interpreten. In den Mittelpunkt seiner Erörterungen stellt er den Begriff des „Wittums" — von dem das Epos nichts weiß — und setzt ἕδνα kurzerhand = „Wittum". Anschließend behauptet er, daß in älterer Zeit der Freier, in späterer der Brautvater das „Wittum" aufzubringen hatte. Der jüngere Brauch herrsche in der (älteren) Telemachie, der ältere in der (jüngeren) Odyssee! Wie die Entdecker älterer und jüngerer Epen, Bücher, Partien, Lieder solche Widersprüche beseitigen, möge man bei Finsler selbst nachlesen. Übrigens ist festzustellen, daß Finsler nicht unbekannt ist, daß nach der rezipierten Erklärung, für die man sich auf Aristarch berufen kann, die ἕδνα die Werte sind, für welche der Freier dem Vater die Braut abkauft. Diesen Brautkauf erkennt Finsler zwar als allerältesten Brauch an, will ihn aber für die Odyssee — die ganze Odyssee — nicht mehr gelten lassen; an seine Stelle sei in der ganzen Odyssee das Wittum getreten, das in der Telemachie von den Freiern, in der eigentlichen (Finslerschen) Odyssee von dem Brautvater gegeben wurde.

Brautkauf in der Finslerschen Odyssee findet sich auch nach Finslers Zugeständnis ο 367, ϑ 317, λ 288. Wie er die Beweiskraft dieser Stellen aufhebt, möge man im übrigen bei ihm selbst

[1]) Vgl. den vorigen Homerbericht Bd. CLVI (1913 I) S. 120 ff.

nachlesen; ich setze nur seine Kritik von ϑ 317 her, weil sie in die kranke Vorstellungswelt, der sie entspringt, einen klaren Blick tun läßt: „Die Stelle ist interessant, weil sie dem jüngsten, sehr lose eingefügten Stück der Odyssee angehört. Ihr Dichter kannte die Sitte des Brautkaufs und verwendet sie zu drolliger Wirkung; aber er scheint nicht recht gewußt zu haben, was ἕδνα sind, da er das Wort in einer Bedeutung verwendet, die sonst die Odyssee nicht kennt."

Bei rein theoretischer Erwägung der Frage unabhängig von den Textstellen würde man, dünkt mich, zu dem Ergebnis kommen, daß Subjekt des Rechtsgeschäfts, das die Eheschließung darstellt, Brautvater und Freier waren, während die Frau nur Objekt war. Ein besonderer Fall ist es, wenn der mittellose (etwa zugewanderte) Bewerber statt der ἕδνα diesen gleichwertige Leistungen übernimmt, wie *N* 365, λ 288 (vgl. Jakob bei Laban). Auch das ist Brautkauf, bei dem Brautvater und Bewerber Subjekt, das Weib Objekt des Geschäfts ist. Der Gedanke an ein Wittum liegt hier weit ab.

Der Empfänger der vom Freier gegebenen ἕδνα wird nicht ausdrücklich benannt: λ 117, ν 378, π 390 und τ 528, *Π* 178, *Π* 190, *X* 471, *Δ* 243 ff. Für diese Stellen übernimmt Finsler die — der Aristarchischen zuwiderlaufende — Scholienerklärung (vgl. Schol. *A* zu *Π* 178), ὅτι ἕδνα τὰ ὑπὸ τῶν γαμούντων ταῖς γαμουμέναις διδόμενα. Diese Erklärung ist nicht einfach zu widerlegen, sie ist aber auch nicht weiter zu beweisen, gegen sie spricht, daß keine einzige Stelle weder in Ilias noch Odyssee die Braut klar als Empfängerin bezeichnet, während der Brautvater als Empfänger mehrfach erscheint.

Die Geber sind auch hier immer noch die Freier — obendrein ist nirgends ein Gedanke an ein „Wittum". Finsler behauptet aber für die (ältere) Telemachie die „jüngere" Sitte, daß der Brautvater Geber des Wittums sei. Dazu mißdeutet er gründlich β 132:

κακὸν δέ με πόλλ᾽ ἀποτίνειν
Ἰκαρίῳ, αἴ κ᾽ αὐτὸς ἑκὼν ἀπὸ μητέρα πέμψω

nebst den zugehörigen β 52 und β 195 ff. (= α 276 ff.).

Die Lage ist folgende. Die Freier haben Telemach aufgefordert, seine Mutter ihrem Vater Ikarios zurückzuschicken, damit dieser das Geschäft der Ehe mit dem Bewerber abschließe; übereinstimmend verweist Telemach sie an Ikarios. Daraus folgt zunächst, daß der Brautvater die entscheidende Instanz ist. Daß diese Instanz nicht bloß entscheidend, sondern auch interessiert ist, bezeugt dann ο 10 ff. ziemlich eindeutig. Finsler aber versteht und schließt ganz anders — die Entscheidung liege bei Penelope, sagt er, sonst hätte das ganze

Gebaren der Freier keinen Sinn. — Es ist schwer, über die staatsrechtliche und familienrechtliche Unterlage der Odysseehandlung in Kürze abzuhandeln, da sie außerordentlich phantastisch ist; aber es scheint mir klar, daß Penelope der zu ihrer Rolle notwendigen Entschließungsfreiheit nicht entbehrt, wenn man die Kombination des Dichters, wie es sich gehört, hinnimmt: Penelope brauchte nur das Haus ihres Sohnes zu verlassen und zu ihrem Vater zurückzukehren, um die Wiederverheiratung herbeizuführen; daß sie das nicht tut und nicht will, ist ihr freier Entschluß. Soweit schützt Telemach sie, daß er sie nicht zwingt, sein Haus zu verlassen; dadurch, daß die Freier bei ihm einliegen, suchen sie ihn zu veranlassen, den gewünschten Zwang auf seine Mutter auszuüben. Trotz allem sträubt sich Telemach und gibt die Begründung mit dem ausgezogenen Verse β 132. Worauf kann das gehen? fragt Finsler, um zu antworten: „Wenn Telemach die Mutter zum Vater zurückschickt, wird er die Mitgift (das Wittum) zurückzahlen müssen." Da hätten wir denn glücklich das vom Vater mitgegebene Wittum. Aber ist es nicht zweifellos, daß die Übersetzung „zurückgeben" für πόλλ' ἀποτίνειν (= „eine große Buße bezahlen") gründlich verkehrt ist? Will man die Sache verstehen, so darf man nicht übersehen, daß Hochgestellte ihre Töchter gewiß nicht aufs ungewisse hin zu verheiraten pflegten; wo es den Begriff des ἑδνοῦσθαι und das Institut der ἑδνωταί (N 382) gibt, wird es im Ehekontrakt an Bestimmungen über die bei ungerechtfertigter Verstoßung zu zahlende Sühne nicht gefehlt haben. Auf eine solche Verpflichtung weist Telemach in einer ganz objektiv gehaltenen Überlegung hin; — das Subjektive, den Wunsch nämlich, der lieben Mutter keinesfalls zuwider zu sein, darf man wohl daneben voraussetzen.

Auch in einer Iliasstelle will Finsler eine Mitgift des Vaters finden, nämlich in I 144 ff. Hier erklärt Agamemnon, dem Achilleus seine Tochter ἀνάεδνον geben zu wollen, ja er verspricht noch obendrein sehr viele μείλια, wie noch keiner seiner Tochter zugegeben habe. „Aus den letzten Worten," sagt Finsler, „lernen wir, daß die Sitte der Mitgift ganz bekannt war, und daß das Ausrichten einer solchen ἐπιδοῦναι hieß." Kann diese Trostlosigkeit noch überboten werden? Daß ἀνάεδνον auf den Brautkauf gehen muß, ist von vornherein klar. Außerdem ist klar, daß Agamemnon auf das, was er zu erhalten wünscht, die Unterstützung des Achilleus bei einem Unternehmen, das nur den Interessen seines Hauses dient, bietet, und zwar in einem Augenblick bietet, wo er bestimmt weiß, daß ihm sein großes Ziel ohne des Achilleus Unter-

stützung auf ewig entschwindet: er bietet also seine Tochter ohne Brautkauf, ja mit erheblicher Zugabe. Aber diese Zugabe ist keine Mitgift, Empfänger ist Achilleus und nicht die Tochter. Der Zusatz „wie noch keiner seiner Tochter zugegeben habe", beweist nur, daß solche politische Heiraten gebräuchlich waren. Personen und Verhältnisse sind stärker als Institutionen. Es kommt überall darauf an, wer die Heirat wünscht, wie stark er sie wünscht, auch der persönliche Wert der Braut wird ins Gewicht fallen. Das gilt für private wie hochpolitische Eheverbindungen gleichermaßen.

So wie durch das Adjektiv *ἀνάεδνον* und den Gegensatz dazu in dieser Stelle die Sitte des Brautkaufs — als das Normale — auch für die Ilias bezeugt wird, so ist es auch mit *N* 366, wo Priamos von Othryoneus, der nicht in der Lage ist, *ἕδνα* zu geben, gebeten wird, seine Tochter Kassandra ihm *ἀνάεδνον* zu geben, wofür er eine Großtat zum Nutzen des Vaters in Aussicht stellt. Beide Stellen verbürgen den Brautkauf auch für die Ilias, während Finsler gerade aus ihnen das „Wittum" erschließt!

Ebenso verkehrt wie *β* 132, I 144 ff. und *N* 365 ff. erklärt Finsler dann noch *β* 195 ff. (= *α* 276 ff.):

> *μητέρα ἣν ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι*
> *οἱ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσι ἔεδνα,*
> *πολλὰ μάλ' ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἕπεσθαι.*

Er bezieht *οἱ δὲ* auf den Vater Ikarios — wie sollte das möglich sein! — und nicht auf die Freier, offenbar weil ihm der Schlußvers mit dem *ἕπεσθαι* Beschwerden macht. Aber die Brautgaben (*ἕδνα*) „folgen" nicht der Tochter (vom Vater zu dem Freier), sondern sie „gehen" [1]) bei der Heirat der Tochter (*φίλης ἐπὶ παιδὸς*) von den Freiern zum Vater. *γάμον τεύχειν* [2]) kann durchaus von den Freiern gesagt werden, und es gibt im Epos keine andere Person, welche *ἕδνα ἀρτύνει*, als den Freier. Auch diese Stelle läßt sich also zum Erschließen einer vom Vater gegebenen Mitgift oder gar eines „Wittums" nicht gebrauchen.

Zum Schluß wäre noch ein Rückblick zu werfen auf die Telemachie mit der „jüngeren" Sitte. Selbst wenn alle Beweise Finslers so geglückt wären, wie sie mißglückt sind, ständen seiner Theorie immer noch zwei Stellen im Wege, *o* 20 ff. und *π* 73—77. Denn diese gehören zu Finslers Telemachie und bezeugen doch die Freier

---

[1]) *ἔοικε ἕπεσθαι*, man darf wohl übersetzen „beschaffen sein müssen", vgl. *ι* 237 (= *φ* 202).

[2]) Etwa = ihre Bewerbung anbringen.



als Geber der ἕδνα und nicht den Vater! Da sagt er denn: „Die Rückberufung des Telemachos durch Athene war sicher ein Stück der Telemachie; deswegen kann(!) aber die Erörterung über Eurymachos (ο 20 ff.) ganz wohl dem Dichter der (Finslerschen) Odyssee gehören.“ Ferner: „ebenso war die Erkennung in π ein wichtiges Stück der Telemachie; aber die Verse 73—77, so gut sie an die Stelle passen, sind hier nicht original, besonders der Schluß *μνᾶται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσι* stammt aus der Rede des Agelaos v. 335.“ Woher weiß Finsler das, wenn doch die Verse im π gut passen, und woher sollen die übrigen Verse (73—76) stammen?

Abite in Morboniam, pessimi critici würde der derbe alte Holländer Lipsius sagen.

35. Erik Hedén, Homerische Götterstudien. Akadem. Buchhdl. Upsala 1912.

Nach dem Vorwort hat dem Verfasser Cauers Äußerung (Grundfragen S. 244): durch Vergleichung der Art, wie da und dort die Götter wirkend gedacht sind, ein neues Merkmal zu gewinnen, nach dem die Schichtungen des Epos geschieden und abgestuft werden können, die Anregung zu seiner Untersuchung gegeben.

Der Verfasser hat zergliedert, unterschieden und gespalten mit Fleiß und nicht ohne Behutsamkeit; ist es ihm aber irgend gelungen, so etwas wie Schichten zu gewinnen? danach die Bücher, Partien, Lieder, Teile der Ilias oder Odyssee zu ordnen, zu zeigen, daß etwa *Γ* älter sei als *Δ*, *X* älter als *M*, *M* auch jünger sei als *Δ* und somit auch jünger als *Γ*? Nicht den geringsten Versuch zu einer solchen Schichtung hat Hedén gemacht. Darf man nun erwarten, daß Cauer, nachdem auch dieses Kriterium ebenso wie alle anderen von ihm mit froher Hoffnung begrüßten oder von ihm selbst aufgezeigten nicht zum gewünschten Ziele geführt hat, dem Irrlicht der Schichtung nicht mehr nachjagen wird? Der Laie wird es annehmen — aber auch nur der Laie, ein Homerforscher begräbt ein für allemal keine Hoffnung endgültig.

Hedén zieht das Ergebnis folgendermaßen: Es ergibt sich also, scheint es, als Resultat unserer Untersuchung, daß die Idee des absoluten Schicksals, soweit uns bekannt, auf hellenischem Boden erst durch Homer ausgebildet wurde, „daß sie bei ihm selbst in den späteren Partien[1]) seiner Gedichte in einer weder durchdachten

[1]) Wo sind die zu suchen?

noch fertigen Gestalt auftritt.“ Das ist ein ebenso unklares wie kümmerliches Ergebnis, zumal Hedén hier von Homer wie einer Einzelperson spricht. Auf alle Fälle ist für die Schichtentheorie nichts damit anzufangen, vielmehr wird sie als richtig vorausgesetzt, ohne daß irgendein Aufschluß darüber gegeben wird, wo ältere oder jüngere Partien stecken. Das Ergebnis wird auch in folgender Form gegeben: die Entwicklung verläuft so, daß die Götter immer mächtiger vorgestellt werden; in demselben Maße aber greifen sie weniger in die Menschenschicksale ein. Das ist wohl eine Konstruktion a priori, wie denn der Verfasser sagt, daß der Menschengeist stets gestrebt habe, das Übernatürliche immer einheitlicher, immer abstrakter aufzufassen und ihm dabei eine immer größere Macht zuzuschreiben, daß in der Religion überall eine Entwicklung vom Einfachen, Naiven zum Komplizierteren stattgefunden habe. Da der Verfasser grundsätzlich glaubt, daß die homerische Dichtung sich „entwickelt“ habe, wie sollte er ein solches Entwicklungsgesetz nicht in der homerischen Auffassung von religiösen Dingen wiederfinden? Hedén teilt seine Untersuchung so ein, daß er von bestimmten und unbestimmten Göttern, von Gestalten des Seelenglaubens, vom Schicksal handelt, aber schon die einfache Frage, ob benannte oder unbenannte Götter eine ältere Entwicklungsstufe vorstellen, wird nicht scharf geprüft. Da das Unbestimmte „abstrakter“ ist als das Bestimmte, so ist nach Hedén die Nennung einer bestimmten Gottheit ursprünglicher als die eines unbestimmten (*θεός θεός τις, δαίμων*). So unsicher mir das scheint, so wäre es doch noch etwas, wenn nachgewiesen werden könnte, daß in einem bestimmten Abschnitte der Dichtung etwa *Ἀθηνᾶ*, in einer anderen der *δαίμων*, in einer dritten die *μοῖρα* ihr Spiel habe. So fein Hedén auch die Haare spaltet, alles Unterscheidbare und Unterschiedene liegt doch räumlich nebeneinander und ist innerlich verbunden. Daraus folgt zum mindesten, daß, was für abweichende Vorstellungen auch in der Vorlage geherrscht haben mögen, eine einheitliche Persönlichkeit alle dort etwa vorhanden gewesenen Unterschiede ausgleicht. Meines Erachtens führt die Vergleichung der Art, wie die Götter wirkend gedacht werden, unbedingt zu der Vorstellung eines einzigen Dichters ebenso wie alle anderen Kriterien der Schichtentheorie dahinführen. Und dabei läßt Hedén das Allerwichtigste noch ganz unbeachtet: In der Ilias und Odyssee herrscht überall die einheitliche eigentümliche Vorstellung, daß alle Götter zu einer einzigen Familie gehören, Mitglieder eines Königshauses des Himmels sind, wo intrigiert wird wie an einem irdischen Königshofe. Das ist meiner

Überzeugung nach überhaupt keine Entwicklungsstufe des Volksglaubens, ist überhaupt kein Spiegelbild der Wirklichkeit, sondern ein Erzeugnis dichterischer Phantasie. Hedén aber ist, wenn er auch gelegentlich einmal von der „stark ästhetischen“ Färbung der homerischen Religion spricht, im höchsten Maße wirklichkeitsgläubig, er glaubt sogar an Dümmlers mythologische Deutung des Zorns der Hera auf Zeus und manches andere [1]). Solche Pedanterie verkennt grundsätzlich den Dichter [2]). So heißt es zum Beispiel: „Die Kulthandlung kann bisweilen mit dem Gang der epischen Handlung in Konflikt geraten“. Diesen ebenso wunderlichen wie für die materialistische Homerausdeutung bezeichnenden Satz versteht man erst aus dem Beispiel: „Ein Gebet kann sogar den festgesetzten Plan eines Gottes für einen Augenblick verrücken; *O* 370 ff. bittet Nestor Zeus um Rettung, indem er sich auf die geleisteten Opfer beruft, und Zeus erhört ihn, was er durch ein Zeichen kundgibt; Zeus will aber seinem Plane gemäß den Troern zum Siege verhelfen, darum läßt er es geschehen, daß d i e s e durch das Zeichen ermuntert werden“. Ich habe die Stelle oben besprochen [3]). Bei Hedén findet man zwar ein besseres Verständnis der Stelle als Einzelstelle denn bei Cauer; er erkennt richtig, daß Zeus den Nestor wirklich erhört, und daß durch das auf Nestors Gebet folgende Erhörungszeichen die Troer ermuntert werden. Aber von Absichten des D i c h t e r s, der den „epischen Gang“ schafft, die „Kulthandlungen“ erfindet und gewiß keine „Kulthandlung“ erfinden wird, die den Gang seiner Handlung stört, weiß Hedén nichts. So meint er denn, daß Zeus den Sieg der T r o e r gewollt habe und noch wolle (denkt er an einen troischen Zeus?), und daß die Kulthandlung des Nestor diesen von Zeus gewollten Fortgang störe. Denn Nestors Gebet ist seiner Meinung nach offenbar so wirkungskräftig, daß Zeus ihn erhören m u ß, es mag ihm passen oder nicht. Während er ihn aber gezwungen e r h ö r t, „l ä ß t e r e s g e s c h e h e n“, daß die Troer durch das Erhörungszeichen ermutigt werden und beseitigt so mit List die Folgen seiner Beschwörung durch die „Kulthandlung“ des Nestor [4]). Ich wiederhole, daß der Dichter und mit ihm Zeus jetzt die R e t t u n g d e r A c h ä e r (durch Achilleus) will; d a r u m fleht Nestor; Zeus erhört ihn (ohne Hintergedanken), aber die Troer deuten das Prodigium der m o m e n t a n e n L a g e gemäß. Wie

---

[1]) S. 9 Anm.

[2]) Daß H e d é n mich nicht versteht (S. 11 Anm.), ist nicht verwunderlich.

[3]) S. o. S. 77 ff.

[4]) *P* 645 ff. wird genau so ausgedeutet wie hier *O* 370 ff.

überlegen der Dichter dem Prodigienwesen — das er als poetisches Instrument behufs Hinweisung auf das Kommende benutzt — im Grunde gegenübersteht, beweist auch diese Stelle. Dic Frage nach der Stellung des Dichters zum Volksglauben liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises Hedéns. Und es ist doch klar, daß dieser Dichter über die religiösen Vorstellungen und Formen der von ihm so geschilderten Heroenzeit weit erhaben ist. Er ist das aufgeklärte Kind eines aufgeklärten Zeitalters; wer objektive Feststellungen über griechische Religion nach dem Epos unternimmt, der darf diese Tatsache ebensowenig übersehen wie die andere, daß der Dichter kein Augenzeuge des religiösen Wesens der Heroenzeit war.

36. Erich Bethe, Zeit und Einheit der Ilias. Neue Jahrb. 1919, S. 1—16.

Da der angekündigte 2. Band von des Verfassers Homer in absehbarer Zeit nicht erscheinen kann, so erhalten wir in diesem Aufsatze eine Kostprobe. Der Verfasser hat die bereits gewürdigte Eigenschaft, von seinen Funden viel Aufhebens zu machen. Einst rief er laut seine Entdeckung, die alten Aiaslieder, aus und vermaß sich, mit ihnen in seinem werdenden Buche die Ilias aus den Angeln zu heben, dann verkündete er in seinem gewordenen Buche keine alten Aiaslieder, sondern „den größten Widerspruch“ in der Ilias, auf den er sein neues Homerbild gründete, und jetzt enthüllt er der Mitwelt „den festen Punkt für die Zeitbestimmung unserer Ilias, für die Chronologie der homerischen Poesie überhaupt“, die Tatsache, „vor der es kein Entweichen gibt“, die Tatsache, „daß der Bittgang der Troerinnen unmöglich vor Ende des 7. Jahrhunderts gedichtet sein kann“. Der Beweis ist archäologisch, er beruht auf der Vorstellung von der Größe des sitzenden Götterbildes, das im Bittgange erwähnt wird. Ich habe gegen die Feststellung keinen Einwand, halte sie aber weder für neu noch für welterschütternd.

Es gibt noch sehr, sehr viele andere Dinge in der Ilias, die auf eine nicht weniger junge Zeit hinweisen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich „Die Ilias u. i. Q.“ S. 350 ff. ausgeführt habe. Ich gehe hauptsächlich auf die beiden Punkte ein, die Bethe selbst berührt. Da ist zunächst die Stelle *B* 546—58. „Eine solche einzelne zusammenhanglose Stelle“, sagt er, „konnte natürlich auch in die einheitliche Ilias wie in jede Dichtung interpoliert werden.“ Gewiß „konnte“ sie das; aber sie „ist“ es darum noch nicht. Was man auch von dieser Stelle sagen mag, klar ist, daß sie unmöglich fehlen kann. Die Beanstandung galt ursprünglich auch gar nicht

allen diesen Versen, sie galt nur *B* 557—558 oder gar nur 558 allein. Da man sich nicht endgültig dagegen verschließen konnte, daß dieser eine Vers oder diese beiden Verse nicht allein interpoliert sein können, so verdächtigt man eben alles, was mit ihnen zusammenhängt, wie es in den Regionen der Homerforschung, aus denen Bethe trotz seines Bemühens nicht herauskann, Brauch ist. Und wenn man auch die Interpolation von *B* 546—58 nicht siegreich behaupten kann, so erklärt man einen noch größeren Abschnitt, am besten gleich den ganzen Schiffskatalog, ja das ganze *B* für interpoliert. Den Möglichkeiten ist hier nirgends eine Grenze gezogen. Und immer wachsen Begründungen nach wie Hydraköpfe. Warum soll diese bewährte Beweismethode allein vor dem Betheschen „festen Punkte“ haltmachen? Warum kann man nicht den ganzen Bittgang für jung, interpoliert, ein-, zu- oder nachgedichtet erklären? Ist das nicht auch wirklich längst geschehen? Ist nicht gerade das große Götterbild verdächtig? Und Bethe macht es den „Analytikern“ leicht genug, indem er sagt: „da nun der Bittgang nicht wohl vom Verfasser unserer Ilias gedichtet sein kann — schon seine sprachlichen Eigenheiten widersprechen (von wem stammt das?) — so muß . . . nun den Schluß wolle man bei Bethe S. 13 selber einsehen. Auf einen anderen „festen Punkt“ für die Chronologie habe ich in meiner Ilias hingewiesen, nämlich auf die Benutzung der Elegie durch den Dichter der Ilias. Diesen Punkt berührt Bethe folgendermaßen (S. 5): „Vorweg will ich kurz wenigstens die übliche (bei wem „üblich“?) Behauptung zurückweisen, die Ilias müsse älter als Hesiod, die Elegie und alle Lyriker sein — aber von der Benutzung der Ilias durch die Elegie spricht Bethe überhaupt nicht — merkwürdig genug, da er nunmehr doch die Elegie vor die Ilias setzt. Es ist das ein Verfahren, das stark nach Wilamowitz schmeckt, der für die Iliaspartien, die er für jung hält, eine Benutzung der Elegie, für die, die er für alt gehalten wissen will, eine Benutzung durch die Elegie statuiert. Da führt es doch zur Klarheit, wenn man sich an die Geschichte dieser Frage erinnert. Vor dem Erscheinen meines Aufsatzes (Homer und die altionische Elegie, Hannover 1904) galt die Elegie unbestritten als viele Menschenalter jünger denn die Ilias; ich habe zuerst elegische Dichtung auch da in der Ilias nachgewiesen, wo sie bisher niemand gefunden noch überhaupt gesucht hatte und habe dann die Frage nach dem Altersverhältnis präzis gestellt und meine Stellungnahme begründet. Wie stellt sich Bethe dazu? Er läßt die Finger lieber ganz davon.

Also die Elegie darf für Bethe kein fester Punkt post quem sein, daher ist es denn nun Hesiod. Er behauptet, daß die zu Anfang des *M* genannten „troischen" Ströme, z. B. Rhesos aus der Theogonie (340), gewonnen seien. Selbst wenn das so wahrscheinlich wäre, wie es unwahrscheinlich ist, so könnte Bethe verstockte Andersgläubige doch durch diesen Hinweis nicht überzeugen, da der Einwand „Interpolation" auch hier bequem zur Hand ist. Für entscheidend hält er die Verwendung des Worts ἡμίθεοι *M* 23, das auch Erga 160 steht. Er stellt fest: „Wer den Anfang des XII. Buches gedichtet hat, der hat Hesiod gekannt." So gründet Bethe einen Schluß, den er für bindend hält, auf den Gebrauch eines einzigen Wortes an einer einzigen Stelle, während doch klar ist, daß der Iliasdichter seine Figuren überhaupt als ἡμίθεοι, als Angehörige einer längstverschwundenen Welt, ansieht. Die Distanz, aus welcher der Dichter zu dieser Welt hinblickt, beweist die Jugend der Ilias, mag auch manchmal die Distanz außer Acht gelassen werden, weil doch diese heroischen Figuren menschlich empfinden und reden müssen. Wäre der Anfang von *M*, der sich ganz mit der Gesamtvorstellung der Ilias deckt, jünger als Hesiod, so wäre es selbstverständlich die Ilias als Ganzes. Aber es ist meines Erachtens handgreiflich, daß Hesiod Erga 156—173 jünger sein muß als unsere Ilias, auf die v. 164 f. Bezug genommen wird. Bethe redet übrigens hier in allem wie die Zerstückler; trotz seines Einheitsbegriffs spricht er von dem Alter dieses oder jenes homerischen Dichters, dieses oder jenes Kleinepos, das in die Ilias hineingedichtet wurde, so auch von dem, der „den Anfang des XII. Buches gedichtet". Wenn wir von diesem weiter nichts wissen, als daß er einen Buchanfang „gedichtet", so ist die Zeit dieses „Interpolators" etwas, um das nicht soviel Aufhebens gemacht werden sollte, wie Bethe tut. Es ist aber leider so, daß Bethe den Einheitsbegriff sowie den Begriff eines nicht freischaffenden Dichters sich zwar angeeignet, aber nicht assimiliert hat. Auch andere „Ergebnisse" der infalliblen homerischen Wissenschaft gibt er trotz seines neuen Standpunkts unbesehen und gläubig weiter, z. B. (S. 6): „zumal das XI. Buch nichts von der Mauer sagt" (vgl. dazu o. S. 80 ff.). Auf einen Punkt für die Zeitbestimmung, der viel wichtiger ist als die Bethesche Spreu, möchte ich doch kräftiglich hinweisen, den Bethe natürlich nicht anrührt: den Namen Peisistratos in der Odyssee. Daß der große König Peisistratos und der vom Dichter der Odyssee erfundene Nestorsohn zusammenhängen, das kann doch im Ernste niemand leugnen. Wilamowitz' Lösung der Frage ist bekannt: der König Peisistratos, der von niedriger

Herkunft war und eigentlich einen anderen Namen führte, hat sich diesen Namen, um altadelig zu erscheinen, beigelegt. Ist diese Hypothese nicht ein Ausfluß von Willkür oder Weltfremdheit? Glaubt wirklich jemand, daß ein nichtvornehmer Mann imstande gewesen wäre, in dem Athen des 6. Jahrhunderts König zu werden? Man glaube doch dem Sophokles, der Öd. R. 540 ff. sagt: „Ist es nicht töricht, ohne Reichtum und Freunde nach der Alleinherrschaft zu streben, die doch nur durch Anhang und Vermögen gewonnen werden kann?" Wenn Vergil den Sohn des Aeneas Julus nennt, wer möchte behaupten, daß dieser Julus den Juliern den Namen gegeben habe? Ebenso wie Vergil den Namen Julus erfindet um des Geschlechts der Julier willen und um dieses genealogisch mit Aeneas zu verknüpfen, ebenso verfuhren andere Dichter, verfährt auch der Dichter der Odyssee. Er erfindet den Nestorsohn Peisistratos, den es ja in der Ilias nicht gibt, um den König Peisistratos genealogisch an Nestor anzuknüpfen. Das scheint mir so unzweifelhaft zu sein, daß, wenn ich den von mir angenommenen zeitlichen Zusammenhang irgend bestreiten müßte, ich die Vermutung wagen würde, daß ein gleichnamiger Ahnherr des Peisistratos (den es doch wohl gegeben haben wird) der Gönner des Odysseesdichters gewesen sei. Übrigens haben wir zu der Peisistratosfrage eine vollkommene Parallele in der Odyssee; nennt doch der Dichter den Vater des Laertes Arkeisios. Der Materialismus leitet von diesem Arkeisios das geschichtliche Herrschergeschlecht der Arkeisiaden in Kyrene[1]) ab, während ich es für zweifellos halte, daß der Dichter den geschichtlichen Arkeisiaden (Battiaden) in Kyrene genau so eine heroische Genealogie (Arkeisios, Laertes, Odysseus) erfindet wie dem geschichtlichen Peisistratos.

[1]) Cf. o. S. 121.

Erklärung.

Zu meinem Bedauern haben einige Sätze der den vorstehenden Bericht einleitenden Bemerkungen (S. 2 f.) eine Fassung erhalten, die als beleidigend empfunden worden ist. Auf eine Rückfrage erklärt mir der Herr Berichterstatter, er habe in den betreffenden Sätzen seiner Meinung nach niemandem den Vorwurf bewußter Aneignung seiner Gedanken gemacht als Herrn Roemer, wolle aber auch ihm gegenüber seinen Vorwurf in dieser Form nicht aufrechterhalten. Ich füge hinzu, daß mir eine bewußte Entlehnung Mülderscher Gedanken durch Roemer trotz weitgehender Übereinstimmung ausgeschlossen erscheint.

Der Herausgeber.

Bericht über die homerischen Realien 1902—1920.

Von
Hermann Muchau in Brandenburg a. H.

Vorwort.

Der πόλεμος δακρυόεις ist nicht allein daran schuld, daß sich das Erscheinen dieses Jahresberichtes so auffällig verzögert hat; noch zwei andere Gründe haben dazu beigetragen: 1. Die Hoffnung auf eine einigermaßen annehmbare Klärung der Leukas-Ithaka-Hypothese Dörpfelds durch seine weiteren Ausgrabungen auf Leukas und Kerkyra (Korfu) ist besonders durch den Verlauf des Krieges, der die Fortsetzung der Grabungen unmöglich machte und viele seiner Funde in die Hände unserer Feinde auslieferte, völlig zuschanden geworden. Im Anschluß an die im 117. Band S. 14 von meinem Vorgänger, Direktor Dr. Gemoll, 1903 ausgesprochene Mahnung: „Es ist freilich mißlich, einen Gegner zu bekämpfen, der sich eigentlich noch gar nicht definitiv geäußert hat. Wir werden daher abwarten müssen, wie Dörpfeld seine Hypothese eingehend begründen wird" — habe auch ich mich, solange Dörpfeld noch in Tätigkeit war (Aufdeckung des Gorgo-Heiligtums in Korfu!) unter genauer Verfolgung seiner Jahresberichte in Briefform und seiner sonstigen Schriften, auf eine abschließende, zusammenfassende Darstellung aller seiner Ansichten über die Kultur usw. des Odysseus-Reiches vertröstet, mußte aber nach mehrfachen persönlichen Unterredungen mit dem 1914 nach Berlin-Dahlem übergesiedelten Forscher diese Hoffnung aufgeben; er hat mir aber in die umfangreiche Schrift, die er in Berlin bearbeitet hat, Einsicht gestattet und seine Grundgedanken über die achäische und mykenische Kunst (Keramik usw.) mitgeteilt. Mir kam es, da ich die Meinung Dörpfelds, daß die Odyssee eine Wiedergabe wirklicher Geschichtsvorgänge sei, in keiner Weise teile, nicht in erster Linie auf irgendwelche topographische Einzelheiten an, die sich etwa bei weiteren Aufdeckungen der dortigen (unter dem Grundwasser liegenden!) Ansiedlungen ergeben würden, sondern auf die allgemeinen ethno-

logischen Merkmale der dort und bei den homerischen Achäern überhaupt in Gebrauch gewesenen Geräte, Waffen, Hausformen usw., an, um das Volkstum und die völkische Abstammung (Arier oder Semiten?) dieser Achäer und der ihnen oft feindlich gegenüberstehenden Mykenier genau prüfen und ihre Herkunft und damit auch die Herkunft ihrer Volkssage wissenschaftlich einwandfrei feststellen zu können. Denn uralte Volkssage ist der in der Odyssee und Ilias enthaltene und von den Sängern willkürlich bearbeitete Dichtungsstoff, der von ihnen ungefähr in derselben Weise, wie Goethe das Ereignis der Vertreibung der Salzburger 1731 unter Überspringung eines halben Jahrhunderts ins Jahr 1793 verlegt hat, in das Zeitalter des trojanischen Krieges verpflanzt worden ist. Die von Dörpfeld über die achäische Keramik usw. festgestellten Grundlinien waren für mich überaus wertvoll; ich bin seinen Bemühungen in tiefster Seele dankbar, ohne mich an die sonstigen Einzelheiten (Fahrt des Telemach, Lage der Insel *Ἀστερίς*), die für ihn „wirkliche Erlebnisse des Fürstenhauses der Laertiaden" sind, im geringsten zu kehren. Jetzt, wo jede Hoffnung auf umfassende, abschließende Forschungsergebnisse der „Wissenschaft des Spatens" abgeschnitten ist, wäre ein weiteres Zögern ein Verbrechen gegen die Fortschritte der Wissenschaft. 2. Doch nicht nur die Durcharbeitung aller auf die homerischen Altertümer (Keramik, Hausbau, Hockergräber usw.) bezüglichen Schriften hat mich manches Jahr des Studiums gekostet; die Arbeit an einem Jahresbericht über die Homerischen Realien (1902—1920) ist über das Gebiet der klassischen Philologie weit hinausgewachsen, man muß in vielen anderen Wissenschaften gleichmäßig Bescheid wissen (die ich in der Vorrede zu meinem Buche „Pfahlhausbau und Griechentempel" aufgezählt habe), wenn man sich nur eine ungefähre Meinung bilden, geschweige denn ein unanfechtbares Urteil fällen will (vgl. S. 6 Anm. 1). Auf dem Gebiete der indogermanischen und semitischen Sprachwissenschaft werden Jahr für Jahr neue Entdeckungen veröffentlicht; unter den Förderern der erstgenannten Wissenschaft ist besonders der hervorragende Kenner der arischen Sprachen, Prof. Dr. Karl Brugmann in Leipzig zu nennen, der leider viel zu früh — man durfte von ihm noch Großes erhoffen — vor Jahresfrist gestorben ist. Er hat mich, da uns gemeinsame Beziehungen zur Hallischen Alma mater verbanden, in weitherzigster und entgegenkommenster Weise bei meinen eigenen sprachwissenschaftlichen Forschungen unterstützt, und ich erkenne es hier rühmend an, daß nur die Kenntnis einzelner durch ihn klar gestellter Lautgesetze mir den Mut

gegeben hat, auf meiner Bahn nach der Aufhellung der Verwandtschaft vieler antiker Götternamen unentwegt weiter zu schreiten. Denn — was auf diesem Gebiet durch den Bienenfleiß der klassischen Philologen in den letzten Jahrzehnten ans Tageslicht gefördert und in einem mustergültigen Nachschlagewerk, in Pauly-Wissowas Reallexikon in zahllosen, oft über 100 Spalten umfassenden Artikeln niedergelegt ist, hat zunächst das eine sichere Ergebnis gebracht, nämlich die klare Erkenntnis und das durch keine Klauseln eingeschränkte offene Bekenntnis, daß die aus dem Griechischen entnommenen Deutungen der griechischen Götternamen durchaus unsicher und unzuverlässig sind. Unumwunden und mit lobenswerter Offenheit spricht dies der Verfasser des 111 Seiten umfassenden Artikels „Apollon“, Wernicke, aus (vgl. unten S. 223), der über diese Deutungen folgendermaßen den Stab bricht: „Alle diese auch sprachlich meist sehr anfechtbaren Erklärungsversuche, antike wie moderne, schweben in der Luft.“ — Da ist es denn kein Wunder, daß die Orientalisten, die durch allerlei Neuentdeckungen und die in Berlin beabsichtigte Gründung eines „Vorderasiatischen Museums“ stolz geworden sind und Grund zu haben meinen, sich über die klassischen Philologen zu erheben, diese Gelegenheit ergreifen, um uns mit allerhand Deutungen aus den semitischen Sprachen zu beglücken So mußte ich denn, da ich seit meiner Sekundanerzeit „Hebräisch“ getrieben habe, diese meine Kenntnisse noch bedeutend vertiefen, um die Fehlerhaftigkeit dieser Vermutungen der Semitologen nachweisen zu können. Noch ein dritter Zweig der Sprachwissenschaft kommt hier in Frage: Seit Jahrzehnten sind auch die Keltizisten an der Arbeit, ihre Altertumsstudien für die Homerforschung nach Kräften zu verwerten. Wenn Herr Direktor Gemoll in dem Bericht (1896—1902) S. 4 schreibt: „Die Vergleichung der keltischen und der griechischen Verhältnisse liefert mancherlei interessante Parallelen für Homer,“ so findet solch ein Lob bei den Franzosen nur zu williges Gehör. „Der Verfasser (H. d'Arbois de Jubainville) muß ja das Publikum kennen, für das er schreibt,“ fügt Herr Direktor Gemoll hinzu. Gewiß. Wenn den Franzosen zugerufen wird: „Homerisch ist keltisch,“ so werden sie mit tosendem Beifall diese These begrüßen, und niemand wird Widerspruch erheben — schon aus nationaler Eitelkeit. Ich habe in den letzten Jahren mich eingehender mit keltischer Sprachwissenschaft und Namenserklärung befaßt und meine Ermittelungen („Die Kelten sind degenerierte Steinzeitgermanen“) in einem Aufsatz: Namens- und Stammesverwandtschaft der alten Iren (Manapier) mit den Germanen am Niederrhein (Irische Blätter.

I. Jahrgang. Heft 3 u. 4. 1917) ausgesprochen[1]), der Keltenforscher Privatdozent Dr. Julius Pokorny-Wien, der ebenfalls in einer Schrift diese Frage behandelt (auch germanische Chauken sind an der Besiedlung von Dublin mit beteiligt), hat mir durch Zusendung derselben seine Zustimmung bekundet. Wenn ich nun in meinen Ausführungen die germanischen Götter Asathor und Baldur stolz neben die Gestalten des homerischen Olymps stelle, so hoffe ich, daß die deutschen Homerforscher jedenfalls ebensoviel völkisches Selbstbewußtsein und Ehrgefühl haben werden wie die französischen Keltenforscher.

Indem ich die altbewährte, von meinen Vorgängern überkommene Einteilung in etwa 15 Abschnitte beibehalte, beginne ich im I. u. II. Abschnitte mit den allgemeinen Grundfragen und der homerischen Geographie; diese beiden Abschnitte enthalten aber aus Gründen, die sich sogleich ergeben werden, eine derartige Fülle von Stoff, daß sie fast die Hälfte des ganzen Jahresberichtes ausmachen und an Ausdehnung den Abschnitten III—XV fast gleichkommen.

I. Allgemeines. Grundfragen.

a) Die Frage nach der Herkunft der homerischen Sage und der homerischen Kulturwelt.

1. Paul Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Leipzig, Hirzel. 2. Aufl. 1909. 12 Mk.

Mit dem Satze „Homer ist das Problem der Probleme“ beginnt das inhaltreiche Buch des um die homerische Frage seit Jahrzehnten eifrig bemühten Forschers. Und mit Recht! Denn alle die zahllosen Fragen, die noch der Lösung harren („Fragen über Fragen! Statt befriedigender Lösung neue Rätsel!“ schreibt er S. 255.), haben sich seit 1909 noch um eine schwerwiegende vermehrt, die — nach meiner Ansicht wenigstens — sich anschickt, alle anderen beiseite zu drängen, die mit unheimlicher Aufdringlichkeit die Grund-

[1]) Wie jammervoll es mit den „gesicherten Ergebnissen der keltischen Sprachwissenschaft“ bestellt ist, kann man aus ihren Versuchen, den Ortsnamen Astrinogilum (Estrigneuil) zu deuten, entnehmen; mit gilum wissen sie nichts anzufangen: „Cette affreuse terminaison gilus, qui depuis cent ans fait le désespoir des érudits“ und Dr. Quirin Esser schreibt: „Die Bedeutung des keltischen Stammes astro ist mir noch nicht klar. In Wahrheit ist A-stringildu-brum ein germanisches Wort, ‚Stromhaldenburg‘, und stammt aus der Pfahlbautenzeit“ (vgl. meine Schrift S. 185).

pfeiler aller gesetzmäßigen Kritik und Altertumsforschung umreißt und uns somit den Gedanken, ob es unter diesen Umständen überhaupt noch Sinn und Wert hat, sich mit der Aufhellung dieser so überaus schwierigen Verhältnisse und mit diesen Dichtungen überhaupt so eingehend zu befassen. Es ist nicht die von Cauer S. 191 an den Anfang seines II. Buches („Zur Analyse des Inhalts") gestellte Frage „nach dem historischen Hintergrund der Ilias", die durch eine scharfe Unterscheidung der vor der Zeit Homers bereits bestehenden Sagenstoffe („Mitgebrachtes" nennt es Cauer) und der in der Zeit der Kämpfe um Troja und Vorderasien erst neu aufgekommenen Erzählungen und Berichte entschieden werden muß, sondern es ist die Frage nach dem arisch-europäischen Ursprung der homerischen Sage überhaupt, die jetzt von vielen Forschern (die sich neben ihren anderen Studien auch mit Homer befassen) in verneinendem Sinne beantwortet wird, und die wir deshalb vor allen anderen Dingen eingehend prüfen und nun endlich einmal restlos lösen müssen. Ich stelle deshalb diese Aufgabe als die allerwichtigste in den Vordergrund, da wir erst nach Lösung dieser „Grundfrage" den Schritt vorwärts tun und den Unterschied zwischen dem uralten Bestand der arisch-achäischen Göttersage und den Zutaten des homerischen Zeitalters sicher feststellen können. Ich setze also an die erste Stelle:

b) Die Bekämpfung des sog. Pambabylonismus,

d. h. der Lehre, daß Ilias und Odyssee nur stümperhafte Übertragungen orientalisch-babylonischer Epen in die Sprache Homers seien. Besonders ist es das Gilgamis-Epos, das nach der Behauptung von P. Jensen (siehe unten S. 251) die Grundlage aller homerischen und vieler griechischen Sagen überhaupt bilden soll. Ich stelle den Thesen dieses Forschers, die S. 252 ziemlich ausführlich aufgeführt und durchgesprochen werden sollen, meinerseits folgende Behauptungen entgegen:

1. Die sumerische (urbabylonische) Sage von der Wanderung des Gilgamis nach den Mündungen der Ströme ist nicht in Babylon geschaffen und nicht geistiges Eigentum der Orientalen;

2. sie ist deshalb auch nicht das Vorbild für die homerischen Epen Ilias und Odyssee;

3. sondern beide:

a) das Gilgamis-Epos,

b) die homerischen Epen, sowie viele andere griechische Sagenstoffe stammen aus einer gemeinsamen (3.) Quelle;

4. diese beiden gemeinsame Quelle ist nichts anderes als der aus dem Schoße der steinzeitlichen Sonnenreligion der germanischen Volksstämme Nordeuropas (die noch aus zahlreichen, bewundernswerten Steindenkmälern erkennbar ist) geborene Sagenkreis von dem jungen Frühlingsgott Asarthunar-Baldur (Asathor-B.), der die drachengestaltige Meerriesin bändigt und mit ihr alle Geschöpfe erzeugt. Die alte Formel „Ex oriente lux" muß daher, wie dies der Verfasser des Buches „Der Mensch vor 100 000 Jahren", Otto Hauser, schon 1910 getan hat, umgewandelt werden in die einzig richtige „Ex septentrione lux [1])".

Die Bekämpfung des Pambabylonismus ist mir nun durch einen wichtigen Umstand erleichtert, nämlich durch die Uneinigkeit meiner Gegner selber; es gibt eine milde, gemäßigte Auffassung von der Entstehung der merkwürdigen Übereinstimmungen zwischen Odyssee und Gilgamis-Epos und eine schroffe, grobzufassende. Die erste Gattung des Pambabylonismus wird verkörpert durch P. Jensen selbst, der sich über diese Übereinstimmungen äußerst vorsichtig ausdrückt und S. 130 (vgl. unten S. 251) ausdrücklich betont: „Ich sage darum z. B. nur: die Kalypso entspricht der Siduri, sage aber nicht: die Kalypso ist aus der Siduri geworden, wenn dies auch recht wohl möglich ist." Mit einem Orientalisten, der in so bescheidener Weise seine Thesen aufstellt, ist es unsere Pflicht, von Fall zu Fall zu verhandeln, eine Ablehnung der ganzen Schrift von vornherein wäre unklug.

Die zweite, die besonders durch die Schriften von Carl Frieß vertreten wird, kennt keine andere Erklärung als die, daß „die babylonische Geisteskultur urzeitlich auch die griechische Inselwelt beherrscht habe, längst ehe die indogermanische Völkerwelle, die uns im klassischen Griechentum entgegentritt, dort ihre Wohnsitze fand." (161. Band, S. 109.) Anstatt nun auch die erste Auffassung, wie dies D. Mülder 1913 im 161. Band dieser Jahresberichte S. 109 tut, indem er schreibt: „Ich kann das Buch von P. Jensen nicht wissenschaftlich ernst nehmen" — rundweg abzulehnen, bin ich der Meinung, daß es für die klassische Homerforschung durchaus förderlich und gewinnbringend ist, auf die in den einzelnen Thesen betonten Übereinstimmungen einzugehen, und sie gewissenhaft zu prüfen. Denn

[1]) In seinem Buche „Weltgeschichte der Literatur" am Schlusse des Vorworts. Man vgl. hierüber die Zeitschrift „Deutsches Volkstum". 1920. 6. Heft. S. 182. Über die Verwandtschaft der Sumerer mit den Germanen s. Abschn. II.



1. „Totschlagen ist nicht beweisen.“ Dieser wichtige Grundsatz sollte uns davor warnen, unsern Gegnern einen billigen Triumph zu verschaffen. Bei glatter Ablehnung ihrer Hypothesen ohne Prüfung werden sie sagen: „Es ist lediglich die Unkenntnis der semitisch-babylonischen Sprachen, die die klassischen Philologen abhält, auf eine genaue Durchsprechung einzugehen [1]).

2. Den Zwiespalt zwischen den tollkühnen und den ernsten Orientforschern nach Möglichkeit zu vertiefen, ist für uns eine Pflicht der Klugheit. Den ersten gebührt eine Abweisung ohne viele Umstände, den zweiten, welche wie Franz Cumont diese Exzesse des Pambabylonismus einer „gewissen Schule von Assyriologen“ überaus bedauern (vgl. Band 161 S. 110), müssen wir wenigstens auf halbem Wege entgegenkommen.

3. Die von diesen betonten Übereinstimmungen semitischer und homerischer Namensformen dürfen wir nicht ohne weiteres als „zufällige Anklänge“ beiseite schieben, sondern müssen uns die Gründe dieser Übereinstimmungen zu erforschen nach Kräften bemühen.

4. Wir müssen auch den Orientalisten, die besonders in verschiedenen Heften der Zeitschrift „Der alte Orient“ solche Übereinstimmungen zwischen semitischen und indogermanischen Eigennamen und Dingworten (*περιστερά* = perach Istara „Vogel der Istara“) zur Sprache bringen, in gewissem Sinne dafür Dank wissen, daß sie uns bei unserem Bestreben, den urgeschichtlichen Einfluß der Steinzeit-Arier auf das Land der Sumerier (Urbabylonien) aufzudecken, gute Dienste leisten und so das gewaltige Ziel der zukünftigen Sprachwissenschaft, die Entdeckung der kaukasischen Ursprache, in greifbare Nähe rücken helfen.

Der wichtigste Grund aber, der mich dazu treibt, das Jensensche Buch nachher ausführlich zu besprechen, liegt darin, daß ich bei der Betrachtung der von ihm aufgezählten Übereinstimmungen zwischen Gilgamis-Epos und Odyssee in sehr bequemer Weise in die Lage versetzt werde, den durchschlagenden Nachweis zu führen, daß alle diese Heldentaten des „babylonischen Sonnenheros und Weltwanderers“ (vgl. 161. Band S. 108) gar nicht ursprünglich babylonisch sind, sondern genau der Heldenlaufbahn des im Osten aus seiner Hütte am Meer aufsteigenden, nach Westen strebenden Früh-

---

[1]) So muß in seinem Jahresbericht 1896—1902 (S. 4) Herr Direktor Dr. Gemoll den frechen Anmaßungen eines Keltizisten gegenüber erklären: „Der keltische Teil entzieht sich meiner Beurteilung.“

lingsgottes entsprechen, die nun ihrerseits wieder durch die großen Wanderungen der nordischen Völker über die Donau nach dem vorgeschichtlichen Griechenland und Kleinasien zur Achilleis, Odyssee usw. weitergebildet sind. Damit aber meine Leser nicht durch die vielfach bestechenden und scheinbar einleuchtenden Behauptungen dieser Orientalisten gefangen und an der bisher stets fest geglaubten Grundlehre, daß der blonde Achilles und der blonde Menelaos Fleisch von unserem Fleisch und Blut aus unserem Geblüt sei, irre werden, ziehe ich es vor, zunächst erst einige Schriften zu besprechen, die nach althergebrachter Weise, diese homerischen Helden als Vollblutarier und ihre Namen als arisch und nicht als semitisch ansehen. Es wird mir dann überaus leicht fallen, die entgegengesetzte Behauptung der Pambabylonisten: „der betreffende Name komme von einer asiatisch-semitischen Wortwurzel her", als verkehrt zu erweisen und unwissenschaftliche Etymologien lächerlich zu machen, wie dies schon D. Mülder tut (161. Band S. 110) bei der Besprechung des Buches von Victor Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée, Paris, I 1902, II 1903, der sich die griechischen Ortsnamen aus dem Phönikischen übersetzt denkt. Ich beginne deshalb mit der Besprechung einiger Schriften, die die Aufhellung altarischer Götternamen anstreben, und zwar solcher, die mit einer anerkanntermaßen indogermanischen Wortwurzel zusammenhängen. Indem ich dann von diesen sicher indogermanischen zu den zweifelhaften weiterschreite, werde ich den Nachweis liefern, daß auch diese, zum Beispiel Aphrodite (die nur eine babylonische Astarte sein soll) und Apollo sowie Bellerophontes (der, weil sein Name mit Bel beginnt, natürlich mit *Βῆλος* Baal zusammenhängt!) durchaus arisch sind, und daß wir im Gegenteil die ihnen entsprechenden semitischen Gottheiten als durch die Phönizier vermittelte Übertragungen nach dem Euphrat-Tigrislande ansehen dürfen.

c) Die nordisch-germanische Herkunft der homerischen Götterwelt.

1. *Τυνδάρεως,* der urgeschichtliche Donnergott (*λ* 298, 299, *α* 199).

Den ersten Vorstoß gegen die Irrlehre des Pambabylonismus habe ich schon in meinem 1909 verfaßten Buche geführt, das sich scheinbar nur um die nordische Herkunft des griechischen Tempels dreht, in Wahrheit aber alle den Ursprung der homerischen Mythologie berührenden Fragen mitumfaßt:

2. H. Muchau, Pfahlhausbau und Griechentempel. Kulturgeschichtlich-sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Jena, Hermann Costenoble 1909. Mit 60 Abbildungen.

Auf Seite 4 bin ich sofort auf den Kernpunkt meiner jahrzehntelangen Untersuchungen losgegangen; es galt für mich den Nachweis, daß die bloße, natürlich ungezwungene Schallnachahmung des Donnertons Tunduru tunduru, die ich genau der Schallnachahmung des Posaunentons[1] Tantara tantara, gekürzt in Taratantara[2] (Ennius Annalen 452 Vahl.), ohne Nachhilfe des denkenden menschlichen Geistes, bereits in der allerfrühsten Steinzeit entstanden sei und zur Benennung des Bergheiligtums geführt habe, in welchem die vom Donnerpriester (etruskisch fulguriator) eingefangene Blitzflamme verwahrt wurde:

Týndari dónoros = *Τυνδαριδῶν ὄρος.*

Als mein Ziel schwebte mir dabei der Gedanke vor, einen für die Gesänge der Donnerpriester, sowie für die Kriegstänze beim Siegesfest maßgebenden, aus der dreifachen Wiederholung des Donnertons bestehenden katalektisch-trochäischen Oktonar (Tetrameter) nachweisen zu können[3]:

Tuntru, tuntru, tunduru ‖ tuntru, tuntru, tunduru!
Donner, Donner, donnere! ‖ Donner, Donner, donnere!

aus dem sich dann auch leicht, wie jedem Kenner der Metrik geläufig ist, ein Saturnius (◡ 1 ◡ 2 ◡ 3 ∧ 4 ‖ 5 ◡ 6 ◡ 7 ∧ 8) nach Vorschlag einer Kürze vor dem ersten und dem Eintritt einer Pause im dritten Versfuß herausbilden konnte. Wenn sich der Nachweis liefern ließ, daß alle die zahlreichen Anrufe, die den mannigfachen Gottheiten der homerischen Mythologie entsprachen, aus diesem Urvers durch jahrhundertelange Umbildung entstanden seien, dann konnte meiner Behauptung, daß alle urgriechischen Gottheiten dem nordisch-germanischen Asenheim (Asgard) und n i c h t dem Euphrat-Tigrislande entstammten, ein ernstlicher Widerspruch nicht mehr entgegengesetzt werden. Aber wenn ich auch die Beweise in der Hand hatte, war es doch für mich eine schier unüberwindliche Sisyphusarbeit, meine Wortableitungen und Deutungen mit den

[1] 2. Buch Mosis cap. 19, 19: „Der Posaune Ton ward immer stärker; Mose redete und Gott antwortete ihm laut“ (Stimme des Donnerers).

[2] At tuba terribili sonitu taratantara dixit.

[3] Bereits von Archilochus angewendet. Dieses Versmaß halte ich für das älteste, es paßt wie kein anderes für die urzeitlichen Volkstänze: 4 Schritte nach rechts, 4 Schritte nach links. tunduru geht dann in tumpturu über; siehe das Folgende.

Etymologien der übrigen Forscher auf dem Gebiet der Homerkunde in Einklang zu bringen. Diejenige Abhandlung, welche am weitesten meiner Grundanschauung von der Verbreitung der nordischen Gewittergottsreligion entgegenkommt, stammt von E. Bethe, der in seinem Artikel über die Dioskuren (Tyndariden) den weiten, fast unbegrenzten Wirkungskreis dieser allen helfenden Lichtgötter klar erörtert.

3. E. Bethe, Artikel Dioskuren im Pauly-Wissowa-Reallexikon.

Diese Abhandlung, die auch die Tyndariden mit bespricht, ist aus dem Grunde so wertvoll für die Erweiterung unserer Kenntnisse auf dem Gebiet der griechischen Mythologie, weil 1. der Name der Tyndariden, der deutlich auf den Schlag des Hammers (tundere, tudes) hinweist und dementsprechend die dem Schiffer voranleuchtenden Lichtgötter auch als Gewittergottheiten charakterisiert, uns eine klare Vorstellung vermittelt, wie aus den einfachsten, ursprünglichsten Naturgottheiten sich die Schützer der verschiedensten menschlichen Kulturtätigkeiten herausentwickelt haben, und weil 2. der Wortstamm Tyndar ebenso wie der Wortstamm Dioskur uns einen Ausblick auf die Möglichkeit eröffnen, durch ihre Umformung nach den sprachwissenschaftlich allgemein anerkannten Lautgesetzen die Namensverwandtschaft vieler homerischer Gottheiten zu erweisen. Denn einerseits ist der Begriff des Hammerschlags (d. h. des Donners), der nach urgermanischer Auffassung den Beginn des Frühlings eröffnet und der Entstehung des Naturlebens den Weg bahnt, ebenso wie der Begriff des Steinwurfs δίσκουρα (zerdehnt in διόσκουρος), da der einschlagende Blitz als geschleuderter Stein aufgefaßt wurde, so eng mit der Wirksamkeit aller Naturgottheiten im Himmel, Meer (Seesturm = Kampf des Donar mit der Midgardschlange) und Unterwelt verknüpft, daß sich aus dieser Urgottheit begrifflich alle übrigen herleiten lassen; andererseits ist der Wortstamm thunthr (englisch thundr) durch die neuesten Ergebnisse der Sprachwissenschaft, die sich besonders mit der Verwandlungsfähigkeit des th-Lauts (þ in der germanischen Sprachkunde) in f usw. beschäftigt hat (K. Brugmann, vgl. S. 166), als Grundlage zahlreicher Wortwurzeln anzusehen, die sich nicht — wie der Donnerschlag — ohne weiteres als Naturlaut erweisen lassen. Weil dies (sogenannte englische) th auf der Grenze der s-Laute steht, so ist auch thunschur als berechtigte Nebenform von thunthur anzusehen und die Schreibung dinskur statt dinschur ist dann ebenfalls (da sch auch im Germani-

schen durch sk ersetzt wird: Ambiscara = Embscher, Skinken = Schinken) als gleichwertig zu betrachten. Die größte Bedeutung gewinnt aber die von dem Verfasser betonte Herkunft der Tyndariden vom Stamm tundere dadurch, daß noch einige andere Götternamen von anderen Forschern mit diesem uralten Worte zusammengebracht werden.

Bei der Besprechung des Artikels Aphrodite (S. 208) werden wir die Deutung Enmanns heranziehen, der den Namen dieser Meergöttin aus ἄφρος = Schaum und einem indogermanischen Stamm tnd oder dnt = schlagen erklärt. Dieser Stamm tnd ist natürlich tundo und seine Verwandlungsfähigkeit in dnt (= zermalmen, vgl. dentes, edentes, ὀδόντες) läßt sich nun ebenfalls bei Tundhar, das mit Dinschur wechselt (Ἀφροδίτη mit τ, aber ἀφροδίσια mit σ!), beobachten. Noch weniger auffällig wird uns dieser Wechsel von d und t (Teanum neben Dianus) erscheinen, wenn wir mit einem Seitenblick auf die sprachwissenschaftliche Gleichung stauta (stoße) = (s)tundo (schlage) uns vergegenwärtigen, daß der Donnergott Tyndareos eigentlich Styndareos = Stentor[1]) hieß (vgl. stauros, d. i. tauros = stiur Stier), und daß diese uralte Namensform verdoppelt aus dem Anruf des Styndar als „Vaters der Dioskuren“ sich erschließen läßt. Wenn wir nämlich statt *Τυνδάρεως* die bei Curtius (Gr. Etym. Stamm tund) dicht daneben gestellte Namensform *Τυνδάριχος*[2]) einsetzen, die in ihrer Grundform Tyndarsrichtyndar genau zu Thundarsirmgodthundar paßt, und die Namensverwandtschaft von Tynd-arichthundar mit Tiu(n)ärichthonjos = Zeus oder *Ζήν Ἐριχθόνιος*, der in Athen den Namen *Ἐρυσίχθων* = Ersrichthonios führt, genau ins Auge fassen, so wird der letzte Zweifel an einer allen diesen Namen zugrunde liegenden Urform Stundarsruchthundar schwinden; rsr ist aber von rr nicht verschieden und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn aus dieser Urform zahllose Götternamen sich ableiten lassen. — Und wie die Götternamen, ergeben sich auch unzählige Völkernamen aus diesem Urverse; denn da die Anrufung des donnernden Thun(d)aras auch beim Anrücken zur Schlacht vor sich ging und man ihn um Verleihung des Sieges bat, so entwickelte sich daraus der Schlachtruf, der natürlich bei den verschiedensten Volksstämmen immer etwas anders lautete, so

---

[1]) Über Stentor als Donnergott s. Th. Bergk. Gr. Litg. I, S. 580.

[2]) Der mit riks (= rex) zusammengesetzte Königsname Tyndar-richos enthielt urspr. rr statt r. Diesem Königsnamen liegt der Göttername Thundarsirmingod, Thundarsrimgod zugrunde, voller: Thundarsrimgodthunar; über Zenersrichthonios vgl. S. 217.

daß man an diesem Anruf den betreffenden Volksstamm erkannte und er so allmählich zum Volksnamen selber wurde, wie der Ruf eines Vogels (Kuckuk, Pirol usw.) auch dessen Name ist. Berichtet doch Plutarch im Marius (cap. XIX), die Ambronen hätten in der Schlacht bei Aquae Sextiae ihren eigenen Volksnamen den Gegnern als Schlachtgeschrei zugerufen; in Wahrheit haben sie nur: T'ambro t'ambrons = Tundro tundrans (donnernder Thundar) geschrien (vgl. andere Germanenstämme: [T]embur tungri, [T]emburo tencteri usw.); denn daß Tymphr (vgl. Tymphrestosoros) und Tynthr sprachlich gleichwertig sind, geht aus den Lautgesetzen hervor, die durch die eindringende Forschung der letzten Jahrzehnte festgestellt sind. Die verschiedenen Umgestaltungen des Wortstammes thundhr sind folgende:

1. Aus der allen Bezeichnungen des Donnergottes zugrundeliegenden Urform thundhr (die noch im Englischen als thundr erhalten ist), entsteht durch das schon dem Tertianer bekannte Gesetz der Dissimilation (*θεθήρευκα* wird *τεθήρευκα*) die vereinfachte Schreibung tundhar, die nach Abwerfung des h in dh in *Τυνδάρεως* erscheint. Daß tatsächlich in *Τυνδάρεως* hinter dem *δ* ein h oder ch gestanden hat, wird sich im weiteren Verlauf der Besprechung zeigen[1].

2. Für diese wichtige Urform treten nun alle die Lautgesetze in Wirksamkeit, die besonders durch den um die indogermanische Sprachwissenschaft hochverdienten Forscher Prof. Dr. Karl Brugmann in Leipzig ans Licht gezogen und in ihrem Einfluß auf die Wortableitung eingehend erörtert sind; ich habe sie schon in meinem Osterprogramm 1891 („Zur Etymologie griechischer Städtenamen") ausgiebig angewandt und zum Beweis für die enge sprachliche Verwandtschaft derartiger Ortsbezeichnungen benutzt: thunthr verwandelt sich durch die Zwischenstufen thunþr (englisches th = griechisches *θ*) und thunþfr hindurch zu thum*f*r und thumbr, so daß also tontru (der Donnerton) und tem*f*rae = tenebrae (das finstere Donnergewölk) eng miteinander verwandt sind[2].

3. Da neben tonsor das Femininum tonstricula (Cic. Tuscul. 5, 20, 58) steht, so geht auch neben der Form A(m)psyrtos die Nebenform Amphstryte einher, und so erklärt sich die Namens-

---

[1]) Wenn tumdhard nicht auch hätte in tu midchard (germanisch ch = g: tu midgard) zerlegt werden können, so wäre die Übertragung des Donnerrufes in das Fluchtgeschrei „Zu dem Midgard!" (der geschützt im Sumpf lag) unverständlich.

[2]) Aus dem Volksnamen der illyrischen Dassaretai (die auch = Tintharidai sind) hat sich die Bezeichnung Thesfrotoi = Thesprotoi abgezweigt.

verwandtschaft des germ. Gottesnamens Ansarthunsar (Asathor S. 207) mit (A)zarathustra und zahllosen griech. Götternamen.

4. Neben diesen beiden die neuere Wortforschung stark beeinflussenden Lautgesetzen stehen nun noch andere, die schon seit langer Zeit bekannt sind, so die Gleichung: tentare (richtiger: tenctare; vgl. quinctus = quintus) = temptare; *Τυνδαρίδαι* kann also zu Tymptaridae werden, denn tundo hat den Stamm tymp (vgl. *τύμπανον* die Schlagpauke; *τύπτω*) neben sich.

5. Auch temndo, griechisch *τέμνω*, lateinisch (con)temno; sowie tomndeo = tondeo schneiden ist mit tundo sprachlich gleichwertig.

6. Da französisch tendre zart auf lateinisch tener (ohne d) zurückgeht und zu tendere spannen, griechisch *τείνειν* (ohne d), *ἄνδρος* zu *ἀνήρ* gehört, so muß auch *Ταίναρον* (Donnersberg) zu den *Τυνδαρίδαι* in Beziehung stehen.

7. Diesen die arischen Sprachen betreffenden Lautgesetzen gesellen sich nun noch andere hinzu, die sich aus der Nebeneinanderstellung indogermanischer und semitischer Worte ergeben. Da dem griechischen *καθαρ* „rein“ im Hebräischen das bekannte Wort kaschar (כָּשֵׁר, Ablaut koscher) zur Seite steht, so muß, wenn es überhaupt jemals einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Zweigen der kaukasischen Ursprache gegeben hat, der Laut þ und sch verwandt gewesen sein. Die Tinþaridai (auf *Τινδαρίδαι* mit *ι* weist E. Bethe in seiner Abhandlung ausdrücklich hin!) müssen also die Nebenform Tinscharidai neben sich gehabt haben, und somit ist also meine Gleichung: Tindaridai = Dinschoridai (Dioskoridai) gegenüber den Behauptungen der Semitologen gerade durch die arisch-semitischen Sprachgesetze widerspruchslos bewiesen. Und die Betonung dieses widerspruchslosen Beweises ist für meinen Bericht von allergrößter Wichtigkeit; hat doch — wie wir S. 287 ausführlich besprechen werden — der Bearbeiter des Artikels „Saba“ in Pauly-Wissowa, Reallexikon die schier unglaubliche Behauptung aufgestellt, daß die Dioskorides-Insel am Ende des Roten Meeres, jetzt Sokotora, der Ausgangspunkt des Phäakenmythus gewesen sein soll, und daß sich von dort aus die Hauptgrundzüge der Odyssee nach dem homerischen Achäerlande verbreitet haben! Der Verfasser dieser 317 Seiten langen Abhandlung weiß allerdings für diese Dioskorides-Insel keinen einheimisch-semitisch-arabischen Namen anzugeben und nimmt zu seiner Erklärung seine Zuflucht zu einem indischen, d. h. also indogermanischen Worte dvipa sukatara = göttliche Insel. Er bedenkt dabei gar nicht, daß dann Diwoskodrides als Grundform angenommen werden muß, eine Namensform, für die er in seinem semitisch-arabischen Wörter-

buch vergeblich nach einem Beleg suchen wird. Dagegen sind im echten Heimatland der Odyssee die Di(w)oskodridai 1. in Athen als die (göttlichen) Kodridai, das Geschlecht des Kodros, 2. in Illyrien als Skodridai, Einwohner von Skodra usw. vorhanden. — Aus der Urform Tuntharthunstra, aus der der Name des Tsarathunstra (Zarathustra) stammt, läßt sich sowohl Tyndar wie Dinschtar gleichmäßig nach festen Sprachgesetzen ableiten. Wenn man dann noch im Anschluß an die uralten Formen (die ebenfalls aus dem unter 4. aufgeführten Lautgesetz sich ergeben) Diumpiter, Deipatros usw. (siehe S. 14) diesen Namen als 3. und 4. Versfuß hinzufügt und, um das obengenannte Metrum

1̲ ◡ 2̲ ◡ 3̲ ◡ 4̲ ‖ 5̲ ◡ 6̲ ◡ 7̲ ◡ 8̲

zu gewinnen, diese Reihe von drei Namen durch Wiederholung verdoppelt, so vernimmt man den Gesang der steinzeitlichen Blitzpriester:

Tyndar[1] diskor[2] dom[3] pater[4] | Tyndar[5] diskor[6] dom[7] pater[8],

die nach Art der Baalspfaffen auf dem Berge Karmel (1. Könige 18, 28) den Donnergott einladen, herabzufahren und sich des ihm geweihten Opfers zu bemächtigen. Denn daß die Tyndariden nicht nur den verzweifelnden Schiffern und als Dioskuren nicht nur den um den Sieg ringenden Faustkämpfern helfend zur Seite stehen, sondern *allen Unglücklichen Rettung* bringen, betont E. Bethe ausdrücklich mit dem Satze: „Aus den lichtspendenden Gottheiten[1]) entwickelten sich die Beschützer der notleidenden Menschheit in der verschiedensten Form". Somit begrüße ich die Abhandlung aufs freudigste, denn nun ist meiner Grundauffassung, „daß aus dem Blitz- und Donnergott sich eine ganze Reihe altgriechischer Gottheiten abgezweigt habe", der Weg geebnet. Denn da der Lichtgott 1. der Blitzgott, 2. der Sonnengott ist und im nordischen Mythos Sigurd = Baldur, mit Donars Stärkegürtel angetan, das neue Jahr eröffnet und die schlafende Erdgöttin erlöst, so ergibt sich daraus, daß die Namen aller mit dem Anbruch des Frühlings zusammenhängenden Götter und Göttinnen, z. B. Ἄρτεμις (s. unten S. 218), zu dem Donnerruf in Beziehung stehen müssen, daß aber auch der Kriegs- und Jagdgott, der urzeitlich den Steinhammer (tudes) schwingt, davon nicht getrennt werden kann. So hat denn auch Bethe ganz richtig zur Erklärung des Namens *Τυνδαρίδαι* auf *tundere*, *tudes* verwiesen, wie dies vorher schon

[1]) „Wenn irgendeinem, so fallen dem Schiffer die Begriffe Licht und Rettung zusammen" (S. 1096); in etwa sieben Fällen (die Bethe genau aufzählt) erscheinen sie als σωτῆρες.

Georg Curtius in seinen Grundzügen zur griechischen Etymologie (nach der 5. Auflage [1873] ist leider ein Neudruck noch nicht erschienen!) getan hat. Bei Bethe vermisse ich aber leider, wie bei Curtius, die Hauptsache, nämlich den Hinweis auf tonitru, englisch thunder (= Donner). Auch Curtius scheut sich, tonitru von tundere (mit dem Hammer schlagen) abzuleiten, weil ihn der leidige Gedanke, daß jeder Ton (*τόνος*) aus einer Spannung der Saite hervorgeht, auf *τείνω* als Grundwort geführt hat; das ganze Unheil hat schon Max Müller angerichtet, der das kurze Wort *τόνος* für das Grundwort, tonitru für eine Ableitung mit dem Suffix tru erklärt, während in Wahrheit aus dem durch bloße Schallnachahmung des Donnertons entstandenen Worte tontru die Form *τόνος* nur eine Kürzung darstellt. Außerdem hörten ja auch die Menschen den Donner eher, als sie das Schwingen der gespannten Bogensehne beobachteten. Da der Donnerlaut zweierlei enthält: 1. den Einschlag tund, 2. das Rollen des Donners ru (ruo, rota das Rad), so muß schon das Urwort zweisilbig gewesen sein (tundru). Die Behauptung, daß erst viele tausend Jahre nachher, als man Suffixe erfunden hatte (woher?), an *τόνος* das Suffix tru angesetzt sei, ist also falsch.

Jedenfalls ist Bethe von dem Zusammenhang des Tyndariden (besonders des Faustkämpfers *Πολυδεύκης*) mit dem Gotte, der tudite tundit, fest überzeugt; hat er doch auch *Τυδεὺς* und *Τυδείδης* (wie schon vorher G. Curtius) mit herangezogen; deshalb wird es mir erlaubt sein, auf die Verwandtschaft mit dem hammerschwingenden Thundar (Thunar, Thorr) hinzuweisen, wenn man auch meine Ableitung des Wortes *Τυνδάρεως* von tonitru vielleicht ablehnen sollte (vgl. oben *Στέντωρ*, S. 175). Daß auch bei dem Faustkämpfer *Πολυδεύκης*, der urzeitlich die erste Waffe der Menschheit, „den Faustkeil", führte, aus dem der Steinhammer Thorrs erst hervorgegangen ist, von dem Lichtgott auch seinem Namen nach nicht zu trennen ist, betont Bethe ausdrücklich, wenn er auf S. 1112 *Πολυδεύκης* mit *Πολυλεύκης*[1]) gleichsetzt (= der Vielleuchtende). Sicherlich geht aus allen diesen Eigenschaften der Tyndariden hervor, daß sie eigentlich alle Seiten des jungen Frühlingsgottes, der als Licht- und Sonnengott doch im Frühlingssturm einhergerast kommt, an sich tragen. Darum ist — diesen Schluß darf ich unstreitig ziehen — jeder Versuch der Pam-

[1]) Die schon von Schwenke (Etym.-mythol. Andeutungen 1823, 149) vermutete Gleichung *Πολυδεύκης* = *Πολυλεύκης* („glanzreich") hat viel Wahrscheinlichkeit.

babylonisten, etwa den babylonisch-assyrischen Baal als Vorbild der ältesten homerischen Lichtgötter uns aufdrängen zu wollen, verlorene Mühe: Baal ist nur Sonnen- und Feuergott, der asiatische Gewittergott Jaweh steht ihm feindlich entgegen, und das ganze alte Testament weiß von den Kämpfen zwischen Baal (genauer Baaldober [1])), Herr des Gerichts (also germanisch = Baldur) und Jaweh zu erzählen [2]).

4. Christian Harder, Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee.

In eine schwierige Lage geraten nun bei diesem fortgeschrittenen Standpunkt neuerer Forscher, die zu der Erkenntnis gekommen sind, daß viele homerische Götternamen einer befriedigenden Ableitung aus griechischen Wortstämmen widerstreben [3]), die Herausgeber von Schulwörterbüchern zu Homer. Sollen sie die althergebrachten Wortableitungen (Ἀφροδίτη, die aus dem Schaum „Getauchte") in Klammer hinzufügen, oder sollen sie neuere Deutungen heranziehen, die schon den Primaner in das Forschungsgebiet der neuzeitlichen Sprachwissenschaft einführen? — Chr. Harder hat eine Reihe guter Erklärungen zugefügt, so z. B. die Ableitung von *Βελλεροφόντης* aus *βδέλυρος* und *φεν*[*φονεύω*], auf die ich später zurückkommen werde. Auch bei *Τυδεύς* hat er das Wort tundo zugefügt; dagegen vermisse ich es bei *Τυνδάρεως*; ich möchte dem Verfasser raten, auch hier tundo und — wenn er Mut hat — auch tonitru in einer Neuauflage zuzuschreiben. Seine Erklärung von *Πολυδεύκης* weicht von der Deutung Bethes (nach Schwenke) weit ab; er fügt hinzu: *δεύκει* = *φροντίζει*, „der Vielbesorgte" [4]). Ich habe hierzu zweierlei zu bemerken: 1. Überall geht die wörtliche Bedeutung und die Bezugnahme auf handgreifliche, augenfällige Vorgänge der geistigen Fassung des Gottesbegriffs zeitlich vorauf; deshalb halte ich daran fest, daß wir auch bei *δεύκης* eine Anlehnung an *δίσκουρα*, den Diskuswurf, suchen müssen (s. oben S. 174). 2. Die nach Art des *Πολυδεύκης πὺξ ἀγαθός* fechtenden Helden der Urzeit verwendeten im Nahkampf den Faustkeil (Simson: Eselskinnbacken), im Fernkampf schleuderten sie den riesenhaften Stein,

---

[1]) In der Gaunersprache bedeutet „baldowern" soviel als einen verbrecherischen Plan ausdenken.

[2]) Daß auch Jawe ascher jawe(scher) zu Djoskur djoskur in Zusammenhang steht, soll später besprochen werden.

[3]) Artikel Apollon, Artemis und viele andere.

[4]) Diese Deutung stammt von Wackernagel; auch Bethe erwähnt sie.

aus dem sich nachher der δίσκος entwickelte; δίσκουρα wurde künstlich in δισκ-ουρα zerlegt; aus δισκουρος entstand dann διόσκουρος.

5. Jüthner, Artikel „Diskos" in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band IV, S. 1188.

Das Epos kennt einmal einen Stein-Diskus (Od. VIII, 186 f.), ein andermal einen σόλος αὐτοχόωνος[1]), den man sich als rohen Eisenklumpen vorzustellen hat.

2. Ζεὺς πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε.

Man kann nun den Τυνδάρεως und die Διόςκουροι nicht als urgeschichtliche Götter der Indogermanen ansehen, ohne von Ζεύς dasselbe zu behaupten. Das wird aber in neuester Zeit heftig bestritten; der gewaltigste Kämpfer gegen diese alteingewurzelte Ansicht ist Paul Kretschmer, dessen Buch nach U. von Wilamowitz' Urteil zu den wichtigsten Werken auf dem Gebiet der griechischen Sprach- und Altertumsforschung gehört.

6. Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896. Vergriffen, ein Neudruck wäre überaus wünschenswert.

„Als das sicherste Ergebnis der vergleichenden Mythologie hat man von jeher die Gleichung ved. Dyaus, gr. Ζεύς, lat. Juppiter, ahd. Ziu, angels. Tiz, altnord. Tyr betrachtet. Die germanische Parallele muß in Wegfall kommen ... Wie Bremer gezeigt hat, weist angels. Tiz., Gen. Tiwes auf eine germanische Grundform *tiwar, welche sich genau mit dem idg. Wort für „Gott" deivos deckt. Sprachlich ließ sich Ziu — Týr nur auf sehr künstliche Weise mit Ζεύς vereinigen, und sachlich machte diese Zusammenstellung die allergrößten Schwierigkeiten, ja, sie hat der germanischen Religionsforschung entschieden eine falsche Richtung gegeben. Den Tatsachen entgegen sollte Ziu — Týr die gemeingermanische Personifikation des Himmels gewesen sein, welche später durch Wodan aus dieser Stellung verdrängt wurde, während unsere Quellen vorzugsweise seinen kriegerischen Charakter, nirgends eine spezielle Beziehung zum Himmel hervorheben usw." — Wenn Kretschmer nun mit dem S. 79 verzeichneten Satze: „Es bleiben demnach nur der indische, griechische und italische Name des Himmelsgottes als lautlich indentisch übrig" seine ganze Besprechung des Götternamens

---

[1]) Ilias XXIII, 826 ff.; man vergleiche hierzu Pindar Ol. X, 72 und Istm. I, 23; in historischer Zeit scheint ausnahmslos Bronze in Verwendung gestanden zu haben.



Ζεύς abschlösse, so würde das allerdings für meine Auffassung von der nordischen Heimat des homerischen Götterhimmels ein vernichtendes Urteil bedeuten. Seine Betrachtung geht aber weiter Nachdem er zunächst die Meinung von O. Gruppe (Die griechischen Kulte und Mythen, I 79), daß Dyaus eine selbständig auf indischem Boden entstandene Personifikation des Himmels sei, welche in keinem historischen Zusammenhang mit Ζεύς und Juppiter stehe, mit Fug und Recht zurückgewiesen, fährt er fort: „Die Verbindung Diauspitar stimmt aber so gut zu griechischem Ζεῦ πάτερ, epirot. Δειπάτυρος, lat. Diespiter, Voc. Juppiter, umbr. Jupater, daß die Möglichkeit eines Zusammenhanges doch festgehalten werden darf, zumal ihr auch nichts im Wege steht ... Daß das Epitheton pitar als Beiwort des Dyaus eine tiefere Bedeutung hat, daß es den πατὴρ ἀνδρῶν τε ϑεῶν τε bezeichnet, geht aus der häufigen Zusammenstellung ‚Vater Himmel und Mutter Erde‘ sowie der Bezeichnung des Agni, der Açvin usw. als ‚Kinder des Dyaus‘ deutlich hervor.“ Diese letzten Worte geben mir nun wieder Hoffnung, daß, wenn auch das einsilbige Wort Tius zu Ζεύς nicht als gleichwertig in Beziehung gebracht werden kann, doch die Zeussöhne Διόςκουροι, die wieder ihrerseits von dem Worte δίσκουρα (wie oben S. 174 besprochen ist) nicht getrennt werden können, als urgeschichtliche Heroen anzusehen sind. Als dann im Gegensatz zu der Masse der gewöhnlichen Menschen der Begriff der Halbgötter (= Übermenschen) aufkam, brach sich auch die Lehre von der Abkunft dieser Halbgötter von den unsterblichen Naturwesen (Sonne, Meer usw.) Bahn, und nun wurde aus δίσκουροι[1]), den Schleuderern des steinernen Donnerhammers, in der Nebenform διόσκουροι durch Halbierung des Wortes Διόσ-κουροι „Söhne der strahlenden Sonne“. Seit dieser Zeit verwandelte sich also der Ahnenkultus, die Verehrung der riesenstarken Stammeshelden, in eine klar ausgesprochene Gottesreligion; seit diesem Zeitalter, also erst nach der Verbreitung des Kultus der Διόσκουροι, kann von einer Zeusreligion die Rede sein. Da nun weiterhin, wie oben S. 177 dargelegt ist, die Namensform Tumpstar von Tumschtar und Tunsktur (worin das s schwinden konnte; vgl. Taungtors Ταΰγετος ὄρος) nicht verschieden ist, so stehen sich die Formen Disktros und Diespiter sehr nahe, die erste wurde für den Halbgott, die zweite für den Gott verwendet.

---

[1]) Daß δίσκος vor δίσκουρα (Ψ 523) bestanden haben soll, leugne ich rundweg ab; in der Hand des Werfers war die Beschaffenheit des Schleudersteins urzeitlich ganz gleichgültig, und so hat ja auch der Diskus in den Jahrtausenden immer seine Form gewechselt (Stein — Bronze — Eisen).

3. Sardopater, der Heros der Schardana, und Sarpedon, Fürst der Lykier (*Z* 199, *Π* 490).

Zu den mit pater zusammengesetzten Götternamen gehört auch der Heros und Stammvater des mächtigen Seevolkes des Schardana, Sardopater, dessen Heiligtum Σαρδωπάτυρος ἱερόν von Ptolemäus (200 n. Chr.) erwähnt wird. Da nun diese Schardana (die später Sardi, Sardonii in Sardinien heißen) in den ägyptischen Inschriften (s. unten S. 286) immer mit den Tekri, d. h. Teukri, zusammen genannt werden [1]), so bin ich berechtigt, den Namen des Stammvaters der Schardana mit Teukros, der 1. als Stammvater der Troer, 2. als Sohn des Telamon und Bruder des Αἴας, 3. deshalb auch als Gründer von Salamis auf Kypros in allen Gegenden des Mittelmeers eine wichtige Rolle spielt [2]), zusammenzustellen und Teukro(d)sar dompter als ältere Grundform für Sardopater anzusehen. Diese Zusammenfügung ist nun deshalb so besonders ergebnisreich, weil 1. das Wort Sardom sprachlich nicht von Sarpdon und Sarcton (Soracte, Sauroktonos) getrennt werden kann, da noch zu Ciceros Zeit „sartum et tectum“ die Bezeichnung des „wohlverwehrten“ Hauses darstellt, sartum aber aus sarctum hervorgegangen ist, wie denn auch die entsprechende Form von farcio farctum neben fartum noch in geschichtlicher Zeit gebraucht wurde. Ich habe das alles bereits vor 30 Jahren in meinem Osterprogramm (1891) ausführlich dargelegt; meine Worte über Sardopater lauten dort S. 13: „Da der phönizische Melkhart (= König der Stadt) nichts anderes ist als Schützer der Stadt, so ist auch der Name des Gottes Sardopater von Σαρδώ (Einhegung) abgeleitet, wie Janus (Djanus) ursprünglich Schützer der janua (Haustür) hieß. — Wie Sarpo (vgl. sarmentum) für sarqo eintreten kann, so geht aus der Grundform *Sarqdon regelrecht Sarpdon hervor: Σαρπηδών Stadt; 1. in Thrazien, 2. in Kilikien, auch von Curtius mit σάρπη (ἅρπη Sichel, lat. sarpo in sarmentum abgeschnittene Zweige) zusammengebracht, also als „Garten“ zu deuten. Dieser Ortsbezeichnung Σαρπηδών ist nun bekanntlich in der Ilias der Name des lieben Sohnes des Zeus (*Π* 460), des Führers der Lykier, deren Namen von dem der Chalyker (= Chalyber; siehe das Folgende), der Kiliker und Kolcher, von Chalkis und Kalchedon nicht zu trennen ist. Wir erhalten also deshalb nicht nur im Tyrrhenischen Meer den Namen des gewaltigen

---

[1]) Vgl. mein Hilfsbuch zu Homer S. 151.

[2]) Auch die Hauptstadt der Lyder, Sardes oder Sardeis, gehört zu dieser Namensfamilie; Chalyber, Lykier und Lyder sind namensverwandt.

Seefahrervolkes der Teukersardomcharlabri, sondern auch im Gebiet der troischen Lykier Teukersarpdon char lybri. An der Verwandtschaft von *χαλκός* Erz (*κάλιξ*, *κύλιξ*) und *χάλυψ* Stahl hat noch niemand gezweifelt. Chalyber und Calabri sind sprachlich aus *Calasri hervorgegangen. Denn da das lateinische celeber aus *celesr herausgebildet ist, was Prof. K. Brugmann (s. oben S. 166) erwiesen hat, und wir eine große Anzahl Namen von der Form Calsar, wie *Καλάσαρνα*, *Καλα(σ)υρία*, Halisarna usw., verzeichnet finden, so ist auch Calaser die Urform zu Calaber. Weil aber weiterhin die Bewohner der uralten sardinischen Hauptstadt Calaris, die ursprünglich Calarstarni, dann einfacher Calaritāni hießen, den Gesamtnamen Sardancalaristarni führten, so erkennen wir nun klar und zweifellos, daß:

1. Kalarsarna die Urform für Kalasarna, Kalauria und Kalabri war;
2. Kalarsarna aus miklhardsarna hervorgegangen ist, das heißt aus miglgardsrumo (Garten des Stromes, also Pfahlbau), Nbf. für midlgardsrumo[1]); vgl. S. 191—192.
3. Teukerdsarmdoncardsarm ist eine uralte Verdoppelung des Schlachtrufes Teutcardsrum „Volk des Gartens am Strom“;
4. Dieser Schlachtruf ist von dem Anruf der Tyndhardsrumtyndhardsrum, das heißt der Tyndariden (Dioskuren) nicht verschieden.

4. *Δευκαλίων* (N 452 und τ 181).

Zu den Namen, die man mit *Ζεύς*, *Διός* in Verbindung gebracht hat, gehört auch Deukalion, den ich deshalb hier anschließe. Da die Deukalionische Flut bei dem Vergleich der Odyssee mit dem Gilgamisch-Epos von großer Bedeutung ist (251 ff.).

7. v. Sybel, Artikel Deukalion in Pauly-Wissowa, R.-L. V, 261. Mit einer wichtigen genealogischen Tafel des Japetiden-Geschlechts (= Japhetiten).

Der Verfasser weist zunächst in übersichtlicher Darstellung nach (S. 995), wie von Dodona, dem ältesten Sitz der Flutsage, und dem ursprünglichen Wohnorte Deukalions die Sage mit Deukalions Nachkommen durch ganz Mitteleuropa und wieder zurück

[1]) midlgard (Mittelgart) und midgard (Mittengard) ist seit der germanischen Steinzeit bis zum Zeitalter der Edda die gewöhnliche Bezeichnung des mitten im Strom liegenden Pfahlbauhauses. Aus midgard ist *μέγαρον* entstanden, während midlgardsrumo (vgl. Bedlgersrompho [*Βελλεροφῶν*]) zu miglgardsrumo durch Anlehnung an *μεγάλη* geworden ist. Halihart(r)os; Halikyr(s)r-na, Halikarnassos neben Mykale.

nach Epirus gewandert sei. Diese Feststellung zeigt uns, daß die *Illyrer*, die auch Galebrioi (= Calabri) heißen, im Besitz dieser uralten Sage waren; wir brauchen sie nicht aus Arabien (S. 287) und Babylonien (S. 244) zu holen; dort wohnten auch die Phäaken. Dann fährt er fort: „So klar im ganzen die Bedeutung der Sage, so rätselhaft ist der Name Deukalion; besonders die erste Silbe. Allerdings hat man wegen der mannigfaltigen Beziehungen des Mannes zu Zeus versucht, im ersten Bestandteil diesen Namen finden zu wollen, . . . es bleibt aber dann die wichtige Beziehung zur Flutsage ganz außer acht. Deshalb hat in letzter Zeit die von Schwenk vorgeschlagene Ableitung von *δεύω* „netzen" viel Anklang gefunden: Deukalion weist auf das Wasser, Pyrrha = rote Erde auf das feste Land. Vorher hat der Verfasser noch die Ableitung von *δεῦκος* = *γλυκύς* erwähnt, eine Ableitung, die an sich sehr angemessen erscheint, da dem Deukalion wie Noah auch die Einführung des Weinbaues zugeschrieben wird. Gleichwohl muß ich in dieser Form beide Deutungen als unzureichend ablehnen, da ich wohl gern anerkenne, daß in späterer Zeit von den Griechen der Begriff des nassen Elements (*δεύω*) und der Süße des Weins mit dem ihnen unverständlichen Namen des Heros der Sintflutzeit in Zusammenhang gebracht worden ist, aber die urzeitliche Entstehung des Namens aus diesen Wortwurzeln für undenkbar halte. Denn die Namensverwandtschaft des Deucalion mit dem Heros der Dauncalabri, das heißt des in Süditalien wohnhaften Seefahrervolks (Daunia nördlich von Calabria), dessen Name nur die zweite Hälfte des siebensilbigen Namens der Teukersardonclharsri (siehe oben S. 183) bildet, ist so augenfällig, daß ich bereits diesem Volke und nicht erst den homerischen Achäern die Schöpfung dieses Heroennamens zuzuschreiben mich gedrungen fühle. Eine Betrachtung des Meervolks der Daunucalabri wird meine Ansicht rechtfertigen (vgl. S. 286).

8. Wissowa, Artikel Daunus in Pauly-Wissowa, Reallexikon IV, S. 964.

„Aus Illyrien eingewandert, beherrschte der König Daunus in Süditalien Messapien, Daunien, Peuketien." — Durch diese wichtige Angabe, in der allerdings der Volksname Calabri fehlt, erkennen wir, daß der aus Illyrien (Dodona; siehe oben) stammende Deu(n)calion und der Illyrer Daunucalabrus — in Illyrien lebte der Stamm der Galebrioi = Calabri — ein und dieselbe Person sind. Die Übereinstimmung wird noch auffälliger, wenn wir aus dem Meergötterpaar Deukalion und Pyrrha einen einzigen Namen wieder-

herstellen und diesen mit den illyrisch-thesprotischen Volksnamen vergleichen. Gehen wir wieder von dem schon oben bei dem Aufsatz über die Tyndariden erwähnten Meerungeheuer Charybdis aus (das beim Vergleich der Odyssee mit dem Gilgames-Epos eine große Rolle spielt) und setzen die dort genannte Urform Chardrybis mit charadra (Stromwirbel) zusammen und die Silbe ϑεός (ϑες) davor, so ergibt sich als Schreckensruf des von der Charybdis erfaßten Schiffers: Theschardarybdinschardara. Hiermit stimmt überein der Volksname: Daschardrê(b)tanskordra die Dassar(r)êtai von Sko(r)dra. Dann, da Daschar = Daspar ist Thespordrô tonschardra die Thesprôtoi von Charadra. (Thes)persräbdonschardra die Per(s)räboi von Charadra[1]). ... porsrep(t)inscersrem Proserpina Ceres (= Persephone). pyrsramdeuclharsrom Pyrra-Deucalion[2]). porsri donclharsuron Poseidon von Calauria. pharsrakdonschardra Pharcadon ἐσχάρδρα (Feuerstätte). pharjrakdonscherdra Pha-j-akdon (Feste der Phaiakes) auf Scherdria = Scheria [vgl. die Tabelle].

5. Die allmähliche Verbreitung der Religion des Ζευπατερ.

Wenn nun jemand von mir Rechenschaft fordern sollte über die Frage, wie ich mir diese Wanderung der nordischen Lichtreligion vorstelle, so ist zunächst zu betonen, daß schon nach Beendigung der Eiszeit in Nordeuropa, die eine Überflutung aller dieser Tiefländer zur Folge hatte[3]), ungezählte Scharen germanischer Floßschiffer (das Häuschen auf dem Floß ist das Urbild der Arche Noah) aus den Ostseegebieten über das überschwemmte Ungarn und Südrußland nach Südeuropa und (nach einer Landung am Ararat 1. Mos. 8, 4) auch nach Sumerien (Urbabylonien) gelangten; denn Babilu ist nichts anderes als Wabirlohe. Ich komme auf alle diese Fragen im IX. Abschnitt (Religion und Götter) zurück. Daß sich im Semnonenlande an der Havel die Religion der Waberlohe seit

---

[1]) Das Land der Per(s)raiboi am Olymp ist reich an Stromschnellen χαράδρα) des Peneios; ein Ortsname Charadra findet sich zwar nicht, doch der Peneiosmündung gegenüber (auf der Chalcidice) Charadriai.

[2]) Man vgl. hierzu das über mcalharsarna (miglgardsrum) S. 16 Anm. 1 Gesagte. midlgard mit l ist älter als midgard ohne l.

[3]) Wie weit wir die nordgermanische Steinzeitkultur zurückverfolgen können, darüber belehrt uns eine Zusammenstellung aller neuerschienenen Bücher über Deutschkunde in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“, Juni 1920 (S. 182): „Ums Jahr 15000 v. Chr. beginnt nach der Abschmelzung des Eises die Kultur der Steinzeitgermanen.“

der Steinzeit bis ins 18. Jahrhundert erhalten hat, bildet den Inhalt eines kurzen Aufsatzes:

9. H. Muchau, Die Waberlohe und die Religion des Himmelsgottes bei den germanischen Urbewohnern in der Mark Brandenburg. Beilage der „Post", 3. Dezember 1911.

Über die Einwanderung der nordindogermanischen Völker in Griechenland schreibt Kretschmer (S. 414): „Wir lernen aus den Wandlungen, die (nach Karl Lamprechts Darstellung in seiner ‚Deutschen Geschichte') das deutsche Nationalbewußtsein im Verlaufe seiner Entwicklung durchgemacht hat, daß man sich auch die Entstehung der Nationalitäten auf indogermanischem Gebiet so wenig wie ihre weitere Entwicklung als eine überall gleichartige vorstellen darf. Bei der Bildung der griechischen, der italischen, der arischen Nation hat wahrscheinlich die geographische Isolierung mitgewirkt; aber für die nordindogermanischen Völker kann dieser Faktor nicht in Rechnung gestellt werden: Kelten, Germanen, Slawen, Thraker, Illyrier waren nicht durch natürliche Grenzen so scharf voneinander geschieden, daß sich dadurch ihre nationale Abgrenzung erklärte." Der Hauptfaktor war hier wohl jenes assimilierende, zentripetal wirkende Prinzip, für welches wir weiter keine Erklärung geben können: indem sich in einer Gruppe von Stämmen Gleichheit der Sprache, des Rechts, der Religion, der materiellen Kultur ausbildete, gerieten sie immer mehr zu den Nachbarvölkern in Gegensatz. Aber wie dieser Prozeß im einzelnen verlaufen ist, läßt sich für den indogermanischen Norden noch weniger erraten als für den Süden, der früher in das Licht der Geschichte getreten ist.

6. Die Wanderungen der Thraker im 3. Jahrtausend v. Chr.

Über die Thraker (die eigentlich Strym-modnjorstranker hießen) schreibt Kretschmer: „Die Anfänge dieser Entwicklung können bis in eine sehr ferne Urzeit zurückreichen. Mit was für Zeiträumen wir zu rechnen haben, erkennt man jetzt, wo es wahrscheinlich geworden ist, daß die Thraker schon mindestens im Beginn des 3. Jahrtausends nach Kleinasien übergewandert sind; es ist das erste Datum, welches wir für die indogermanische Urzeit haben. Schon damals muß thrakisches Volkstum und thrakische Sprache gegen die Nachbarvölker abgegrenzt gewesen sein, wenn auch vielleicht nicht so scharf wie später." — Auf der nächsten

Seite (415) spricht Kretschmer dann von der Herausbildung des griechischen Sondervolkes, daß erst im 8. Jahrhundert so weit war, „daß es einen gemeinsamen Namen fordert und sich schafft, indem es den eines damals bereits verschollenen kleinen Stammes, der Ἕλληνες, hierzu erhebt. Der Entwicklungsprozeß, welcher zu diesem Ergebnis geführt hat, läßt sich, weil er in die prähistorische Zeit fällt, nicht mehr in allen seinen Phasen erkennen; aber einige Momente derselben können wir doch angeben. Ich weise zunächst noch einmal auf die speziellen sprachlichen Beziehungen zwischen den nordgriechischen Dialekten und den nichtgriechischen Nachbarsprachen sowie auf die eigentümliche Stellung der Makedonier hin [1]). Diese Tatsachen bringen uns der urzeitlichen Epoche näher, wo die Griechen nichts als eine Gruppe indogermanischer Stämme waren, welche von ihren nördlichen Nachbarn noch nicht irgend scharf geschieden war. Es ist möglich, daß ihre Verschmelzung mit der ‚karischen' Urbevölkerung, welche ein neues Element in jene indogermanischen Stämme hineinbrachte, zu ihrer nationalen Abgrenzung beigetragen hat". Aus diesen wichtigen Sätzen geht klar hervor, daß, wenn die Thraker schon im 3. Jahrtausend nach Kleinasien übergewandert sind, bereits im 4. Jahrtausend die Auswanderung der nordeuropäischen Arier nach Südosteuropa begonnen haben muß. Sie nahmen natürlich die Religion des Diauspater mit, und wir erkennen in dem oben besprochenen Kultus der Dioskuroi und aller mit der Stammsilbe tund = Donnerschlag verwandten Gottesnamen (siehe oben S. 175) die Seitentriebe dieser uralten nordischen Lichtreligion. Zu diesen Nebenformen des Namens Diuspatr rechne ich nun auch, da das t hinter p leicht (nach der Darstellung auf S. 182) schwinden konnte, die in der Ilias allerdings nur höhnisch gebrauchte Namensform Δύσπαρις, die dann aus Unkenntnis der Entstehung in Πάρις gekürzt wurde.

7. Δύσπαρις bei den Troern und Dardanern.

Ich bin der Meinung, daß Δύσπαρις die Urform des Namens Πάρις ist, und daß Πάρις urzeitlich den troischen Frühlingsgott bezeichnet hat, der die Helena befreit (siehe unten S. 210). Kretschmer berichtet von den Troern S. 182: „Zu den ältesten Einwohnern mögen die Troer gehören: das dürfen wir aus der noch ziemlich primitiven Kultur von Hissarlik schließen, in welcher außer einigen

[1]) Die Stadt der Daker Sarmizgethusa zeigt Namensverwandtschaft mit Ma(z)kedonja.



kupfernen Messern und Nadeln nur steinerne Äxte, Meißel, Sägen und Messer vorkommen. Die Troer sind also, vermutlich über den Hellespont kommend, gleich an der Pforte Kleinasiens sitzen geblieben und haben sich auf dem ... wohlbefestigten Burghügel von Hissarlik gegen ihre nachrückenden Brüder behauptet." Die Phryger verstanden die Sprache der Troer (Hymnus auf Aphrodite), waren ihre Freunde und Verbündeten (*Γ* 185 ff.); aber niemals werden die Troer als Phryger bezeichnet, wie später von den Tragikern (Aristarch und Strabon warnen vor der Gleichsetzung). „Daraus folgt aber natürlich nicht, daß Troer und Phryger unverwandt gewesen wären. Politisch und dem Namen nach waren sie verschieden, ihre Kultur und ihre Sprache aber war eng verwandt." — „Die einzig haltbare Deutung des Namens *Ἴλιος* ist meines Erachtens die antike, wonach er die ‚Stadt des Ilos' bedeutet (Pindar, Nem. VII, 30: *Ἴλου πόλιν*)." — Kretschmer bespricht dann die troischen Eigennamen *Δόρης* (= *Δάρης*, der phrygische Mythograph) und *Πάρις*[1]), zu dem Thomaschek die Namen auf *-πορις*: *Κετρί-πορις*, *Δινδίπορις*, *Διλίπορις*, *Αὐλούπορις*, *Ῥαισκούπορις* usw. gestellt hat. S. 185: „Wenn nun der Name der nördlichen Nachbarn, der Paionen, der Dardaner, ebenfalls in der Troas wiederkehrt, dann kann die Möglichkeit, daß auch jene (so gut wie die südlichen Nachbarn der Paionen, die Mygdonen) an der Auswanderung nach Kleinasien teilgenommen haben, nicht von vornherein zurückgewiesen werden ... Der Name des dardanischen Fürstengeschlechts der Aineaden, welches, wie man längst aus den Versen Y, 302 f. und Hymn. auf Aphrod. 196 f. geschlossen hat, noch zur Zeit der epischen Dichter in der Troas herrschte, sieht griechisch aus und scheint mit den Ortsnamen *Αἴνεια* auf der Chalkidike, *Αἶνος* in Thrakien in irgendeinem Zusammenhang zu stehen; Rhesos (*K*, 435—519) wird *Αἰνειῶν πάλμυς* genannt, Hipponax (Fr. 42). — Was das Epos sonst an troischen Namen nennt, macht ebenfalls keinen unindogermanischen Eindruck. *Ἀσσάρακος* hat schwerlich etwas mit den Assyrern zu tun (Ed. Meyer, Gesch. von Troas 62), sondern ist mit dem im Phrygisch-Thrakischen wie in fast allen indogermanischen Sprachen beliebten Suffix -ko- gebildet (phrygisch *Νάννακος* usw.).

---

[1]) Voltuparis, Assoparis illyrische Seitenstücke zu diesen troisch-phrygischen Namen.

8. Ἀσσάρακος in Troia — kein Assyrer!

10. H. Muchau, Hilfsbuch zu Homer. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1906.

In diesem Hilfsbuch, das von dem in der homerischen Frage trefflich bewanderten Rezensenten Prof. Dr. C. Rothe (in den Jahresberichten des Philol. Vereins, 1907 und 1908, S. 206) zum Schulgebrauch für die Gymnasien warm empfohlen wird, habe ich im VI. Teil: Homerische Mythologie und Heldensagen, unter 4. (S. 148) die Verwandtschaft der Homerischen Mythologie mit den Götter- und Heldensagen der nordischen und orientalischen Völker, den Versuch gemacht, in einer dreiteiligen Tabelle, dem Schüler der oberen Gymnasialklassen die Verwandtschaft einzelner nordischer Heroen mit den griechischen und semitischen klarzumachen gesucht. Ich habe dort S. 149 Ἀσσάρακος mit dem von Assur, dem Stammgott der Assyrer, abgeleiteten Königsnamen Assarhaddon in Parallele gestellt, aber durch die Art der Zusammenstellung (die nordischgermanische Mythologie der Urzeit steht als Bindeglied in der Mitte) jeden Gedanken an eine Übertragung des Namens von Assyrien nach Troia abgewiesen. Ebenso ist zum Beispiel Völ(h)undr (Wieland) das gemeinsame Urbild für Volcanus und Thubalkain, den Meister in Erz (1. Mos. 4. 22), S. 149.

9. Διόνυσος und die Verwandtschaft der Thraker mit den homerischen Achäern.

Kretschmer schreibt über diese Verwandtschaft beider Völker S. 241: „Dionysos ist — um beim Sprachlichen zu bleiben — bis auf den Namen von Haus aus ein Thraker. Daß seine Mutter, Σεμέλη die thrakisch-phrygische Erdgöttin ist, glaube ich an anderer Stelle gezeigt zu haben[1]); und auch daran halte ich fest, daß das thrakische Δεόνυσος (mit einem im thrakischen Sprachgebrauch gewöhnlichen, dem griechischen dagegen im allgemeinen fremden Wandel von ι vor Vokalen in ε) die thrakische Herkunft dieses Namens erweist. Das Kompositum Διόνυσος und die Zusammenrückung *Διόσνυσος = äolisch Ζοννυσος, thessal.-kretisch Διόννυσος (Knossos und Eleutherna) haben auch im Thrakischen ihre Parallelen; neben Diuzenis, Δεόβιζος, Diobessus findet sich auch hier Deospor, Dioscuthes, deren Analyse sich aus Muca-por bzw. Μιλτοκύϑης ergibt. Der thrakische Dionysos ist also Sohn des Zeus und der

[1]) Aus der Anomia S. 19; für Thomaschek (II, 1, 40) ist Σεμέλη die „geballte Wolke“.

Semele (= Himmel und Erde); der Himmelsgott heißt phrygisch *Ζεὺς Βροντῶν καὶ Ἀστράπτων* auch *Βαγαῖος*, „Eichengott“. — „Die prähistorischen Berührungen der Thraker mit den Griechen beschränken sich aber nicht auf sprachliche und religiöse Beeinflussung; einzelne thrakische Scharen sind bis Thessalien, Phokis, Böotien vorgeschoben: *Θρακίδαι* in Delphi, *Φρυγία* am Oita und in Böotien. Auch auf den Inseln bis Naxos (!) finden sich Spuren thrakischer Stämme, die später in der griechischen Bevölkerung aufgegangen sind (S. 242).“ Nach meiner Auffassung ist auch dieser Name mit Dioskuroi verwandt [1]).

10. Die Verwandtschaft der kleinasiatischen Pfahlbauvölker mit den homerischen Griechen.

Die für die homerische Namensforschung weitaus wichtigsten Ermittelungen finden sich bei Kretschmer in dem Abschnitt über die Personennamen der kleinasiatischen Sprachen (S. 350 bis 370). Besonders auf S. 361 sind Namensformen verzeichnet, deren Bildung für die schwierige Frage: „Woher stammen Ortsnamen wie *Τροία* und *Τροιζήν* und die vielen (bei Homer allerdings nicht vorkommenden) Namensformen auf Tar und Tarq, wie Tarentum, Tarquinii usw., die über die Küsten des Mittelmeeres verstreut sind?“ — von größter Wichtigkeit ist. „Eine Eigentümlichkeit der kleinasiatischen Nomenklatur sind gewisse präfigierte Elemente, deren Bedeutung und Funktion uns unbekannt ist. Besonders deutlich erkennbar sind sie im Kilikischen, in dem Verzeichnis von der Korykischen Grotte, JHSt XII 244 ff. n. 27, treten massenhaft Namen auf, die mit den Elementen *Ρω*, *Ρων*, *Τροκο*, *Ταρκυ* zusammengesetzt sind, wie *Ρωσγητις*, *Ρωνδβίης*, *Ρωζρυμερις*, *Ρωαρβασις*, *Ρωνδερβεμις*, *Ρωνδινασις*, *Ρωμβιγρεμις*, *Τροκομβιγρεμις*, *Τροκοαρβασις* isaur. *Ταρκυνδβέρρας*, *Ιαζαρμας* (vgl. *Ρωζάρμας*) usw.“ — Diese uns unbekannten Bildungselemente gewinnen sofort für uns Leben und Bedeutung, sobald man sich die von mir oben (S. 184) angedeutete Grundanschauung zu eigen macht, daß diese uralten Ortschaften (wie Troia I, S. 189) bereits in der jüngeren Steinzeit, d. h. Pfahlbautenzeit entstanden sind, wird man unschwer erkennen, daß ihre Namensformen zu der damals allgemein von der Nordsee bis Kolchis am Pontus gebräuchlichen Bezeichnung *ἀμφιρσρυ(μ)το μεγαρρομ* (*μέγαρον*), germanisch umbirsrumto midgardsrum, der

[1]) Ein Bergheiligtum des *Διόνυσος* muß *Διόνυσορος* geheißen haben, eine Form, die genau mit Djanu(s)arius zusammenstimmt. Im Januar wird der junge Frühlingsgott geboren.

umströmte Midgard (im) Strom, ausgezeichnet passen; nur daß die Silbe strym (erhalten in Strymon, an dem Herodot zahllose Pfahlbaudörfer fand) entweder zu rum gekürzt (*ῥοῦν*, acc. von *ῥοῦς*, *ῥεῦμα*, Roma = Stromstadt) oder zu struchum zerdehnt ist, so daß der Ortsname mit Rom oder nach Abfall des s mit Trokom begann (Tromkom-midger(s)remis wird, da m = b ist, zu Trokom bigremis. Leider hat ein allbekanntes Sprachgesetz, „nervus für *νεῦρος*, tarbos gallisch für taurus", zerstörend auf die alten Formen eingewirkt, so daß aus Tarkyndombersram[1]) nicht Trokodabarsrim, sondern nach Verschiebung des r in die vorhergehende Silbe Troko(d)arbasrim = *Τροκοαρβασις* wurde. Bei der Besprechung der Wassergöttin Amphi(r)strite (S. 200) sowie im VIII. Abschnitt (Nautik, Flöße usw.) werden alle diese Formen noch genauer behandelt werden.

11. Die Verwandtschaft kleinasiatischer Götternamen mit den griechischen: *Ἑρμῆς*, *Ἑρμείας* und *Ἑρμιόνη* (Od., δ, 14, Ilias B 560).

„Im Lykischen", so fährt Kretschmer S. 361 fort, „erscheint das Element *Ερμα-*, *Ερμαν-*, *Ερμεν-* in derselben Weise präfigiert: *Ἐρμαδάννας*, *Ερμακότας*, *Ερμανδίμασις*, *Ερμανδόας* (I, 7), *Ερματέορις* (I, 84), *Ερμαδορίας*, *Ερμαδαπιμις*, *Ερμαδαπίεμις*, *Αρμαδαπιμις*, *Ερμασάλας*, *Ερμενδαδις* (C. I. G. 4315). Derselbe Wortstamm scheint auch mit suffixaler Ableitung vorzukommen: *Ἐρμίνιος* Reisen I, 63; vgl. Ärimñnoha Myra 2. In anderen Fällen ist die Analyse unsicher: *Ερμαραλος* (Reisen I, 84), *Ερμανδης* II S. 2 A. 4; — *Ερμαπίας*, *Ερμαπίων*, *Ερμόας*, *Αρμοασις*. Daß griechische, vom Namen des Gottes *Ἑρμῆς* abgeleitete Personennamen, wie *Ἑρμίας*, *Ἑρμαῖος*, *Ἑρμῆς*, *Ἑρμογένης*, *Ἑρμόλαος*, *Ἑρμόλυκος*, *Ἑρμότιμος*, *Ἑρμάρατος* in Lykien sehr häufig sind, hat offenbar seinen Grund in jenen ähnlich klingenden lykischen Namen, welche man in den griechischen wieder zu hören glaubte." — Nach meiner Empfindung ist auch tatsächlich der lykische Wortstamm *Ερμαν* von *Ερμαίας* nicht verschieden, zumal beide mit dem germanischen Gottesnamen Erman (Irmin) aufs engste verwandt erscheinen. Man vergleiche 1. *Ερμασάλας* mit Ermansula (Irminsul), 2. *Ερμενδαδις* mit Ermendiota (= großes Volk), 3. *Ερμακότας* mit Ermancot (Irmingot Hildebrandtslied), 4. *Ἑρμιόνη* (Odyssee δ, 14, Ilias B 560) mit Ermiones, Nebenform von Erminones, 5. *Ερμαραλος* mit Ermars

[1]) Da gard (= das Gewahrte) aus gward hervorgegangen ist, so steht bersram für gwerdsram. Die alten Akkusativformen sind später überall durch die Nominative auf *ς* ersetzt (Lokativ der Bewegung).

leben [1]) usw., und man wird zugestehen müssen, daß hier jedenfalls eine ganz auffällige Übereinstimmung und Namensverwandtschaft vorliegt. Ich habe auf diese Ähnlichkeit der Namen auf Erman (vgl. hierzu die nachher genannten Bücher von Rudolf Much, Wien) mit dem griechischen Götternamen *Ἑρμείας* in meinem Buche über die Hermunduringer ausführlich gesprochen:

11. H. Muchau, Das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduringer (Thüringer). Jena, Costenoble. 1910. 241 S.

In diesem Buche habe ich, besonders im Kapitel VIII („Der Hermeskultus im vorgeschichtlichen Europa (S. 141—162), sowohl im Hinblick auf die Sagenkreise wie in bezug auf die Namensformen die Gleichwertigkeit des griechischen Hermes mit dem germanischen Irmingot zu erweisen gesucht, dem deus universalis, bei dem Hildebrand im Hildebrandsliede schwört, und dem in der Edda Hermodr entspricht. Auf S. 144 habe ich deshalb die Sendung des Hermes zur Kalypso und den Ritt Hermoders zur Hel miteinander verglichen und dadurch zugleich festgestellt, daß diese Sendung des Hermes durchaus nicht als eine Herabsetzung und Entwürdigung dieser Götterperson (die der spätere Volksmund nur als „Götterboten“ bezeichnete) zu denken sei. Hela, die „Verhehlende“, und Kalypso (s. S. 253) sind ebenfalls einander gleich. Ich konnte mich bei meinem Beweis auf ein neuerschienenes Buch bernfen:

12. Hermann, Nordische Mythologie.

„Hermod“, so lesen wir dort S. 393, „d. h. der Heermutige und Tapfere, ein Sohn Odins, wird in der nordischen Mythologie unter die Asen gerechnet. Nach Balders Tode erbietet er sich, zu Hel zu reiten, um im Namen der Götter die Totengöttin um Baldrs Herausgabe zu bitten. Sein stolzes Auftreten ... ist besonders markig geschildert.“ — Auch Arminius ist mit *Ἑρμα(ν)ίας* gleich.

13. Gustaf Kossinna, „Arminius deutsch“, in den Indogermanischen Forschungen, 1893, S. 174—184, vgl. den Artikel Arminius in Pauly-Wissowa, Reallexikon II.

Kossinna, der mit der von vielen Forschern verteidigten Auffassung, Arminius sei ein von den Römern dem Cheruskerhelden

[1]) Leider ist in Ermarsleben, jetzt Ermsleben, schon früh das zweite r abgeschliffen; Arigrimeslebo, vgl. Germersleben, Germersheim. *Ερμανδορίας* paßt genau zu den *Ἑρμόνδοροι* (= Hermunduri), *Ερμίνιος* zu Erminius (= Arminius), *Ἐρματέορις* zu Ermatinger.

beigelegter Name, endgültig gebrochen hat, erbringt den klaren Beweis, daß Arminius nur eine Kurzform des eigentlichen germanischen Namens gewesen ist, der vollständig Erminomerus lautete. Ich begrüße es, daß Kossinna gerade auf diese Verlängerung verfallen ist; denn da die im Germanischen (vgl. Segimerus, Inguiomerus) und Keltischen (Indutiomarus) viel verwendete Bildungssilbe mēr-us, die als „berühmt“ gedeutet wird (von maere = Ruhm), zweifellos mit dem weitverbreiteten Wortstamm mag (lat. magnus), genauer magar (griech. *μακρός* lang, *μακάριος* reich an Besitz = beatus possidens) zusammenhängt, so haben wir als Urform dieses Namens Ermindomagrus[1]) anzusetzen. Diese Urform des Arminius-Namens, die auch zu den sonstigen Nebenformen Erminefrid (Königsname der Thüringer) u. a. sowie zu Irmin-gard sehr gut paßt, ist nun auf engste mit den Verlängerungen des Götternamens *Ἑρμῆς* verwandt, der bei den Donauvölkern den ehrenden Beinamen „der Größte“ *μέγιστος*, ja sogar *Τρισμέγιστος* führt, so daß wir für ihn (ebenso wie für Arminius) die Grundform Ermadjomagarus ansetzen dürfen. Über Hermeschthonius (*χθόνιος* = *χθαμαλός*) vgl. Nr. 15.

14. Rudolf Much, Deutsche Stammsitze.

In diesem Buche sowie in dem dazugehörigen „Deutsche Stammeskunde“ (S. 116) weist der namhafte Kenner der deutschen Volks- und Altertumskunde nach, daß der Stamm Erman, wenn er auch gleichzeitig im Keltischen sich nachweisen läßt, doch als durchaus germanisch anzusehen ist.

Zu den Schriften, in denen der Verfasser ebenfalls die griechische Ableitung des Götternamens *Ἑρμῆς* für äußerst unsicher erklärt, gehört auch ein Buch, das durch seinen reichen Bilderschmuck besonders geeignet ist, uns in die „homerischen Realien“ einzuführen; ich meine

15. Engelbert Drerup, Die Anfänge der hellenischen Kultur Homer. Mainz, Kirchheim & Co. 1915.

Er schreibt über Hermes S. 89: Apollon ist auch der Hirtengott (ursprünglich vielleicht *Ἀπέλλων* von [dorisch] *ἀπέλλα* = die Hürde?), der in Thessalien die Rinder des Admetos weidet, der die wilden Tiere abwehrt usw. Sein vergröbertes, naturwüchsiges Gegenbild ist Hermes (Etymologie sehr unklar von *ἕρμα*?), der wie

[1]) Man vgl. hierzu Trokom(d)bigremis, Tarkyndberras S. 21.



Apollon, singend und leierspielend die Herden weidet, Unholde bezwingt usw.“ Drerup hat eine Übersetzung des Wortes ἕρμα nicht hinzugefügt, es bedeutet: Stütze der aufs Land gezogenen Schiffe, Hölzer oder Steine (Harder S. 108), Träger und Säule. Jedenfalls führt uns dieses Wort in eine frühe Kulturperiode zurück, nämlich in das Zeitalter der Pfahlbauten mit seinen Stützen und eingerammten Pfählen, von dem sich schon die mit Steinen bauende Zeit der homerischen Sänger keine klare Vorstellung machen konnte. Gerade der sich aus Kretschmers Zusammenstellung der kleinasiatischen und griechischen Namen (s. oben S. 21) ergebende Hinweis auf die vollen Formen Ῥωμβιγρεμις und Ἰροκομβιγρεμις, die in ihrer zweiten Hälfte unverkennbar das Wort midgardsrum Mittengard im Strom zeigen (das bei Homer zu me-gar-ron [μέγαρον] zusammengeschrumpft ist), führt uns in diese weit entlegene Zeit der Pfahlbauten zurück und legt uns die Vermutung nahe, daß auch die von mir angesetzte Grundform des Gottesnamens Hermes-magaros (= Erminomêros) etwas mit dem megar(r)on zu tun haben müsse, daß schon U. v. Wilamowitz mit dem Stamme μεγα(ρ) zusammengebracht hat, indem er es als Hochsitz und Fürstenhaus deutet. Im V. Abschnitt, in dem die Anlage der homerischen Häuser an der Hand der neuesten Forschungen von Schuchhardt und anderen berufenen Kennern dieses wichtigen Gebiets eingehend besprochen werden soll, werden wir über diese schwierigen Fragen volle Klarheit gewinnen. Hier genügt der Hinweis, daß auch andere Forscher, denen das Gebiet des Hausbaues usw. ganz fernliegt, aus sprachlichen Gründen auf diese Ableitung des Wortes Ἑρμῆς gekommen sind. So stellt O. Müller, von dem die in Drerups Buch herangezogene Etymologie ἕρμα stammt, auch ἕρμαξ, ἕρμακες dazu, Bezeichnungen und Begriffe, die ebenfalls in die weit zurückliegende Pfahlbautenzeit verweisen.

Alle diese wichtigen Ableitungen werden besprochen in:

16. Eitrem, Artikel Hermes. Pauly-Wissowa, Reallexikon. 15. Halbband.

Neben die Ableitung von ἕρμα stellt er die von ὅρμος und ὁρμάω, worauf schon Welcker verfallen ist. Da nämlich gerade bei den Hafenbauten — und Hermes als Gott des Verkehrs hat doch gerade diese unter seinem Schutz! —, auch in dem Zeitalter, in dem man schon vom Holz- zum Steinbau fortgeschritten war, nach wie vor ausschließlich Baumpfähle Verwendung fanden, so gewinnt auch durch diese Gleichsetzung mein Hinweis auf die Pfahl-

bautenzeit eine weitere Stütze; außerdem hat auch schon Cornutus (16) auf *ἔρυμα* verwiesen, das „Schutz" bedeutet, und ebenso wie das zugehörige Verbum *ἐρύομαι* unsere Gedanken auf die zur Abwehr der Feinde errichteten Holzbauten, Zäune und Wachttürme hinlenkt. Denn jedenfalls geht der Kultus dieses Gottes in die früheste Urzeit zurück, ich halte ihn für viel älter als den des Zeus oder vielmehr ich bin der Ansicht, daß *Ζεὺς Ἑρμῆς* urzeitlich ein zusammengehöriger Gottesname war, genau wie im Germanischen Tius Irmin (Irmingot), Ich habe diesen Zusammenhang beider Götter, von denen der zweite in historischer Zeit zu einem bloßen Boten und Begleiter, d. h. in eine dienende Stellung herabgesunken ist, ausführlich in meinem Buche über die Hermunduringer S. 142—162 (siehe oben S. 193) dargelegt. Diese meine Annahme, daß Tius irmin (= *Ζεὺς ἑρμείας*) der Urgott der Arier gewesen sei, steht nun mit meiner oben S. 174 ausgesprochenen Auffassung über die Tyndariden durchaus nicht im Widerspruch, sondern ergänzt diese in passendster Weise und weitestem Umfange. Denn da Tius, nordisch Tyr, nur als eine Kürzung von Thundr anzusehen ist und Tiwisco (bei Tacitus Tuisco), in voller Form Tuiscord, mit Dioskurd und Tyndhard genau übereinstimmt, so erklärt sich nun auch Tyndarsrichos (s. oben S. 175) aus Thundasirmgot. Weiterhin steht diese meine Auffassung, daß wir in *Ζεὺς Ἑρμείας* den Urgott der Pfahlbautenzeit vor uns haben, im Einklang mit der Darstellung, die Eitrem von dem Wesen und der Betätigung des Gottes Hermes entwirft. Er ist 1. der Gott der Fruchtbarkeit (darum ist von ihm auch der Phalluskultus unzertrennlich), 2. der Gott der Wege, er deutet also die älteste Verbreitung des Menschengeschlechts, das sich durch undurchdringlichen Urwald seine Straßen bahnen mußte, vorbildlich an, 3. zugleich auch Feuergott; denn, wie wir oben bei Besprechung der Tyndariden sahen, ist das Licht das Symbol aller Kulturtätigkeit und der Inbegriff aller Rettung und Hilfe; wie die Tyndariden *σωτῆρες* heißen, führt er den ehrenden Beinamen *ἀκακητα* = der Helfer; 4. weiterhin ist er der Koch und 5. der Mundschenk der Götter, 6. ihr Herold. Auch diese Tätigkeiten führen uns in die Urzeit der menschlichen Kultur und ihre anspruchslose Häuslichkeit), in die primordia gentis, wie sie Tacitus als Kennzeichen der antiquissima religio der Semnonen im Havelland erwähnt (s. oben S. 187), zurück. Wenn also jetzt vor unserem geistigen Auge das Bild des im Strome wohlgeborgenen (*ἔρυμα*) Pfahlbauhauses (midgardsrum *μέγαρον*) auftaucht, so werden wir auch begreifen, daß die von Adalbert Kuhn aufgestellte Wortableitung von

Sarameyas, die — wie Eitrem bemerkt — sich jahrzehntelang allgemeiner Anerkennung erfreute, durchaus das Richtige trifft; ihr steht sehr nahe die Beziehung auf Saranyu = Erinys, worauf Eitrem ebenfalls hinweist. Wenn wir uns nämlich klarmachen, daß der thrakische Strymon eigentlich Strym(t)mon geheißen hat und daß wir entsprechend der Saranythemis (der rächenden Gerichtsgöttin s. unter *'Αρίθεμις = "Αρτεμις*) auch * Sarangthmeyas als Grundform für Sarameyas annehmen müssen, so werden wir auf die schon oben gefundene Urform Hermindomagarus zurückgeführt, besonders wenn wir von dem strömenden Gießbach Strymtmon charadra ausgehen, der wieder mit dem von ihm umströmten megaron (*ἀμφίρσρυτομέγαρον*, s. unten S. 199), d. h. germanisch umbesrymto midgardsrum denselben Namen führte. Wie nun diese vom rauschenden Wasser umströmten Pfahlbauerhöfe das Sinnbild der Fruchtbarkeit waren, so ist auch Hermes in erster Reihe Gott der Fruchtbarkeit, d. h. Frühlingsgott, und steht darin dem Apollo, wie Drerup richtig betont, als sein vergröbertes Gegenbild völlig gleich. — Wie nun weiterhin Apollo als Begründer der Rechtspflege galt, so ist auch der Name des Sarangthemeyas nicht von der Saranythemis (*'Ερινύςθέμις*) zu trennen, und so werden wir denn im Laufe dieser Besprechung bei der Durchnahme der einzelnen Götternamen erkennen, wie beim Apollo, bei der Artemis, Amphitrite, Aphrodite und zahllosen anderen Gottheiten immer und immer wieder nur diese eine Reihenfolge von Silben, die, genau betrachtet, eine Wiederholung sind, durchklingt. Denn da in der Pfahlbautenzeit im Pfahlhaus des Fürsten sich alle Tätigkeiten der im Pfahlbaudorf vereinigten Völkerschaft sich abspielten: Opferfeste (Religion), Hinrichtungen (Gerichtswesen), Beratungen (Staatsleben), Gastmähler und Hochzeiten (Familienleben), so müssen — da es ja noch gar keine besonderen Bezeichnungen für diese Tätigkeiten gab und *sogenannte Wortwurzeln noch gar nicht vorhanden waren* — die Namensformen dieser ältesten Gottheiten sich nicht etwa nur aus einem Begriff und einer Bezeichnung hergeleitet werden, sondern umgekehrt, war der Gottesname der gemeinsame Urgrund und Ausgangspunkt aller der (zunächst noch sehr wenigen) Begriffe, die der Pfahlbauer für sein Leben brauchte. Der Grund, warum wir 100 Jahre seit Fr. Aug. Wolf bei der Aufhellung dieser schwierigen Verhältnisse in die Irre gegangen sind, liegt also darin, daß wir uns das Kulturleben jener fernen Vorzeit immer nach dem Maßstabe des geschichtlichen Zeitalters vorstellten und der Meinung waren, daß, wie z. B. Äschylos zahlreiche Worte und Epitheta frei

erfunden und neugebildet hat, auch die Götternamen der Urzeit durch Verwendung damals gebräuchlicher einsilbiger Wortwurzeln zusammengefügt worden seien. Wenn neben einsilbigen (*Ζεύς*) und zwei- und dreisilbigen Götternamen (*Ἑρμῆς*, *Ἀπόλλων*) auch vier- und fünfsilbige (*Βελλεροφόντης*) gebraucht wurden, so erschienen die letztgenannten schon als Wortungeheuer, und doch waren sie nur armselige Bröckel der urzeitlichen Wortgebilde, die eigentlich gar nicht für die Sprache, sondern für das Kriegsgeschrei (*ὀρυμαγδός* = irmingodus), den Triumphgesang (die Triumpilini in den Alpen hängen mit dem Siegesjubel io triumpe Horaz Od. I, zusammen) und den Frühlingsreigen geschaffen waren, also urzeitlich nicht gesprochen, sondern im Tanzschritt gesungen wurden. Da aber nach langer Winternacht mit Eröffnung (aperilis) des Jahres im März (mensis martis) auch der Krieg begann, so gehen die sämtlichen Tätigkeiten des damaligen Menschenlebens auf e i n e n Vorgang, die mit dem Hammerwurf Thundars beginnende Bezwingung der drachengestaltigen Meerriesin, die im Norden örmungander (*ὀρυμαγδός* s. oben hängt damit zusammen) oder midgardsorm (Mittgardswurm) hieß. Die beiden Urgottheiten, eine männliche und eine weibliche, waren also nicht wie bei Hesiod Uranos und Gaia, sondern die Donnerwolke und das Meer. „Der Geist Gottes schwebte (= war brütend) über dem Wasser"; das hier im hebräischen Text 1. Mos. 1, 2 verwendete Wort merachephet' ist eine fast unkenntlich gewordene Verstümmelung aus megrsramchphetrruch[1]). Denn da thiwudngardsrom (Volksreich am Strom) und (th)midgardsrom (Mittgard im Strom; der Strom hat die Form des Wurms) ein und dasselbe Wort ist (w = b = m), wie wir oben bei Besprechung des kleinasiatischen Ortsnamens Trokombigremis bereits erkannt haben, so ist auch der Teukro(d)sardompater oder Teukrodsarpdompter mit diesem biblischen Megrsrachtheptr (merachepheth-ruch) namensverwandt. Der Bedlgardsrom phôn corsrinthjos[2]), d. h. Bellerophon corinthjos ist in derselben Weise der Bändiger des Meerdrachens. In allen diesen Namen sind die beiden Nebenformen Midlgardsrum Midngardsrum in eine achtsilbige Wortform vereinigt.

---

[1]) ruch (ruach) Geist ist als Subj. d. Satzes merachephet als Prädikat verwendet. Das Meer (tehom) ist die babylonische Thiamat.

[2]) Auch Harder leitet Belleros von *βδέλυρος* richtig ab; der Midlgard war in geschichtlicher Zeit ein Gehöft im stinkenden Sumpf.

12. Amphitrite, Aphrodite und die anderen Meergottheiten des homerischen Zeitalters.

Auch diese Meergöttinnen, selbst die mit der Astarte gleichgesetzte Aphrodite, sind nicht semitischer, sondern arischer Herkunft.

17. H. Muchau, Die Meergottheiten des homerischen Zeitalters. In Vorbereitung. — Vgl. die Tabelle am Ende dieses Bandes!

Diese Schrift wird voraussichtlich ein wichtiges Seitenstück zu dem ausgezeichneten Buche von Dr. Conrad Müller „Altgermanische Meeresherrschaft" (Gotha, Fr. Andr. Perthes) bilden, das an anderer Stelle (S. 284) besprochen werden soll. Wie in diesem die germanische Urzeit mit ihrer Seemythologie umfassend dargestellt wird, beabsichtige ich in meinem Buche einen Überblick über alle für das homerische Zeitalter in Frage kommenden Meergottheiten zu geben und ihre urgeschichtliche Namensverwandtschaft sowie ihre Beziehung zu der nordisch-germanischen Götterwelt einwandfrei nachzuweisen. Es wird sich darin zeigen, daß der drei- bis viermal wiederholte Anruf der Meergöttin Amphitrite (Tritogeneia usw.) die Grundform aller dieser Götternamen bildet; denn wie die zurückgekehrten Griechen unter Xenophons Führung erfreut *θάλαττα θάλαττα* riefen, begrüßte man in früheren Jahrtausenden die Amphitrite, sei es um sich im Frühling am Tanz ihrer Wellen zu erfreuen, sei es um mit diesem Schreckensruf die von ihr drohenden Gefahren (Überschwemmung der Pfahlbauten an der Küste usw.) zu bannen. Amphitrite bedeutet, wie auf der nächsten Seite besprochen werden soll, ebenso wie *ἀμφίρρυτος* soviel als die „Umströmte" oder aktiv „die Umströmende"; diese Bezeichnung führt uns sofort in die Zeit der Pfahlbauten zurück, in der jede Ansiedlung durch das herumströmende Wasser von allen Seiten gegen räuberische Überfälle geschützt war. Neben die aus dem verdoppelten Anruf entstehende Grundform T'amphtrit' amphrit (s. Seite 201) tritt aber bald noch eine Nebenform, die aus der Gleichung ampcha = ampha[1]) ergibt: T'amphtrit amchrit, und so werden wir denn auch hier zu der wichtigen Bezeichnung amphistryto megaron (d. umströmte Midgard) geführt, die ich schon S. 191 besprochen habe, wo es galt, die germanische Herkunft der kilikischen Pfahlbaudorfnamen wie *Τροχομβιγρεμις* einwandfrei nachzuweisen. Nun wird sich auch begreiflich machen lassen, daß sich zahlreiche Namen der trojanischen

---

[1]) *λέλαμπκα = λέλαμπχα (Ακάδημος = Ἐχέδημος) = λέλαμφα.*

Heldensage, da Anchises der Gemahl der Meergöttin Aphrodite (S. 209) ist, aus der verdoppelten Urform Anchstritamchrit erklären lassen. Da nämlich die Schlußsilben -mchrit nicht nur zu megaron, sondern auch zu -machaira und -machos hinüberleiten, so bildet Anchsdrotmchort die Grundlage des Namens der An(chs)drotmache (S. 34); zumal Kretschmer die Entstehung des Wortstammes dormio aus dortmio (*δαρθάνω*) kräftig betont.

18. K. Wernicke, Artikel *Ἀμφιτρίτη* in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band I, S. 1963—1967.

Über den Namen bemerkt der Verfasser: „Seine Bedeutung bleibt unsicher, solange die Erklärung des zweiten Teils, den er mit Triton, Tritogeneia gemeinsam hat, nicht gelungen ist." Neben den falschen Ableitungen von *τρίτος* und *τρεῖν* weist Wernicke auf *τρίζω*, *τρύζω* hin und erklärt: „die die Erde umrauschende Meeresflut". — Ich wundere mich, daß Wernicke, besonders wenn er die volle Namensform (*ἀμφίς* älter als *ἀμφί*) *Ἀμφιστρίτη* zugrunde gelegt und nach seinem eignen Hinweis auf *τρύζω* (mit *υ*) die Nebenform *Ἀμφιστρύτη* dazu gestellt hätte, nicht darauf verfallen ist, hier die Wurzel *στρυ*, die in *Στρύμων* „der Strömende" und in *ἄμφιρρυτος* (aus *ἄμφισρυτος*) „umströmt" klar zutage liegt, heranzuziehen. Allerdings hat Benseler in Pape's Wörterbuch der griechischen Eigennamen vor nunmehr 45 Jahren (1875) sich gegen diese von Corssen und G. Curtius (Gr. Etym. 1, S. 317 gegebene Ableitung des Flußnamens Strymon, sowie des Ortsnamens *Στρίμη* aus dieser Wurzel (sanskr sru fließen) gesträubt und als Etymon *τρώμη* (= Sumpfloch) angenommen, doch wissen wir jetzt wohl, daß zahlreiche mit *στ* beginnenden Worte ihr anlautendes *σ* verloren haben [(*σ*)*ταῦρος* neben germanisch stiur usw.] und so glaube ich denn mit Fug und Recht *Ἀμφιστρύτη* die Umströmte als Grundbedeutung annehmen zu dürfen. Durch seine Zusammenstellung mit *Τριτογένεια* hat sich Wernicke ein besonderes Verdienst erworben. Bedenken wir nämlich, daß die „am Bach Triton geborene" auch die *Τριτογενέτειρα* d. h. die Gehärerin der Tritonen sein muß — eine Namensform, die man wohl schon in homerischer Zeit am Ende kürzte, da Athene durchaus trotz der Erechtheussage [s. unten S. 215) eine kinderlose Jungfrau sein sollte — so erhalten wir eine aus beiden Namen erschlosssene Urform 'Amphtritógntra [1]),

[1]) Vielleicht ist die erste Hälfte Amphis in Empusa erhalten (Empustritogeneteira); Athene führt das Haupt der Medusa als Sinnbild.

die haarscharf zu dem oben (S. 25) zugrunde gelegten Anruf (T)amphtrit'amphrit paßt, da tentare und temptare sprachlich völlig gleichwertig sind. Auch ein anderer Beiname der Athene, an deren Tempeltür das abgeschlagene Medusenhaupt die Burgherrin als Herrscherin des Meeres charakterisierte, — ich meine Ὀβριμοπάτρη ist aus dieser Grundform Amphtritomphtrit oder (da ἀμφισρυτος zu ἀμφίρρυτος wird) Amphritomphtrit hervorgegangen. Dies wird aus der Betrachtung zweier Götternamen Brimo und Britomartis klar werden, die eigentlich Ombritomartis hieß und mit Amphitryon Sardopater namensverwandt war.

19. I. Escher, Artikel Amphitryon und Amphitryonides in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band I, S. 1968.

Escher deutet den Namen Amphitryon als der „Vielgeplagte" (nach dem Vorgange von Fick, Wörterb. d. idg. Grundsprache I[3] 595) und berichtet dann auch von den vielen Kriegszügen, mit denen dieser König von Tiryns heimgesucht wurde und dem Verdruß, den er ertragen mußte, da er Herakles neben seinem Sohne Iphikles als Bankert in seinem Hause zu dulden hatte. Hätte Escher mehr auf die Gleichheit des Meerriesen Briareos (s. S. 204) mit Herakles geachtet (mit dessen Namen „Iphikles" — durch Stärke berühmt — [S. 231] gleichwertig ist), so hätte er erkannt, daß Amphitryon als Meerherrscher zu denken ist. Nach meiner Überzeugung ist deshalb Amphitryon die männliche Gottheit zu Amphitrione (Nebenform für Amphitrite, wie Wernicke ausdrücklich betont; s. oben S. 26), um so mehr als Amphistryte die richtige Stammsilbe stry (fließen) erkennen läßt. Daher ist Amphistrytom als volle Grundform anzusetzen und wir müssen, da auch Briareos der Meerriese als Vorlaüfer des Herakles gilt (s. S. 30), auch Amphitryon, des Herakles Vater, als Meergottheit ansehen. Dementsprechend ist eine Zusammenstellung dieses griechischen Meergottes mit dem Heros des mittelländischen Meervolks der Schardana Sardopater (s. oben S. 183) sicherlich zulässig, und es wird sich sogleich zeigen, daß das Heiligtum (ἱερόν) dieses Meergottes, das auch wohl δόμος oder ϑέμις (Richtstätte) heißen konnte, im festlichen Anruf auf einen Vers führt:

T'amphstrytom sardompter thems, der dem oben festgestellten Anruf der Tyndariden zum Verwechseln ähnlich sieht. Infolgedessen sind die Namensformen der übrigen Meergottheiten, wie die diesem Bande angehängte Tabelle deutlich zeigt, nur Verstümmelungen

und Kürzungen dieses uralten aus den Nordsee- und Ostseeländern stammenden Meergottnamens[1]). Wenn nämlich nach der Gleichung ἀμφίρρυτος = ἀμφίστρυτος das st vor r schwindet und das σ hinter dem μ zum Fortfall kommt (ἔνεμσα ergibt ἔνειμα usw.), so entsteht die Schwurformel (Akkusativ mit Artikel): Tambritom(s)artimd'arthems, d. h. der Anruf der kretischen Britomartis-artemis; schon Thomaschek hat auf den Anklang des Namens Ἄρτεμις an μάρτις (Jungfrau) hingewiesen, deshalb trage ich kein Bedenken, diese kretische Frühlingsgöttin, ebenso wie die Gottheit von Brauron (s. das Folgende S. 205) als eine Artemis anzusprechen. Jedenfalls ist diese meine Deutung des rätselhaften Namens richtiger als die aus dem Altertum stammende Worterklärung, die leider von den maßgebenden Vertretern der klassischen Altertumswissenschaft noch immer als völlig befriedigend angesehen wird.

20. K. Tümpel, Artikel Britomartis in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 880.

Die von dem Verfasser am Ende seines Artikels gegebene Worterklärung Britomartis = dulcis virgo, die von Solinus (XI, 8) aufgestellt ist und sich auf die „Autorität" des Hesych: μάρτις = virgo, βριτύ = γλυκύ, stützt, halte ich durchaus für verfehlt. Natürlich war in dem Zeitalter des Solinus, d. h. dem 3. Jahrhundert nach Chr. jedes kretische Mädchen davon überzeugt, daß ihre Lieblingsgöttin eine dulcis virgo sei, genau wie heutzutage jede fromme Sizilianerin den Namen Maria (hebräisch Mirjam) als dulcis virgo erklären würde, wie es ja das bekannte Lied „O sanctissima" ausdrücklich angibt. Im Jahre 1920 sollte man uns aber mit solchen Wortdeutungen verschonen, alle mit Brit, Brith oder abgestumpft Bri (Brimo, Briareos) beginnenden Götternamen deuten nicht auf das Süße, sondern auf das Grausige und Schwere (Wuchtige) hin, wie der Verfasser des Aufsatzes über Brimo auch ausdrücklich betont:

21. O. Kern, Artikel Brimo in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 853.

Der Verfasser hat sich durch die Nebeneinanderstellung von Βιρμώ und Ὀβριμώ ein Verdienst erworben, und dadurch die Aufhellung des homerischen Namens Ὀβριμοπάτρη wesentlich

[1]) Von den Ombstritoschardones = Obotritae Suardones (in Mecklenburg; später slavisiert) wird in Abschnitt II (homerische Geographie) die Rede sein.

gefördert. Ihren Namen (die Schnaubende, die Grimme) und ihr Wesen (v. Wilamowitz Isyllos von Epidauros 71) deutet er auf das finstere Walten einer Todesgottheit[1]), sie ist früh der Artemis-Hekate, Demeter und Persephone gleichgesetzt. Darum glaube ich in seinem Sinn zu handeln, wenn ich in derselben Weise, wie Kretschmer (s. oben S. 181—192) dortmio (*δαρθάτω*) als Grundform von dormio ansieht, Brit-mo als urgeschichtliche Namensform von Brimo bezeichne. Diese Brit-mo ist denn zweifellos eine Abkürzung von Britmart (= Britomartis) und beide sind nichts anderes als Amphtritemyrto, d. h. die Göttin des „mare myrtoum", das sich (muirthiud = Meervolk) von Attika bis Kreta ausbreitet. Da wir aber erkannt haben, daß Ombritomartis eigentlich Ombritomsartis hieß und mit Amphtrytomsardopater zusammengehört, so ist nun auch Ombritomartpatre, von den homerischen Sängern[2]) in Ombrimopatre[3]) durch starke Synkope verkürzt, für uns kein Rätsel mehr; diese Göttin, die später mit der Athene gleichgesetzt wurde, war — wie das Haupt des Meerscheusals an ihrer Tempeltür beweist — eine schreckliche Meerriesin. — So wird sich denn bei den Lesern dieses Jahresberichtes immer mehr die klare Erkenntnis durchringen, daß es nicht unsere Pflicht ist, für diese rätselhaften Götternamen allerlei halsbrecherische Deutungen aufzustellen, sondern daß wir dem Entwicklungsgange nachzuspüren haben, wie sich in verschiedenen Gegenden (bei Berg- Ufer- und Seevölkern) in verschiedener Weise als dem uralten Anruf der Tyndariden und der Amphitrite alle möglichen Nebenformen für diese Götternamen herausgebildet haben, die dann im Laufe der Jahrhunderte sich zu selbständigen Gottheitsbezeichnungen auswuchsen; Amphitrite, Britomartis, Artemis ist urzeitlich ein und dieselbe Göttergestalt gewesen. Daß ich mit Fug und Recht dem Anruf der Britomartis (s. oben) noch das Wort Artemis zugefügt habe, ergibt sich aus der Tatsache, daß eine Bratumardon Artemis an der Küste von Attika verehrt wurde; da aber in der historischen Zeit aus Bra-u-ardon schließlich *Βραυρών* entstand, so kennen wir sie als die Artemis von Brauron, wo man bekanntlich das uralte Bild der taurischen Artemis aufbewahrte. Daß sie einstmals durchaus keine dulcis virgo, sondern die Geliebte des Meergottes war, wird uns klar, wenn wir den Namen des Meer-

[1]) Lukian, Nekyom 20. Wichtig ist auch die Angabe, daß sie Propertius II, 2. 11 als Geliebte des Hermes kennt! sowie der Ruf: „*Ἱερὸν ἔτεκε πότνια κοῦρον Βριμώ Βριμόν.*

[2]) Vgl. Abschnitt XIII (Epos und Sänger) Harder S. XIII.

[3]) Vgl. hierzu S. 30. Breicrophara.

riesen *Bri(tum)ardeus = Briareos daneben stellen (s. das Folgende), den noch kein Sprachforscher mit britos = süß zusammengebracht hat, sondern den man, wie dies auch Harder in seinem Schulwörterbuch tut, von *βριθω* und *βρι(θ)αρός* „wuchtig, schwer" abzuleiten hat[1]). Die volle Erkenntnis, daß aus dem Thema Brith-sard zahlreiche Götternamen entstanden sind: Prodser(d)pina usw., wird den meisten Lesern freilich erst bei der Betrachtung der Namenstabelle am Ende dieses Bandes kommen.

22. K. Tümpel, Artikel Briareos in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 833. (Homer Ilias I, 404).

Tümpel stellt zunächst in anerkennungswerter Weise die verschiedenen Namensformen dieses Meerriesen fest: *Βριαρεὺς* bei den Späteren, daneben auch *Ὀβριάρεως* (wie *Ὀβριμώ* neben *Βριμώ*). „In der Sprache der Menschen ist *Βριάρεως* der Name für den hunderthändigen Aigaion von Aigaia-Karystos auf Euboia und Kyzikos". — „Homer kennt nur den einen Briareos (nicht den mit Kottos und Gyes zu einer Dreiheit verbundenen Briareos), den Freund der Thetis und Helfer des Zeus im Götteraufstand, bei dem er also auch im Meeresgrunde hausend zu denken ist, angeblich als Sohn des Poseidon. Auch die kyklische Titanomachie nennt den Briareos als Helfer der Götter gegen die Titanen einen Sohn des Pontos und der Ge (allerdings mit dem Zusatz: auch Kottos habe mitgekämpft), während die Fassung der Schol. Laurent. Apollon. Rhod. I 1165 wohl richtiger Aigaion nennt als Bewohner des Meeres und Bundesgenossen der Titanen (vgl. Eudok. p. 29, 4.)" — Diese verdienstvolle Klarstellung der Sachlage, die uns daran erinnert, daß Aigaion (= Ogen, Okeanos, Ogyges; von dem S. 263 viel die Rede sein wird) als Bundesgenosse (nicht Bekämpfer) der Titanen ausgezeichnet zu Aegir (Oger = Meerriese) dem Meergotte der Teutonen an der Nordsee paßt, vervollständigt Tümpel noch durch die genaue Besprechung der „Säulen des Briareos": „*Βριάρεω στῆλαι* kennt als älteren Namen der Heraklessäulen, die erst nach dem Verschwinden des Briareos aus dem Gedächtnis der Menschen und seit dem Auftreten des Herakles nach diesem umgenannt worden seien, Aristoteles bei Aelian v. h. V. 3, nach Euphorion hießen diese Säulen des Briareos ursprünglich auch *Κρόνου στῆλαι* (als

[1]) Brichardopater entspricht 1. Mos. 1, v. 2 dem Merachordphet (Merachephet), der über dem Meere (tehom) brütet, d. h. über der drachengestaltigen Thiamat. S. 198.

Grenzpfähle seines Reiches)." — Die weiteren wichtigen Bemerkungen über den Briareos genannten Herakles (*οὗτος ἄλλος Ἡρακλῆς*), sowie seine Darstellung von der Umwandlung des Briareos als Bundesgenossen der Titanen in einen Bekämpfer der Titanen zum Schutz des Zeus, möge jeder Leser selbst eifrig durcharbeiten, er wird dann eine wenigstens ungefähre Vorstellung davon bekommen, daß dieser riesenstarke Briareos gar nicht in die griechische, sondern in die nordisch-germanische Mythologie gehört; ich komme auf alle diese Einzelheiten bei der Entscheidung der Frage: „Stammt das Gilgamesch-Epos aus Asien oder Nordeuropa?" wieder zurück. Wichtig ist auch, daß Tümpel die Nebenform für Briareos mit volkalischem Anlaut *Ὀβριάρεως* nicht zu erwähnen vergißt; gerade diese Nebenform macht es mir möglich, die Gleichheit dieses Meerriesen mit Amphtryomsardompater zu erweisen, da wir ja Ombritom(s)ardeuspater als Urform (s. oben S. 183) ansetzen müssen. Da pater, ebenso wie im französischen zu père, als thrakische Ortsnamenendung (patra = Orakelstätte)[1]) in para verstümmelt wurde, so halte ich Breierophara für eine Kultusstätte des Briareopater. Allerdings wird in folgenden Artikeln, deren Verfasser doch wohl dazu verpflichtet gewesen wären,

23. Oberhummer, Artikel Breierophara in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 826.

24. A. Milchhöfer, Artikel Brauron in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 822.

25. O. Jessen, Artikel Brauronia in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 3, S. 824

nicht das geringste über die Bedeutung dieser uralten Ortsnamen mit dem berühmten Kulturbild der Artemis gesagt.

Nun würde ein Amphtri-areos oder Amphriareos auch in Attika seine Verehrung gefunden haben, wenn die Griechen nicht (dem Gesetz der Dissimilation nachgebend!) das erste r ausgestoßen hätten. Leider ist dem Verfasser des Aufsatzes „Amphiareos" dies nicht zum Bewußtsein gekommen, obwohl der Wortstamm Amphrys (Amphrysos) und Amphris (Amphriso, Name des nemeischen Löwen) neben Amphis (ohne r) einhergeht.

---

[1]) Patar hebräisch = weissagen (lat. patere); thrakischer Ortsnamen Druzipara, Subzupara u. a.

26. E. Bethe, Artikel Amphiaraos in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band 1, S. 1886.

(Homer Od. XV Ἀμφιάρηος.) Wichtig ist an der Charakteristik, die Bethe von Amphiaraos gibt: „Ein chthonischer Gott, des vorgeschichtlichen Griechenlands, als wahrsagender Heros bis ins späteste Altertum verehrt, als Seher und Held besonders im argivisch-thebanischen Sagenkreis gefeiert“, noch der Zusatz: „Merkwürdigerweise sind sowohl sein Kultus wie seine Mythen nur in dem Peloponnes und in Mittelgriechenland nachweisbar; es ist im Osten und Westen an seine Stelle Amphilochos getreten.“ (Vgl. S. 239.)

27. M. Wellmann, Artikel Apsyrtos und Apsyrtides in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band II, S. 284.

Der Verfasser stellt zunächst in dem für die Argonautensage (μ, 70) (vgl. S. 262) wichtigen Lebenslauf des Apsyrtos zwei abweichende Überlieferungen fest: 1. als unmündiges Kind wird dieser Sohn des Aietes von Kolchis (vgl. S. 191) von seiner Stiefschwester Medea zerstückelt, 2. als erwachsener Jüngling verfolgt er das flüchtige Liebespaar durch eine Mündung des Istros (vgl. S. 200) und erreicht sie bei Kerkyra. Ich sehe in dieser grausamen Hinopferung des Apsyrtos nicht eine eigens zum Zweck der erfolgreichen Flucht ersonnene List der Medea, sondern die letzte Erinnerung an den barbarischen (steinzeitlichen?) Gebrauch, durch eine solche Zerstückelung von den Meerungeheuern, den Sendboten der Amphitrite (Odyss. V, 422), gewissermaßen eine unbehelligte Meerfahrt zu erkaufen, so wie die Ägypter, ehe sie über den Nil fuhren, zerstückte Sklavenleiber den Krokodilen zum Fraß hinwarfen. Deshalb erscheint mir auch der Name Apsyrtos, zu dessen Deutung Wellmann nur die antike Ableitung von ἀποσύρω anführt, mit Ampsyryte = Amphistrite (s. oben S. 200) engverwandt und bildet nicht nur zu ihr, sondern auch zu Aposeridaon, d. h. Pose-idaon (Poseidōn) sowie zu Apsorodite = Aphrodite (s. unten S. 208) den unmittelbaren Übergang. Wir können Wellmann gar nicht genug dafür danken, daß er das Hinreichen der Macht des kolchischen Seeheros bis ins jonische Meer so tatkräftig betont hat, und so habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, den Namen der Illyrien vorgelagerten Inseln, welche Apsyrtides heißen, und den Inselnamen Apsora südlich von der Halbinsel Istria schärfer ins Auge zu fassen. Da der Krieg der Römer gegen die Illyrier von Skodra schon von den Quartanern auswendig gelernt wird, wird es mir erlaubt sein, statt des Volksnamens der Illyrier hier die Bezeichnung Skodrenser (Livius) oder

Skodriden anzuwenden. Dann erhalten wir als uralte Benennung dieser Seeräuberinseln im Adriatischen Meer das Wort: Ampsyrtidescodridai, das in seiner zweiten Hälfte unverkennbar auf Dioscodridai oder Dioscoridai, d. h. auf die Dioscorides-inseln hinweist, die nach der Ansicht der Orientalisten (s. unten S. 287) nicht etwa im Adriatischen Meer bei Skodra, jetzt Skutari, sondern bei Sokotora am Ausgang des roten Meeres bei Arabien zu suchen sind. Ich werde diese Irrlehre (S. 290) aufs schärfste bekämpfen[1]). Wie nun die zweite Hälfte dieses Namens auf die Dioskuroi deutet, so stimmt der Anfang des Wortes, wenn er mit dem Artikel versehen wird: T'ampsyrtos oder (da sr = str, s. oben) Tampstyrtos nicht nur mit der (T)amphstryte, sondern auch mit den Tympstaridai, d. h. Tyndaridai zusammen. Meine Behauptung, die ich oben S. 199 über die Namensverwandtschaft dieser Schiffahrtsgötter mit zahlreichen Meer- und Himmelsgottheiten ausgesprochen habe, ist also jetzt einwandfrei bewiesen. Alle diese Gottheiten weisen, was ihre Herkunft betrifft, nicht nach dem Orient, sondern nach dem hohen Norden, wo seit der frühesten Steinzeit (bis auf Karl den Großen, der den Donarkultus beseitigte) die Religion des Ansarthundarans (Asathor) in höchster Blüte stand.

Die Heranziehung des Apsyrtos, die für die Beurteilung der Jason- und Argonautensage (der die Orientalisten ebenfalls asiatische Herkunft fälschlich zuschreiben) von allergrößter Wichtigkeit ist, gibt uns nun auch die Möglichkeit, ein endgültiges, abschließendes Urteil über das Wesen der Aphrodite und ihre europäische Herkunft zu fällen und über den Zusammenhang dieser Liebesgöttin, die die Ehen beschützte (daher die „mütterliche Venus“ genannt), und ihr häßliches orientalisches Gegenbild, die Astarte, volle Klarheit zu gewinnen. Wie im weiteren Verlauf meiner Rezension bei der Betrachtung der babylonischen „Originaldichtungen“ immer mehr die Auffassung zum Durchbruch kommen wird, daß die Hettiter und Philister, ebenso wie die Sumerer und Chaldäer (= Chalyber, χάλυψ Stahl) aus Europa gegen das von Mongolen usw. bewohnte Vorderasien vorgestoßen sind, so wird sich auch die Anchasdarde (daraus ist Astarte verstümmelt!) als Gemahlin des troischen Anchisdardanos unsern erstaunten Blicken entschleiern. Die indische Namensform Apsaros (vgl. Apsora, Apsyrtos) wird uns die Aufhellung der Apsorotinde = Aphrodite ganz wesentlich erleichtern.

---

[1]) Schon hier bemerke ich, daß Skortotra (gallisch Corto(t)rate) als die Grundform aller dieser Namensformen Sokotora, Skutari, Skodra angesehen werden muß.



13. Aphrodite und die asiatische Astarte.

Ganz aussichtslos mag auf den ersten Blick mein Versuch erscheinen, die Liebesgöttin Ἀφροδίτη für den griechischen Olymp zu retten; Ἀφροδίτη ist Astarte, also eine babylonisch-syrische Göttin, daran darf nicht gerüttelt werden. Dennoch führe ich mein Wagnis aus, es wird mir gelingen, da die etymologische Forschung den Zusammenhang der Aphrodite mit den Tindariden (Tyndariden S. 175) bereits gefunden hat.

28. K. Tümpel, Artikel Aphrodite in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. I, S. 2729—2787.

Auf S. 2673 erwähnt Tümpel nach Besprechung der aus dem griechischen entnommenen Deutungen 1. von ἀφρός und δύω (die schon von Hesiod stammt) 2. von ἀφροσύνη usw. zunächst kurz die Ableitungen aus dem semitischen: 1. Schwenk von parah mit der Bedeutung der Fruchtbarkeit; 2. Röth, Gesch. d. Philos. I, 252 und Preller, Gr. M. I² 263 von assyr. perida = „Taube", phoinikisch mit Artikel aph'rudet; 3. Hommel, Jahrb. f. Philolog. 1882, 176 von Ashtoretu = Ἀστάρτη uud geht dann zu denen aus indogermanischen Wortwurzeln über: 1. Leo Meyer, Bemerk. zur älteren Gesch. d. gr. Myth. 36 von skr. Chrâj = leuchten, glänzen mit prothetischem Vokal; 2. Enmann Kypros 691 von skr. Chrac = blinken usw. diti = „Schein, Glanz" oder von einem indogerm. tnd-, drt- = schlagen, Feuerschlagen als eine indogerm. Feueranzünderin vgl. L. v. Schröders Erklärung der A. als einer indischen Apsaras, Griech. Götter und Heroen I, Aphrodite, Eros und Hephaistos 1881. „Wenn man Ἀφροδίτα durch Metathesis erklären dürfte, so liegt (nach Kretschmers Vorschlag) die Deutung ἀφρ-οδίτη die „Schaumwandlerin" sehr nahe." Obwohl ich auch diese Deutung, da sie es verschmäht, aus dem Orient Hilfe zu holen, mit großer Freude begrüße, erscheint mir doch die Anlehnung an den Wortstamm tundo, von dem auch die Tyndariden sich herleiten, viel aussichtsvoller, um so mehr als wir ja die urzeitliche Gleichwertigkeit von tindar- (Τινδαρίδαι wechselt mit Τυνδαρίδαι) und δίσκουρ erkannt haben; δισκουρία bedeutet den Diskus-wurf. — Tümpel stellt nun Aphrodite auch mit anderen Göttergestalten zusammen (Aphrodite-Eros), die zweifellos arisch sind. Diese wichtigen Nebeneinanderstellungen von Ἀφροδίτη und Ἔρος (ἔρως) führen uns zur Erkenntnis der uralten Wortformen, die diesen Götter- und Heroennamen (Anchises) zugrunde liegen und dem Zeitalter, da noch Chaos, Gaia, Tartaros Hauptgottheiten waren, entstammen. Denn

einerseits weist uns die Bezeichnung „Schaumschlägerin“ auf die Midgardschlange, die mit ihrem Schweif das Weltmeer aufpeitscht, andererseits erscheint sie uns als die Geliebte des Lichtgottes (s. oben S. 198). Somit wird uns die Tatsache verständlich, daß in der Sage des bis in die Steinzeit zurückgehenden Trojanervolkes (s. oben S. 188) Anchis-dardanus, dessen richtigen Namen ich sogleich feststellen werde, der erkorene Liebling der Meergöttin Aphrodite ist. Wenn wir deshalb zu ἀφροδίσια (richtiger ταφροδίσια), dessen Beziehung zu der Urzeit der Menschheit niemand bezweifelt, noch ἔρως hinzufügen, so entsteht eine Wortform Taphrodiserota, die mit Hinzunahme der oben (von L. v. Schröder) gegebenen Gleichung Aphrodite = Apsaras zu Taphsrodinserota vervollständigt werden kann und so mit (s. oben) dem Namen der Tamphstritampstrite verwandt ist. Dieser Name beginnt mit ἀμφίς, in derselben Weise wird von ἀγχίς oder ἐγγύς nahestehend, das mit ἀμφίς die engste Verwandtschaft aufweist, der Name Anchises abgeleitet, der aus Anchistardanus gekürzt ist.

29. O. Roßbach. Artikel Anchises in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. I, S. 2106.

Der Verfasser schreibt darüber: „Die Ableitung des Namens ist völlig unsicher, man kann nicht einmal entscheiden, ob er griechischen oder asiatisch-phrygischen Ursprungs ist; die Herleitung von ἀγχίς hat Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I, 21 vorgeschlagen; sie hat ihre Berechtigung, da Anchises, ebenso wie Paris, Adonis und Phaeton, als erklärter Liebling der Meergöttin nahesteht. Auch er wird, wie Paris (s. oben S. 188) oder Dysparis (Dianspater), wie Adonis und Phaeton, der den Frühling spendende junge Sonnengott gewesen sein. Auch bei Ovid lesen wir, wie in dem Palast des Sonnengottes Aurora die Rosse anschirren hilft und Thetys den zum Meer herniederfahrenden Sonnengott liebend empfängt (vgl. die Worte des 19. Psalms, wo der junge Sonnengott als Bräutigam aus seiner Kammer herausgeht). Da nun Δάρδανος nicht von δαρδάνω abzutrennen ist, denn das urgeschichtliche Holzhaus (darde alban. = Birne, δόρυ und δρῦς vgl. Δρύοπες weisen auf den aus Natur hölzern geschaffenen Hüttenbau) ist nichts anderes als eine Schlafstätte und auch im Semitischen bedeutet thardem der Schlaf. Im 1. Buch Moses 2, 21 wird thardem von dem „Tiefen Schlaf“ Adams angewendet. Ich bin also fest überzeugt, daß diese rätselhaften Namen sich auf die fruchtbringende Umarmung des Himmelsgottes und der drachengestaltigen Meergöttin beziehen und somit ein aus der Sintflutzeit (s. Seite 199) stammendes Gegenstück zu dem in Διός ἀπάτη (Ilias, Buch XIV,

153—362) beschriebenen Vorgang bilden, der seinerseits erkennen läßt, daß für den Dichter dieses Gesanges nach neuzeitlicher Auffassung die Gattin des Göttervaters als Wolkengöttin auf den Höhen des Ida wohnt und nicht mehr (wie urzeitlich) die das Land überflutende Meeresgöttin ist, die in der Meerestiefe haust. Jedenfalls lassen alle Erklärer, die diesen Abschnitt des XIV. Buches vorurteilsfrei besprechen, klar durchblicken, daß hier ein uraltes Lied vorliegt und die verschlagne Natur der Zeusgattin, die einstmals die Meerdrachin war, noch deutlich erkennbar ist. Ich greife unter den empfehlenswerten Kommentaren zur Ilias das folgende heraus:

30. Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung. Paderborn, Schöning 1910.

Der Verfasser, dessen maßvolles Urteil über die Verschiedenheit uralter Sagengestalten und der von dem Dichter Homer für seine Zwecke verwandten Heldencharaktere (z. B. über die ursprüngliche „kraftvolle Gestalt" des Paris, Alexander) von uns in vollem Umfange lobend anerkannt werden muß, schreibt S. 267: „Mit unnachahmlicher Kunst führt der Dichter diese Szene (der Betörung des Zeus) aus und wenn hier wirklich alte Volksdichtung, ein Lied vom ἱερὸς γάμος, vorlag, wie wahrscheinlich ist, so hat er sicher auch dieses durch den „Goldbrunnen" seiner Phantasie verschönt und für diese Stelle passend gemacht. In dieser Szene eine plumpe Entstellung alter Dichtung sehen kann nur jemand, dem jeder Sinn für wahre Poesie fehlt. Richtig urteilt H. Grimm (Homer² S. 304): „. . . Schöner als dieses uranfängliche Märchen ‚Wie Zeus von Hera betrogen ward' ist noch keins in den folgenden Jahrtausenden erzählt worden." — Da C. Rothe also auch hier, ebenso wie bei Paris, die sagenumgestaltende Kraft des Dichters in richtiger Weise kräftig betont, wird er sicherlich gegen meine Auffassung (Verlegung der κλινοπάλη von der Meeresfläche auf den Ida) nichts einzuwenden haben. Die Tatsache, daß Anchises und Dardanos zu den ältesten Gestalten der thrakisch-trojanischen Urzeit und der indogermanischen Mythologie überhaupt gehören, tritt uns deutlich entgegen in einem Aufsatz über die Dardanidai, der auch einen Stammbaum dieses uralten Herrscherhauses enthält:

32. E. Thraemer, Artikel Dardanidai in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. IV, S. 2158—2163 mit einem Stammbaum des dardanischen Fürstenhauses.

Das wichtigste an dieser mit großer Genauigkeit gefertigten Geschlechtstafel ist die sich jedem unbefangenen Betrachter sofort

aufdrängende Erkenntnis, daß der uralte Wortstamm anchst eben nicht nur in Anchisdardanos vorliegt, sondern auch in Aineias (der wieder mit Ai[n]achos [*Αἴακος*], Aiax) namensverwandt ist (vgl. S. 189), in Anskanios, ja selbst in den Frauennamen wie Andromache (die Ansdordomche stellt eine Nebenform des Namens Anchsdardanus S. 25 dar) versteckt enthalten ist. Auch für die Aufführung der Namen Strymo, Skamandros, Erythoe, Eriopis, Molossos, Pyrrhos, Pielos, Electryone u. a. müssen wir dem Verfasser dank wissen. Über Erichthonios (Erysichthonios vgl. S. 217).

14. Anchises-Dardanus ein nordischer, kein semitischer Fürstenname.

Der indogermanische Ursprung beider trojanischer Fürstennamen ist zweifellos zu erweisen, wenn wir Anacharsis dazunehmen.

32. W. Schmid, Artikel Anacharsis in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. I, S. 2017—18.

Der Verfasser beginnt mit folgender Bemerkung über die Bedeutung dieses Namens: „Der Versuch von L. Meyer, Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprachwissenschaft V, 162, den Namen aus indogermanischer Wurzel zu erklären, ist gegenstandslos geworden durch den Nachweis von C. Neumann ‚die Hellenen im Skythenland‘, daß die Skythen Mongolen waren.“ — Ich finde, daß der Verfasser durch die Schrift Neumanns durchaus nicht von der Verpflichtung befreit war, die Deutungen aus den indogermanischen Sprachen näher zu betrachten, da sich ja gerade aus der von ihm entworfenen Charakteristik des Anacharsis der Nachweis führen läßt, daß die Fürstenfamilien dieser „mongolischen“ Skythenstämme unzweifelhaft auf einer höheren Stufe der Gesittung standen, als diese nicht arischen Stämme selbst. Schreibt er doch selber, daß Anacharsis, des Enurus oder Deuketes Sohn, Bruder des Saulios oder (nach Diog. Laertius) des Kadnidas, eine Ausnahme von der sonst allgemeinen skythischen Roheit bildend (Herodot IV, 46), sei es aus eigener Wißbegierde, sei es im Auftrage des Skythenkönigs (IV, 77), Reisen besonders in Griechenland machte, um höhere Gesittung kennen zu lernen usw.“ — W. Schmidt erwähnt auch die ältere idealisierende Auffassung von den nordischen Völkern (A. Riese, Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens 1875, bes. S. 17 ff.) und weist auf die in einer besonderen Schrift des 4. Jahrh. v. Chr. niedergelegte kynische Darstellung des Anacharsis als des unverdorbenen, freien Natursohnes im Gegensatz zu griechischer Ver-

feinerung und Verderbnis hin. Diese eigenen richtig ausgesprochenen Gedanken hätten, so betone ich, den Verfasser doch darauf bringen sollen, wenigstens den Versuch L. Meyers den Leseru bekannt zu geben! — Die von mir durch zahlreiche Vergleichungen erschlossene Urform des Namens Anchistardanos ist nun der Wortform Ancharthis, die auch Anchsarthis lauten konnte (da x oft in k, ch vereinfacht wurde: con für ξύν, candidus für ξανϑός usw.), zum Verwechseln ähnlich, und wenn wir nun noch den Beinamen der Aphrodite in Kypros, Anaxarete danebenstellen, so wird dem vorsichtigsten Zweifler jedes Bedenken an der indogermanischen Herkunft der Urform Anchstardanos schwinden (s. Nr. 38). Die volle Form Anchistritogeneteira (S. 200) paßt genau zu Anch(s)arthignutrus, d h. Anacharsis, des Gnūrus Sohn.

33. G. Knaack, Artikel Anaxarete in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. I, S. 2081.

Der Verfasser läßt sich auf eine Erklärung des Namens gar nicht ein, wohl aus dem Grunde, weil dieser augenscheinlich aus rein griechischen Worten ἄναξ und ἀρετή zusammengesetzt ist. Wichtig ist seine kurze Lebensbeschreibung dieser Jungfrau aus Kypros, die in Wahrheit nur eine Doppelgängerin der Aphrodite ist. „Sie stammt aus dem alten Geschlechte des Teukros (s. oben S. 183), ließ die Liebe eines Jünglings aus niedrigem Stande unerwidert . . . und wurde zur Strafe für ihre Hartherzigkeit in Stein verwandelt. Dieses Steinbild stand in Salamis auf Kypros (s. unten, S. 272, meinen Nachweis, daß diese Stadt von Griechen, nicht von Semiten gegründet ist) im Tempel der Ἀφροδίτη παρακόπτουσα (prospiciens). Diese hellenistische Legende ist erfunden, um die eigentümliche Haltung des salaminischen Tempelbildes der Göttin (πορνικὸν σχῆμα? vgl. Aristoph. Pax. 982) zu erklären." —

Wir können aus dieser Darstellung zweierlei entnehmen:

1. Daß neben der obenbesprochenen Urform des Namens der Aphrodite, nämlich Ampsorodite, noch eine andere (ἀμφίς = ἀγχίς) bestand: Anchsartide, die nach Abwerfung der Endung -ιδη (Patronymicon) zu Auchsarete vereinfacht und in Anaxarete präzisiert wurde. Ihre Verwandtschaft mit Anchstardanos (sr = str) ist unverkennbar.

2. Daß die geringe Achtung, die später der Aphrodite als Beschützerin der gemeinen Dirnen von sittlich hochstehenden Griechen entgegengebracht wurde, erst als das späte Ergebnis einer

sittlich verkommenen Zeit und als die Folge des Vordringens der orientalischen Lebensauffassung angesehen werden muß, nach der das Weib nicht wie die hoheitsvolle, achtunggebietende Königin der Phäaken Arete der Gegenstand allgemeiner Verehrung war wie bei den nordischen Völkern, sondern als käufliche Ware für die aus Asien schachernd und hausierend durch die Länder des Mittelmeers trottelnden semitischen Krämer galt. Somit war auch die Astarte-venus (Bendis) urzeitlich auch als Gebärerin aller Lebewesen und mütterliche Beschützerin aller lebensfrohen Jünglinge und Jungfrauen eine hochgeachtete Gottheit. Dies wird klar ausgesprochen in einem jetzt viel gelesenen Buche, in dem jeder Satz wie ein Keulenschlag gegen den semitisch-orientalischen Hochmut und Vorwitz wirkt.

34. Friedrich Delitzsch. Die große Täuschung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten usw. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1920. 149 Seiten.

In diesem nach dem vorangesetzten Motto „Um Gottes Willen“ in ernstem unbeirrbarem Streben nach Wahrheit verfaßten Buche schreibt der auf dem Gebiete orientalistischer Geschichtsforschung als Autorität geltende Verfasser S. 97, wo er Israels vorgebliche Weltmission bespricht, die folgenden wuchtigen Sätze: „Wenn Jules Oppert Wert darauf legte zu konstatieren, daß in Israel der Glaube an eine Göttin neben Gott niemals Platz gegriffen, so legen wir unsererseits Wert darauf, zu konstatieren, daß der Gedanke an eine weibliche Gottheit den Hebräern überhaupt nie kommen konnte, weil bei den hebräischen, wie arabischen Wüstensöhnen das Weib eine viel zu niedrige, ja verachtete Stellung einnahm. Diese nomadiesierenden Hirtenstämme, die in ihren männlichen Bestandteilen bis heute nicht wissen, was Arbeit ist, ließen und lassen jegliche Arbeit von ihren Frauen, ihrem ‚Proletariat‘, verrichten. Und wenn deshalb Muhammed es für eine ganz besondere Herabwürdigung Gottes hielt, daß seine Landsleute in den Engeln Töchter Gottes erblickten — wie hätte bei den Hebräern eine weibliche Gottheit gleicher Verehrung mit Jaho teilhaftig werden können! Die Idee männlicher und weiblicher Gottheiten konnte nur bei einem Volke aufkommen, welches dem Weibe eine mit dem Manne völlig gleichberechtigte Stellung, ja sogar eine Ehrenstellung neben dem Manne zuwies, dieses Volk aber war das sumerische Volk, das in Babylonien, vornehmlich Südbabylonien,

im 3., 4., 5. vorchristlichen Jahrtausend zu hoher menschlicher Kultur erblüht war. Das Land Sumer war die Heimat des Glaubens an Gott und Ischtar, d. h. an die weibliche, ‚segenspendende' Gottheit, deren Kultus unter dem Namen Astarte sich im Laufe der Jahrhunderte über ganz Vorderasien verbreitete, auch bei den Kanaanäern neben Baal Eingang fand — ein weiterer Grund, weshalb er von den Propheten Israels bis aufs Blut bekämpft wurde. Wer aber den poetischen Zauber zu würdigen versteht, den im katholischen Glauben die Madonnenverehrung auf das menschliche Gemüt ausübt, oder sich an den Idealgestalten der auch im Christentum weiblich vor- und dargestellten Engelwesen ergötzt, der vergesse niemals, daß das erste Volk, das die ‚Himmelskönigin', ‚unsere liebe Frau' [1]), ‚meine Herrin' (das ist Madonna) anbetete (den mild blickenden Morgen- und Abendstern für ihre Offenbarung haltend), und das auch die Schutzengel sich weiblich vorstellte, das sumerische Volk gewesen ist" [2]).

Ich kann diesen tief zu Herzen gehenden Sätzen von Delitzsch nur zustimmen und hätte nur gewünscht, daß er noch das herrliche Goethewort aus dem Tasso hinzugefügt hätte: „Willst du erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an!" — Also nur bei den Ariern und ganz besonders bei den Germanen, die schon zu Tacitus Zeit „in den Frauen etwas Göttliches erblickten" (Germania cap.), waren weibliche Gottheiten denkbar, die zwar wie die Brunhilde des Nibelungenliedes etwas Furchtbar-übermenschliches an sich hatten, aber doch Gegenstand höchster Verehrung waren. — Es ist deshalb meine felsenfeste Ansicht, daß die Anaxarete, deren Name in seiner ersten Hälfte auf die „Herrscherin", in seinem zweiten Bestandteil auf die Phäakenkönigin Arete hinweist (gegen deren „orientalische Herkunft" ich S. 312 tatkräftig kämpfen werde), urzeitlich als Anxaretide (Aphrodite) die drachengestaltige Meergöttin und Gattin des Frühlingsgottes gewesen ist, besonders da sie ja der Ampsyritide (= Aphrodite) ebenso eng verwandt ist, wie das Wort ἀγχίς mit ἀμφίς, ἔχις (Schlange) mit ὄφις unzertrennbar zusammen gehören. Die indogermanische Namensform (vgl. die Tabelle am Ende dieses Bandes) ist also von den Semiten zu Astarte (aus Angstarte) vereinfacht worden, auch in dem verdoppelten Anruf konnten sie die zwei r nicht nebeneinander sprechen und so wurde

---

[1]) Vgl. hierzu S. 202. Britomartis dulcis virgo.

[2]) Über die Verwandtschaft der Sumerer mit den Steinzeitgermanen (Sugamber) wird noch oft die Rede sein (S. 268).

aus Astart-astargtis. in gekürzter Aussprache A(s)targatis und daraus bei den Philistern noch kürzer Derketo, weil die 1. Hälfte wegfiel.

35. Cumont, Artikel Atargatis in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band II, 1896.

Diese von einem belgischen Semitologen verfaßte Abhandlung schließt mit den Worten: „Semitische Göttin, welche im Abendlande gewöhnlich unter dem Namen Dea syra bekannt wurde." Indem der Verfasser nun die verschiedensten Spielarten dieses Namens der Meergöttin vorführt, versäumt er nicht für eine jede eine besondere semitische Etymologie hinzuzufügen, z. B. „Frau des Gottes Ato." Es ist natürlich ganz selbstverständlich, daß die in Asien wohnenden ursprünglich indogermanischen Volksstämme, nachdem ihnen von Babylon aus das Sprachgesetz: radix est trillittera [1]) aufgezwungen worden war und sie mit so verstümmelten Wortstämmen ihre Namensformen neu bilden und die uralten so falsch erklären mußten, an diese sinnlosen Wortdeutungen steif und fest geglaubt haben; uns sollte man mit dieser Weisheit verschonen. Wenn Herr Cumont (S. 171) trotz seines undeutschen Namens doch eine echtdeutsche Gesinnung besäße, würde er gemerkt haben, daß die von ihm angeführte volle Form Atargateitis [2]) haarscharf mit Ostrogotthiuda = Ostrogothenvolk übereinstimmt, daß demnach die Heimat dieser Meergottheit bei den Steinzeitgermanen an der Ostsee zu suchen ist, die Bastardostrogothae = Bastarni Ostrogothae hießen.

36. Cumont, Artikel Derketo in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band IV, 240.

Hier wird einfach auf die Gleichheit mit Atargatis verwiesen.

15. Der troische Erichthonios und der attische Erechtheus (*Υ* 219, 230; *Β* 547; *η* 81).

37. Escher Artikel Erechtheus ⎫ in Pauly-Wissowa
38. Escher Artikel Erichthonios ⎬ Reallexikon
39. Escher Artikel Erichtho ⎭ Bd. VI, 404 u. 439.

Diese drei zusammengehörigen Artikel sind schon an sich wegen des überaus reichhaltigen Stoffes, der dort in übersichtlichster Form durchgesprochen wird, sehr lesenswert und geben uns vor allem

[1]) Vgl. hierzu S. 268.

[2]) Auch der im Gilgamisepos vorkommende Atrachasis und die Chatram(h)otitai sind der Atargateitis namensverwandt (vgl. S. 247).



einen Aufschluß über die Namensgleichheit des trojanischen Erichthonios mit dem attischen Erechtheus in folgenden Sätzen: 1. „Der Name Erechtheus ist nur eine Kurzform zu Erichthonios,“ 2. „er ist zusammengesetzt aus *χθόνιος* mit verstärkendem *ερι*.“ Der erste Satz hat meinen vollen Beifall, über den zweiten werden wir noch zu reden haben. Diese wichtigen Abhandlungen klären uns 1. über die Beziehungen dieser Göttergestalten zu dem Schlangendämon Erechtheus, der wie die Athene selbst (und die Zauberin Erichtho) weiblich zu denken ist, genügend auf und enthüllen 2. auch den Zusammenhang des Erichthonios mit dem Geliebten der Meerschlange Aphrodite, Anchisdardanos (s. oben S. 209), der sich schon aus dem oben besprochenen Stammbaum der Dardanidai (richtiger Dardaniadai = Dardanichardai [1]) erkennen ließ. Deshalb ermöglichen es uns diese Forschungsergebnisse die Namensformen Erichthonios und Dardan(i)os auf ihre Verwandschaft zu prüfen. Freilich müssen wir die Gleichung Erchthonios = Darchdanios, die mir als erweisbar vorschwebte, gänzlich aufgeben, dennoch muntern uns die entsprechenden Silben „er = dar; thon = dan“ zu ernster Betrachtung auf, besonders da Mychthonia (th) eine Nebenform für Mygdonia (d) ist. Gehen wir von dem uralten Anruf des Anchisdardanos, des Stammvaters der Anchsdardania(r)dai aus, der etwa folgendermaßen gelautet haben muß: Anchsdardanchardandardans, so läßt sich leicht begreiflich machen, daß man in einem späteren Zeitalter, wo man die mehrmalige Wiederholung desselben Wortes als nicht mehr „zeitgemäß“ empfand, das Mittelstück dieser Wortfolge durch Veränderung umformte: Anchisd'ertinch(r)thondardans. Wenn man nämlich zu Erichthonios, was Escher vergessen hat, auch noch die Namensform Erysichthon, eine Gottheit, die in Attika doch dem attischen Erechtheus sehr nahe steht, zum Vergleich mit heranzieht und bedenkt, daß *ἔρυσι* voller *ἔρυσιν*, und urzeitlich (*σι* ist aus *τι*, 3. Pers. sing., entstanden!) *ἔρυτιν* gelautet haben muß, so erhalten wir einen Wortanfang für Erytinchthon, der mit Anchst oder Amphst vervollständigt, wieder auf *Ἀμφστρύτην* und *Ἀμφστρύ(τ)ων* zurückführt. Dann ist allerdings noch zu bedenken, daß eine am Lande hängende Insel (Halbinsel), nicht wie man erwarten sollte *χθόννησος*, sondern *χερθόννησος*, d. h. (*ϑ* = *σ*) *χερσόννησος* heißt. Dies läßt meine Vermutung glaublich erscheinen, daß *χερθών* die urzeitliche

[1]) Da die Sabaudiatae in Sabaudium (Savoyen) jetzt Savoyardes heißen, müssen auch die Crotoniatae in Crotoniartae (vgl. Cortorate!) vervollständigt werden.

Wortform für χθών gewesen sei. Jedenfalls paßt χερσον = lateinisch hirsutus „die struppige“ gut als Bezeichnung der Wintererde, die der Frühlingsgott (man denke an die schlafende, unschöne Brunhilde!) aus dem Schlummer (dem gläsernen Sarg) erweckt. Erkennt man meinen Vorschlag als annehmbar an, so ist mit einem Mal zu Britomchartis (s. oben S. 202) in Erytimchorthon (gekürzt Erichtho) ein Seitenstück geschaffen, zu dem sich, wie die Tabelle am Schluß dieses Bandes zeigen wird, noch eine gewaltige Anzahl von Götternamen: Artemchorthosa (S. 219), Er(t)ymche(r)dusa u. v. a. anreihen werden, und das in voller Form Anchsdertinchertho zu den oben genannten in Fischgestalt dargestellten Meergöttinnen Anstartgartis (Astarte, Atargatis, Derketo) vortrefflich paßt. Ich hoffe deshalb keinen Widerspruch zu finden, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß, ebenso wie der Name Dardanos von Troja nach der illyrothrakischen Landschaft Dardania zurückweist (an deren Küste die Phäakeninsel liegt), so auch durch die Drachengestalt des Erichthonios die Möglichkeit in greifbare Nähe gerückt wird, nun endlich hinter das Geheimnis der mit dem Wirken aller Frühlingsgötter so eng verbundenen Sage vom „Drachenkampf“ zu kommen, deren mangelhafte, unklare Deutung das Verständnis zahlreicher Göttergestalten (z. B. des Apollon s. S. 222) geradezu unmöglich macht.

Was ich also an dem Artikel „Erichthonios“ auszusetzen habe, bezieht sich auf die Worterklärung des Namens, der aus χθών mit „verstärkendem ἐρι“ gebildet sein soll; denn 1. ist eine solche Zusammensetzung „Sehr — Erde“ überaus kindlich (wenn sie auch dem Gebrauch der antiken Dichtersprache durchaus entspricht, müssen wir uns doch endlich von solchen Torheiten mit kräftigem Entschluß freimachen!) — 2. entspricht die Schlangengestalt durchaus nicht einem Erdgotte, sondern weist auf eine Wassergottheit hin, welche ἐρυσιχθόνα, d. h. die fruchtbare Erde durch Überflutung gefangen hält, bis der Frühlingsgott nach Bändigung der Meerdrachin die blühende Erde zum Vorschein kommen läßt. Darum hätte 3. Escher, wie oben gesagt, Ἐρυσίχθων mit heranziehen müssen; auch ein Seitenblick auf Ἑρμηχθονιος hätte ihm den Zugang zur vollen Erkenntnis des Sachverhalts bahnen können. Am klarsten ergibt sich die Richtigkeit meiner Ansicht von der Entstehung der Götternamen aus den Chortänzen mit Begleitung der Schlagpauke (τύμπανον), wenn man die Artemis, die auf dem Taygetos von den Nymphen angerufen wurde, betrachtet.

16. Die Namensverwandtschaft der Artemis (Orthosa) mit Dardanos.

40. K. Wernicke, Artikel Ἄρτεμις in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. II, S. 1336.

„Der Name Artemis“, so gesteht der Verfasser offen ein, „muß als noch ungedeutet bezeichnet werden, obwohl man sich in alter und neuer Zeit mit seiner Deutung beschäftigt hat“.[1]) Wichtig sind die Hinweise Wernickes auf: 1. den Nachweis Welckers, daß die alte Deutung ἀρτεμής „unverletzt“ niemals von der jungfräulichen Unverletztheit gebraucht worden ist; 2. die Verteidigung der 2. antiken Etymologie ἀήρ und τέμνειν (aerem secans) durch Pott; 3. „Sehr ansprechend“ — so schreibt W. — „erscheint dagegen die von Robert. E. Meyer vertretene Ableitung von ἀρταμεύς, ἄρταμος, ἀρταμεῖν, also „Schlächterin“; 4. auch Welckers Deutung = Ἀρίθεμις wird erwähnt, ebenso 5. auf den von Thomaschek betonten Anklang an kretisch μάρτις = Jungfrau. „Viel wichtiger als fruchtlose Deutungsversuche zu machen ist es, zusammenzustellen, was wir über Geschichte und Formen des Kultus erfahren.“

Und in der Tat! Der Name Artemis wird solange den Forschern ein Rätsel bleiben, bis sie sich darauf besinnen, daß wir das Wesen dieser Göttin erst verstehen lernen können, wenn wir sie im Zusammenhang mit ihrem Lieblingsaufenthalt, dem Τηΰγετος und Ἐρύμανθος, wie er in der Odyssee ζ 102 und 103 beschrieben wird, betrachten und uns die Frage ernstlich vorlegen: Wie klang das Lied der im trochäischen Tanzschritt dahinhüpfenden Nymphen, die ihren Sang mit den Paukentönen des Tympanons begleiteten? Doch wohl so:

Tyngdartyngdarthonsoros (–́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́)[2]).

Bedenken wir nun, daß temptare und tentare (gesprochen tenctare; quinctus = quintus) einander gleichwertig ist, so ergibt sich

Teugt'ertymth'orthos'oros = Taügetos Erymanthos Orthosa ὄρος,
Teugt'artemdorthos'oros = Taügetos Artemis Orthosa ὄρος.

---

[1]) Wann werden die Altertumsforscher einmal einsehen lernen, daß solche uralten Namen nicht aus den in geschichtlicher Zeit gebräuchlichen Dingworten, sondern aus onomatopoetischen Ausrufen entstanden sind; wie der Trismegistos Hermes, so ist auch die Megista Artemis (vgl. Apostelgeschichte 19, 20) nach solchem Anruf benannt (vgl. S. 233).

[2]) Die Tenctertungri am Rhein zeigen in ihrem Namen, der auch ihr Kriegsgeschrei war (vgl. S. 176), die gleiche Silbenreihe.



So entwickelt sich aus dem Frühlingstanz ganz ungezwungen der Name der Frühlingsgöttin Artemis Orthosa und ihres heiligen Waldbezirkes, des Taygetos-Erymanthos-Berges. Daß Arthams (s. oben Ἀρίθεμις) und Orthoms genau dasselbe Wort, nur mit verschiedener Vokalisation (mahnen = monere), ist, habe ich schon oben betont. Setzen wir nun statt des Schlußwortes ὄρος — da die Urzeit solche Dingworte noch gar nicht kannte, sondern für sie nur lebendig wirkende Geister vorhanden waren — noch einmal (wie hinter Britomartis S. 202) den Namen Arthams als letztes Glied dieses Verses, so zeigt sich, daß Er(th)ymnth-ortho(sn)sa und Artemdortho(m)sa gleichwertige Nebenformen desselben uralten Götternamens darstellen, dessen Bestandteile ganz dieselben sind wie in Thumd-ar, nur in umgekehrter Reihenfolge Art(h)emd; auch darauf erstreckt sich die Gleichheit, daß auch in Arthemd die Silbe themd genau wie in Thumdar als Haupt- oder Stammsilbe, ar aber als Nebensache und Vorsilbe (Präfix) angesehen wurde, und zwar in allen Deutungen, da sowohl Pott τέμνω (s. oben = tumndo tundo) wie Welcker θέμις = die „Schlägerin" (am Altar der strengen Ἄρτεμις = Ἀρίθεμις wurden die Schuldigen blutig gepeitscht) auf diesen uralten Wortstamm zurückgeht, vgl. auch oben Ἀφροδίτη = „Schaumschlägerin". Da der Bergname Ὀρθῶσα auch Χορθῶσα geschrieben werden konnte, insofern als in homerischen (ἔτης = ἑταῖρος) und vorhomerischer Zeit der milde und scharfe Anhauch regellos wechseln, so passen alle diese Namensformen, wie die Tabelle am Ende des Bandes veranschaulicht, auch zu Britomchartis und Amphtrytomsardompter (ch = sch = s). Allerdings wird meine Behauptung, daß Eurymedusa, die Stammutter der Myrmidonen, urzeitlich Eur(ch)ymdcherthunsa geheißen habe und mit Erthymnthchorthosa namensgleich gewesen sei, Befremden erregen. Wie sich aber bei der Besprechung des Namens Proserpina zeigen wird (S. 226), daß diese etruskische Namensform älter ist als das homerische Περσεφόνεια (Ausstoßung des zweiten r zur Vermeidung einer „barbarischen" Wortform!), so sind auch die etruskischen Wortformen meddix usw. (mit zwei d) statt medicus (mit einem d) die älteren. Darum muß auch Εὐρυμέδουσα (η 8), die Amme der Nausikaa, die „weithin waltende" urzeitlich mit μεδζδοῦσα ausgelautet haben, vgl. franz. matin aus matu-tinus. Die nordgriechischen Völkernamen, die unter den gemeinsamen Namen Dardanoi zusammengefaßt werden können, zeigen uns, wenn wir z. B. die Thesprotomakedones herausgreifen, die, wie sogleich erwiesen werden soll, ursprünglich Thesprotomadkerdones hießen, eine Wortform, die genau

mit der Teugtartemidchorthomsa übereinstimmt und in der die Lautverbindung chrth ebenso, wie wir es in Hermeschthonios und ähnlichen mit chthonios gebildeten Götternamen (s. oben S. 216) beobachtet haben, zu chth vereinfacht ist. Damit nun jeder Leser dieses Jahresberichtes fest überzeugt sein kann, daß diese nordgriechischen Dardani mit ihren Gottheiten von den trojanischen Dardani mit den ihnen eigentümlichen Göttern und Helden fast gar nicht verschieden sind, möge hier ein Aufsatz über die Landschaft Dardania zur Besprechung herangezogen werden.

17. Die illyrisch-trakischen Dardani (Dassaretae, Thesprotoi) und ihre Verwandtschaft mit den trojanischen Dardani.

41. L. Bürchner, Artikel Dardania in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. IV, S. 2157.

Die inhaltreiche Darstellung, die sich an den Artikel Dardani anschließt und die m. E. jeder kennen muß, der sich über den ältesten Zeuskultus von Dodona (vgl. das Gebet des Achilles zum *Ζεὺς Δωδωναῖος*) eine klare Vorstellung verschaffen will, geht von der Erklärung des Namen Dardania aus, der mit dem albanesischen Worte darde „Birne" verwandt ist. Der Hinweis auf dieses Wort, das von *δόρυ* (Holz, dem Speer), *δρῦς* Eiche nicht zu trennen ist, führt uns in die Zeit des ältesten Holzbaus, d. h. in das Zeitalter der Pfahlbauten zurück, und da die Sprache der illyrischen Skipetaren die anerkannt älteste Form der indogermanischen Ursprache dargestellt und doryt (gen. *δόρατος*) ebenso wie strud[1]) = silva paluda (in Unstrut) den Holzbau im Sumpf (Strymonsee Prasias) bezeichnet, der als **δαρθαμ* (= dordmio) hebr. thardem = Schlafstätte dient, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir in diesem Volksnamen, der von Illyrien nach Troia hinübergreift, den denkbar ältesten indogermanischen Volksnamen vor uns haben. Wie nun (oben S. 183) die Daunschardanschar, d. h. die mit dem uritalischen König Daunus zusammenhängenden Schardana, mit ihrer Seemacht das Mittelmeer beherrschten, so ist Danschardan 1. = Dassaretai und 2. in der Nebenform (schr = schtr) Danschdardani, d. h. Dakische Dardani auch = T'anchsdardani; diese uralte Stammesbezeichnung führt uns nach Abwerfung des vermeintlichen Artikel T (vgl. *τἄλλα* usw.)

---

[1]) Über diese Fachausdrücke der vorgeschichtlichen Ansiedlungen wird in Abschnitt II (homerische Länderkunde) und Abschnitt V (Wohnung) die Rede sein.

auf Anchisdardanus, d. h. den oben besprochenen Begründer des steinzeitlichen Troia; aus Teuchsthradnia ist Teuthrania geworden. Von diesem Hinübergreifen der vorhomerischen Heldensage nach Troia ist nun in den letzten Jahrzehnten oft die Rede gewesen und diese Frage hat einen heftigen Federkrieg entfesselt, von dem Paul Cauer (s. oben S. 168) in seinen Grundfragen S. 191—201 eine gedrängte Übersicht gibt; selbst Andromache (s. oben S. 211) stammt aus Nordgriechenland!

42. R. Wagner, Artikel Andromache in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd I.

Der Verfasser bespricht ausführlich die vielen Leiden, die die gefangen fortgeführte Andromache im Lande des Achilles über sich ergehen lassen mußte, erwähnt aber auch ihre Beziehungen zur Schutzgöttin des Dardaniden-hauses; Aphrodite bringt ihr zur Vermählung reiche Geschenke dar.

Paul Cauer sagt darüber S. 200: „Diomedes und Aias, Hektor und Alexandros, auch Andromache waren schon besungen in den Liedern, welche die Eroberer aus ihrer nordgriechischen Heimat nach Kleinasien mitbrachten.“ Für mich enthält diese schwerwiegende Behauptung nichts Verwunderliches, da (vgl. S. 211) die Anchsdrodomcher nur eine Nebenform der Anchisdardaniker darstellen.

43. J. Toepffer, Artikel Aias in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. I.

Da diese 9 Seiten umfassende Abhandlung schon 1894 gedruckt ist, enthält sie noch nicht alles, was man jetzt über die Entstehung der Heldengestalt des „großen“ Aias ermittelt hat, doch betont Toepffer schon die Gleichwertigkeit der beiden Aianten S. 937: „In den alten hellenischen Stammsagen und Kriegsliedern müssen die beiden Aianten und Teukros (aus dem Stamm der Aiakiden!) eng verbunden gewesen sein.“ „Robert hat (vgl. P. Cauer S. 197) kürzlich die Vermutung ausgesprochen und gut begründet, daß die beiden Aias bei Homer im Grunde nicht zwei Personen, sondern durch gewollte Differenzierung aus einer entstanden seien. Bethe schließt sich ihm an; nur hält er den Lokrer für die ursprüngliche Gestalt. Gewiß mit Recht.“ [1]) —

[1]) Der Stammesname der Lokroi ist uralt, vgl. hierzu die Namensform Lykosura, Lykormas S. 237.



44. Toepffer, Artikel Αἴακος in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Band I, S. 923—926.

In diesem Aufsatz, der auch als Beigabe ein Stemma der Aikiden enthält, werden wichtige Einzelheiten aus dem Lebenslauf dieses Ahnherrn des Achilles hervorgehoben. Toepffer macht auf die Tatsache aufmerksam, daß trotz der sonst überlieferten Verbindung Zeus und Aigina als Eltern des Aiakos bei Serv. Aen. VI 566 Rhadamanthys, Minos und Aiakos Söhne des Zeus und der Europa genannt werden. Da Toepffer weiterhin darauf hinweist, „daß Aiakos der Stammvater des berühmten, durch seine Stärke sprichwörtlichen Geschlechtes der Aiakiden ist, das in Thessalien, Salamis, Aigina seßhaft, wahrscheinlich aus der Gegend von Dodona eingewandert war und mit dem Dienste des Zeus von Dodona in engster Verbindung stand“, so hätte er sich ein besonderes Verdienst erworben, wenn er, da, wie es scheint, Deutungsversuche dieses Heroennamen noch gar nicht vorliegen (die Übersetzung „zum Weinen geneigt im Anschluß an αἴαἴ bei Pape-Benseler ist doch nur eine volksetymologische Spielerei), selbst den Versuch gemacht hätte, die Urform dieses Namens durch einen Vergleich mit Ἴναχος als Αἴναχος zu erschließen. Der Ausfall eines intervokalischen ν ist eine oft zu beobachtende Tatsache: wo der Italiker Inoni (Dat. von Ino) schreibt, spricht der Hellene Ινοῖ, da das n zwischen o und i geschwunden ist. Über die weite Verbreitung des Wortstammes anch habe ich oben gesprochen; auch der Flußgott Inachos und die Meergöttin Ino (deren Name nach Maass Ansicht nur eine Kurzform von Inacha ist (S. 278), gehören in diese Familie der Ainachiden, die auf europäischer Seite die Aiakiden (Aiakos, die beiden Aias, Achilles) mit umfaßt, und in Troia die Familie des *Ainajas (Αἰνείας) und *Anskadios (nsk für nks) = Anskanios umschließt; auch sind im Sumererreich Enkidu, der Freund des Gilgames, und im Lande der Philister die riesenhaften Enakskinder den Ainachiden blut- und namensverwandt.

18. Apollo Sauroktonos und Bellerophontes ein Abbild des nordischen Frühlingsgottes Baldurswantewit.

45. Wernicke, Artikel Apollon in Pauly-Wissowa, Reallexikon II, S. 1—111.

In dieser (schon auf Seite 167 als überaus wichtig und lehrreich bezeichneten) Abhandlung, die 111 Halbseiten umfaßt, wird zunächst die Ethymologie des Namens mit denkbar größter Ausführlich-

keit besprochen. Am schlechtesten kommen die Ableitungen aus dem Semitischen fort, er erwähnt nur die von H. Lewy (Wochenschrift f. klass. Philologie 1893, 860 assyrisch aplu = Sohn!) — Das Ausrufungszeichen ist Kritik genug; die Ableitung von apalu = „weissagen" erwähnt er gar nicht, es ist auch kein Schade. Indem er also mit einer überaus anerkennenswerten Offenheit alle Etymologien aus dem Griechischen, auch die neusten und scharfsinnigsten preisgibt, fährt er fort: „Alle diese auch sprachlich meist sehr anfechtbaren Erklärungsversuche, antike wie moderne, schweben in der Luft. Sie beruhen auf der Vorstellung von Apollon als einer einheitlichen Gottheit und die Erklärer wollen ihre Auffassung von dem Wesen derselben in dem Namen wiederfinden. Dem gegenüber kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß Apollon überhaupt gar keine einheitliche Gottheit ist, usw. Wernicke zählt dann in III. Bedeutung und Wesen des Apollon in nicht weniger als 23 Abschnitten („Apollon erscheint als Meeresgott, als Himmelsgott und als chthonischer Gott") seine vielseitige Tätigkeit auf und erwähnt erst ganz zum Schluß (23) seine Auffassung als Sonnengott. Seiner Ansicht steht schroff gegenüber die von Roscher:

46. Roscher, Artikel Apollo im Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig, Teubner 1884—1890. S. 422—448.

Der Gott Apollo, dessen Bedeutung als Sonnengott Roscher allerdings zuerst betont (§ I), wird in III a als Gott des Frühlings ausführlich beschrieben und zwar in einer Weise, daß man fortwährend an den nordischen jungen Frühlingsgott und an sein menschliches Abbild, den jungen Sigurd, der mit Donars Stärkegürtel angetan, durch das erste Frühlingsgewitter die im Banne des Wintergottes schlafende Erdgöttin aufweckt. „Man feierte im Frühling (S. 426) an den meisten Kultstätten des Apollon seine Wiederkehr aus einem mythischen Lande, wo er während des Winters geweilt haben sollte . . . und nannte dies Land Lykien (Verg. Aen. 4. 143), das ist Lichtland, oder das der Hyperboreer, welcher Name eigentlich die Leute jenseits der Berge bezeichnet (Curtius Grundz. d. gr. Et. S. 348). Von den Hyperboreern heißt es, daß bei ihnen ein halbes Jahr Tag und ewiger Frühling herrsche." — — Man sieht hier deutlich die Beziehung auf den nordischen Baldur, in dessen Bereich (Island [1]), Norwegen) die Sonne

[1]) Ich erinnere an die prächtige Schilderung dieser Lichtflut in Pierre Lotis „Islandfischer".

monatelang nicht untergeht, ausgeprägt; und die Hyperboreer erinnern uns an Hyperaia, die Urheimat der Phaiaken im Adriatischen Meer, welche die Semitologen gar zu gern nach Südarabien versetzen möchten (S. 310).

Auch in der Fortsetzung dieses Aufsatzes:

47. A. Furtwängler, Apollo in der Kunst. (Ebendaselbst S. 449—468.)

1. werden diese Wanderungen scharf betont (S. 467): „Die Hyperboreersage gab Anlaß, den Gott wandernd darzustellen: eine prächtige attische Vase des 5. Jahrhunderts zeigt ihn auf dem Dreifuße sitzend übers Meer fahrend, später erscheint er auf dem Schwane oder Greif reitend." — Man ersieht aus diesem Hinweis deutlich die enge Beziehung des griechischen Apollo zu dem nördlichen Europa, denn der Schwan zieht nach Norden und die Greifensagen sind bei den germanischen Volksstämmen zu Hause. In dem Abschnitt II (Homerische Länder- und Völkerkunde) werde ich bei Besprechung des steinzeitlichen Volkes der Laestrygonen auch die ihm namensverwandten germanischen Völkerschaften erwähnen, z. B. die Wandalostrogothones.

2. Auch die Drachentötersage wird kurz (S. 462) gestreift, allerdings in unzulänglicher Weise: „Eine ganz neue und eigenartige Schöpfung des Praxiteles war dagegen der sog. Sauroktonos (Plin. 34, 70); Apollo ist hier ganz knabenhaft gebildet, eine laufende Eidechse mit dem Pfeile zu erhaschen suchend. Über die Bedeutung ist viel gestritten worden; ... erwiesen ist nur eine gewisse Beziehung der Eidechse zur Mantik und ihre symbolische Bedeutung als ein Tier des Lichtes; wie der Smintheus eine Feldmaus auf der Hand hielt usw." — Natürlich bleibt diese Auffassung, daß Apollo sich mit der Vernichtung von harmlosen Eidechsen beschäftigt habe, weit hinter der Wahrheit zurück. Nicht eine Eidechse, sondern ein Drache ist unter σαυρός zu verstehen. Schreibt doch auch Roscher 34 Seiten vorher (428): „Eine dritte im Kultus und Mythus des Frühlingsgottes Apollon ausgesprochene Anschauung war die, daß er während und unmittelbar nach seiner Geburt von dämonischen Mächten in Gestalt von Drachen oder Riesen gefährdet worden sei, diese aber mit seinen Geschossen siegreich überwunden habe ... Noch auf den Armen seiner Mutter getragen, habe er Schlangen und Drachen erwürgt, usw." Roscher deutet diese Erwürgung der Schlangen (man vgl. die Herkulessagen!) und die Besiegung der Riesen auf die

Vernichtung des Winters durch den Frühling[1]) und weist auf die mimischen Darstellungen bei den Apollofesten hin, wo die Austreibung des Winters dramatisch vorgeführt wurde und das Volk als Chor mitwirkte. Auch diese Vorgänge weisen nach Norden zu den Germanen, denn diese sehnten sich noch viel leidenschaftlicher als die Griechen im warmen Südeuropa nach dem Frühling. — Dennoch scheint mir diese Deutung des Drachenkampfes doch noch nicht das Richtige zu treffen; wir müssen uns an die wirkliche Drachengestalt, die in der nordischen Ursage vorhanden und in der Mitgardschlange verkörpert ist, halten. Die Sage vom Kampf des Bellerophon gegen die Chimäre ist in dieser Hinsicht viel klarer, ehe ich aber zur Besprechung dieser viel umstrittenen Heroengestalt übergehe (siehe das folgende), muß ich zunächst die wichtigsten Tatsachen der nordischen Drachenkämpfersage darlegen. — Als in dem schrecklichen Zeitalter der abschmelzenden Eiszeit ganz Nordeuropa, das Vaterland der Steinzeitgermanen, von rauschenden Wasserfluten bedeckt war, gab es für die bis zum Harz und die Mittelgebirge zurückgedrängten Volksstämme keinen anderen Helfer bei ihrem Bestreben, das verlorne Land wieder zu gewinnen und Pfahlbauten in den Sümpfen zu errichten, als den Himmelsgott, der mit seinem Donnerhammer im Gewittersturm das aufgepeitschte Meer bezwingt und mit der sengenden Glut der Sonnenstrahlen die zurückbleibenden Sümpfe austrocknet. Daher heißt es noch von Siegfried, dem menschlichen Abbild Baldurs, daß er durch Anzündung eines ganzen Waldes den Lindwurm vernichtet hat. Noch in geschichtlicher Zeit war Donar der beste Freund des germanischen Bauern, da er — für seine Schützlinge kämpfend — durch Zurückdrängung der Meerschlange ihnen Ackerland erobert, das diese den Menschen nicht gönnt und durch Unterspülung ihnen wieder zu entreißen sucht. Da uns nun der Ausdruck „Siegfried mit Donars Stärkegürtel" den Beweis an die Hand gibt, daß der junge Frühlingsgott auch das erste Frühlingsgewitter herbeiführt und als Donar mit dem Donnerhammer der Mitgardschlange aufs Haupt schlägt, so daß, von diesem Krach erschreckt, alle Geschöpfe laut aufheulen, — so wird unserer Auffassung, daß der nordische Frühlingsgott der Steinzeitgermanen das Urbild des Apollo sauroctonos sowie des

[1]) Die wertvollste Tat des jungen Frühlingsgottes ist nicht die Vertreibung der Winterkälte, sondern die Vernichtung der Fieberdünste, welche sich im Fiebermonat (Februarius) aus den übergetretenen Wasserfluten erheben; daher wird er von Wernicke (S. 433) auch als Vertreiber der Seuchen gerühmt.

Bellerophontes (s. das folgende) sei, einen ernstlichen Widerspruch nicht zu befürchten haben. Denn die von mir behauptete Gleichheit des germanischen Frühlingsgottes mit Apollo und Bellerophon stützt sich nicht nur 1. auf die zahlreichen Übereinstimmungen im Wirken dieser Gottheiten (dem nordischen Sonnenroß Alswider entspricht der Pegasus) sondern 2. auch auf die sprachwissenschaftliche Gleichwertigkeit. Denn aus der Urform Amphstrytomsardpa(n)terdoms (S. 201) folgte der Name der Frühlingsgöttin (A)p rodi serpintardoms d. h. Aphrodite und Pro(d)serpina, sowie A porldomsaurbonthrtoms = Apollomsaurok(r)tonos[1]) und (A)berldemsorphonterdoms = Bellerophontes, 3. auf die nordischen Bildwerke: ein von mir gedeuteter Bilderschmuck eines Renntierdolches aus dem 15. Jahrtausend v. Chr. zeigt das springende Sonnenroß im Kampfe gegen die Chimaira (Lintwurm) und den Fenriswolf. (Über dieses wichtige Zeugnis wird im VI. und VII. Abschnitt gesprochen werden.)

48. Bethe, Artikel Bellerophon in Pauly-Wissowa, Reallexikon. Bd. III S. 241.

In dieser Abhandlung führt der berühmte Homerforscher S. 243 den Beweis, daß die Haupttat des Bellerophon, sein Kampf mit der Chimaira, zwar in der literarischen Überlieferung nirgends in das Mutterland verlegt wird (d. h. nach Korinth), daß aber ihn dennoch unumstößliche Beweise dorthin weisen: „Die Münzen von Korinth zeigen seit ältester Zeit den Pegasus, seltener Bellerophon auf ihm, und die Chimära entweder auf demselben Bilde, oder auf dem Revers . . .“ „So sind also die Münzbilder von Korinth und Sekyon völlig beweisend dafür, daß Bellerophon, seine Verbindung mit Pegasus und sein Kampf gegen die Chimaira in dieser Gegend heimisch und stets im Volksbewußtsein lebendig geblieben sind. Korinth hat als Vorort dieser Gegend den Bellerophon zu seinem speziellen Heros erwählt, obwohl er ihr ebenso wenig wie Oidipus und Polybos eignet (Bethe, Theb. Heldenlieder 182).“ — Volle Anerkennung verdient dieses tatkräftige Bestreben Bethes, diese Wanderung der Sage vom Meerdrachenbezwinger Bellerophontes (d. h. Baldurswantwit, s. die Tabelle und S. 229) vom europäischen Westen (eigentlich Norden, dem Lande der Kimmerier) nach dem asiatischen Osten zu betonen, auch er führt dadurch in ruhmvoller Tätigkeit einen wuchtigen Stoß gegen das Lügenwort „Ex oriente lux“. Und so sind denn auch mehrere Spalten seiner

---

[1]) Krtomos = herzzerschneidend ist zu *κτόνος* vereinfacht (vgl. die Tabelle!).

von gründlichster Gelehrtenarbeit Zeugnis gebenden Abhandlung (S. 243—248) angefüllt mit den Namen kleinasiatischer Ortschaften bis Kilikien, die alle zu Bellerophontes, Glaukos und der Chimaira in Beziehung stehen: „Bellerophontes wird von Steph. Byz. s. v. als Gründer der karischen Stadt Bargylia am iasischen Meerbusen genannt, das fast immer Bellerophon und Pegasus (s. unten!) auf seinen Münzen führt und Hydissos als Gründung seines und der Asteria Sohn (man beachte die Gleichung Asterides = Astarte, die aus Europa stammt, s. oben S. 274) Hydissos oder Hydes von demselben s. v. erwähnt. — Sarpedon (vgl. oben S. 183), der Gründer Milets (Apollod. III § 6 W. Strab. XII, 573), ist wenigstens bei Homer H VI, 199 Enkel des Bellerophontes. Dazu stimmt, daß die milesische Kolonie Kyzikos (man denke an die Quelle Artakia bei Kyzikos und im Laestrygonenlande!) unter anderen auch die Chimaira auf ihren Münzen führt." — Bethe zieht auch eine wichtige Nachricht heran, die auf den Ursprung der jonischen Fürstengeschlechter ein helles Licht wirft (S. 176): „Allgemein sagt Herodot I, 147, die Könige der Ionier leiteten sich teils von Melanthos (Kodriden) ab, teils von Glaukos, dem Enkel des Bellerophontes." — Dieser kurze Satz ist in zweifacher Hinsicht von allergrößter Bedeutung: 1. Die Verwandtschaft der Kodriden, deren Name meines Erachtens von den Skodriden, den Bewohnern von Skodra, vor deren Küste die Phaeakeninsel Schedria lag, nicht getrennt werden kann, mit dem Geschlecht des Drachenbezwingers Bellerophontes weist auf einen gemeinschaftlichen Ursprung aus Illyrien, 2. ebendorthin leitet auch der Name Glaukos, d. h. Glaurkos (man denke an den Sohn der Aglauros = Erysichthon oben S. 215) also = Galabrikos; in Illyrien wohnen die Galebrioi, gegenüber in Süditalien liegt Calabria, auch Kolchis, Chalkis, Chalykes = Chalybes, Kilikes u. a. sind mit Glaukos verwandt (vgl. oben S. 184).

Da halte ich es denn für höchst bedauernswert, daß Bethe auf halbem Wege stehen geblieben ist und trotz seiner klaren Erkenntnis, daß die Drachenbändigersage von Nordwesteuropa, wo Amisodaros d. i. Amisiduarus der Stammvater der Amisiuari an der Emsmündung die Chimaira (die Meerschlange) in Obhut hat, nach Vorderasien gewandert ist, den uralten Baldurmythus nicht als Leitstern benutzt hat. Baldur-Siegfried, der den Meerdrachen bändigt, verläßt untreu die Brunhild, um einer anderen seine Liebe zuzuwenden; da wird er „allen Göttern verhaßt", aus ihrer Mitte erfolgt der verhängnisvolle Stoß, der ihn hinunterwirft aus seiner Höhe, die er mit dem Sonnenroß erflogen hat. Die Steinzeitgermanen

konnten den Vorgang nicht begreifen, daß der junge, bisher bei allen beliebte Frühlingsgott nach dem höchsten Sonnenstande (Baldurtag = Johannistag) plötzlich dazu gezwungen wird in immer mehr sich erniedrigenden Bögen gewissermaßen schuldbeladen über den südlichen Horizont dahinzukriechen, bis er schließlich (in sechsmonatiger Polarnacht) ganz verschwindet. Bethe schreibt S. 249: „Oft wird an den Sturz der Bellerophontes sein Umherschweifen im Ἀλήιον πεδίον (in Lykien[1]) oder Kiliken, s. oben!) wie bei Homer angefügt. Wie diese beiden Züge und ob sie überhaupt ursprünglich zusammenhängen, ist nicht ersichtlich, wie auch das Umherschweifen des Bellerophontes unklar bleibt. Für den Haß der Götter gegen Bellerophontes, der eine ἀπορία der Homererklärer war, gibt ein Scholion außer der Erklärung seines Trübsinns aus seinen Verleumdungen bei Proitos usw. auch die Tötung der Solymer, die die Götter geliebt, als Grund an.“

19. Die Namensverwandtschaft des Apollo Sauroktonos und des Götterpaares Amphstrite Bellerophontes mit den babylonischen Gottheiten Astarte Baal.

49. J. Geffken, Artikel Bellerophontes in Lübkers Reallexikon II. Auflage S. 164.

Die in der Zeile des kurzen Aufsatzes aufgestellte Behauptung: „Bellerophontes ist ein vorgeschichtlicher Meergott“ ist in dieser Form noch ungenau; er ist nicht, trotzdem er das von Poseidon erzeugte Zauberroß Pegasus gewinnt, ein Meergott im vollen Sinne des Wortes, sondern, wie ich oben nachwies, der germanische Frühlingssonnengott, der aus dem Meere auftaucht und die Meerdrachen Chimaira (die von der Amphitrite nicht verschieden ist), in der κλινοπάλη bezwingt; jedenfalls darf man aber — wie Uranos und Gaia — auch Amphitrite-Bellerophontes als ein urgeschichtliches Götterpaar ansprechen. Von ihm behaupte ich, daß es dem babylonischen Götterpaar Astarte-Baal[2]) namensverwandt ist und daß diese Namensverwandtschaft besonders deutlich in die Empfindung tritt, wenn wir von dem verdoppelten

---

[1]) Der Sonnengott hat sich den Wolf (λύκος) nach seiner Bezwingung dienstbar gemacht; daher ist auf dem oben (S. 226) genannten Bilderschmuck des Rentierdolches das Sonnenroß im Kampf gegen den Fenriswolf und die Midgardschlange (Chimaira) dargestellt.

[2]) Die Form Bachal muß durch eine ältere Bachadl ersetzt werden; Bellserphontes ist in den semitischen Sprachen durch Ausschleifung des r zu Beelsebouth, Beelzebub gekürzt.

Anruf Amphstrite badlastartebadl ausgehen. Schon Harder (s. oben S. 180) leitet Bellerophontes von βδέλυρος und φόντης (= Ausrotter des Ekelhaften) ab, und da in Βηλισάριος, dem Namen des bekannten Feldherrn Justinians, sich noch das σ, das in Βελλεσροφόντης ausgefallen ist, erhalten hat, so erkennen wir, daß startebadl nicht nur mit dem urzeitlichen Meergott der Schardana (= Schdardana), Sardopatr, zusammentrifft, sondern daß auch das Frühlingsfest der Proserpina, Proserpinal in alter Form: Pro din serpinal (prod in prod-est!) zu diesen Götternamen gehört, die auf die „Aphrodite in Schlangengestalt" (serpens, σαυρός) zurückweisen, die mit ihrem Fischschwanz Schaum schlägt (ἄφρος-tundo). Zu dieser Sippe von Namen gehören die wichtigsten Göttergestalten; wenn wir Apollo Sauroktonos mit Apsyrtos (S. 205) verbinden, dem Meergott, der von Kolchis bis zur Adria herrschte, wo die Stadt Apollonia in Thesprotien lag (Thesprotos = Támpsyrtos, da sp und ps gleichwertig ist), so stellt Ampsyrtapodlsaurophontes (phontes später durch κτόνος ersetzt) die älteste Namensform des drachenbändigenden Frühlingssonnengottes dar. Da der Sonnengott die Fieberdünste vernichtet (Beowulfsage, vgl. S. 300), so gehörl auch der Heilgott (Apollo heißt geradezu Jatros) Podal(s)eirios hierher; sein Name darf — wie wir unten (S. 237) sehen werden, nicht von πους abgeleitet, sondern muß mit Apodlo = Apollo gleichgesetzt werden. Da *Asratepodl zu Asrateqodl (p = q) werden konnte, so gehört auch der „schlangenwürgende" Hsratqodles (Herakles, Hercules) hierher. Beide Formen stimmen zu Asratemchodl = Astartembchadl. Ehe ich aber in die Besprechung der von Herakles handelnden Schriften eintrete, sollen noch andere Namen, die uns in die Welt der Wassergeister hineinführen, herangezogen werden, da die Schlange (ἔχις- = aqua) das Sinnbild der fließenden Wasserläufe ist (man denke an die von Ovid beschriebenen Verwandlungen der Thetis!). Wenn aber meine Behauptung von der Wanderung der nordischen Drachenbezwingersagen nach dem Achäerlande richtig ist, so muß das Alpengebiet, das Mutterland der Wasserströme, die Überleitung vom Norden nach dem Süden gebildet haben; der „Graius Hercules", so schreibt schon Cornelius Nepos, hat vor Hannibal die Graischen Alpen überstiegen. Schon an der Nordgrenze der deutschen Mittelgebirge am Fuße des Kyffhäusers finden wir Aratora (Artern, um 800 n. Chr. schriftlich bezeugt) urzeitlich *Asrathonsra, also die steinzeitliche Kultusstätte des Asarthunsar (Asathor), der im Kyffhäuser schlafend dort seine Raben aussendet (Noahsage!); die babylonische Asthoreth (Astarte) ist aus diesem

uralten Gewittergott durch Namensverstümmelung abgezweigt (s. unten Arethousa!). Da, wo die A(r)thesis (Etsch) aus den Alpen tritt, ragt der Aretalusa (Ortles, Ortler) zum Himmel. Nun trägt in der bekannten Atlassage (Ἄτλας α 52, η 245) Herkules eine Zeitlang den Himmel. — Wie kommt der böotische Heros nach Nordafrika? Sollte nicht mit viel größerem Rechte der Ortler die Stütze des Himmels sein, vom Polande aus gesehen? Atlas wäre dann aus Arthusa verstümmelt, wie Athesis aus Arthesis.

50. Harder, Artikel Ἄτλας in seinem Schulwörterbuch z. Homer (vgl. S. 180),

erklärt ἀ protheticum (rein lautlicher Vorschlag, oft aus Rücksicht auf den Wohllaut) + τλῆναι = Himmelsträger. — Ich muß dieser Auffassung, daß der Gebirgsname von den homerischen Sängern so gebildet sei, nachdrücklich widersprechen; es ist nichts als eine Volksetymologie, da man den alten Namen Artaclusa (denn so lautete der Name genauer) nicht zu deuten verstand; zu diesem „Himmelsträger" gehört als sein menschliches Abbild der riesenstarke Ertakles (Herakles!) Dieser Bergname entstammt der Sprache der Artaklästrygones [1]), d. h. der Lästrygonen am Artakiaquell (vgl. S. 257).

51. Tümpel, Artikel Artakia (Artake) in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. II S. 1304.

Ich wundere mich, daß Tümpel die Quelle im Lästrygonenlande gar nicht bespricht, für ihn kommt nur die Quelle bei Kyzikos in Frage; ich halte die Ansicht, daß die homerischen Sänger gedankenlos den kleinasiatischen Namen auf das nordische Land übertragen hätte, für unrichtig.

52. Hirschfeld, Artikel Arethusa in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. II S. 679.

Die von mir ausgesprochene Ansicht, daß die Bäche, die Töchter des Zeus, auch von dem Gewittergott Asrthunsar benannt sein müssen, findet eine Unterstützung in Hirschfelds Bemerkung: „Arethusa ist eigentlich ein Appellativum für Quelle überhaupt." — Über die zahlreichen uralten Namensformen, die wie Aratora zwei r enthalten (Erythrae usw.) siehe die Tabelle!

53. Zwicker, Artikel Herakles in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VIII S. 516.

Der Verfasser, der seinen lesenswerten Aufsatz leider wegen Erkrankung nicht zu Ende führen konnte, bringt über die Versuche,

[1]) Man vergleiche hierzu die Rutiklei Rugii an der Ostseeküste.

den Namen dieses Halbgottes zu erklären, viele wichtige Einzelheiten; besonders lesenswert ist seine Ausführung über die Bedeutung der ersten Hälfte. „Soweit ich sehe, sind in neuester Zeit namentlich zwei Ansichten vertreten worden. Die eine will den Namen Herakles in Verbindung bringen mit dem Stamme *sero-, die andere mit sko sáras, *sar- (= sol Sonne). Der Hauptvertreter dieser zweiten Ansicht ist Froehde, der mit Recht darauf aufmerksam macht, daß die Sippe des Herakles, des Ideals der Heldenkraft, vorzugsweise Namen führt, die „Stärke, Kraft“ bedeuten (*Ἀλκαῖος*, *Ἠλεκτρύων*, *Σθένελος*, *Ἀλκμήνη*, *Ἰφικλῆς*, *Ἰόλαος*, *Ἰόλη*, *Ἥβη* = jugendliche Kraft). Froehdes Ansicht wurde unterstützt von Leo Meyer und Prellwitz. „Übrigens,“ so fährt Zwicker fort, „würde die Zusammenstellung von *ἥρως* mit skr. sâras Festigkeit, Härte, Stärke, Kraft“ sich decken mit Hesych. *ἥρως* = *δυνατός*, *ἰσχυρός*. Die erste Ansicht, daß Hera, Heros, Herakles von einer Wurzel *sero- herzuleiten seien, ist schon von Roscher vertreten worden und fand den Beifall von Fick-Bechtel (griech. Personennamen) und Zimmermann, der auch lateinische Namen (Serus, Servianus, Servilius) hierherstellte, während Bechtel sogar *ἐρύω*, *Ἐρύμας*, *Ἐρύμανθος* hierherziehen wollte (Fick-Bechtel, Griech. Personennamen² 114).“ — Beide Ansichten, die Herleitung von skr. sâras wie von *sero- sucht zu vereinigen Froehde BB. XXI, 206, . . . zumal ja auch begrifflich „schirmen, schützen, bewahren“ sich leicht aus „Festigkeit, Stärke“ ergebe. Weiter zu gehen erlaubt uns der derzeitige Stand der Wissenschaft nicht; H. ist entweder „der durch seine Stärke“ oder „der durch seinen Schutz berühmte“. Ich stehe der Meinung, daß die Silbe Hera auch mit Ery vereinigt werden müsse, durchaus zustimmend gegenüber (vgl. oben S. 219); besonders die römische Namensform Servilius leitet zu der Urform Herykalos ohne Schwierigkeit hinüber, die nachher genannt wird. Dagegen halte ich die Ableitung von „*κλέος*“ (Ruhm) durchaus für verfehlt, da — wie sich in meiner Tabelle am Ende dieses Bandes aus den Götternamen auf -kutles ergibt — dieser Schlußteil des Namens viel umfangreicher war, und freue mich, daß Zwicker auch die entgegengesetzten Ansichten zu Worte kommen läßt, die sich an die Hesychglosse *Ἡρακλῆς* = *Ἡρύκαλος* anschließen. „Diese Form *Ἡρύκαλος*[1]), die wohl mit *ἥρως*, aber nicht mit *κλέος* zusammenhänge, erklärt Usener, „Sintflutsagen“ 58 (vgl. 51 f.) für die

[1]) Herwacalos, das als Nebenform dazugestellt wird, leitet leicht zu Astartebachal und zur Megale Artemis hinüber.

ursprünglichste Form des Heroennamens, aus der dann Ἡραλῆς entstanden sei". — Zur Hälfte richtig ist Zwickers Behauptung S. 527: „Vollends verunglückt sind alle Versuche, H. mit einer Gestalt einer außergriechischen, sei es einer indogermanischen oder einer semitischen Mythologie zu identifizieren." Er hat durchaus damit recht, die Ableitung aus dem Semitischen zu verwerfen. Otto Keller glaubte nach Movers Vorgang (vgl. Pauly R. E. III 1188) H. als einen syro-phönizischen Gott erweisen und seinen Namen mit dem des syrophönizischen Gottes Ἀρχαλεύς identifizieren zu können. Nach Keller ist H. auf Grund des tyrischen „vielleicht ältesten" und des Homerischen Typus (Odyssee, Nekyie) ein Bogenschütze „also sicher der Sonnengott". Das Wort Herakles kommt nach Keller her von der semitischen Wurzel רכל, zu der z. B. hebräisch רֹכֵל, „der Krämer", gehört, und die er hebräisch רָכַל, „umherziehen, umherwenden" ersetzt. Diese Wortableitung Kellers hat den Beifall des Semitologen Lewy gefunden (sem. Fremdwörter im Griechischen). Ich glaube der Zustimmung aller klardenkenden klassischen Philologen sicher zu sein, wenn ich mich der Zumutung, in dieser unvergleichlichen Kraftgestalt nichts weiter als einen durch die Lande ziehenden schachernden Schnorrer erblicken zu sollen, mit aller Kraft entgegenstelle und halte es für ein besonderes Verdienst dieser Abhandlung, daß Zwicker auf die Tatsache: „Ἀρχαλεύς ist in der semitischen Literatur überhaupt nicht bekannt," mit scharfem Nachdruck hingewiesen hat. Nicht aus drei, sondern aus sieben Radikalen besteht die Urform Hesratqutl.

54. Haug, Artikel Hercules in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VIII S. 550.

Das wichtigste an dieser Abhandlung ist die klar ausgesprochene Tatsache (S. 599), daß, während im Altertum Hercules und Herakles gleichgesetzt wurden, eine Reihe von Forschern durch eine genaue Untersuchung die Frage nach der Herkunft des Hercules in dem Sinne zu beantworten berechtigt waren, daß sich hinter ihm eine uralte italische Gottheit verberge." Ich stimme dieser Ansicht bei [1]). Meine Behauptung, daß *Amphstritomgetna (Tritogeneia) oder Amphstritomgatla die Urform für Hesratmcutles gebildet habe, wird desto mehr von vorurteilsfreien Forschern für richtig gehalten werden, je eingehender sie sich mit den Namensformen und fest-

[1]) Die italischen Volksstämme, besonders die Etrusker, stammen von den Raseni (Rätern), in deren Gebirgsland der Aretaclusa (Ortler) liegt, vgl. S. 230.

lichen Ausrufen beschäftigen, die den Zusatz μεγά(δ)λα und μέγιστος enthalten. Ich ziehe deshalb auch den Hermes Tristmegistos hierher, weil ich der festen Meinung bin, daß derartige Ehrennamen älter sind als die Ausbildung und Erfindung der Zahlwörter; auch Tritmegistos hängt mit Tritomgeneia zusammen, ebenso wie die μεγάλη Ἄρτεμις von megistos Hermes nicht zu trennen ist (vgl. die Tabelle S. 320).

55. Kroll, Artikel Hermes Trismegistos in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VIII S. 792—823.

Der Verfasser beginnt mit einer wichtigen Auseinandersetzung über den Zusammenhang des urarischen Hermeias (= Ahuramazda, Ahriman, s. d. Folgende) mit dem uralten ägyptischen Gotte, der — kurz zusammengefaßt — an der Spitze der ganzen Mythologie des Nillandes steht oder wenigstens zu stehen verdient. „Hermes Trismegistos ist die spätere griechische Benennung des ägyptischen Gottes Tehuti oder Thot, der den Griechen schon früh bekannt geworden war und dessen Name als Θεύϑ (Θωυϑ, Θώϑ, Tat) transskribiert wurde. Thot war der Gott des Maßes und der Zahl der Schrift, der bildlichen Darstellung und der Bibliotheken, der Künder des Verborgenen und Verfasser alter heiliger Schriften, der Lehrer der Isis [1]). Als Erfinder haben ihn die Griechen früh mit Hermes verglichen und die seinen Kult pflegenden Städte Hermupolis genannt." — — „Nach dem von Cicero nat. deor. III 56 benutzten Götterkatalog war er der fünfte Hermes, der nach der Tötung des Argos aus Arkadien nach Ägypten floh und dort leges et litteras" einführte." „Diese Vorstellungen," so urteilt Kroll, „wirkten auf den griechischen Hermes zurück und bewirkten seine Benennung als λόγιος". — „Er erscheint also als der eigentliche Inhaber der gesamten uralten Weisheit der Ägypter, die den Griechen dadurch nahegebracht werden sollte, daß sie von ihrem Hermes λόγιος herstammte. Der angebliche Sanchuniathon glaubte den Prinzipat der phönizischen Kosmogonie nicht besser dartun zu können, als indem er diesen Hermes zum Schüler des Phöniziers Taautos machte, der die Buchstaben erfunden und zuerst Schriften verfaßt haben sollte." — „Sein ägyptischer Beinamen aā aā ‚der Große, große' auf der Inschrift von Rosette noch mit μέγας καὶ μέγας übersetzt, wird später

[1]) Wie dieser ägyptische Theut, dem zahlreiche achäische Namen, Teuthrone, Teuthrania usw., zur Seite stehen, auf das germanische Teut zurückweist, so haben die germanischen Idise (= die Wissenden) auch die Römer zur Zeit d. Tacitus (Germania c. 9) an die Isis erinnert.



durch *τρισμέγιστος* (*τρισμέγας*) wiedergegeben“. — Schon der bloße Klang dieses ägyptischen Beinamens, dem wir nachher den Inselnamen Panach (S. 287) zur Seite setzen werden, zeigt uns, daß hier die vielgerühmte ägyptische Kulturwelt nur ein unartikuliertes Stammeln gegenüber dem schwungvollen, im melodischen Tanzrhythmus sich bewegenden Anruf des kenntnisreichen „Erfinders der Lyra“) darstellt; Tritmegisteretmajas gibt sich als Verdoppelung desselben Urworts (das in eine Reihe mit Tritomgeneia und die auf S. 198 aufgeführten Namensformen gehört) deutlich zu erkennen, hat aber selber, wie uns die Namenstabelle am Ende dieses Bandes zeigen wird, schon eine lange Weiterentwicklung hinter sich, da megistos aus megalistos, und dies wieder (weil *μάκιστος* als Superlativ von *μακρός* ein *ρ* verloren hat) aus megarlistos hervorgegangen ist und wir demgemäß dazu geführt werden, solche langen Namensformen, wie wir sie unter den gallischen Ortsbezeichnungen (Medjorlanum usw.) und noch häufiger unter den germanischen Volksnamen (Wandarlostrogothones, s. unten!) zum Vergleich heranzuziehen, die uns besser als die ägyptischen Naturlaute mit ihrem lächerlichen Gestammel, in die Urzeit dieser Namensformen einzuführen vermögen. Ich bin auf diese Göttergestalt des Trismegistos Hermes deshalb näher eingegangen, weil ich durchaus der Meinung bin, daß sich die Übertragung der urgermanischen Mythologie, Astronomie, Kunstfertigkeit und Wortbildung in der jüngeren Steinzeit[1]) auf dem Seewege nach Ägypten unter Zuhilfename derartiger Übereinstimmungen restlos erweisen läßt. Die Gleichheit der urägyptischen und der achäisch-mykenischen Kultur läßt sich nicht durch die Redensart der „zufälligen Anklänge“ aus der Welt schaffen, und wenn wir, die klassischen Philologen, den aumaßenden Behauptungen der im semitologischen Sinne arbeitenden Ägyptiologen: „das griechische Theben ist eine Kolonie des hunderttorigen Thebens in Ägypten“ nicht tatkräftig entgegentreten, ist der Zeitpunkt nicht fern, wo auch die Ilias, soweit sie trojanische Verhältnisse berührt, als eine Umgestaltung ägyptischer Weisheit angesprochen werden wird, da „Abydos ein ägyptischer Ortsname ist“ (vgl. S. 271). — Betrachten wir jetzt die Ilostroianer genauer.

56. **Bürchner**, Artikel **Ilion** in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 1064.

Der Verfasser erklärt die Ableitung von *ἰλύς* (sumpfig), die

---

[1]) Ich erinnere an den Renntierdolch (15000 v. Chr.), auf dem der Pegasus, die Chimaira und der Fenriswolf dargestellt sind.

schon Forchhammer vorgeschlagen hat, für annehmbar (*Τροία* ist aus dem Griechischen nach Bürchners Ansicht nicht zu erklären), lehnt aber die von Ilos als irrig ab. Eine klare Vorstellung von der Bedeutung dieses kurzen Heroennamens, der so merkwürdig an Ilu = *ἦλ*, Gott, anklingt, werden wir erst gewinnen, wenn wir, statt uns an das Semitische zu klammern, ihn mit Troiani verbinden und die Ilostroiani mit den (I)lästrygones zusammenstellen, die (vgl. die Tabelle!) mit den Illystri (= Illyri) namensverwandt sind. Ihre Wanderung zur See aus dem Lande der Wandalostrogothones an der atlantischen Küste entlang macht uns das Vorkommen uralter Volksnamen in Iberien begreiflich, die wie Ilercanones und Ilergetes in eigner Sprache hinter dem l noch einen t-Laut zeigen, so daß wir auf ihren iberischen Münzen Iltrcescen lesen (s. unten!) und demgemäß Ilstrgesceni als Urform ansetzen dürfen. Wer erkennt hier nicht sofort die Übereinstimmung mit Ilostrojizeni? — *Τροία* ist nämlich durchaus (entgegen der Ansicht Bürchners) aus griechischem Sprachgut zu erklären, wenn wir diesen Namen als Kurzform von *Τροιζήν* betrachten und das thrakische *Τυροδίζα* oder *Τυροιδίζα* (Einwohner *Τυροδιζηνοί*) zum Vergleich mit heranziehen, dem auch die Namensform Trapezuntii nicht fernsteht. Dadurch werden wir auf den uralten, viele Stämme umfassenden Volksnamen der Thrakobithyner zurückgeführt, die entsprechend ihrer Herkunft aus den Alpen- und Donauländern an den Stamm der Vindelici angelehnt werden müssen, so daß wir Windeliksthrakbithyner erhalten, die sich von den Wandalostrogwothones (s. oben) fast gar nicht unterscheiden und geradezu auf die Windlostrojwizeni = Ilostrojani hinleiten. Denn daß in der Form Ilos das anlautende Digamma geschwunden ist, bezweifelt niemand; die Entstehung aus Idalos, gekürzt Ida, läßt sich erweisen.

57. Bürchner, Artikel Ida in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 858.

Schon in der siebenten Zeile dieser Abhandlung wird die mit w anlautende Grundform *Ϝίδη* angeführt (= Busch, Wald, Waldgebirge, Holz) und auf die Übereinstimmung von *ἰδεῖν* und videre verwiesen, da alle Höhen seit der Urzeit als Aussichtspunkte und Warten benutzt wurden. Bürchner fügt hinzu: A. Fick, Vorgriechische Ortsnamen 10 erklärt ihn für echt griechisch im Sinne der ersten obigen Etymologie. „Das Wort wird Achaiern und Ionern gemeinsam gewesen sein und haftet in der Troas und auf Kreta als Eigenname. Hier haben wir also ein Wort, das vom

Achäerlande an der Adriatischen Küste (die Einwohner von Ithaka werden in der Odyssee als Ἀχαιοί bezeichnet) bis Troja und Kreta im Gebrauch war, und wie Windelikstrake (s. oben) in gekürzter Form zu Illystrike (= Illyrica) wurde, so finden wir auf Kreta nicht nur das Gebirge Ida, das Bürchner als Nr. 1 vor dem trojanischen Ida bespricht, sondern auch auf der benachbarten Insel Kypros die volle Namensform Idalion.

58. Oberhummer, Artikel Idalion in Pauly-Wissowa, Bd. IX S. 867.

Der Verfasser, dessen Abhandlung über Salamis auf Kypros später gewürdigt werden soll, da in ihr der Glaube, „die kyprische Kultur stamme von den asiatischen Phoenikern," arg erschüttert wird, erwähnt als ersten Herrscher von Idili den König Ikistura. Wenn der um die Erforschung der frühgeschichtlichen Verhältnisse der Insel hochverdiente Gelehrte beide Namen umgestellt und zusammengefügt hätte, würde er auf die volle Urform Idilikistura(ch) geführt sein und sicherlich die Übereinstimmung dieses Königsnamens mit den Windilikostrakes (= Illy[st]rici) klar erkannt haben. Also nicht Asiaten, sondern das heldenhafte Seefahrervolk der Illyrer, von dem die Deukalionsage (s. oben S. 184) stammt, ist der Begründer dieser kyprischen Stadt, in der auch Aphrodite verehrt wurde.

59. Friedländer, Artikel Idalia in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 867.

Der Verfasser schreibt über diesen Beinamen der Aphrodite: „Natürlich ist er nur poetische Erfindung ohne kultliche Bedeutung." Ich muß diesem Urteil des Verfassers, der sich auf Carter Epitheta deorum 102 beruft, durchaus widersprechen. Einerseits widerspricht diese Bemerkung dem Satze Oberhummers S. 871: „Aus den genannten Stellen und den Funden (Münzen mit dem Kopf der Aphrodite) ergibt sich, daß das wichtigste Heiligtum in Idalion das der Aphrodite war" — anderseits ist aus allen bisher angeführten Bemerkungen über diese Göttin mit zwingender Notwendigkeit zu folgern, daß ebenso wie Astarte Bilit (Mylitta) eine unzertrennbare Namensvereinigung bei den Orientalen bildet (vgl. oben Astarte-Baal), so auch Aphrodite und Bendis zusammengehören (Amphitrite genetrix = Tritogeneia). Da nämlich γύνη (Stamm γεν hervorbringen) und βάνα, eigentlich γβάνα, ein und dasselbe ist und Bilit sowie Mylitta (= moledet) die Gebärerin (von walad gebären) bedeutet, so wird niemand bezweifeln, daß wir die Namen auf genetra

und bentra gleichsetzen dürfen. Wie aber hierzu auch *γένεθλον* gehört und wie im Semitischen neben benet (= bat) „Tochter" bilit die „Gebärerin" erscheint, so sind auch — magna = megalla — die Namen wie Artemis megale hiervon nicht zu trennen.

Ich werde deshalb unter Heranziehung eines Aufsatzes über die thrakische Naturgöttin Bendis (s. unten S. 238) den Nachweis erbringen, daß Amphtrite b(h)endis urzeitlich einen zusammengehörigen Namen gebildet hat.

60. Bethe, Artikel Idas in Pauly-Wissowa, Reall. IX, 872.

In den vom Verfasser angeführten Erlebnissen des Idas, den er richtig für einen vorgriechischen Gott hält, ist meines Erachtens eins von Wichtigkeit für die Deutung dieses rätselhaften Namens, nämlich seine Beziehung zu Lynkeus und zum Flusse Lykormas, der dann später Euenos hieß. Wenn wir nämlich — was S. 242 noch genauer durchgesprochen werden soll — nach dem Vorbilde des peloponnesischen Gebirgsnamens Lykosura, in vereinfachter Aussprache Lykura, dafür Lyksormas einsetzen, so tritt uns ein uralter Flußname entgegen, der in der ersten Hälfte den Wolf (Fenriswolf), in der zweiten die Midgardschlange enthält, die beide vom Frühlingsgott bezwungen werden. — Die vereinigte Namensform Idalyksurmas (genauer Widalyksurmas) führt wiederum, wie die in Nr. 61 betrachteten Heroennamen, auf den uralten Heros der Windelikstro-makedones zurück (Illyromakedones in vereinfachter Form); denn in dieser Weise müssen wir die am Ende abgestumpfte Kurzform verlängern. Dann wird uns auch ein anderer, rätselhafter Heroenname, Podaleirios Machaon, verständlich, der zu den lächerlichsten Deutungen geführt hat.

61. Rittershain, Schriften über Asklepios.

Dieser um die Aufhellung dunkler Angaben über den Heilgott eifrig bemühte Forscher bringt in durchaus richtiger Weise *Μαχάων* mit *μάχη* und *μάχαιρα* (Schneidewerkzeug des Arztes) zusammen, fährt aber dann fort: „Der andere Sohn des Asklepios ist Podaleirios, dessen Name von *πους* und *λείριος* = glatt, weiß wie eine Lilie, abzuleiten ist usw." Ich halte diese Deutung „Fußlilie" für durchaus verfehlt; wie der Pflanzenname λείριος mit ligustrum (Liguster) eng verwandt ist, so können wir auch hier Podalikstromacha(d)on als Grundform annehmen, und die Namensverwandtschaft mit Bedlekstropchaon (= *Βελλεροφῶν*) ist unverkennbar. Andere hierhergehörige Heroennamen sind noch viel mehr gekürzt; auch die mit M beginnenden Namen müssen wir hinzunehmen, da (m = b,

vgl. S. 192) Mallerpanta die etruskische Nebenform für Bellerophontes ist: die Medliksterti(h)aden (Nachkommen des *Μελικέρτης*, vgl. S. 275) unterscheiden sich nur dadurch von dem Drachentöter Bedlekstrotpha-on, daß in dem letztgenannten Namen tuchadon (= tchudnr, Donner) zu (t)pchadon geworden ist. Die Modlokstrtchiden sind zu Molorchiden geworden oder (als Volksname) zu Molossthrakes gekürzt. Allen diesen Namen aber fehlt der urzeitlich sehr wichtige, später für nebensächlich und entbehrlich gehaltene vorderste Teil, z. B. Korinthobedlekstrophaon.

Diese Zerstücklung der uralten achtsilbigen Götternamen erreicht ihren Höhepunkt in der zweisilbigen Namensform Bendis, der thrakischen Artemis. Obwohl diese in der homerischen Götterwelt im Gegensatz zum thrakischen *Ἄρης Ἐνυάλιος* keine Aufnahme gefunden hat, ist sie doch in Rücksicht auf die Tritog(w)eneia, mit der diese Astartebendis namensgleich ist, durchaus wert, besprochen zu werden. Astartebendis, die thrakische Tritogeneia.

62. Knaack, Artikel Bendis in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. III S. 269—271.

Der Verfasser bemüht sich, zuerst die verschiedenen Nebenformen festzustellen: Bendis, wechselnd mit anlautendem M (Bekker anecd. 1192 24, vgl. oben S. 192 m = b im Thrak.), worauf auch die Bildungen Mendideum statt Bendideum, *Μενδίδωρος*, *Μενδᾶς* und andere führen, thrakische, der Artemis verwandte, von den Alten dieser gleich gesetzte Göttin, auch mit Hekate und Persephone identifiziert." — Auch Kybebe steht ihr gleich (nach Bergk): *καὶ Διὸς κούρῃ Κυβήβῃ καὶ Θρῃκίῃ Βενδίς*. — Ihre von Kratinos in den „Thrakerinnen" erwähnte Benennung *δίλογχος* läßt sich nach Knaack dreifach erklären:

1. nach ihren zwei Ämtern (ein irdisches und ein himmlisches),
2. nach ihren zwei Lanzen, die sie trägt,
3. nach ihrem zweifelhaften Licht (dem eigenen und dem der Sonne).

Hieraus läßt sich die volle Form ihres Namens erschließen (s. d. Folgende). Vieles deutet auf die Übereinstimmung ihres Kultus mit dem der asiatischen Artemis: „Das von den Thrakern gefeierte Fest im Piraeus bestand nach Platon aus einer Prozession, einem abendlichen Fackelwettrennen und einer Nachtfeier (*παννυχίς*) mit orgiastischem Charakter. Jedenfalls war sie eine reine Naturgöttin und wurde deshalb mit der *Μεγάλη θεός* (vgl. die *μεγάλη Ἄρτεμις*!) gleichgesetzt" (S. 233). Indem nun Knaack am Schluß

seines Aufsatzes die einschlägige Literatur bespricht, führt er zuerst den Altmeister und Begründer der germanischen Wissenschaft an: „Jacob Grimm, Kl. Schriften V, 430 ff. erklärt unter dem Banne seiner Theorie vom Zusammenhange der germanischen Völker mit den thrakischen Bendis = altnordischen Vanadis ‚schöne, leuchtende Frau'". — Ich kann dem Ausdruck „unter dem Banne seiner Theorie," falls in ihm etwas Tadelndes liegen soll, nicht zustimmen. Im Gegenteil; ich bin dem berühmten Mitbegründer der vergleichenden Mythologie dankbar, daß er auf diese Übereinstimmung hingewiesen hat. Für die Gattin des Frühlingsgottes Baldur paßt diese Bezeichnung gut, urzeitlich war sie freilich eine gewaltige Riesin, die als alles Land überflutende Meerdrachin die Fruchtbarkeit des Ackers erzeugte und auch die Viehzucht durch Schaffung saftiger Weiden förderte. Knaack schreibt: „Neuerdings ist die Gestalt der bithynischen Artemis (Bendis) bekannter geworden. In übermenschlicher Größe, spinnend und ferkelweidend, tritt sie zur Zeit ihres Kalathos (23. März bis 22. April) dem Heiligen entgegen." — Kann es einen treffenderen Hinweis auf die nordische Herkunft dieser thrakischen Göttin geben, als diesen Hymnus auf die Riesengestalt und die segenspendende Tätigkeit der Bendis? Oder wollen die semitischen Gelehrten etwa die ferkelweidende Gottheit für Palaestina in Anspruch nehmen? Ihr Beiname δίλογχος hat zweifellos mit dem Wortstamm ihres Namens urzeitlich einen zusammenhängenden Ausdruck gebildet, Bendilonchos, so daß die Übereinstimmung mit Vindilicus und Vandalicus nicht fortzuleugnen ist. Nun begreifen wir auch die oben angeführten Namensformen, die alle auf die Grundform Idalyksormas (Lyk = Wolf, sormas = serpens) hinweisen; sie hatten zu Anfang den W-Laut, der sich naturgemäß in B verwandelte. Da die makedonische Aphrodite auch Zeirene = Seiren, die Umschlingerin, hieß, so haben wir darin ein Seitenstück zu sormas. Weiterhin wird uns jetzt klar, daß dieses Beiwort der Bendis durchaus nicht durch Zusammensetzung des Wortes δις zwei mit λόγχος, λόγχη oder λυκ (lux) entstanden ist, sondern daß umgekehrt aus der vielfachen Wirksamkeit dieser Urgottheit durch Kürzung ihres Namens die wichtigen Begriffe Macht, Krieg, Licht usw. erst allmählich hervorgegangen sind. Dwendyluk muß der thrakische Anruf, der Donnerlohe, gewesen sein = germanisch Thundarluh, der auch die (D)waberlohe eng verwandt ist, mit der sich die drachengestaltige Meerriesin (Brunhilde) umgibt und die nur der junge Frühlingsgott zu durchreiten vermag. Die Danthelates, so die Dandolonkes (die erste Silbe Δᾶοι, d. h. Daker, ist später abgefallen)

sind die Verehrer dieser Göttin, Daidalos (vgl. S. 243) und Tantalos ihre männlichen Gegenstücke. Der kurze Name Bendis muß also in Bendilonchos und unter Hinzufügung des Begriffs Drache, σαυρός, in Bendilonchsauros (serpens) vervollständigt werden, so daß eine Namensform entsteht, die mit Bendlechsorphontes eng verwandt ist. Da Gwendbis (Gbendbilonchos) auch zu Κυβήβη (s. oben) werden konnte, so ist nicht nur die Waberlohe, sondern auch Babylon damit verwandt [1]). Aber auch die Anfangssilben sind bei der Namensform Bendis abgefallen; Chastartebendis oder Apsyrtebendis (entsprechend der Trito gweneia) paßt zu Psertephoneia genau und das in der *Νεκυία* geschilderte Reich der Persephoneia ist ein getreues Abbild des nordischen Reiches der Meerriesin Jörmungandr.

In derselben Weise ist auch dem Namen Apollo schon früh die wichtige Vorsilbe Ctart abhanden gekommen, deshalb ist derselbe völlig unverständlich.

63. Wernicke, Artikel *Ἀπόλλων Καρνεῖος* in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. II S. 54.

Ehe Wernicke diese wichtige Gottheit in seiner umfangreichen, S. 222 gewürdigten Abhandlung bespricht, erwähnt er vorher eine dialektische Nebenform für *Καρνεῖος*, nämlich *Καρινός*. Diese Nebenform ist nachweisbar in Byzantion, der Tochterstadt von Megara (siehe das Folgende!) 2. Knossos, wo der *Καρινός* = Monat daran erinnert; 3. Megara, pyramidenförmiges Steinidol im alten Gymnasion, dargestellt auf Münzen. Dann folgt die wichtige Besprechung des Apollon Karneios, die ich deshalb ausführlicher behandeln muß, weil nach meiner Ansicht dieser *Κάρνειος* oder *Καρινός Ἀπόλλων*, dessen Name von seinem urgeschichtlichen Beinamen unter keinen Umständen getrennt werden darf, wenn anders uns jemals die Deutung dieser Göttergestalt gelingen soll, mit dem *Κορίνθιος Βελλεροφόντης* eng verwandt ist, der ebenfalls, wie der eben erwähnte *Καρινός* in Megara, auf dem Isthmus von Korinth seit der Urzeit verehrt wurde. Wernicke schreibt S. 54: „Altpeloponnesischer Gott, von den einwandernden Dorern mit Apollon identifiziert, daher kommt er auf Inschriften gelegentlich selbständig ohne den Namen Apollon und mit andern *Ἐπικλήσεις* versehen (*Ἀγήτωρ*, *Δρομαιεύς*, *Οἰκίτας*, *Στεμματίας* usw.) vor. Sein Kult galt später als allen Dorern eigen. Die Begründung und der Name desselben

---

[1]) Ich komme S. 264 auf diese wichtige Gleichung zurück; Gebeleizis ist nach Herodot ein Beiname des Zomolzis, des Gottes der Geten an der Donau. Gebel ist der Erfinder der Bronze.



wurde deswegen gewöhnlich mit der dorischen Einwanderung verknüpft." Die nun von Wernicke besprochenen Orte, in denen der Kult des Karneios nachweisbar ist, sind ebenfalls sehr wichtig; ich hebe aus der Zahl der 26 Ortsnamen folgende heraus: Gythion, Kamiros, Kardamyle, Karnessopolis, Karnion, Knidos, Las, Leuktra, Sparta. — In Lusitanien (Arrayolas bei Ebora) wurde Carneus verehrt, „vielleicht ein keltischer Gott" — wie Wernicke hinzufügt.

Dieser letzte Satz ist nach meiner Überzeugung von allergrößter Wichtigkeit; er weist uns darauf hin, daß bei den keltischen Völkerschaften an der atlantischen Küste ein Garanus oder Carneus Apollo verehrt wurde und daß beide Bezeichnungen eine unlösliche Einheit bildeten, so daß wir die Urform Carnewadl (vgl. oben S. 229 Astartebadl) nicht nur in dem Frühlingsfest Carnewal (an welchem der car-nawalis ins Meer gezogen wurde) ausgeprägt finden, sondern auch an der Namensverwandtschaft von Cornawall, dem Lande der Cornavii, von Ctartbadli = Tarbelli und zahllosen anderen Volksnamen auf Ctart — mit dem Carantapollo, der auch in Cardamyle (s. d. Vorige) = *Cardampydle verehrt wurde[1]), nicht mehr zu zweifeln brauchen. Entsprechend dem Korinthobellserophontes lautete die Urform seines Namens Karinthapollsaurophontes (= sauroktonos). — Dies ergibt sich aus Wernickes Angaben S. 58: *Λαιρβηνός*, *Λαιρμηνός*, *Λαρβηνός*, *Λαρμηνός*, *Λειμηνός*, *Λυερμηνός*, *Λυρμηνός*, Name einer phrygischen, mit Apollo identifizierten Gottheit, dessen Laute sich griechisch nicht genau wiedergeben ließen (daher die verschiedenen Schreibungen!). Nach Ramsay ist der Name abzuleiten von der isaurischen Stadt Loerbe oder Lyrbe." — Nimmt man zu diesem Apodlairmednos noch den oben besprochenen Heilgott Podaleirmchadn (Podaleirios Machaon) sowie die anderen auf der Tabelle (am Ende des Bandes) aufgeführten vollständigen Namensformen hinzu, so erkennt man, daß nicht die Stadt Loerbe dem Gott den Namen gab, sondern daß der Stadtname nur eine Kürzung des Gottesnamens ist. Eine Aufklärung über den Apollo Sauroktonos enthalten seine Bemerkungen über den Lykoktonos: „*Λύκειος*, *Λύκιος*, ein vielleicht ursprünglich peloponnesischer, in historischer Zeit an vielen Orten der ganzen Welt verbreiteter Kult (führt 21 Ortsnamen an)". — „Schon im Altertum hat man sich um die Erklärung des Beinamens bemüht (Aischylos Sieben 145 usw.), und die Neueren sind darin gefolgt. Die Erklärung wird entweder durch Verknüpfung mit dem Wolf (*λύκος*) oder mit dem Licht (lux, *λύκη*) gesucht. Nun finden wir

---

[1]) Vgl. auch den obengenannten Ortsnamen Karnessop(t)olis.

aber in alter Zeit Apollon als eigentlichen Lichtgott überhaupt nirgends verehrt" (der Grund liegt eben darin, daß er **nur** die Frühlingssonne darstellt); „würde dies schon negativ die Ableitung von λύκος empfehlen, so kommt hinzu, daß sich Apollo als Schützer der Herde und Abwehrer der Wölfe sehr gut zu anderen, namentlich peloponnesischen Apollokulten fügt". Ich glaube daher, daß Λύκιος ein altargivischer (vordorischer) Kult des Λυκοκτόνος ist, der sich frühzeitig nach Attika und zur Zeit der großen Wanderungen auch nach Lykien verbreitete, das für die Griechen von nun an nach dem dort eifrig verehrten Gotte hieß. Erst später kam die Verbindung der Geburtslegende mit Lykien auf, auf die zweifellos das von dem Lykier Pandaros gebrauchte Λυκογενής der Ilias (IV, 101, 119) anspielt, wenn es auch nicht regelrecht gebildet ist. Ich werde auf die Beziehungen des Apollo zum Wolfe an anderen Stellen (Abschnitt Homerische Naturkunde und Götterverehrung) zurückkommen[1]), hier will ich nur auf die Tatsache aufmerksam machen, daß sich der Λυκοκτόνος und der Σαυροκτόνος unschwer vereinigen lassen, da viele rätselhafte Namensformen geradezu auf eine Bezeichnung Lyksauroktonos hinführen. Wir haben schon oben (S. 237) den Idalykormas erwähnt und als genauere Namensform (W) Idalyksormas ermittelt, eine Namensform, die außer λύκος noch die Bezeichnung des Lindwurms (σαυρ[β]ος, serpens) enthält. Über den noch unklaren Wortschluß gewinnen wir genauere Erkenntnis, wenn wir die Namen uralter Fürstengeschlechter zu Hilfe nehmen, die die urgeschichtlichen Beziehungen zum nordischen Sonnengott noch lebendiger bewahrt hatten, z. B. die ikarischen Laertiaden auf Ithaka, die urzeitlich Ikarithakidalaxertihadn hießen und deutliche Namensverwandtschaft mit Korinthobed lesertphodn (Korintho-bellerophon) und Karinapad losaurtkotn aufweisen. Was die von mir gemutmaßte Bezeichnung *Lyk-saurot, Wolfsdrache, anbetrifft, so verweise ich auf lateinisch lacerta (= lakserta) und auf den schon einmal erwähnten Renntierdolch, auf dem das springende Sonnenroß auf den Wolf und den Drachen anspringt. Auch die Me(d)lixertiaden gehören hierher, die ebenfalls wie Bedlexertophontes in Korinth heimisch sind. Überhaupt müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß alle diese uralten Fürstengeschlechter von der adriatischen Küste bis hinüber nach Karien (Ikarien) ein und denselben achtsilbigen Namen führten. Viel wichtiges über diese Frage enthält eine Abhandlung über Ikarios und das Ikarische Meer.

---

[1]) Richtig hat diese Frage schon Krause im „Tuiskoland" behandelt, indem er auf Odins Wölfe verweist.

64. Heeg, Artikel Ikarios in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 973.

In diesem Bericht über die Ehe der Ikariostochter Penelope mit Odysseus ist meines Erachtens der Hinweis sehr wichtig, welche schweren Kämpfe es gekostet habe, Penelope aus der Gewalt ihres Vaters in das Königshaus des Odysseus zu bringen. — Hierin ist einerseits ein bedeutsamer Hinweis auf die weitverzweigte Verwandtschaft des Laertiadengeschlechts mit vielen andern Fürstenhäusern enthalten, anderseits müssen wir diese „Befreiung“ der jungen Frühlingsgöttin durch den wandernden Sonnengott (Odysseus) als einen uralten Bestandteil der nordischen Baldursage ansehen.

65. Bürchner, Artikel Ikarisches Meer in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 977.

Der Verfasser versäumt nicht, am Schluß seines Aufsatzes die alte Streitfrage nach der Verwandtschaft der Ländernamen Karia und Ikaria zu erwähnen: „Der Name wird von den alten Schriftstellern mit dem Personennamen Ikaros; von Strabon und Plinius wird die Herkunft des Namens auf die Insel Ikaros zurückgeführt. Ob dieser Name aus griechischem Sprachgut stammt, ist nicht erwiesen. Die Verschiedenheit der Quantität der Silbe *καρ* in *Κᾶρ* und in *Ἴκαρος* steht einer Zusammenbringung der beiden Namen wohl entgegen.“ — Nach meinem Urteil kann die Quantität, mit der die homerischen Sänger recht nachlässig umspringen (*Ἆρες* *Ἄρες*), eine Schlußfolgerung nicht hindern, zu der uns volksgeschichtliche Tatsachen geradezu hindrängen.

66. Bürchner, Artikel Ikaros in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 978.

„Der etymologisch schwer zu erklärende Name *Ἔκαρος*, *Ἔικαρος*, *Ἴκαρος* (den Fick für lelegisch oder hetitisch erklärt) ist älter als die längere Form *Ἰκαρία*.“ Nehmen wir die spätere Namensform Nikaria hinzu, so dürfen wir meines Erachtens Enkaria als Urform ansetzen; diese gehört mit den oben (S. 209) besprochenen Formen Anchsdardanos, Inachus, Anxarete usw. zusammen. Kk ist ein Ersatz für Ksch (= Kst).

67. Heeg, Artikel Ikaros (Sohn d. Daidalos) in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 985.

Wichtig für die nordische Herkunft der Sage von Ikardaidalos, dessen Name mit Anchsdardand-ilos eng verwandt ist und auch die

Erinnerung an Idalion und Idalos (S. 236) wachruft, ist der von Heeg S. 988 aufgezeichnete Satz: „Schon im Altertum soll (nach Aristoteles) Daidalos seine und des Ikaros Bildsäule auf den Bernsteininseln aufgestellt haben usw.“ Da die Bernsteininseln „Electrides“ an den Gestaden der Ostsee von dem Sonnengott Elector, dessen Töchter bei des jungen Phaethon Tode Bernsteintränen weinen und den Lägstrydgo(th)nes (vollständig: Astartquidalägstrydgothnes, zu Tacitus Zeit Bastardwandalostrogothones) nicht getrennt werden können. Auch Polydeukes, Trophonios und andere können so leicht gedeutet werden.

Indem ich hiermit die Besprechung dieser fast sämtlich dem homerischen Götterkreise angehörigen Namensformen abbreche, hege ich die Hoffnung, daß die von mir aufgestellten Reihen uralter Götternamen ausreichen werden, in allen Lesern die Erkenntnis zu vermitteln: „nicht semitische, sondern nordisch-germanische Götternamen oder vielmehr ihre im Tanzschritt des trocheischen Oktonars gesungene Anrufformeln waren es, die zur Bildung der Homerischen Namensformen geführt haben. Die ursprünglichen Anrufformeln waren aber, genau genommen, noch länger, da z. B. As-tarte, Asthoret richtiger Asrthouret = Ansarthunaras gesprochen wurde. In dem folgenden zweiten Abschnitt werden wir solche germanische Vollnamen kennen lernen; ich nenne beispielsweise nur den Donar-thing, den Hermundur-Lutugi (Ptolemäus: Lougioi), die in Strombauden hausten, nach denen auch Tribocher, Trinobauter, Triballer, Triphylier genannt sind: Thunharthingsher mundurlu | tunger dustrombauder.

20. Die Abhängigkeit der babylonischen Mythologie (Gilgames-Epos) von der nordisch-germanischen Sonnenreligion des Asathunr Baldur.

Die bisherige Darstellung hat meines Erachtens den vollgiltigen Beweis geliefert, daß gar kein Grund vorliegt, die Hauptgottheiten der homerischen Mythologie als „Auslandsware“ zu verdächtigen, die von gerissenen orientalischen „Schiebern“ in das Gebiet des achäischen Heldengesanges hineingeschmuggelt worden sei. Nun werden auch unsere Gegner nichts dagegen haben, daß ich einmal den Versuch mache, den Spieß umzudrehen und die Götter und Helden der semitischen Epopöe daraufhin zu prüfen, ob sie nicht vielleicht sehr viel Urgermanisches an sich tragen und ob ihre Namen vielleicht nichts weiter sind als asiatische Entstellungen der

gewaltigen, klangvollen Wortbildungen, die noch in der Edda jeden, der dafür Sinn hat, entzücken, und auch in der Götter- und Heroenwelt Homers prächtige Beispiele (Bellerophontes) aufweisen. Der erste, gewaltige Stoß gegen den aufgeblasenen Hochmut dieser Vergötterer des Semitismus ist bereits vor mehr als 20 Jahren geführt worden; leider war es kein Deutscher, aber doch wenigstens ein Vollblutgermane.

68. Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 1898, 5. Aufl. 1904.

In diesem gewaltigen Buche, dessen Inhalt so umfassend, vielgestaltig und anregend ist, daß viele in jedem freien Augenblick einmal danach greifen, wird zunächst in der Vorrede zur 4. Auflage S. LXXIII der deutsche Leser zu mutvollem Vertrauen aufgerüttelt; denn nachdem der Verfasser, dessen kraftvolles Germanentum uns aus jeder Zeile begeisternd und herzerfrischend entgegenleuchtet, den großen Wortführer des Semitismus und Panbabylonismus Prof. Delitzsch heftig getadelt hat, daß er glaubte, „nicht nur den Semiten erheben, sondern noch ausdrücklich den Indogermanen erniedrigen zu müssen," dadurch, daß er Hammurabi als den großen Monotheisten proklamierte, fährt er auf der folgenden Seite fort: „Der naive Ungelehrte, der von den Lippen dieses rühmlichst bekannten Gelehrten vertrauensvoll gierig Weisheit saugt, tritt in die ganze Betrachtung mit dem niederdrückenden Gefühl, daß wir Germanen wirklich geistig sehr tief stehen müssen und es kaum wagen sollten, zu dem erhabenen Hammurabi, geschweige zu einem jüdischen Propheten die Augen aufzuheben. Aber nur getrost, armer Germane, du darfst schon aufblicken, und ich möchte dir sogar raten, die Methoden deiner Widersacher ein letztes Mal recht scharf ins Auge zu fassen." — Gegenüber der durchaus unbewiesenen Behauptung, die Semiten hätten in ihrem Wort ēl den Begriff „Gott" zum ersten Mal auf die Welt gebracht, weist Chamberlain auf die sieben indogermanischen Urworte für „Gott" hin: Deiwos (siehe oben S. 181) heißt „der Strahlende", der „Glänzende", der „Himmelsfürst". Ein stolzes Wort fürwahr, würdig eines Heldengeschlechtes!

Daß das in der hebräischen Theologie solche große Rolle spielende Wort „Jau-ilu" (Jawe ist Gott, vgl. die Lehre des Elias 1. Könige 18, 39) aus einem uralten Jaum-ilu „der Mond ist Gott" — wie Chamberlain betont — erst nachträglich umgewandelt ist, zeigt uns, wie unselbständig die asiatischen Priester ihre Götter und Götternamen schufen; auch die Gesetzgebung des Hammurabi, des

Königs von Babylon (2250 v. Chr.), die auch ein klassischer Philologe kennen müßte und die ich im Abschnitt XI (Sittlichkeit, Bildung) zum Vergleich mit den Rechtsverhältnissen im homerischen Zeitalter heranziehen werde, gründet sich zum großen Teil auf Überlieferungen, die die urgermanischen Einwanderer nach dem Lande Sumer aus Europa mitgebracht haben; dies lehrt uns nachstehendes Buch:

69. Prof. Hans Fehr (Jena), „Die Germanischen Grundlagen des Hammurabigesetzes".

In der Beilage der „Täglichen Rundschau" Bd. 7 1910 S. 643 hat Willy Pastor auf Grund des Werkes von Fehr die auffällige Übereinstimmung des Hammurabigesetzes mit dem salischen Gesetz der Germanen kurz zusammengefaßt. „Dieselbe Gesetzestechnik, dasselbe Verhältnis des einzelnen zur Familie und Sippe, dieselbe Auffassung von der Gesamthaftung, vom Grundsatz der Offenkundigkeit, von der Erfolgshaftung, dem ehelichen Güterrecht, der Eigentumsverfolgung usw. — Ich habe diese Grundzüge des Fehrschen Buches bereits in meinem Buche über das 4000jährige Alter der Hermunduringer (s. oben S. 193) auf S. 140 besprochen. Noch viel deutlicher und ungeschminkter finden wir die Tatsache, daß die „Semiten" als solche sich gar kein Anrecht auf den Besitz solcher urgeschichtlicher Kultursagen anmaßen dürfen in einem Buche, das von Theologen und Naturforschern verfaßt ist, von denen die erstgenannten sicherlich etwas vom Orientalismus (ex oriente lux!) verstehen; das Buch kann jedem Gebildeten empfohlen werden.

70. Dr. Johannes Riem, „Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen"; ein Handbuch moderner Forschung (in Verbindung mit Professor Dr. Otto Homann und Dr. Karl Hauser). Hamburg 1911 (Rauhes Haus). 6 Mk.

Wir lesen in diesem Buche S. 145 über die Semiten folgendes: „Hier (d. h. im Lande des Euphrat und Tigris) hat also in uralter Zeit das Volk sich eine Schrift erdacht und gut entwickelt, die um 4000 schon auf einer bedeutenden Höhe sich darstellt. Jener König Naram-Sin und sein Vater Sargon sind schon Semiten, aber diese sind nicht die Ureinwohner des Landes. Vor ihnen wohnten die Sumerier und die Akkader dort, die nach Hommel (Geschichte Babyloniens und Assyriens, Berlin, Grote 1885) ein turanischer Stamm sein sollen. Dies ist zwar noch keineswegs feststehend, denn andere halten sie für Arier, aber dies ganz verschollene und in den

Wellen der Vergangenheit spurlos untergegangene Volk hatte sich schon die Kultur geschaffen, ehe die semitischen Völkerschaften darüber herfielen, das Volk vernichteten und seine Kultur sich selber aneigneten. Kugler zeigt uns, daß das babylonische National-Epos, das Gilgamesch-Epos, etwa um das Jahr 5650 abgefaßt sein muß. Der Held des Buches Gilgamesch ist ein Heros, der den Weg der Sonne am Himmel beschreibt, und daraus ergeben sich gewisse astronomische Anhaltspunkte, die diese Datierung uns erlauben. Nun ist ferner nach Gunkel der Name Gilgamesch nicht semitischen Charakters, also jedenfalls von sumerischer Herkunft, ... so daß die Babylonier den Stoff der Sage den Sumeriern entlehnt haben. ... Hier müssen also Zeiträume vergangen sein, deren Länge wir nicht angeben können, die aber nicht gering zu veranschlagen sind. Wir haben also mindestens 8000 Jahre vor der Gegenwart bereits Astronomie, Schrift und Dichtung in hoher Blüte."

71. Hermann Gunkel, „Genesis" übersetzt und erklärt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1910.

Das soeben von Riem erwähnte, epochemachende Buch des vorurteilsfreien Erklärers der Genesis bespricht ebenfalls ausführlich das Gilgamesch-Epos; diese Darstellung ist aus zwei Gründen sehr beachtenswert (S. 68): 1. Gunkel weist auf die sprachliche Gleichwertigkeit des Namens Hasisathra und K-sisuthros = Xisuthros bei Berosus, Sisithos bei Abydenus hin, der uns einerseits die Vermutung nahelegt, daß der schwer auszusprechende Name *Ξισοῦθρος* vielleicht von den homerischen Achäern zu *Ξοῦθος* (Vater des *Ἴων* und *Ἀχαῖος*) vereinfacht worden sei, anderseits lebhaft an *Κασσίτερον* und *Κασσιτερίδες* erinnert. Denn da doch die Fahrt von Uruk in Babylonien nach der Mündung der großen Ströme, d. h. nach der Nordsee geht, wo doch die „Zinninseln" lagen, so wäre dadurch gleich für die Fahrt ein greifbarer Kulturzweck gefunden. Bevor ich aber (unter 2) die im Gilgamesch-Epos dargestellte Gesinnung und Denkart der babylonischen Gottheiten nach Gunkels Charakteristik bespreche und (unter 3) die Namensformen genauer betrachte, die nur asiatische Verdrehungen urarisch-europäischer Namensformen sind, soll hier noch einmal nach den Ergebnissen der Seiten 209 ff. die Frage kurz berührt werden, wie man sich eine solche Verschlechterung der aus Nordeuropa in der Arche Noah-Zeit nach Sumerien hinübergetragenen, ehemals strahlenden, riesenhaften und anbetungswürdigen Göttergestalten in das häßliche Gegenteil vorstellen soll; ekelhafte, widerliche Götterfratzen, die an die turanisch-mongolischen

Zerrbilder erinnern, sind aus den erhabenen, nicht knechtisch, sondern mit andächtiger Verehrung angebeteten Lichtgestalten Asathunar-Baldur geworden.

72. Wernicke, Artikel Asteria in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. II S. 1780.

Diese Aufzählung verschiedener Gottheiten zeigt, daß der Name Astarte urzeitlich arisch war.

73. Tümpel, Artikel Belos in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. III S. 259.

„Ein schon in den hesiodischen Ehoien im Kassiepeiamythos erscheinender, später auch in die Danaidensage verflochtener Name." Im weiteren Verlauf seiner Darstellung zeigt Tümpel, daß dieser kurze Gottesname, den ich persönlich für eine bloße Kurzform für den nordischen Baldur-Bellerophontes halte, schon in der Urzeit bei den Achäern Verehrung genoß, daß er aber dann mit dem babylonischen Baal vermengt wurde. Dieser war ebenfalls seit der Zeit der Sumerer ein aus dem nordischen Sonnengott umgebildeter Feuergötze. Während Baldur selbst Segen und fruchtbares Jahr schuf, versengte Baal die Flur und forderte Brandopfer. Diesem Zerrbild des Sonnengottes, der nicht genug Opfer herunterschlingen kann (in Wahrheit besorgten dies die Priester, vgl. die Schilderung in „Bel zu Babel"!), stelle ich jetzt eine in Westeuropa aufgefundene „Opferstätte vor 25000 Jahren" entgegen.

74. O. Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren. Leipzig, Brockhaus, 1917.

Der durch seine glänzenden Entdeckungen weltberühmte Altertumsforscher schreibt in diesem ungemein fesselnden Buche S. 90 (und 91) (11. Kapitel) folgende Lobrede nieder: „Hier an dieser geheimnisvollen Stätte opferten die Jäger des Magdalénien dem unfaßbar Gewaltigen, der ihnen die Jagdttiere zutrieb, sie in rasender Flucht ihnen wieder entführte oder ihnen ab und zu eines zu erlegen Gelegenheit gab. Diesem Großen, Unverstandenen und deshalb doppelt Gefürchteten, den man nicht sah, den man nur ahnte und zu fühlen vermeinte, brachte der Primitive das Reinste und Imponierendste vom Tierkörper selbst: Kopf und Gehörn. Auf dem Steinaltar erhielt man das Feuer in fortwährender Glut, und daneben legte der Leiter der zeremoniellen Handlung, der urweltliche Priester, seinen Schmuck und sein Gerät, Messer und Zauber-

stäbe." — „Urzeit und Gottesglauben reichen sich in diesem großen, noch nicht völlig abgeklärten Dokument früher Menschheitstage die Hände." — „Wenn Europas Menschen von heute zurückkehren zum Friedensgewerbe, dann wird auch der Stimme des Urweltpriesters wieder zu lauschen sein!"

Nach der Heranziehung dieses Gegenstücks kehre ich zu Gunkel znrück.

2. Gunkel spricht sich weiterhin über den ganzen Ton, der in der Darstellung der babylonischen Götterwelt obwaltet, sehr abfällig in einer Weise aus, die es uns allen — weil wir in der Ilias trotz vieler Einzelheiten in der *Θεομαχία* usw. doch immer die hohe Verehrung, die Zeus genießt, deutlich empfinden — gewissermaßen als eine Verunglimpfung erscheinen lassen würde, wenn wir gezwungen werden sollten, das Gilgamesch-Epos wirklich als einzige Quelle und Vorlage der homerischen Epen anzusehen: „Die Götter des babylonischen Berichts sind echt heidnisch in ihrem Lügen und und Lügenlassen, in ihrer Gier gegenüber dem Opfer, in ihren Händeln, in der Willkür, mit der sie mit den Menschen umspringen und im Umschlagen ihrer Launen." — Gunkel stellt diesem Getriebe der babylonischen Götter die Schilderung der hebräischen Überlieferung (1. Mos. 6—9) gegenüber und faßt nach einigen besonders wirksamen Hinweisen das Werturteil in die Worte zusammen: „Wie unermeßlich viel höher steht also die hebräische Sage als die babylonische!" Die Deukalionische Flutsage ist dem biblischen Bericht sehr ähnlich: in beiden ein strafender Gott, der die sündigen Menschen vertilgt, bei den Babyloniern: ein lügnerischer Heros, der „den Tod so vieler durch seine Lüge mitverschuldet hat und nachher bitterlich weint". — Während in Palästina, im Philisterlande, die von den Pelasgern (alle drei Worte sind dasselbe) der deukalionische Bericht zugrunde liegt, wurde in Sumerien, wo auch mongolische Turanier lebten, die Gottheit zum Zerrbild.

3. Was nun die Bedeutungen betrifft, die die semitologischen Sprachforscher diesen sumerischen Heldennamen unterlegen, so müssen uns diese jedenfalls sehr unsicher erscheinen: 1. Statt Hasisathra, der (siehe unter 1) = *Ξισοῦθρος* ist, wird nämlich die Umstellung Atrachasis als Beiname des Utnapistim angegeben und die Bedeutung der „Überkluge" hinzugefügt. Man sieht hier deutlich, daß der Überarbeiter des Gilgamisch-Liedes sich einen Eingriff in die seit Urzeiten feststehenden Namensformen erlaubt hat; wenn man nämlich aus beiden Kurzformen die Urform Hasisathrachasis wiederherstellt, so erkennt man, daß ein solches sechssilbiges Wort genau in

seine Bildung zu keltisch-germanischen Namensformen paßt wie 1. Cassiteridensis (s. unter 1.), 2. Cortoriacensis (Kortoryk, Belgien), 3. Cortora(c)tensis, 4. Cartuentoractensis, geschrieben Carpentoractensis, 5. Argtentoratensis. Diese Ähnlichkeit wird noch größer, wenn man sich meiner Vermutung anschließt (ich werde den Beweis im Abschnitt III Naturkunde erbringen!), daß *carstiteron die Urform für kassiteron darstellt.

Auch die Übersetzung des Namens Utnapistim mit „er sah das Leben" werden wir mit Achselzucken aufnehmen, denn wir erkennen auf den ersten Blick die Ähnlichkeit dieses Meergottes mit Neptunus und Zenoposeidon (vgl. unten Abschnitt VIII).

Alle meine Hinweise auf diese überraschenden Übereinstimmungen würden manchem Altertums- und Sprachforscher nicht so gewagt erscheinen, wenn die erst im Jahre 1917 gelungene Entdeckung, daß die Hettitersprache arisch ist, früher geschehen wäre. Man macht vielfach von seiten der Orientalisten, die ja einen vorgeschichtlichen Einfluß der indogermanischen Völker auf Babylonien nicht wegleugnen können, den Einwand geltend, daß die sogenannte „arische Völkerwelle" erst verhältnismäßig spät über die semitischen Länder hinweggerauscht sei. Der Verfasser eines umfangreichen Buches über die Indogermanen,

75. Sigmund Feist, „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen". Berlin, Weidmann, 1913. (Mit 36 Textabbildungen und 5 Tafeln.) 573 Seiten

stellt dieses Nebeneinander der Arier und Semiten folgendermaßen dar (S. 67): Um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. waren Kleinasien und Syrien von den Scharen der Indogermanen überflutet worden ... In den (von Hugo Winckler entdeckten) Urkunden von Boghazköi, der Hauptstadt des Mitannireiches werden neben den einheimischen Göttern Tešub, Šamas, Sin, Sala usw. auch die arischen Götter Mitra, Varuna, Indra und die Nasatyau als Schwurzeugen genannt. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß sich eine neue Herrscherkaste über die alteinheimische Bevölkerung gelagert und neben die angestammten Götter des Landes ihre neueingeführten gesetzt hat. — Neben den Harri (= Arier) im Mitanniland, d. h. Mesopotamien, wird noch ein besonderer Harri-Staat genannt, aus dessen Herrscherfamilie der König Tušratta stammt [1]). Dessen Name

---

[1]) Tyndarides und Tunsrthunstra (= Zarathustra) stimmen mit diesem Königsnamen genau überein.



sowie die anderen Königsnamen Artatama, Mattinaza[1]), Artaššumara, Sutatarra usw. bei den Mitanni und die Fürstennamen Artamanja, Arzawija, Jašdata (= Yašodatta in Indien), Sutatna, Satija (= altindisch Satya) Ruzmanja usw. aus Palästina (Tell-Amarna-Briefe) tragen unverkennbar arisches Gepräge[2]). In einer Zeit, die (nach Ed. Meyer, G. d. Alt I, 2 S. 580 ff.) noch früher anzusetzen ist, verehrten die Kossäer oder Kassiten, die in den Bergen zwischen Medien und Elam hausten, Götter arischen Ursprungs: Suriaš „Sonnengott", Burias „Wettergott", Simalia „Herrin der Schneeberge" (vgl. Boreas und Himalaya). Auch in einem anspruchslosen Heft, das für die Benutzung durch die Primaner bestimmt ist. (Gymnasial-Bibliothek von Prof. Hugo Hoffmann, Erfurt).

76. v. Hagen, „Die Indogermanen". Bertelsmann, Gütersloh, 1913,

wird trotz der Kürze der Darstellung S. 12 das arische Volk der Mitanni im 14. Jahrhundert v. Chr. genannt. Auf den Inhalt des Heftes komme ich noch zurück.

Wenn nun — so folgere ich — die Arier im 2. Jahrtausend den Weg mitten hinein in die Reiche der semitischen Babylonier und Assyrer sich zu bahnen wußten, so werden sie auch wohl schon am Anfang der orientalischen Geschichte, d. h. zur Zeit der Sumerer, die Kraft gehabt haben, von Europa aus gegen Mesopotamien einen Vorstoß zu machen.

Nunmehr wende ich mich zu dem sumerischen Epos, das uns diesen Verkehr des Euphrat-Tigrislandes (Uruk oder Erek) mit den Nordseeländern deutlich erkennen läßt.

77. P. Jensen, Das Gilgamis-Epos und Homer (vorläufige Mitteilung in der Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete (Carl Bezold), Straßburg, März 1902. XVI. Bd. 1. Heft, S. 125–134 (Sprechsaal).

Der kaum zehn Seiten umfassende Aufsatz ist nur eine vorläufige Anzeige; da die Sätze sehr kurz sind, führe ich Jensens Ansichten wörtlich an: „. . . Mittlerweile hat sich eine so weitgehende Ähnlichkeit zwischen beiden Epen herausgestellt, daß ich mich heute außerstande sehe, einen Zusammenhang zwischen beiden, und zwar

---

1) Man erinnere sich an Matti(n)acum = Wiesbaden.

2) Auch die semitischen Götter Samas, Sala werden als arisch erkannt werden.



eine Abhängigkeit der Odysseusfahrt von dem Gilgamis-Epos, zu leugnen. Daneben laufen Parallelen mannigfaltigster Art zwischen der babylonischen und der griechischen Mythologie und daran Grenzendem." — Jensen stellt nun folgende Thesen (26) auf, von denen ich die wichtigsten bekannt gebe:

a) Die Odyssee.

I. Gilgamis' Wanderung und Fahrt zu UTnapistim geht wirklich ... nach dem Westen und zwar durch die syrische Wüste (sêru) zum Sonnengott vielleicht in Heliopolis-Baalbek durch das Länder- oder vielleicht besser Bergetor am Himmelsberg im Libanon, zur Siduri [1]) an der phönizischen Küste (vielleicht, wenn auch nur ursprünglich, der Astarte in Byblos, oder der Venus im Westen schlechthin) und von dort über das Mittelländische Meer und über die „Wasser des Todes", d. h. den Okeanos, zum Gestade des UTnapistim an der „Mündung der Ströme" im äußersten Westen [2]), vermutlich dorthin, wo die „seligen Inseln" der Alten oder ihr Elysium liegen [3]).

II. Des Odysseus Fahrt, mit einer „Mündung der Ströme" als westlichem Ziel, wie die Fahrt des Gilgamis, führt ihn in dieselbe Gegend.

III. Die Fahrt war von Anfang an keine Irrfahrt, sondern ging ursprünglich in genau ostwestlicher Richtung, wohl von der Heimat des Odysseus aus, direkt nach dem Westen, wie die Fahrt des Gilgamis.

---

[1]) Der Name Siduri macht, besonders wenn man die nordischen Namen aus der Edda und Formen wie Si(d)gurd, Sigrid daneben hält, einen durchaus arischen Eindruck.

[2]) Die „Mündung der Ströme" kann nur am Atlantischen Ozean, von dem die Nordsee nur einen dazugehörigen Teil bildet, gesucht werden; in den Atlantischen Ozean münden von Guadalquivir nach Norden bis zu den Fjords in Skandinavien zahllose Ströme, darunter auch Rhein, Weser, Elbe.

[3]) Die Inseln der Seligen werden bei der Besprechung des Buches von Tkac „Saba" (S. 287 bis 318) noch sehr oft genannt werden; hier sei schon vorweg mitgeteilt, daß dieser Orientalist im Gegensatz zu Jensen die „Insulae fortunatae" nicht bei Gibraltar, sondern bei Südarabien sucht! — Die unumstößlichen Ergebnisse der orientalistischen Wissenschaft sind also sehr auf Hypothesen gebaut, Kolosse auf tönernen Füßen!

α) Der Zweck dieser Westfahrt des Gilgamis.

IV. Der Zweck dieser Reise ist gewesen, das Schicksal zu erkunden, analog dem der Gilgamisfahrt[1]).

V. Die Westfahrt des Odysseus zerlegt sich in zwei ineinander gearbeitete bzw. aneinandergefügte Teile, in „Odyssee I“, die Fahrt über das Lotophagenland bis zur Kirke, mit der Hadesfahrt und der Rückfahrt zur Kirke, — und „Odyssee II“, die Fahrt von der Kirke über die Sirenen usw. nach Haus.

VI. Odyssee II, die in unserer Odyssee fraglos nur in westöstlicher Richtung verläuft, ging ursprünglich zunächst in ostwestlicher Richtung, wohl — wie Odyssee I und die Fahrt des Gilgamis — von der Heimat dieses Helden aus, bei den Sirenen, vielleicht an der ätolischen Küste vorbei, durch die Straße von Messina, die Skylla- und Charybdisstraße der Odyssee, zur Kalypso in der Mitte des Meeres und von da zu den Phäaken im äußersten Westen[2]).

Es verdient hierzu erwähnt zu werden, daß die Entfernung zwischen der Skylla- und Charybdisstraße einerseits und dem Phäaken anderseits, falls darin mit uns die Straße von Messina bzw. das Elysium am Westrande der Erde zu sehen sind, zu der Angabe im Gilgamis-Epos stimmt, wonach zwischen der phönizischen Küste und dem Gestade der Seligen ein Weg von 1½ Monaten liegt.

VII. Odyssee I und II sind Parallelen. Es entsprechen sich die Stationen:

1. a) Lothphagenland, Cyklopenland (Polyphem, Sohn des Poseidon), b) Lästrygonenstadt, mit engem Hafeneingang an einem hohen Berge (!) im Westen und c) Kirkeinsel;	1. a) der Sireneninsel, Thrinakia (Insel des Poseidon), b) der Skylla und Charybdisstraße an dem himmelhohen Felsen und c) der Kalypsoinsel mit derselben Reihenfolge; Hierzu besondere Einzelheiten.
2. die Verlockung durch die Lotosspeise;	2. der Verlockung durch die Sirenen;

[1]) Ich komme auf diese Befragung der Orakel in den vom Meer umrauschten Nebelhöhlen auf den nächsten Seiten zurück; man denke an die Fingalshöhle auf Staffa (Hebrideninseln!)

[2]) Nach Tkac wohnen diese Phäaken bei Südarabien; sie haben also, wenn man die allgemeine Ansicht dazuzählt (Scheria = Korfu) drei Wohnsitze, die tausende von Meilen auseinanderliegen!

3. die Verspeisung der sechs Gefährten in der Höhle des Polyphem;	3. der Verspeisung der sechs Gefährten durch die Skylla in ihrer Höhle;
4. die Blendung des Polyphem;	4. der Tötung der Rinder des Helios;
5. die Vernichtung der Schiffe des Odysseus bis auf eines (das seinige) bei den Lästrygonen;	5. der seines letzten Schiffes und seiner Insassen bis auf ihn selbst vor der Skylla- und Charybdisstraße;
6. der Aufenthalt bei Kirke.	6. dem bei Kalypso.

Ich breche die Reihe der von Jensen aufgestellten 26 Thesen hier bei der VII. ab, um über die Art seines Vergleiches ein vorläufiges Urteil festzustellen. Jensen hat durchaus Recht, wenn er in seiner XVIII. These schreibt: „Unsere Thesen stehen in Übereinstimmung mit wesentlichen und nicht im Widerspruch mit irgendwelchen gesicherten Resultaten der Homerkritik.“ Denn die Lehre, daß in der Odyssee zahlreiche Dubletten vorhanden sind, daß Kalypso ein Seitenstück zur Kirke bildet, daß die Hadesfahrt kein müßiges Anhängsel an den Aufenthalt des Odysseus bei der Kirke ist usw., ist längst anerkannt und braucht uns nicht erst von den Semitologen gelehrt zu werden. Aber gerade deshalb habe ich diese Gegenüberstellungen mit solcher Ausführlichkeit wiedergegeben, damit sich endlich alle ernsthaften Homerforscher auf ihre Pflicht besinnen, daß sie bei dem Versuch, die ursprüngliche Odyssee wiederherzustellen, alle Nebendinge beiseite zu lassen haben und entgegen der landläufigen Auffassung, in den Abenteuern des Odysseus eine Sammlung aller möglichen phönizischen Schiffermärchen zu sehen, *als ursprüngliches Hauptstück nur die Befragung des schicksalverkündenden Tiresias betrachten müssen.* Gerade diese wichtige Tatsache wird aber in den Schriften, die dem Homerforscher gewöhnlich zur Hand sind, viel zu wenig betont; da bleibt mir weiter nichts übrig, als auf ein schon 1891 erschienenes Buch zu verweisen, dessen Neuauflage leider — wie mir der Verlag mitteilte — wohl nicht zu erwarten ist, das aber in einer verbesserten zweiten Ausgabe nach Ausscheidung aller unkritisch-dilettantischen Bemerkungen ein brauchbares Nachschlagebuch für alle indogermanischen Sagen werden könnte.

78. *Ernst Krause, Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat.* Glogau, Karl Flemming, 1891.

„Den beständig auf ungewisse Meerfahrt ausziehenden Schiffen des Altertums," so lesen wir dort S. 671 (70. die Totenbeschwörung), „die nicht so schnell und sicher ihre Fahrten vollendeten wie heute ..., kam naturgemäß die Frage, was machen Eltern und Weib daheim, nicht aus dem Kopfe. ... so nahm er jede Gelegenheit wahr, das Wissen schicksalskundiger Frauen oder andere Mittel in Anspruch zu nehmen, um die Heimatszustände zu erfahren ... In diesem Sinne ist auch die „schlechte Zeitung" zu nehmen, welche Harbord dem (mit Orvandil?) von seiner langen Nordfahrt heimkehrenden Thor über Mutter und Gattin erteilt:

> Traurig ist dein Heimwesen, tot wird deine Mutter sein,
> Sif hat einen Buhlen, du wirst ihn bei ihr finden;
> Der erfahre deine Kraft, das frommt dir mehr.

Nunmehr wende ich mich zum Inhalt der beiden Epen, von denen nach Jensens Urteil das Gilgamis-Lied die Vorlage der Odyssee sein soll. Gehen wir von der Tatsache aus, daß die Odyssee (ebenso wie die Ilias) in derselben Weise, wie das germanische Sigurd-Epos aus einer uralten Göttersage in eine Reihe von Vorgängen am Hofe des geschichtlichen Königs Gundichar von Burgund (Worms) durch die Sänger der Völkerwanderungszeit umgewandelt worden ist, ebenfalls von Haus aus nichts mit einer Rückfahrtserzählung aus Troja zu tun hatte, sondern eine Reise zu der am Gestade des Ozeans wohnenden Zauberin Kirke darstellte, so ist gar kein Grund einzusehen, warum eine solche Reise durchaus ein Abklatsch einer Fahrt von Babylon nach dem Ozean sein soll. In derselben Weise wie in dem uralten Liede von Sigurd dieser mit Baldur wesensgleiche Sonnenheros im Osten, wo die Steinzeitgermanen die Sonne aufgehen sahen, also etwa an der finnischen Ostseeküste, seine Reise beginnt und dann zu der auf der fernen Meerinsel im Westen seinen Weg nimmt, wo er die schlafende Zauberin Brunhilde erweckt, die ihm später den Tod bringt, so daß Ostsee und Nordsee der Anfang und Endpunkt seiner Reise sind, so wird auch — davon bin ich fest überzeugt — die ursprüngliche Reise des Gilgamis von Uruk gar nicht durch das Mittelmeer gegangen sein, zumal an den „Säulen des Herkules" gar keine großen Ströme münden. Denn ebenso wie die Argonauten auf ihrer Rückfahrt nicht denselben Weg (durch die Propontis usw.) wie bei der Hinfahrt wählen, sondern durch den Ister (die Donau) schließlich in den Okeanus gelangen, so gab es auch für die Armenier (Aram)

und Mesopotamier noch einen anderen Weg nach der Nordsee, nämlich über das Skythenland (Rußland).

β) Die Meerungeheuer Skylla und Charybdis und ihre Verwandtschaft mit Kalypso.

79. Artikel Charybdis in Pauly-Wissowa Reall. Bd. III S. 2194.

Wer diesen kurzen Aufsatz, worin der Verfasser die indogermanische, nicht die semitische Ableitung des Namens mit Kraft und Geschick verteidigt, indem er, von *χάραδρα* Sturzbach (das auch vielfach als Eigenname für Schluchten erscheint) ausgehend, *Χαρδρυβδις* als Grundform annimmt, nach meinen Angaben S. 250 liest, wird ihm seinen Beifall nicht versagen. Ist doch das Wort Chardra-, das zu Karsiteron und vielen anderen Worten mit zwei r (Proserpina usw.) genau paßt, ausgezeichnet geeignet, für die von mir gemutmaßte lange Namensform Charstartbendis = Cersrewen(d)us (Ceres-Venus) einen Ersatz zu bieten. Wie *κρύπτω* = *καλύπτω* ist, so gehört — das betont der Verfasser — zu Charybdis die Kalypso. Auf die semitische Ableitung chor-obed komme ich S. 271 zurück.

Somit können wir den Behauptungen Jensens furchtlos ins Gesicht sehen.

VIII. Beide Odysseen sind wieder Parallelen zum zweiten Teil des Gilgamis-Epos und entstammen ihm, ohne direkt auf dessen uns bekannte Gestalt zurückzugehen. So entsprechen

Odyssee II:	Gilgamis-Epos:
1. die vergeblich lockenden Sirenen;	1. der vergeblich lockenden Liebesgöttin Istar;
2. die Tötung der Rinder des Helios;	2. der Tötung des Himmels- und Sturmstiers;
3. die Vernichtung des letzten Schiffes und des letzten Gefährten des Odysseus durch Sturm und Blitz;	3. dem Tode des Jabani (?), des Gefährten des Gilgames infolge einer Anhauchung durch den Sturmstier;
4. das einsame gefährliche Treiben hin zu den und durch die hohen Felsen mit der grausigen zwölfbeinigen Skylla und der Charybdis daran,	4. der einsam gefährlichen Wanderung hin zu dem und durch das Bergtor am Himmelsberg mit den zwei grausigen Skorpionsmenschen dabei,

5. die Nymphe Kalypso, die Tochter des Atlas[1]), inmitten des Meeres,	5. dem göttlichen Mädchen Siduri, der vom Himmelsberge Sâbu auf dem Thron des Meeres;
6. die Fahrt auf dem Floße von Kalypso zu den Phäaken,	6. der Fahrt von Siduri zu Utnapistim;
7. der König des Schiffervolkes der Phäaken, die von fernher wohl von einem Lande des Poseidon gekommen sind,	dem Utnapistim, der aus dem Lande des Meergottes (dem „Meerlande") stammt, und
sein Weib Arete und	seiner Gemahlin, die (nach dem Gilgamis-epos und Berossos) und seiner Tochter (nach Berossos) mit ihm auf der Insel (Gefilde) der Seligen wohnen;
seine Tochter Nausikaa	
8. die Fahrt auf dem Phäakenschiff heimwärts	8. der Heimfahrt des Gilgamis auf dem Schiffe Utnapistim.
Odyssee I (Odyssee II):	Gilgamis-Epos:
1. Die Zauberin Kirke (Kalypso);	entspricht a) der Siduri, b) dem zaubernden Weibe der Utnapistim;
2. das $\mu\tilde{\omega}\lambda\upsilon$ auf der Kirkeinsel	dem Zauberkraut;
3. der dem Odyssee mitgegebenem Schlauch, dem Winde von Aiolos und die darauffolgenden Ereignisse	dem von Utnapistim dem Gilgamis mitgegebene Zauberkraut zur Bezwingung des Meeres und dessen Schicksale;
4. die Hadesfahrt des Odyssee, um Teiresias zu zitieren,	der Hadesfahrt des Gilgamis nach vorhergehender Zitierung des Jabani (?).

Wer diese acht und vier Punkte betrachtet, die ich der Übersichtlichkeit halber in Tabellenform (gekürzt) niedergeschrieben habe, wird in der Tat zunächst etwas überrascht und betroffen sein über diese Fülle von Übereinstimmungen. Jensen fügt aber in seiner VIII. These noch etwas Besonderes hinzu, er betont nämlich,

[1]) Die Nymphe Kalypso wohnt bekanntlich nach den Angaben der Odyssee (V, 70) in einer Grotte, von der aus sich vier Quellen nach allen Richtungen ergießen; da ihr Vater Atlas nach meiner S. 230 begründeten Auffassung der Ortles (Arethalusa) ist, so passen die berühmten vier Ströme des St. Gotthard (Rhein, Rhone, Reuß, Tessin) und die vier Ströme des Fichtelgebirges genau zu diesen Angaben (vgl. S. 301).

daß die vollständige Parallelität zwischen beiden Odysseen einerseits und dem Gilgamisepos andererseits durch je ein störendes Ereignis unterbrochen wird ... Obwohl der Verfasser dieser merkwürdigen Gleichmäßigkeit durchschlagende Überzeugungskraft beimißt, glaube ich, daß wir auch diesen Punkt mit dem Hinweis auf die gemeinsame Quelle hinreichend erklären können. — Wenn wir unbedenklich die Skorpionsmenschen mit dem „Cherub mit bloßem, hauendem Schwerte“ (1. Mos. 3, 24), der den Zugang zum Paradies verteidigt, zusammenstellen dürfen, so werden wir wieder auf die Charybdis geführt; Chärsrybendir = Chérusermundur (Cherusei, Hermunduri).

γ) Die Entstehung der Vorlage des Gilgameschepos und der Erzählung vom Bau des Floßes in der Sintflutzeit.
(Odyssee V, 240—260.)

VIII. Schluß: Die dem Gilgamis von Utnapistim mitgeteilte Geschichte von dem Bau der Arche, der Sintflut, seiner Errettung und seiner Entrückung auf die „Insel der Seligen“ scheint noch nachzuklingen in dem Namen Ogygia für die Insel der Kalypso und dem Bau des Floßes durch Odysseus auf dieser Insel: Odysseus-Gilgamis, der sich auf der Insel Ogygia sein Floß baut, worauf er zu den Phäaken fährt, ist vielleicht zugleich Utnapistim, der auf selbstgebautem Kastenschiff die Sintflut bestand und dann zum „Phäakenlande“ entrückt ward. — Die Besprechung des Floßes und seiner Einrichtung gehört in den Abschnitt VIII (Seewesen und Schiffahrt), woselbst die uralte Hypothese, daß die Schiffahrt und der Schiffbau am Fuß des Libanon erfunden sein soll, gründlich abgefertigt werden wird. Der Name Ogygia, der schon oft mit Ogen Okeanus zusammengestellt ist (vgl. S. 263), geht auf Oegir oder Aegir (griechisch Αἰγεύς) zurück, den Menschenfresser Oger im Däumlingsmärchen. Nun traf Pytheas und die ihm vorangehenden Seefahrer in Gallien die Oestrymenider, d. h. die am Oegirstrom Wohnenden, also genau Oegrstymender [1]). Die Teutonchersermunduri (s. S. 258), die mit der Ongerstrud, Onestrudis, Unstrud zusammenhängen, sind in der jüngeren Steinzeit nach Gallien gewandert.

δ) Der Menelaos = Nostos (Odyssee IV, 351—561).

X. „Der Menelaus-Nostos ist eine Variante des Odysseus-Nostos, also ebenfalls eine Gilgamis-Fahrt und berücksichtigt nur die Meer-

[1] Aus dem Anruf des Meergottes, dessen Wogen bis an den Harz brandeten, Ongerstrudimundurlu | tungersrodebodr sind viele Ortsnamen entstanden (vgl. S. 244).



fahrt des Gilgamis. Eidothea entspricht — falls nicht etwa der Siduri-Kirke-Kalypso — der Nausikaa und der Tochter des Utnapistim; der Meergott Proteus, der Diener des Poseidon, auf der Insel vor der Mündung der Ströme des Nil, dem Utnapistim, dem Diener des Ja(?)-Poseidon, an der „Mündung der Ströme", und dem Schifferkönige Alkinoos; die Aufschüttung des Grabhügels für Agamemnon durch seinen Bruder Menelaos der Zitierung des Jabani (?) durch seinen Freund und Bruder Gilgamis und der Hadesfahrt des Odysseus usw." — Wenn es — wie ich schon oben betont habe (S. 255) — ein uraltes, nordeuropäisches Lied von der Weissagung eines Meerdämons an den Mündungen der Ströme, so kann dies ganz einfach über die Donau zu den homerischen Achäern gekommen sein. Da diese nun in der bekannten Sage die Danaiden statt nach dem Danubius nach dem Nillande, das damals durch seine Fruchtbarkeit fördernden Überschwemmungen bereits berühmter war als das Donautiefland, zu verlegen pflegten, so waren nunmehr für sie die „Mündungen der Ströme" nicht mehr das Rhein-Weser-Elbe-Tiefland, sondern das Delta des Nils. Proteus ist eine ältere, genauere Namensform zu Potidaon, der also (πότι = πρὸς) Prosidaon oder noch früher Proserdaon hieß (Gatte der Proserdpina!). Also ist er nicht von Utnapistim abgeleitet, sondern dieser ist Zenoposeidon (S. 219).

ε) Die eintägige Fahrt des Rhadamanthys (S. 262).

XI. „Die von Alkinoos dem Odysseus erzählte, seltsame und bisher unverständliche, eintägige Fahrt des Totenrichters Rhadamanthys, nach Eubôa zu Tityos, dem Sohn der Erde, einem der Büßer der Unterwelt, der die Göttin Leto mißhandelt hat, auf einem Schiff der Phäaken, ist ursprünglich nicht anderes als eine Fahrt des späteren Totenrichters Gilgamis zu seinem Freunde Jabani (?), dem erdentsprossenen chthonischen Gotte, in der Unterwelt, zu Jabani (?), der die Göttin Istar beleidigt hat und infolge hiervon zur Unterwelt hinab mußte, also eine Parallele zu Odysseus eintägiger Hadesfahrt in Odyssee I und zur Zitierung des Jabani (?) im Gilgamis-Epos." — Daß Rhadamanthys durchaus nicht als eine aus dem Orient zu den Kretern und Achaeern durch handeltreibende Sidonier importierte Heroengestalt angesehen werden darf, werde ich Abschnitt II (Homerische Länderkunde) (S. 313) ausführlich darlegen.

XII. „Da Odyssee II ihren Ausgangspunkt vielleicht im korinthischen Meerbusen hatte, Rhadamanthys aber (wenigstens später) in Böotien lokalisiert war, so gehörte die Rhadamanthys-Episode, als

eine der Odyssee II in ihrer jetzigen Gestalt fehlende Parallele zur Hadesfahrt in Odyssee I, vielleicht ursprünglich als ein integrierender Bestandteil zu Odyssee II, d. h. Odyssee I wäre = Odyssee II + Rhadamanthys-Episode, und der Held von Odyssee II wäre ursprünglich — Rhadamanthys. Wenn dieser somit im Gegensatz zu Odysseus in Odyssee I die Hadesfahrt nicht auf eigenem Schiffe gemacht hätte, so wäre der Grund davon der, daß Odysseus bei der Landung auf Scheria sein Schiff verloren hatte."

XIII. „Daß in Odyssee δ 563 ff. neben Menelaos gerade und nur Rhadamanthys als Bewohner des westlichen Elysiums mit Namen genannt wird, hängt wohl mit deren oben erörterten parallelen Schicksalen zusammen."

Die Abhängigkeit der homerischen Heroengestalten von denen des Gilgamis-Epos, die Jensen behauptet, ist in keiner Weise durch Aufstellung der freilich oft überraschenden Parallelen erwiesen. Soviel aber mag auch der vorsichtige, auf die europäische Herkunft der homerischen Sagenwelt stolze Homerforscher aus den Thesen Jensens lernen, daß wir unter allen Umständen bei Betrachtung der in der Odyssee vorhandenen Dubletten auf ein von solchen Wiederholungen und Seitenstücken noch völlig freies Ur-Epos zurückgehen müssen. Als dieses Epos aus Nordeuropa auf verschiedenen Wegen nach dem Achäerlande, nach Kreta und Kleinasien gelangte, und sich auf dem Wege hierhin die Namen der Hauptpersonen dieses Ur-Epos in alle möglichen Neben- und Kurzformen verwandelten, erkannten die homerischen Sänger, welche das ursprüngliche kurze Epos zu verlängern trachteten, die Gleichheit solcher Gestalten wie Menelaos und Rhadamanthys nicht mehr und fügten also in den Odysseus-Nostos noch den Menelaos-Nostos und Rhadamanthys-Nostos ein. Beide Namen enthalten die gleiche Silbe manth, und zwar *Μενέλαος* unter Zufügung des Wortes *λάος* Volk = germanisch liut (Leute = Volk). Nun ist aber nichts verkehrter als die Annahme, daß bei den Urbewohnern Griechenlands dieser Königsname dort an Ort und Stelle aus *μένος* (Kraft) und *λάος* zusammengefügt sei; der Name ist — wie schon die erste Hälfte von Rhadamanthys erkennen läßt — viel länger gewesen und nicht durch Verbindung von zwei einsilbigen Worten, sondern durch jahrhundertelang fortgesetzte Zerstückelung eines dreizehnsilbigen Götternamens entstanden (s. das Folgende und S. 258 Anm. 1).

b) Die Ilias und das Gilgamisepos.

Auch die Ilias soll von Babylonien aus beeinflußt sein. — Wie in der Odyssee mehrere Dubletten vorhanden sind — das hat man

längst vor der Schrift Jensens erkannt — und wie diese Dubletten kein Beweis für die Herkunft des Epos aus dem Euphrat-Tigrislande sind, so liegt die Sache auch in der Ilias. In derselben Weise wie der „Frauenräuber" Paris (Dysparis s. oben S. 188), dem im Epos der größte Schimpf angehängt wird, urzeitlich nur der Befreier der Frühlingsgöttin aus der Gewalt eines unrechtmäßigen Besitzers ist, so sind auch die verschiedenen Raubzüge gleichfalls als Befreiungen zu deuten.

Gilgamis-Epos.	Ilias.
1. Gilgamiss und Jabanis gemeinsamer Zug nach dem Osten	1. Zug der Griechen nach Troja;
2. (das Pendant zu des ersteren Wanderung nach dem Westen)	2. (im Zusammenhang mit der Irrfahrt des Odysseus nach dem Westen);
3. der Zug zum Götterberge, der	3. nahe dem Götterberg Ida;
4. (vermutlich!) mit der Heimholung ihrer geraubten Stadtgöttin der Liebesgöttin Innina (Ennina) endet,	4. mit dem Zweck: Befreiung a) der geraubten Helena; b) Raub des Palladiums aus Troja (5 b);
5. dem Freundes- und Bruderpaar Gilgamis und Jabani	5. entspricht a) das Bruderpaar Menelaos u. Agamemnon (auch in ihren nachtrojanischen Schicksalen); b) das Freundespaar Odysseus und Diomedes;
6. Züge des Gilgamis und Jabani:	6. a) Palladium-Raub und Odysseus-Nostos; b) Helena-Heimführung und Menelaos-Nostos.

Anstatt nun, wie Jensen es gern wünscht, die Abhängigkeit des Freundespaares Odysseus-Diomedes von dem babylonischen „Vorbilde" Gilgamis-Jabani anzuerkennen und etwa (nach dem Grundgedanken, den schon Movers verfolgte) eine Umbildung der Namensform Jabani, die tatsächlich von Jobates nicht verschieden ist (s. S. 265), auch in Djo-medes anzunehmen, weise ich auf die gleichmäßige Entlehnung aus der nordischen Ursage als natürlichste Erklärung hin. Aus dem von dort überkommenen unförmlichen Götternamen wurden dann, und zwar hier so, dort wieder anders, griechisch klingende Namensformen zugestutzt. Ich will hier, indem ich eine

Gesamtübersicht aller dieser Umbildungen in der angehängten Namenstabelle geben, besonders auf den Zusammenhang des Tyde-iden Diomedes mit dem Tyndariden Polydeukes und seinen Schwager Menelaos hinweisen, der vielleicht auch ursprünglich ein Tyndaride [1]) war. Es entsprechen sich also: Tyndarididskur ponderlyd; über die volle Form Polydeukes siehe die Tabelle. Tyndarididskur menderlaos. Menderlaos erinnert an *Μίνδαρος*. Ty(n)de-ïdidjor me-derlaos. — Die im Germanischen ungemein häufigen Namensformen auf djörmun und Ermin (S. 192) vgl. Irmene in Venetien, haben oft das r verloren.

c) Die Jason- und Rhadamanthyssage und das Gilgamisepos.

In den Thesen XIX bis XXI stellt Jensen noch diejenigen griechischen Sagenstoffe zusammen, die nach seiner Ansicht aus dem Gilgamis-Epos übernommen sind; ich lasse die wichtigsten hier folgen:

Griechische Sagen:	Gilgamis-Epos:
I. 1. Jason	I. 1. Gilgamis;
2. goldenes Vließ	2. goldenes Bild des Istar im Zedernwald;
3. Medea	3. a) Innina-Istar; b) Zauberin d. Utnapistim (= Kirke);
4. Fahrt des Jason (Argonauten) enthält	4. Spuren der babylonischen Sintflutsage;
II. 1. Minos, Bruder des Rhadamanthys	II. 1. Gilgamis, Bruder u. Freund des Jabani;
2. der von Poseidon geschickte Stier, der den Minotauros (Stiermenschen) erzeugt	2. der Sturm- und Himmelsstier im Gilgamis-Epos;
3. Poseidons Sohn Polyphem und die Rinder des Helios (i. d. Odyssee)	3. entsprechen ebenfalls dem Sturm- und Himmelsstier;
4. Minos' Tod = Agamemnons Tod	4. Jabanis Tod;
5. Ariadnes Schicksal (vgl. Medea)	5. Schicksale der Innina-Istar;
6. Theseus (Töter des Minotauros, Entführer der Ariadne)	6. Gilgamis;

[1]) Tantrides wurde zu T'Atrides = Atrides gekürzt.

7. Theseus als Entführer der zehnjährigen Helena, mit den Paris s. Trojasage verwandt	7. Humbaba (= griechisch Kombabos), Entführer der Innina-Istar;
III. Kastor, Polydeukes, Helena	III. Jabani, Gilgamis, Innina-Istar
IV. der menschenfresssende Stiermensch Minotaurus und Polyphem	vermitteln die Parallele zwischen dem babylonischen Himmelsstier und den Rindern des Helios.

Auch die Länderkunde der homerischen Welt berührt Jensen mit seinen Hinweisen auf die Beziehungen der homerischen Epen zu der Hadesfahrt, die — ebenso wie die Sintflut — die Hauptsache im Gilgamis-Epos bilden. „Es ist schwerlich zufällig" (so beginnt seine XXI. These), daß

1. Teiresias, den Odysseus im Hades aufsucht,
2. Ogygos, der zur Zeit der Sintflut lebte,
3. Ogygia (nach Ogygos benannt), Insel der Kalypso,
4. Ino Leukothea, mit deren Schleier sich Odysseus zu den Phäaken rettet,
5. Rhadamanthys, der Doppelgänger des Odysseus,

} alle in Böotien heimisch sind, und daß

6. die Griechen gerade von Aulis in Böotien nach Troja fahren, sowie daß
7. das siebentorige Theben in Böotien die Stadt des Teiresias ist, während die Stadt des Jabani das siebenmaurige Theben eine irdische Manifestation der Unterwelt mit sieben Mauern und sieben bzw. zweimal sieben Toren.

Jensen schließt die Reihe seiner Thesen mit folgenden, auch für meine Kritik wichtigen Hinweisen:

1. Böotien ist ein besonders empfänglicher Boden für die Gilgamis-Sage und andere Sagenstoffe (Th. XXI).
2. Das griechische Pantheon, der griechische Kultus und damit Zusammengehöriges sind in erheblichem Maße von den Babyloniern beeinflußt worden (Th. XXII).
3. Die Phönizier sind vermutlich die Vermittler aller dieser Entlehnungen gewesen, doch mag der Weg auch über Kleinasien gegangen sein (Th. XXIII).

4. Die starke Wucherung und Differenzierung der Gilgamissage weist auf ein hohes Alter ihrer Entlehnung hin (Th. XXIV).

Wären Jensens Behauptungen richtig, so hättten wir wirklich in der Odyssee, Ilias und der Argonautensage asiatische Epen vor uns. Daß aber die Sumerer selber in der Sintflutzeit auf ihreu Arche-Noah-Schiffen nach dem Euphrat-Tigris-Lande, und zwar aus den Ostseeländern ausgewandert sind, wird sich weiter unten (S. 268) aus dem soeben erst gedruckten epochemachenden Aufsatz „Sumerer und Indogermanen" zur großen Überraschung vieler Orientalisten ergeben; hier will ich nur nach meinen eigenen Ermittelungen, die ich schon vor meiner Bekanntschaft mit dieser wichtigen Schrift gemacht habe und die eine Ergänzung zu den dort aufgestellten Gleichungen bilden (z. B. Englil der sumerische geflügelte Sturmgott = homerisch λαῖλαψ der Sturmwind), kurz angeben, indem ich weiterhin auf die Tabelle verweise. Ich beginne mit der Waberlohe des Ansarthonrans (Asatho):

1. Asrthonrathwabirlôh = As-thô-rethbabirlû (Babylon = Tor des Ilu);
2. Asrthonrath gwedlekertrides (ἠλεκτρίδες, ἠλακάτη) = Arstarte gebel (Feuergott, Berggott und Erfinder der Bronze;

   me(d)likertirades (Μελικερτιάδης) = Astarte Melqwart (Tyrus);
   Mulquert [Mulciber [1])] = Melechirsdrek = Melchisedek;
   Gweilgamersriks (Geilamer, Gelimer) = Gilgamers, Gilgames;
   Woltchersrae (Volaterrae, Velithrae), Wolcnarsr (Volcanal = Feuergott) } Thubalcain, der Erfinder der Erzgeräte;
   Baldhurostrogotha = Baltharsar, Belsarussur, d. i. Belsazar;
   Beldersrophon;
   Apoldorsauroktonos = Belserbuth, Beelzebub.

---

[1]) Mulciber der Schmelzer ist nach Ovids Phaetonerzählung der Erbauer der Sonnenhütte im fernen Osten (vgl. den 19. Psalm, Vers 5).

80. P. Jensen, Das Gilgamisepos in der israelitischen Legende. Zeitschrift für Assyriologie, XVI. Bd., 1902, 1. Heft S. 406—412.

„Die Ankunft am Gottesberge Sinai und die Vernichtung des goldenen Kalbes (parallel Genesis 35,2—, wo bei Sichem ebenfalls der Götzendienst vernichtet wird) finden um dieselbe Zeit des Jahres statt, wie die entsprechenden Ereignisse des Gilgamis-Epos." Diesen S. 407 von Jensen an den Anfang seiner Thesen gestellten Satz möchte ich hier nicht übergehen, alle übrigen sind ohne nennenswerte Bedeutung, so folgender: „Jabani lebt draußen in der Wüste (der Trift) mit dem Vieh zusammen als dessen Beschützer, von einem Jäger gehaßt; dieser entspricht dem Jäger Esau in der Parallelgeschichte bei Jakob!" Wenn man solche aus den damaligen Kulturzuständen erklärlichen Übereinstimmungen heranzieht, kann man schließlich alles vergleichen. Dennoch will ich über diese im Grunde recht haltlosen Vermutungen nicht ohne weiteres weggehen, sondern den Versuch machen, den Orientalisten den europäischen Ursprung „ihres" Jabani nachzuweisen, nachdem ich schon vorher Gilgames, eigentlich Gilgamers, mit dem Vandalenkönig Gelimer (genauer Geilamer) zusammengestellt habe. Da man der Höllengöttin (dem Meerdrachen), die Bellerophon bändigte, auch einen Vater geben wollte, bildete man seinen Namen aus dem der Todesgöttin Artemis iocheaira (s. das Folgende) durch Kürzung der Endung.

81. Bethe, Artikel Jobates in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX S. 1837.

„Jobates heißt bei Sophokles und Euripides der bei Homer (Il. VI 169 ff.) namenlose König von Lykien, zu dem Bellerophon von Proitos auf die Verleumdung seiner Gattin hin mit dem Uriasbriefe gesandt wurde." — „Das mythologische Handbuch erzählte die Geschichte nach Homer VI 160, fügte aber den Namen Jobates ein für den König und verschiedene für seine Töchter, die er schließlich mit einem Teile seines Reiches dem offenbaren Götterschützling Bellerophon nach Überwindung aller ihm bereiteten Gefahren (d. h. nach Besiegung der Chimaira usw.), nämlich Philonoe, Kassandra, Antikleia, Alcimene. — Nach diesen Worten Bethes muß man die Anschauung gewinnen, daß Spätere einen ganz fremden, aus der Luft gegriffenen Namen zu Unrecht in die homerische Bellerophontessage eingefügt hätten; dies braucht man aber durchaus nicht anzunehmen, es ist im Gegenteil meine feste Überzeugung, daß Jobates

seit Urzeiten als der Heros, der die Chimaira dem Bellerophontes überliefert und ihm nach deren Bezwingung seine Tochter zur Frau gibt, in der Sage von der Wanderung des Frühlingssonnengottes seine feste Stelle gehabt habe. Wie im Nibelungenliede, dem letzten und sehr verblaßten Niederschlag des nordischen Mythus von Ansarthumarbaldur, der Held Siegfried auf Gunthers Anweisung die im fernen Westen auf Island inmitten ihrer Schwefelfelder (Waberloh) hausende Unholdin Brynhild bezwingt und dafür von ihm die Chrimhilde zum Lohn erhält, so gewinnt auch Bellerophon (Baldursauroktonos) nach der Bändigung der großen Meerschlange die Liebe der jungen Frühlingsgöttin. Urzeitlich waren Brunshild (genauer Brunsardchilid) und Krimsardchilid einander völlig gleich (da beide mit Proserdpinlis (Proserpina[lis]) gleichnamig sind; die erste war die überschwemmte Wintererde im Januar bis März, die zweite die aus dem Wasser emporgetauchte Frühlingserde vom April bis Juli). Da nun die Astartbilit ebenfalls deren Namensschwester ist, muß auch Gwidlgamars, verstümmelt Gilgames = Idlkormas (s. oben S. 242) mit Gwedlcherpons (Bellerophons) gleichgesetzt werden und sein Gönner Jabani ist niemand anderes als Jobates, in voller Namensform Jobantes. Man sieht also deutlich, daß nicht die europäischen Namen von den asiatischen abgeleitet sind, sondern umgekehrt, daß die asiatischen Verstümmlungen der arischen aus der nordischen Sage geschöpften Heroennamen darstellen. Denn volle Klarheit gewinnen wir erst, wenn wir vom steinzeit-germanischen Ansarthunarbaldur-Mythus unseren Ausgang nehmen. Wenn Ansarthunstra in Persien zu (A)zarathustra wurde, so muß auch Ansarthunsrtbaldur die Grundform für das Götterpaar Asthorethbaaldower gebildet haben. Stellen wir nun zu Asrthunsarbathl (bathldur wurde zu bathl, baal gekürzt) die urgriechische A(s)rtemscherbatira, die bei Homer *Αϱτεμ ιοχεϜαιϱα* heißt, im Orient aber den gnostischen Gottesnamen Joherbeth(l) neben sich hat, so zeigt sich, daß 1. Jochewatira, 2. Jochebeth, die Mutter des Moses (2. Mos. 6, 20), 3. Jo(ch)bates, 4. Jo(ch)bani das r vor b, das in Joherbethl noch erhalten ist, verloren haben. — So hängen also die Namen Jobates und Jobani mit der unterirdischen Todesgöttin Artemis *ἰοχέαιϱα* zusammen.

e) Die schroffe Auffassung des Pambabylonismus.

Wie ich schon S. 170 bemerkt habe, wird die schroffe Auffassung des Pambabylonismus, die sich die homerische Geisteskultur unter dem Druck des Orientalismus entstanden denkt, besonders durch die Schriften von Carl Frieß vertreten.

82. Carl Frieß, Das Zagmugfest auf Scheria.

Eine Inhaltsangabe dieser Schrift und die Zurückweisung ihrer Grundgedanken findet der Leser bereits im 161. Bande S. 109. Ich schließe mich dem Urteil unbedenklich an. Ich habe aber nicht die Absicht, durch eine herbe, zersetzende Kritik die Leistungen dieses eifrigen Forschers dem Gespött preiszugeben; hege ich doch die feste Zuversicht, daß besonders im Hinblick auf die nunmehr erwiesene Sprachverwandtschaft der Sumerer und Indogermanen (s. das Folgende) er und andere ihm geistesverwandte Gelehrte von jetzt ab dem sich neu auftuenden Forschungsgebiet, nämlich der Entdeckung der Kaukasischen Ursprache, ihre ganze Kraft zuwenden werden. Herr Dr. Frieß hat in der von ihm verfaßten Rezension meines Buches über „Das viertausendjährige Alter des Volkes der Hermunduringer“ (Unterhaltungsbeilage zur Nordd. Allg. Zeitung 15. Februar 1911), trotzdem er zunächst erklärt: „Ganz gewiß beruht die Kultur der antiken Völker zwar vorwiegend, aber doch nicht einzig und allein auf babylonischem Einfluß,“ — meinen Darlegungen in keiner Weise schroffen Widerspruch entgegengesetzt und im Gegenteil freimütig zugestanden: „Damit eröffnet sich ein ganz neues Gesichtsfeld für die germanische Vorgeschichte, der so ganz ungeahnte Gebietserweiterungen zuteil werden, und deren ungeordnetes Dunkel greifbare Richtlinien enthält usw.“ Somit glaube ich erwarten zu dürfen, daß er sich weiterhin nicht einseitig durch das Leitwort „ex oriente lux“ zu Trugschlüssen verführen lassen wird; wer nur diejenigen Schlußfolgerungen für richtig anerkennt, die seinem Naturell entsprechen, handelt nicht nach den Grundforderungen der exakten Wissenschaft. Jeder neuzeitliche Schriftsteller sucht diese Klippe nach Kräften zu umschiffen; Beweis hierfür ist das Vorwort eines soeben (während des Druckes dieses Berichts) erschienenen Buches, das in treffender knapper Charakteristik der Zeitalter Großes leistet.

83. Hugo Rachel, Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute. Paul Parey, Berlin 1920.

Wenn der Verfasser auch bei der Anordnung der vorgeschichtlichen Kulturperioden hinter den „Anfängen der Kultur“ (I) nicht sogleich die Arier (II, 2), sondern erst die Semiten und Ägypter (II, 1) folgen läßt und dadurch die Arier von ihrem urzeitlichen Ursprung loslöst, so tut er dies nicht, um die Semitsn über die von ihm

hochbewerteten Arier[1]) zu stellen. Er gibt dabei vielen ein nachahmenswertes Beispiel, die immer nur ihre Rasse, ihr Volkstum in den Vordergrund schieben möchten, auch gegen das Verdienst „Es wäre anders um die Welt bestellt, wenn nicht soviel nationale Voreingenommenheit, sei es absichtlich oder gedankenlos, gepflegt würde.“ (Vorrede S. VI.)

84. Delitsch, Sumerisches Glossar.

85. Heinrich Hein, Sumerer und Indogermanen in „Mannus“. Zeitschrift für Vorgeschichte, Bd. 11/12, S. 183 bis 204.

„Die babylonische Kultur“, so beginnt der Verfasser seine aufsehenerregenden, bahnbrechenden Ermittlungen, „gilt bekanntlich als ein Erbteil der Sumerer, die schon vor dem dritten vorchristliehen Jahrtausend im Euphrat-Tigrislande ansässig waren. Die Sprache der Sumerer, deren Kenntnis uns durch die Werke babylonischer Sprachgelehrten in gewissem Maße vermittelt wird, galt bislang für alleinstehend, nachdem ein Versuch Hommels, Verwandtschaft mit den Turksprachen nachzuweisen (s. oben S. 249), sich als unzulänglich erwiesen hat. — Es zeigt sich an der Hand des sumerischen Glossars von Delitsch, daß Übereinstimmungen sumerischer Wörter mit Wörtern indogermanischer Sprachen überraschend häufig sind. Auch die Grammatik weist bemerkenswerte Zusammenhänge auf.“ — Unter den von Hein aufgeführten Gleichungen seien hier folgende genannt: 1. arad „Sklave“, skr. arati Gehilfe, Diener, ἐρέτης „Ruderknecht“, ὑπηρέτης „Diener, Gehilfe“. — Die Ruderkunst ist nicht von Babylon zu den europäischen Ariern gekommen, der Weg ging umgekehrt (vgl. Abschn. VIII Seewesen); 2. ubur „weibliche Brust“, skr. ūdhar Euter, οὖθαρ Euter, lat. uber weibliche Brust; 3. gam „gebären“, γάμος Hochzeit, γάμβρος Schwiegersohn; 4. gur groß, machtvoll, skr. çūra Starker, Held, κῦρος, κύριος Macht, mächtig. Im ganzen sind es 28 Gleichungen, die nur beispielsweise angeführt werden. Hein schließt diesen ersten Abschnitt mit dem wichtigen Satze: Ebenso wie die Lehnwörter, die das Finnische aus dem Germanischen besitzt, auf eine germanische Vorzeit Licht werfen, aus der uns sonstige Denkmäler germanischer Sprache völlig fehlen, mag auch das Vorkommen indogermanischer

[1]) Nur wegen der Beschränktheit des Raumes muß ich darauf verzichten, seine Lobrede auf die altarische Zarathustra-Religion und ihren Kampf gegen das Unreine abzudrucken (S. 31).



Wurzeln im Sumerischen über die indogermanische Urzeit Licht verbreiten. Im zweiten Abschnitt werden Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten der sumerischen Grammatik mit Erscheinungen in Sprachen des indogermanischen Stammes aufgeführt: bal = ἔβαλε, balam = βάλλων usw. — Dann folgt der dritte Abschnitt über die sumerische und indogermanische Mythologie: Apsu-Tiamat, die Gottheit des Urgrundes, vereinigt mit dem weiblichen Prinzip[1]); aus dieser Vereinigung entsteht Mummu, die personifizierte Weisheit = μνήμη. — Die durch Ansar bezeichnete Himmelsregion, die Hein nicht näher deutet, erinnert meines Erachtens an Ansarthunar (Asathor), s. oben S. 266. In En-lil, Herr der Luft, ist lil = λαῖλαψ Windsturm. — Die Herrin des Totenreiches, die Gemahlin Nergals, heißt Gula; gul riesig läßt sich mit κολοσσός vergleichen, steht aber auch mit celare, occulere, κοῖλος (wie Hela!) in Verbindung; so ist die Möglichkeit vorhanden, daß Gula nicht nur bedeutungsgemäß, sondern auch etymologisch der nordischen Hel entspricht; diese Hela ist der Kalypso gleichwertig. Abschnitt 4 behandelt die babylonische Sternkunde.

II. Homerische Länder- und Völkerkunde.

a) Die Phoeniker und ihre vorgeschichtlichen Seefahrten.

Φοίνικες (ξ, 288; ο, 415).

1. Herkunft und Verbreitung der Phoeniker.

Um eine einigermaßen klare Auffassung von der homerischen Erdkunde zu gewinnen, müssen wir vor allen Dingen darüber ins reine kommen, ob diese homerischen Länder, Mykenä, Kreta usw., unter dem allesbeherrschenden Einfluß der asiatischen Kultur standen, oder ob ihre Völker sich eines selbständigen Kulturlebens erfreuen durften. Die XXIII. These Jensens (s. oben S. 263) lautete: „Die Phönizier sind vermutlich die Vermittler aller dieser Entlehnungen gewesen, doch mag der Weg auch über Kleinasien gegangen sein.“ Die meisten Vertreter des Pambabylonismus denken sich nun diese von Asien vorstoßenden Phoeniker als Besitzer wichtiger Städte, wodurch ihnen denn auch ihr großer Einfluß auf das Geistesleben

[1]) Die babylonische Deutung ab = Haus, zu = Weisheit ist ganz wertlos; ich glaube, daß wir auf die von mir S. 205 aufgestellte Verbindung des Apsyrtos mit der Meerdrachin Chimaira zurückgehen müssen, Apsyrtuch(a)madra = Apsutiamat.



der homerischen Griechen und auf den Heldengesang ermöglicht worden sei. Gegen diese verkehrte Auffassung wendet sich mit Recht:

86. U. v. Wilamowitz, Euripides Herakles. Berlin, Weidmann, 1909. Zweite Bearbeitung.

In seiner auch für jeden Homerforscher überaus wichtigen Einleitung über Herakles (S. 1—162), der doch auch zu den homerischen Helden gehört (vgl. oben S. 230), spricht er in etwas gereiztem Ton, aber durchaus den geschichtlichen Verhältnissen gemäß (S. 4), folgendes Urteil aus: „Von einer Herrschaft oder gar Ansiedlung der Asiaten in Hellas kann keine Rede sein. Auf die Vermittler kommt auch nicht sehr viel an, und die Phoenikier, diese ‚Schoßkinder des modernen Philosemitismus‘ sind niemals mehr gewesen; selbst von der Vermittelung aber fällt ihnen in diesen ältesten Zeiten sehr viel weniger zu, als noch immer geglaubt wird. Die homerischen Zeugnisse über sidonische Händler und sidonische Industrie [1]) gelten nur für die Zeit ihrer Entstehung und gehören gerade sehr jungen Partien des Epos an, wohl ein halbes Jahrtausend jüngeren als die Zeit von der hier die Rede ist. Sie entsprechen erst dem orientalischen Einfluß, den die ‚protokorinthischen Vasen‘ zeigen. Semitische Lehnwörter fehlen der alten Sprache fast ganz: denn es ist unerlaubte Unwissenheit, die immer noch mit *βωμός*, *ἑορτή*, *ὀθόνη*, *χιτών* (Studniczka, Beitrag zur altgriechischen Tracht 18) operiert. *Φοῖνιξ* selbst ist ein gut griechisches Wort. Die wirklichen Lehnwörter *Ϝοῖνος*, *Ϝρόδον*, *σῦκον*, *ἐλαία*, *χρυσός* fordern oder ertragen die Vermittlung anderer Sprachen.“

Wilamowitz geht dann zu den wirklichen Vermittlern über: „Die nächsten dazu waren selbstverständlich die Karer, und für sie bedeutete die dauernde Berührung mit ihren innerasiatischen Nachbarn notwendigerweise noch mehr als der Seeverkehr. Diese binnenländische Kultur, die eben in unseren Tagen erst deutlicher hervorzutreten beginnt, wird die wichtigsten Aufschlüsse bringen (man vergleiche hierzu die von Kretschmer aufgeführten kleinasiatischen Ortsnamen S. 192). — Unter diesen Völkern Kleinasiens und Vorderasiens stellt Wilamowitz in die erste Reihe die phrygisch-armenischen Arier.“ — Wer diese von dem stolzen Bewußtsein des

---

[1]) Über diese sidonische Industrie wird in dem Abschnitt VI (Kunst und Kunstwerke) ausführlich die Rede sein; die Phöniker des II. und III. Jahrtausends v. Chr. sind überhaupt keine Asiaten und Semiten, sondern ein aus dem Norden stammendes Seevolk, dessen Name mit Phoenk begann, wie sich aus den folgenden Nachweisen zweifellos ergeben wird.

unvergleichlichen Wertes der hellenischen Edelkultur erfüllten Worte des Altmeisters der griechischen Altertumswissenschaft auf sich wirken läßt, wird sich des Gefühls der Befreiung von einem Alpdruck nicht erwehren können.

87. U. v. Wilamowitz, Die Ilias und Homer. Berlin, Weidmann, 1916.

In diesem Buche werden nach einer ausführlichen Analyse der Ilias in einem wichtigen Abschnitt (17) „Sage, Lied und Epos" über die Entstehung des Epos in Asien folgende Punkte hervorgehoben (S. 337): „In Asien ist das Epos entstanden; in Asien spielt die Geschichte, die es am liebsten behandelt;" „was an dem Kampfe von Ilios wahr ist, wissen wir nicht — nur das dürfte niemals bezweifelt werden, daß eine historische Tatsache zugrunde liegt, ganz wie der Rabenschlacht usw." — Dennoch wird von einem Zusammenhang mit semitischen Volksstämmen in diesem Buche nirgends geredet, und die Phoeniker werden — wie auch das Verzeichnis beweist — mit keinem Worte erwähnt. — Das gerade Gegenteil wird in folgender Schrift verfochten:

88. Ernst Aßmann, Das Floß der Odyssee. Berlin, Weidmann, 1904.

In dieser Schrift, welche das Geleitwort „Ex oriente lux" auf dem Titelblatt trägt, wird im I. Teil (S. 3—12) die Bauart des Floßes in richtiger Weise — gegenüber der irrigen Auffassung vom Blockschiff (Breusing!) — besprochen, dann aber versucht der auf diesem Sprachgebiet sehr eifrige Verfasser diese Erfindung und zahllose andere Kulturgegenstände den Semiten zuzuweisen: „An Arabiens Nordküste . . . war die Urheimat der Phoiniker." Darum erklärt er Charybdis aus den semitisch-hebräischen Worten chor obed, d. i. Loch des Untergangs (S. 15). Da er von der Übereinstimmung der Worte sarcio = (σ)ϱάπτω keine Ahnung hat, behauptet er, daß das semitische Zeitwort rapha = flicken dem griech. ῥάπτω zugrunde liege [1]).

2. Der Name Σάλαμις (*B* 557).

Um nunmehr den durchschlagenden Beweis führen zu können, daß allbekannte phönizische Ortsnamen wie Salamis, dessen Verwandtschaft mit Salomo schon den Quartanern auffällt, durchaus nicht

[1]) In Wahrheit geht dieser Stamm srap auf strum, also auf die Pfahlbauhütte im Strom (jüngere Steinzeit) zurück.



aus dem semitisch-asiatischen Wortschatz entnommen sind, sondern nichts weiter als rücksichtslose Verdrehungen uralter arischer Ortsbezeichnungen infolge liederlicher Aussprache (d = l) darstellen, lasse ich jetzt eine Abhandlung über Salamis auf Cypern, das bisher als semitisch galt, möglichst ausführlich und wörtlich folgen:

89. Oberhummer, „Salamis auf Kypros“ in Pauly-Wissowa, Reallexikon, Sonderabdruck S. 2—8.

Der Verfasser schreibt über den Ursprung des Ortsnamens: „Das Ethnikon lautet in der Literatur (zuerst Herodot V, 104 usw.) und griechischen Münzaufschriften *Σαλαμίνιος*, in den epichorischen (einheimischen) Inschriften und Münzlegenden aber *Σελαμίνιος*[1]). Letztere Form weist in Verbindung mit dem bei Josephus bell. Jud. II, 206 und Vita Jos. 37 genannten Flecken *Σελαμίν* in Galiläa auf semitischen Ursprung hin, der seit Olshausen nach שלם ‚Frieden‘ auch für das attische Salamis vielfach angenommen wurde, aber kaum als ganz gesichert gelten kann (s. Meyer, Gesch. d. Altertums II, 145 f.). — Ziemlich wahrscheinlich ist die Gleichsetzung von assyr. Silua oder Siilu (7. Jahrhundert) mit Salamis, sehr fraglich die eines ägyptischen Salomaski[2]), dagegen sicher die Namensform Salamina im demotischen Text des Dekrets von Kanopos[3]), hier gleichbedeutend mit der ganzen Insel.“ — Da in den folgenden Sätzen von dem Telamonier Teukros die Rede ist, der von Salamis bei Athen aus dieses Salamis auf Kypros gegründet hat, so will ich hier sogleich auf die Hauptsache, nämlich auf die Entstehung des angeblich „semitischen“ Wortes, salam eigentlich sarlam, aus sardam zu sprechen kommen. Auf S. 183 habe ich zwei Meervölker genauer besprochen, die nach der Angabe der ägyptischen Inschriften bereits in den frühesten Jahrtausenden seit Gründung des ägyptischen Reiches dieses Land durch unaufhörliche Angriffe zur See beunruhigten, nämlich 1. die Tekri-Teukri; 2. die Schardana (d. h. die Bewohner von Sardinien, die samt ihren mit dem Hörnerschmuck gezierten Helmen mehrfach abgebildet sind); vereinigen wir beide Namen zu der Wortform Teukrodsardana, so fällt uns sofort die Übereinstimmung mit Teugretsartamis (s. oben S. 218) auf, und wir werden leicht begreifen, daß auch die auf sarlam zurückgehenden Namen im Gebiet der Meerherrschaft der Schardana,

[1]) Collitz, Gr. Dialektinschr. I, Nr. 176 f., Meister, Gr. Dial. II, 182, 184, 206.

[2]) Oberhummer, Kypros I, 4, 13.

[3]) Ebd. S. 2.



z. B. Saralapis u. a. einfach durch den Lautwandel des d zu l (Odysseus = Ulixes, odet = olet) sich erklären lassen. Nach Vereinfachung des rl zu l entsteht Salamis, Selymbria, Salambria usw. — Oberhummer fährt fort: „Die erst spät auftretende Angabe, daß Salamis früher Koroneia oder Koronis geheißen habe [1]), ist entweder auf eine Ortschaft dieses Namens im Gebiet von Salamis zurückzuführen, oder nach Meister (II, 206, 1) als ältere griechische Bezeichnung, die durch das semitische Salamis verdrängt worden wäre. Die Gründung von Salamis wird übereinstimmend auf Teukros, Sohn des Telamon, zurückgeführt [2]). Jedenfalls kommt in dieser Sage der griechische Ursprung und stets vorwiegend griechische Charakter der Stadt zum Ausdruck. Die erste historische Erwähnung der Stadt findet sich, wenn Salamis = Silua (s. oben) ist, in den Verzeichnissen des Assarhaddon (681—668) und Assurbanipal (668 bis 626) [3]), dort erscheint als erster Königsname Ki-i-su." — Nun zählt der Verfasser die lange Reihe der Könige von etwa 600—310 auf; sie sind fast durchweg von griechischer Nationalität und nur zweimal gelang es phönizischen Königen, für kurze Zeit dort festen Fuß fassen, so (525) dem König Hiram (*Σίρωμος*), der dem älteren Träger dieses Namens, dem Freunde des David, namensverwandt war, und 430—410 dem Tyrier oder Kitier Abdemon [4]), welcher „sich bemühte, in Salamis phönizische Sprache und Sitte zur Geltung zu bringen" [5]). Nach seinem Tode (410) brachte der Grieche Euagoras, ein Abkömmling des alten Königsgeschlechts, den Thron seiner Väter wieder in seinen Besitz, und Salamis erlangte den höchsten Glanz und die bedeutendste Machtstellung. — Wie das Königsgeschlecht, so bestand auch die Bevölkerung von Salamis zu allen Zeiten vorwiegend aus Griechen; die Inschriften sind ausschließlich griechisch und enthalten fast nur griechische Namen, deshalb nennt Skylax. 103 die Stadt *Σαλαμὶς Ἑλληνίς*. „Daneben" — so fährt Oberhummer fort — „bestand in Salamis eine phönizische Kolonie, welche sich mit Handel und Gewerbe beschäftigte, aber wenig Ansehen genoß." Dann betont der Verfasser noch einmal, daß Siromos und Abdemon nur Usurpatoren waren, die vergeblich dem phönizischen Element das Über-

[1]) Euseb. praep. evang. IV, 162, 24; Steph. Byz. s. *Κορώνεια*; Porphyr. abstin. II, 54.
[2]) Pindar Nem. IV, 46.
[3]) Oberhummer 11 ff.
[4]) Abdemon erinnert an Abydos; diesen N. hält Assmann für ägyptisch.
[5]) Engel I, 286 f.; Grote V, 321 f.; Plass. Tyrannis II, 94; Six 279 f.

gewicht zu verschaffen suchten, und verweist auf die Erzählung von Nikokreon, welcher die Heirat mit der Anaxarete von der Hand wies aus Scham über die Abstammung des — sonst sehr wohlhabenden — Arkeophon, dessen Vorfahren Phönizier waren[1]) (Ovid, Metamorphosen XIV, 695—712). „Wir ersehen" — so schließt Oberhummer seinen Bericht — „aus alledem, daß Salamis den Charakter einer griechischen Stadt gewahrt hat und das phönizische Element dort nur eine untergeordnete Rolle spielte; das gilt auch für die Römische Zeit." — Damals nahmen seit (Ptolemaios I.) die aus Palästina ausgewanderten Juden dort im Handel die Stellung der Phönizier ein.

Während es also ganz verkehrt sein würde, von einer kulturfördernden Verbreitung der Phönizier in Salamis, dem Hauptort der Insel Kypros, zu reden, finden sich dort Spuren mykenischer Bauten. Diese Tatsache ist sehr wichtig für die Aufklärung der vorgeschichtlichen Beziehungen, die zwischen der Verbreitung der kretisch-mykenischen Seeherrschaft und den Ansiedlungen der alten Phönizier im III. und II. Jahrtausend v. Chr. möglicherweise (z. B. nach Dörpfelds Ansicht) bestanden haben. Diese mykenischen Bauten sind nach Oberhummers Darstellung: 1. ein hochaltertümliches Bauwerk landeinwärts hinter der Stadt Salamis, das vom Volke als „Gefängnis der heiligen Katherina" bezeichnet wird; nach Ungers Ansicht ein Brunnenhaus, während Ohnefalsch-Richter an ein Schatzhaus dachte; von Roß ist es mit Recht als Grabkammer, ähnlich den mykenischen Kuppelgräbern, gedeutet worden; 2. zwei Tumuli (bei Aekaterina) und Enkomi; 3. auf eine Siedelung aus mykenischer Zeit weisen die Ausgrabungen von Murray bei Enkomi. — Auf diese vorgeschichtlichen Ansiedlungen und Kuppelgräber werde ich im V. Abschnitt (Wohnungen usw.) zurückkommen. Jedenfalls geht aus Oberhummers Darstellung deutlich hervor, daß auch hier in Salamis von einer kulturgeschichtlichen Übermacht der Phöniker über die Griechen in keiner Weise die Rede sein kann, daß also die Behauptungen der Pambabylonisten von dem von Osten nach Westen gerichteten Gang der Weltkultur (ex oriente lux!) Irrlehren sind. Da die Teukriden von Sardamis (gespr. Sa(r)lamis) ihren Namen von Teut-kert (S. 183), Teutkorod führen, so konnte Korod durch die Zwischenform Korodis zu Koronis werden[2]).

[1]) Nach Roscher (Myth. Lex. I, 334 f.) eröffnet diese Erzählung „einen Einblick in das ursprüngliche Verhältnis der griechischen Kolonisten zu dem Kultus der kyprischen Astarte".

[2]) Gegen Ende des II. Abschnittes wird von den Ἀχαρνᾶνες und dem

3. Korinth als angeblich phönikische Kolonie.

90. Ernst Maaß (Marburg), Griechen und Semiten auf dem Isthmus von Korinth. Berlin, 1902, G. Reimer. 135 Seiten.

Da Ino-Leukothea in der Odyssee (*E*, 334, 461) eine wichtige Rolle spielt (Erfindung des Rettungsgürtels), muß auch ihr Sohn, der Meergott Melikertes, hier betrachtet werden. Sein 2. Abschnitt des II. Teils „Melikertes" beginnt: „Für den Isthmus von Korinth lautet die semitische Hypothese so. Die Phönizier sollen auf den Isthmus einen ihrer Hauptgötter, den Stadtgott von Tyrus, verpflanzt haben. Hier sei er ganz heimisch geworden und auch nach seiner im Laufe der Zeit erfolgten Unterordnung unter den isthmischen Poseidon ein Mittelpunkt der isthmischen Religion und der großen international-hellenischen Spiele geblieben. Der Beweis liege im Namen. Der von den Hellenen verehrte Melikartes vom Isthmus sei eben nichts anderes als der tyrische Melkart (Melek-qart = Stadtkönig), dessen Namen die Hellenen ihrer Zunge anbequemt haben." — Es ist die Etymologie, so stellt Maaß endgültig fest, die den isthmischen Melikertes und den semitischen Melkart zusammengeführt haben, sie allein. Was außerdem zum Beweise herangezogen worden ist, das betrifft Einzelheiten, welche auch nach der Meinung der Vertreter dieser Hypothese an sich ganz unsicher sein würde. So will Blümner Midakritus, der den Griechen zuerst das Blei zugeführt haben soll („Plumbum ex Cassite vide insula primus[1]) adportavit Midacritus") in Melikertes umändern[2]). Der Name „Midaserlesen" wird aber durch Bildungen wie Theokritos, Diokritos, Herokritus, Demokritus wohl genügend (als echt griechisch!) geschätzt, und das Fabelbuch Hygins nennt zwar nicht den Midakritus, aber doch den Midas für dieselbe Erfindung[3]). Solche Varianten sollen wir hinnehmen, ohne zu mäkeln. „Da die geschicktesten Orientalisten (wie Movers und Creuzer) seit langer Zeit Melikertes

---

Stamm karn gesprochen werden; Karneios Apollo und Korinthios Bellerophontes sind schon S. 240 genannt.

[1]) Plinius N. H. VII, 197 über Müllenhoffs Urteil siehe d. Folgende S. 277.

[2]) Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste IV, S. 87 A.

[3]) Fab. 274, 10. Midas, Cybeles filius, Phryx plumbum album et nigrum primus invenit. — Fab. CLXX p. 33 B im Danaidenkatalog „Midamum" also Midam (den Eponymen von Mideia) oder Midylum, den Eponymen der Midylidai.

und Melkart gleichgesetzt haben, dürfen wir das auch," so etwa urteilt De Witte (Gazette arch. V, 1879, p. 219) unter dem Beifall Salomon Reinachs (Revue arch., 1898, p. 59); auf diesen wieder beruft sich Usener (Sintflutsagen, S. 151 ff.), als hätte jener einen Beweis geführt oder versucht, ihn zu führen. So geht die ganze These, wie sie ist, auf das Buch des Theologen Movers über die Phönizier oder auf einen früheren, ähnlich befangenen Vertreter der semitischen Kultur zurück. — Um den Lesern dieses Jahresberichtes, die sich um die Streitfragen der Sprachwissenschaft weniger gekümmert haben, mit einem Urteil über Movers und seine Versuche, alle Ortsnamen der Mittelmeerländer auf die asiatische Astarte (so den italischen Flußnamen Stura in Ligurien) zurückzuführen, bekannt zu machen, verweise sich auf Eduard Meyer, der in seiner Geschichte des Altertums an verschiedenen Stellen vor Movers unkritischen Deutungen warnt. „Nachgeprüft", so fährt Maaß fort, „ist diese These noch nie, aber immer weitergesponnen und weitergegeben, wie eben jetzt der von Weizsäcker veröffentlichte Artikel ‚Palaimon' in Roschers mythologischem Wörterbuch für viele zeigen mag. Und die Philologen helfen bereitwillig mit. W. Christ fühlt sich überrascht, ‚den Semitengott Melikertes' noch nicht in der hesiodischen Theogonie erwähnt zu finden, und sieht in seinem Fehlen wohl gar eine Art chronologischen Arguments (Griech. Lit.-Gesch. I [1], S. 72 A). Nun haben Gesenius — ihm folgend Grasberger — und Gruppe auch schon die sprachliche Entwicklung des semitischen Gottnamens auf griechischer Erde vor Augen geführt (auch Makareus Makar in Euboea und Lesbos ist aus Melkart entstanden!); ich habe von keiner Seite ein Wort der Mißbilligung gelesen." — Nachdem Maaß dann noch die Ansichten von Ed. Meyer, Ernst Curtius, v. Gutschmid (der sonst ein Gegner der Phönizierhypothese ist), Thraemer besprochen, schließt er die Reihe der Anhänger der Melikerteshypothese mit den Worten: „Gewiß! Kein Wunder also, wenn diese Melikerteshypothese auch den Verfasser der neuesten ‚Götterlehre' der Griechen, O. Gilbert (S. 323 ff.), so sicher gilt, daß er sie in sein System organisch hineingearbeitet hat; und der radikalste Sonnenapostel äußert sich so (Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt II, S. 588): „Melikertes, Sohn des Meeres (das ist Ino), wie Achilleus und Genossen (die alten Sonnenheroen sind!), wird in einem Kessel gesotten, wie Jason, Pelias, Pelops; ähnlich auch Dionysos. Er versinkt im Meere wie Aias und Genossen, wird nach seinem Tode Patron der Schiffahrt, wie Achilleus und Genossen. Daß er trotzdem ursprünglich kein Meer-

dämon, sondern der Sonnengott war, zeigt sein Name, der ihn dem tyrischen Melkart gleichzusetzen zwingt (Roscher II, S. 2652)." So die allerneueste Forschung. Es war nicht wohlgetan, wenn Beloch in der vorzüglichen Untersuchung über die Phönizier im ägäischen Meere des Melikertes nicht gedachte (Rh. Mus. 1894, S. 111—132). Wir sehen es deutlich, wie die ganze Phönizierhypothese für den Isthmus am Ende auf ihn allein zusammenschrumpft. — Somit haben wir also keinen Grund, für seinen Namen die semitische Deutung Melek-chart „König der Stadt" anzunehmen; wir müssen ihn vielmehr, wie ich oben (S. 264) vorschlug, mit Belgersrophon[1]) und, da er etruskisch Mallerapanta heißt, mit der Midlgardserpens, der Mittelgardschlange zusammenstellen.

Maaß zeigt dann weiterhin, wie man auch bei der Deutung des Namens *Μελίτη* (= Malta) in die Irre gegangen ist, obwohl es von *μελί* Honig abgeleitet werden muß. Außer diesem 1. *Μελίτη* führt 2. der thessalische Flecken *Μελιταία* (korrekt von *Μελίτη* abgeleitet) im Wappen eine Biene; 3. ein attischer Demos heißt *Μελίτη* „Honigdorf" (der Gott Aristaeus, auch Bienengott, soll in Attika den Honig erfunden haben); 4 im Demos Melite scheint die in diesen Kreis gehörige Nymphe Meliboia als Aias Mutter, auch als Weib des Theseus, wenn nicht lokalisiert, so doch bekannt gewesen zu sein. Dennoch hat man dieses *Μελίτη* lange als phönizisch darum betrachtet, weil es ein phönizisches Wort Melitah (Zufluchtsstätte) gibt und das richtig gebildete griechische Wort mißachtet. Auf die Nymphe *Μελίτη* vom „Honigberg" (*Μελίτειον ὄρος*) auf Korkyra hat Wilamowitz aufmerksam gemacht (Phil. Unt. I, S. 148), und Meliteus ist Eponym von Melite „Honigstadt" in Pythia. Schließlich ist noch die Anmerkung wichtig, daß Nonnus den Melkart kennt, welchen er „tyrischen Herakles" nennt, und den Melikertes, aber selbst er identifiziert nicht. Kein antiker Zeuge, nicht einer hat die Gleichung Melikertes = Melkart vertreten oder auch nur gekannt. — Dieser ausführlichen Aufzählung aller in Frage kommenden Ansichten, für die alle Homerforscher dem Verfasser aufrichtigen Dank sagen müssen, ist nur noch eine Angabe hinzuzufügen: auch Müllenhoff hat in seiner Deutschen Altertumskunde, I. Bd. (neuer Abdruck, Berlin, Weidmann, 1890), S. 211 den Midacritus besprochen und ihn ebenso wie es Maaß tut (s. oben), mit Melikertes (d = l, Odysseus = Ulixes; medu „Met" = *μέλι* „Honig") gleichgesetzt,

[1]) Lykor-rimas (= Lykormas) zeigt, daß in Bellgrophon ein Guttural ausgefallen ist; man vergleiche die Tabelle!

diesen aber mit Kadmus und Erichthonius nach Plinius' Vorgang (7, § 179) in eine Reihe gestellt.

Auch im IV. Teil seines Buches, der von Ino handelt, deren Namen er mit Inachus zusammenstellt (=Ιναχώ), und die bei Alkman eine Seegöttin ist, schreibt M. S. 110: „Semitisches aber hat sich an Ino so wenig wie an ihrem Knaben entdecken lassen, wenn sich auch die Analogie findet: die syrische Atargatis flüchtet mit ihrem Knaben vor dem Unhold Typhon in ihren See.“ Meine Auffassung über die weite Verbreitung der wichtigen Stammsilbe Anch-Inch habe ich schon oben ausführlich dargelegt.

91. Escher, Artikel Athamas in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. II, 1929.

Überaus wichtig ist in dem sehr lesenswerten Aufsatz die Angabe, daß Athamas, der Gemahl der Ino und Sohn des Aiolos (s. oben S. 222) und der Endrete (Ainarete, vgl. Anaxarete [S. 212] und Arete, die Phaiakenkönigin), bis Orchomenos seinen Einfluß ausdehnte, und daß Ino nach Theben weist. Der Schwimmgürtel der Leukothea ist also keine asiatische Erfindung.

b) Das nordische Land der Laistrygonen und seine Verbindung mit Südeuropa (Odyssee X, 61—68).

Die im hohen Norden, dem Land der Mitternachtssonne, wohnenden Laistrygonen sind vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen; eine Verlegung ihrer Wohnsitze nach Britannien enthält meines Erachtens eine Ungenauigkeit.

92. Hübner, Artikel Gades in Pauly-Wissowa, Rell., VII, 439.

Da Hübner, der bekannte Bearbeiter des Corp. Inscriptionum, außer seinem Aufsatz über Britannien (s. das Folgende) auch die Urgeschichte Hispaniens (= Hesperiens) durchforscht hat, erfordert auch dieser Aufsatz Beachtung. „Gades ist die erste Stadt Hispaniens, die überhaupt in der Geschichte genannt wird; an Gades und Tartessos knüpfen sich die ältesten Nachrichten über den Westen Europas. Tartessos ist nur die Bezeichnung für den Strom und die Landschaft, die er durchfließt; nur Tartessos, nicht Gades, war der älteren griechischen Dichtung bekannt. Ob das Vorhandensein der Stadt vorausgesetzt werden muß für die Vermittlung der uralten, mit der Herkunft des Zinns und des Bernsteins verknüpften Nachrichten über die kurzen Nächte

des Nordens, von denen die Odyssee weiß (X, 61—86), oder ob diese Kunde von sidonischen und tyrischen Schiffern stammt, oder endlich, ob sie auf Landwegen nach Ionien gelangt ist, wird sich niemals mit Sicherheit entscheiden lassen. Mit Rücksicht auf sie ist wohl das Gründungsdatum der Stadt berechnet worden. Die älteste griechische Namensform, *τὰ Γάδειρα*, steht am nächsten der phönizischen Gadir oder Agadir, die auch sonst im aramäischen Sprachgebiet vorkommt (Gadara und Gadeirtha); ihre den griechischen Gelehrten bekannte Bedeutung ‚Burg, Feste' wird nicht bezweifelt." Als Ethnika erscheinen nebeneinander vier Namensformen, als deren letzte H. die Bezeichnung *Γαδειρίτης* aufführt mit der Bemerkung, daß das lateinische Ethnikon Gaditanus noch etwas von dieser griechischen Form bewahrt habe. Das ist auch meine Ansicht, wir müssen Gadeirtanus als genaue Grundform ansetzen; denn die Einwohner von Gadeirtha in Arabia deserta am Euphrat müssen doch ebenfalls Gadeirthani geheißen haben. Dann gewinnen wir eine Namensform, die genau mit der oben (S. 211) von mir aufgestellten Bezeichnung der Urbewohner Troias Anchisdardani übereinstimmt, zumal ja Agadir (also Agadirthani) die ältere Form für Gadir war. In der angehängten Tabelle wird die Namensverwandtschaft der Agadirthantur(bun)duli (Gaditani Turduli) mit den Aquirtantarbeutuli (Aquitani Tarbelli) und den Abritantribantuli (Britanni Trinobautes) erwiesen werden.

93. Hübner, Artikel Britanni in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. III, 858.

Die ganze atlantische Küste ist jedenfalls das Handelsgebiet eines mächtigen Seevolkes gewesen, mit dem alle Küstenvölker namensverwandt waren. „Wenn das Zinn, das in der Ilias nicht selten als Schmuck von Waffen und Wagen genannt wird, in der Tat, wie es allen Anschein hat, nur aus dem südlichen England durch die Phoiniker[1]) zu den Griechen gelangt ist, so wird auch die Kunde von den hellen Nächten des Nordens, die der Dichter der Odyssee (X, 81—86) an die fabelhafte Stadt der Laistrygonen Lamos geknüpft hat, auf Britannien bezogen werden dürfen. Schon Krates von Mallos (Strabo III, 157) hat die homerische Schilderung auf eine Polargegend wie Thule bezogen, wovon Pytheas Gleiches berichtete usw. Auch in den menschenfressenden Laistry-

[1]) Wie weit die gleichen Bezeichnungen an der ganzen atlantischen Meeresküste verbreitet waren, sieht man an dem Namen Albion, der sich als Bezeichnung für Bergland auch in Nordspanien findet.



gonen selbst hat man danach einen Niederschlag von Tatsachen gefunden, wie sie in den wohl auch durch Timaios auf Pytheas zurückgehenden Berichten von den Bewohnern von Ierne (Irland) wiederkehren. Hiernach müßte schon etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. die von den Phoinikern gewonnene Kunde vom äußersten Nordwesten Europas durch griechische Schiffer vermittelt nach Ionien gelangt sein, und wir hätten darin die älteste, wenn auch unbestimmte Bezeugung Britanniens; denn ein Name des Landes begegnet hier noch nicht." — So sehr ich mit den Ausführungen Hübners über die frühe Vermittelung der Kunde vom nordischen Laestrygonenreich nach den Mittelmeerländern einverstanden bin, muß ich doch gegen die Verlegung der Wohnsitze dieses steinzeitlichen Riesenvolks nach Britannien Einspruch erheben. Die Laistrygonen müssen wir in Skandinavien suchen, sie sind ein germanisches Volk, keine keltischen Britannier. Daß ich mit dieser Behauptung nicht allein stehe, ersieht man aus einem vielverbreiteten, alle Verhältnisse der Germanen seit der Urzeit behandelnden Bande der Sammlung Göschen:

94. Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. 2. Aufl., Leipzig 1905.

„Das menschenfressende Riesenvolk der Laistrygonen, das Odysseus in dieser Gegend der langen Tage antrifft, entspricht genau den germanischen Riesen oder altnordisch iǫtnar, das ist ‚Fresser', deren Reich man sich im höchsten unwirtlichen Norden gelegen dachte." Auch die anderen Kennzeichen des höchsten Nordens (ewige Nacht im Lande der Kimmerier, Unfähigkeit, Osten und Westen zu unterscheiden) weisen, wie R. Much ausdrücklich betont, auf die schon damals von dem germanischen Riesenvolk bewohnten Küstenländer Nordeuropas. Auch auf die in nachhomerischer Zeit den Griechen aus dem hohen Norden zugekommenen Märchenberichte weist R. Much hin, z. B. auf das Lichtreich des Apollo bei den Hyperboreern, und seine vorzüglichen Kenntnisse der altnordischen Dichtungen ermöglichen es ihm, die Übereinstimmung dieser griechischen und nordischen Sagen zu erweisen. „Noch im Mittelalter kennen die Nordleute ein solches arktisches Paradies, den Odáinsakr, ‚das Unsterblichkeitsfeld' oder die Glaesisvellir, ‚Glanzgefilde' des Gottes Godmundr, hinter dem sich der Sommer- und Lichtgott Freyr verbirgt." S. 63 und 64 ist mit solchen Hinweisen gefüllt, ich komme später (Abschnitt VIII, Seewesen) darauf zurück. Aber auch R. Much nimmt als Vermittler dieser nordischen Länder-

und Sagenkunde an die Griechen die Phöniker an, die sie auf dem Wege des Bernsteinhandels mittelbar oder unmittelbar aus germanischer Quelle empfangen haben; auch er kommt nicht auf den Gedanken, daß diese riesenstarken Seevölker des Nordens selber zu irgendeiner Zeit einen Vorstoß ins Mittelmeer gemacht haben könnten, statt immer nur auf die Ankunft dieser semitischen Händler aus Tyrus und Sidon in Asien zu warten.

Da habe ich denn, von aller Hilfe im Stich gelassen, selber den Versuch gemacht, dem eben ausgesprochenen neuen Gedanken die Wege zu ebnen. Gedrängt durch die Not der Zeit — es handelte sich im Jahr des Marokkostreits darum, unser Recht auf die Besetzung von Agadir zu beweisen — schrieb ich über diese Frage ein anspruchsloses Heft:

95. H. Muchau, Die vorgeschichtlichen Beziehungen Nordafrikas zu Europa und den nordisch-germanischen Seevölkern. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft, 1911. Heft 3 (S. 203—232).

In diesem Heft habe ich im dritten Kapitel: „Die vorgeschichtlichen Beziehungen der Nordafrikaner (Sprache, Bauwerke usw.) zu den germanischen Nordseevölkern" (S. 205) nicht nur meine eignen Sprachforschungen zur Gewinnung eines gesicherten Ergebnisses verwendet, sondern auch wichtige, damals neu erschienene, Aufsehen erregende Reisewerke eines mutigen Afrikaforschers, der sich auch mit den Liedern der Nordafrikaner beschäftigt hat, herangezogen.

96. Leo Frobenius, „Der schwarze Dekameron". 1910,

von mir angezeigt in der Deutschen Kolonialzeitung 1911. 28. Jahrgang Nr. 2 S. 31—32, und

97. Leo Frobenius, „Auf dem Wege nach Atlantis". Mit 48 Tafeln, 27 Illustrationen, einem bunten Bild und zwei Karten. Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin-Charlottenburg. Reiseberichte 1908—1910. 410 Seiten.

Aus dem erstgenannten Buch hob ich in meinem Heft folgende Sätze heraus (S. 23—24): „Bis in die mythologische Tiefe hinein ragt die Übereinstimmung mit dem, was wir bisher gewohnt sind, als germanische Sagenpracht anzustaunen. Und noch mehr werden wir durch mancherlei Einzelheiten an diesen Vergleich erinnert,

wenn wir hören, daß der Donnergott auf dem Gespann von dröhnenden Böcken gezogen über die Wolken hinsaust usw." — Besprochen sind diese beiden epochemachenden Bücher von einem namhaften Kenner der nordischen Holzbaukunst und der germanischen Altertümer.

98. Willy Pastor, „Völkerkunde und Germanistik". Zwei Berichte in der Beilage zur Täglichen Rundschau Nr. 241 und später. 14. Oktober 1910.

„Die Beziehungen zwischen der Vorgeschichte des von der germanischen Rasse beherrschten Europa und der uns inzwischen ganz fremd gewordenen Naturvölker erscheinen immer enger. Ein germanisches Weltreich der Vorzeit steigt da in allgemeinen Umrissen vor uns empor." W. Pastor weist den Vorwurf der Phantastik durch folgende Hinweise zurück:

1. Das Vorkommen der Kaurischnecken in bronzezeitlichen Gesichtsurnen im Ostseegebiet;
2. die Handels- und Kriegsfahrten der vorgeschichtlichen Germanenvölker in der Bernsteinzeit;
3. die Ähnlichkeit der afrikanischen Waffen mit den vorgeschichtlichen europäischen Fundstücken;
4. die Ähnlichkeit der megalitischen Bauwerke Nordafrikas mit den Steingräbern (Dolmen usw.) Nord- und Westeuropas.

c) Die vorgeschichtlichen Wanderungen der nordischen Steinzeitvölker Wandalostrogothones (= Laistrygones) nach den Mittelmeerländern.

99. Matthäus Much, „Die Heimat der Indogermanen". Wien, 2. Auflage 1904. Jena, Hermann Costenoble.

Indem er von der überraschenden Tatsache ausgeht, daß die 400 Bernsteinperlen in den durch Schliemann aufgedeckten Gräbern (nach der chemischen Probe) zweifellos von der Ostsee stammen[1]), folgert er, daß ein vorgeschichtlicher Landhandel, zumal da die Phönizier erst um 1100 v. Chr. auftreten, keinesfalls 1. diese Massen von Ostseebernstein, 2. die nordische Sitte, auch die Toten in den Grabkammern damit zu schmücken, nach Südosteuropa verbreitet haben kann, daß die Verbreitung desselben sich vielmehr nur durch wandernde Völker erklären läßt.

[1]) Diese von der Ostsee stammenden Bernsteinperlen enthalten Bernsteinsäure, der fossile Bernstein in Südeuropa nur Ameisensäure.



„So gelangte der leicht mitzuführende Besitz an Bernsteinschmuck überall dorthin, wohin die aus dem übervölkerten Lande ausziehenden Auswanderer gelangten, nach England, nach Gallien, Italien (schon in den ältesten Pfahlbauten sind Bernsteinperlen gefunden) und schon vor Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. nach Griechenland." — S. 213 schreibt er: „Was die Seefahrer zu Schiff versucht, haben die Völker, welche über Land ausgezogen, um auf diesem Wege in die ersehnten Gefilde der sagenvollen Ernten des Orients zu gelangen und ihren zu Schiff Angekommenen an den Gestaden eines dem ihrigen gleichen, aber milderen Meeres die Hand zu reichen, in dauernder Weise ausgeführt."

Diesem wichtigen Buch, das jeder klassische Philologe, der sich mit „Homerischen Realien" befassen will, gelesen haben müßte steht an Bedeutung gleich das umfangreiche Werk eines berühmten Prähistorikers:

100. Reinhardt, „Der Mensch zur Eiszeit".

Dieser urteilt über die urgermanischen Seehelden und Schöpfer der Steinzeitkultur: „Das wagemutige, unternehmende, willensstarke Volk, das all diese megalithischen Bauten von der Ostsee an, den Küsten entlang bis Spanien, ja über Nordafrika hinaus bis nach Syrien hinein von der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends an errichtete, waren die Vorfahren der späteren Germanen, die Urgermanen, wie wir sie etwa bezeichnen können, ein hochgewachsenes stattliches Geschlecht, dessen uns erhaltene männliche Skelette im Durchschnitt 1,74 m lang sind und Langschädel mit prächtiger Stirnwölbung von 1580 Kubikzentimeter Inhalt aufweisen. Voll Kampfeslust und Beutegier muß dieses blondhaarige, blauäugige Volk, wie etwa 3000 Jahre später ihre Nachkommen, die Wikinge, d. h. Krieger, vielleicht auch durch die Übervölkerung des Landes gezwungen, aus ihrer ursprünglichen Heimat Südschweden (man denke an die Felsenbilder von Bohuslän!), Jütland und den westlichen Ostseegebieten auf ihren Ruderschiffen größeren Umfangs den Küsten entlang nach Westen gefahren sein, eine an die Küste grenzende Landschaft nach der anderen in Besitz genommen und sich darin nach Unterwerfung der früheren Bewohner als das Herrengeschlecht ansässig gemacht haben. Da, wo größere Flüsse an der Küste mündeten, sind sie mit ihren Schiffen auch flußaufwärts gefahren und haben sich oft auch im Innern des Landes in ausgedehnten Gebieten, wie beispielsweise in Frankreich, festgesetzt. — So sind sie, immer weiter nach Westen ziehend, um Spanien und die Meerenge von Gibraltar herum nach

Nordafrika und selbst in das östliche Mittelmeergebiet gelangt, wo wir überall die Spuren ihrer einstigen Herrschaft in den von ihnen mit Hilfe der unterjochten Stämme errichteten megalithischen Bauten antreffen."

In den folgenden Abschnitten V—XIII, besonders in V (Wohnungswesen) werden wir an der Hand der von den berufenen Vertretern der „Wissenschaft des Spatens" verfaßten, überraschende Neuheiten enthaltenden Schriften erkennen, wie das nordische Pfahlhaus sich auch bis in die Mittelländer verbreitet und schließlich in der Hütte des Achilles (*κλισίη*) und — in Stein verwandelt — im griechischen Tempel mit schrägem Dach seine höchste Vollendung findet.

101. Dr. Conrad Müller, Altgermanische Meeresherrschaft. Gotha 1914, Fr. Andr. Perthes. Mit 13 Bildtafeln und 2 Karten, 486 Seiten.

Dieses umfangreiche Buch, das alle Ereignisse der germanischen Meeresherrschaft von der Urzeit bis auf die Wikinger, einschließlich der zugehörenden Sagen und Dichtungen enthält, soll erst im VIII. Abschnitt (Seewesen) nach seiner Bedeutung für die Durchforschung des Altertums erschöpfend gewürdigt werden. Hier soll ein wichtiger Satz (S. 122 Anm.) Erwähnung finden, der uns zeigt, daß der Verfasser schon richtig erkannt hat, auf wie schwachen Füßen die Lehre von der Seeherrschaft der Phönizier von Tyrus und Sidon bis nach Tartessos steht. „Ungefähr ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege landeten Phöniker in Tartessos auf einer kleinen Insel, und bald danach wurden in Spanien von ihnen Gadeira, Malaca, Hispal und andere Kolonien angelegt. Wie weit dabei schon nordafrikanische Westphöniker in Utica, Karthada (Karthago, soviel wie Neustadt)[1]), die eine Gruppe für sich bildeten, beteiligt waren, ist bei dem Dunkel, das über der phönikischen Rasse, Ausbreitung und Siedlung ruht, schwer zu entscheiden. In späterer Zeit gehörte Spanien dann ganz unter die karthagische Vormacht." — Hier kommt deutlich, das wird jeder Leser erkennen, die allerdings noch unklare Erkenntnis zum Durchbruch, daß die auf allen Schulen bislang noch gelehrte „Gründung"

[1]) Die Behauptung, daß Karta-hadascha mit „neue Stadt" übersetzt werden müsse, ist falsch; es heißt „Stadt der Erneuerung", womit zweifellos der Mondwechsel gemeint ist. Die Bezeichnung zielt also auf den Namen der Mondgöttin Charstarte, der erst bei den Semiten zu Chastarte verstümmelt wurde.



Karthagos durch „semitische“ Phöniker von Tyrus in Asien eine Geschichtslüge sei. Im weiteren Verlauf meiner Besprechung wird die Erkenntnis zum Durchbruch kommen, daß Kartrachadascha die richtige Form für Kartahadascha (das zweite r ist ausgefallen) sei, also mit dem gallischen Cortor(h)atensis zusammenstimmt (vgl. S. 289).

d) Das homerische Libyen (*Λιβύη* δ 85, ξ 295) und die weiße Rasse der Libyer in Nordafrika.

Wie gewaltig diese schon im III. und II. Jahrtausend über Nordafrika verbreitete weiße Rasse der von Europa eingewanderten Seevölker das Meer beherrscht, welche Kriege sie geführt haben usw., kommt in einem Buche zum Ausdruck, das ich auch für meine unter Nr. 95 erwähnte Schrift (§ 15: „Die nordischen Eroberer Nordafrikas und ihr Verhältnis zu Ägypten und Arabien“) verwertet habe und das ich allen Forschern dringend empfehlen kann:

102. Dr. Georg Biedenkopp, „Der Nordpol als Völkerheimat“. Jena, Costenoble, 1906.

Biedenkopp faßt alle bisherigen Forschungsergebnisse folgendermaßen zusammen (S. 53): „Daß auch die Steinkammergräber am Westsaum Europas und an den Küsten des Mittelmeeres, ferner am Schwarzen Meer, in Palästina und Indien auf Nordleute zurückzuführen seien, will Matthaeus Much (s. oben S. 282) folgern 1. aus der Analogie mit den kühnen Normannenfahrten, 2. aus dem viereckigen oder runden Loch im Verschlußstein der Gräber, 3. aus dem auffällig reichen Vorkommen von Gold gerade in den Gräbern der westlichen jütischen und bretonischen Küste, wo solche Südfahrer und Seeräuber gewohnt haben möchten, 4. aus dem Auftreten einer weißen, lockenhaarigen und blauäugigen Rasse in Ägypten. Diese fremdartigen Leute auf ägyptischen Denkmälern, angeblich Libyer vom Nordrand Afrikas, am Körper tätowiert, kriegerisch gekleidet, werden schon gegen Ende des 4. Jahrtausends von König Menes besiegt; ihre Einbrüche dauerten fort. Aus Homer wissen wir, daß bei den Griechen ein Seeräuberzug in das reiche Ägypten nichts Ungewöhnliches war. Seit dem König Seti I. werden auf den Denkmälern „Oberste der Fremdenvölker“ genannt. Unter Ramses II. erscheinen als ägyptische Truppen Libyer von den Stämmen Quahaq und Maschauascha, darunter das Korps der Schardana, nach Angabe der Denkmäler aus weiter Ferne über See gekommen, große, kräftige Männer

von ganz unägyptischem Typus und fremdartig bewaffnet. Diese Krieger bildeten die Leibgarde der Pharaonen, und Eduard Meyer (der in seinem berühmten Geschichtswerk vor den unkritischen Wortableitungen von Movers dringend warnt), dem sich Matthaeus Much anschließt, vergleicht sie mit der germanischen Leibgarde der Cäsaren." — Diese Darstellung Biedenkopps enthält alles Wichtige über die weiße Bevölkerung Nordafrikas, wenn man noch einige Tatsachen hinzufügt, auf die ich in meinem „Hilfsbuch zu Homer" hingewiesen habe (S. 151): „Im 14. Jahrhundert v. Chr. griffen von Norden kommende Seevölker das ägyptische Reich unter Ramses III. an (Wandbilder des Tempels von Medinet Abu); da ihr Name ‚Tekri' auf die Teukrer in Troia und die Teukrosalaminier in Salamis und auf Kypros hinweist, ihre Bewaffnung aber einen Fortschritt gegen die Fundstücke der untersten Schichten Trojas darstellt, so muß diese trojanische Steinzeit mit der nord- und mitteleuropäischen etwa gleichzeitig gewesen sein, die Gleichheit der Waffen usw. läßt aber auf eine Gleichheit der mythologischen Anschauungen schließen. Die Schiffe dieser ‚Tekri' zeigen einen viel einfacheren Typus als die der Phöniker und der homerischen Griechen, auch diese werden aus der primitivsten Grundform des Schiffes, dem nordisch-germanischen Einbaum, hervorgegangen sein." — Wir müssen uns also mit dem Gedanken vertraut machen, daß vor dem Aufblühen der großen Einzelreiche (z. B. Ägyptens unter Menes) ein gewaltiges Gesamtreich der aus der Nordsee gekommenen Seevölker bestanden hat und ihnen die Gründung der Seestädte zuzuschreiben ist.

e) Agypten (*Αἴγυπτος* δ 355, γ 300 usw.) und die vorgeschichtliche Beeinflussung der ägyptisch-arabischen Kultur durch das nordische Seefahrervolk der Teukro-schardana.

Daß dieses gewaltige Gesamtreich der unter dem Namen Schardana, genauer Teukroschardana (Eteokresradamanthys! S. 262) zusammengefaßten Seevölker auch eine ganz gleichartige Kultur besaß, beweisen die Ausgrabungen:

103. Dr. R. Forrer, Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada usw. in Oberägypten und über europäische Parallelfunde. Straßberg, Trübner, 1901.

„Aus all dem bisher Gesagten geht klar und unantastbar hervor, daß sowohl zwischen den neolithischen Hockern wie den neolithischen Totenbeigaben Ägyptens und denen Europas ein innerer

Zusammenhang besteht, daß hier zu ein und derselben Zeit ein und dieselbe Kultur geherrscht hat, daß durch direkte oder indirekte Verbindungen schon zur Steinzeit Ägypten und Mitteleuropa im Zusammenhang gestanden müssen!“ (S. 44.) — Weitere Ergebnisse dieses wichtigen Buches sollen im XII. Abschnitt (Tod und Begräbnis) eingehend besprochen werden.

1. Die homerischen *Ἐρεμβοί* (δ 84 = *Ἄραβες*) und die angebliche Phäakeninsel Panchaia (= Sokotora), Südarabien.

Da Menelaus zu den *Ἐρεμβοί* (= *Ἄραβες*?) kommt, muß hier eine umfangreiche Abhandlung besprochen werden, die sich bemüht, die unklaren Angaben aufzuhellen.

104. Tkač, Aufsatz „Saba“ in Pauly-Wissowa, Reallexikon. I A S. 1298—1515.

Die umfangreiche Arbeit, „für welche eine Vorarbeit nicht vorliegt“, enthält auf ihren 317 Seiten folgende 16 Paragraphen: 1. Theophrast; Gewürzhölzer; Puntproblem. 2. Eratosthenes (bei Strabon). 3. Artemidor (bei Strabon). 4. Feldzug des Aelius Gallus. 5. Strabon (nach Gallus) über Aromata; Einteilung Südarabiens; Thronfolge; Familienverhältnisse; Polyandrie. 6. Agatharchides (bei Diodor und Photios). 7. *Νῆσοι εὐδαίμονες*; Panchaia, Phaiakeninsel. 8. Kultur; Handel; Reichtum. 9. Römische Dichter. 10. Monumentum Ancyranum. 11. Mela; Plinius. 12. Periplus maris Erythraei. 13. Inschriften (Monum. Adulitanum, Axuminschrift u. a.). 14. Ptolemaios. 15. Der Perieget Dionysios und die späteren Exzerptoren. 16. Semitische Quellen (Keilschriften, Bibel, südarabische Inschriften, Fundgeschichte, Minaerfrage).

a) Die angebliche Phäakeninsel Panchaia (Sokotora).

Man sieht auf den ersten Blick, daß § 7, der die Inseln der Seligen (das *Ἠλύσιον* Homers in der Odyssee δ, 563) und die Phäakeninsel bespricht, wichtiger als alle anderen ist, obwohl auch diese, da sie das Puntproblem und die Minäerfrage behandeln (die Minaeer hat man mit Minos zusammengebracht), zur Aufhellung der Frage nach der Herkunft und Verbreitung der Phöniker viel beitragen können. Das Überraschende an der Beweisführung des Verfassers in § 7 ist, daß er auch schon in diesem Abschnitt, nicht erst in § 16 (wo die semitischen Quellen besprochen werden), fast ausschließlich den Orientalisten und Semitologen das Wort verstattet und Tatsachen, wie die Nachbarschaft der Phäakeninsel bei

Ithaka im Jonischen Meere, an der doch zunächst jeder vorsichtige Altertumsforscher noch festhalten muß, einfach beiseite schiebt: Scheria ist Sokotora, d. h. die südlich der Straße von Bab-el-Mandeb am Südausgang des Roten Meeres gelegene Insel bei Südarabien[1]). Lassen wir uns zunächst einmal die sprachwissenschaftliche Gleichsetzung der beiden Namensformen Scheria (ursprünglich Schedria?) und Skodra (denn das ist doch die Urform für Sokotora!) gefallen, so ist kein Grund einzusehen, warum das homerische Scheria nicht auch mit dem illyrischen Sokotora (Skodra) namensverwandt sein soll. Ich werde an anderer Stelle auf den schon von anderen Forschern gemutmaßten Schiffahrtsweg zurückkommen, der von der illyrischen Küste und den jonischen Inseln quer durch Messenien (Fahrt des Telemach!) nach Kreta und von dort nach Ägypten, dann weiter durch das Rote Meer nach Südarabien ging, so haben wir ja ohne weiteres die geschichtlichen Ursachen für die Übertragung illyrischer Namen aus der Adria nach Ägypten und Arabien. Denn Schedria, d. h. Skodra, ist durchaus nicht etwa die einzige Namensform, die diese Wanderung vollführt hat, viel wichtiger ist der von Tkač in demselben Paragraphen besprochene Landesname Panchaia. Auf S. 1403 fährt Tkač folgendermaßen fort: „Einen Schritt weiter ging Golenischef, der Sokotra mit der Zauberinsel Aapenenka oder Pa-anch', der Insel des Genius, dem Sitze des Königs des Weihrauchlandes, zusammenbrachte, welcher in dem altägyptischen Märchen eines jetzt der Petersburger Eremitage gehörigen Papyrus aus der Zeit der 13. Dynastie (dem Anfange des 2. Jahrtausends v. Chr.) erwähnt wird." — Glaser (Das Weihrauchland 4, 4) setzte auch die *νῆσοι εὐδαίμονες* des Agatharchides zu Sokotora in Beziehung, außerdem auch Izkuduru der Naks-i-Rustaminschrift des Darius. Mit Sokotora identifizierte Mariette Bej (Bent 343) auch das durch Reichtum an Aromaten charakterisierte Ta-Nuter („Gottesland") der altägyptischen Denkmäler, welches gewöhnlich als Arabien gedeutet wird. Später ging Glaser noch einen Schritt weiter, indem er (Das Weihrauchland 4, Punt 43) mit der Weihrauchinsel Pa-anch des ägyptischen Märchens auch noch die von Diodor V, 41 f. (nach Euhemeros) beschriebene Insel *Παγχαία*, auch *Ἱερά* genannt, für identisch, also gleichfalls für Sokotora, erklärte. Schon Ritter (XII, 364) erwog die Möglichkeit,

[1]) Dort (in Hadramant) wohnen die Chatramotitai, die urzeitlich Chartrachmotitai hießen und mit den Chartrachadascha (s. oben S. 284) in Karthago namensverwandt waren; vgl. auch Chartrachemisch = Karchemisch.



die fabelhafte Weihrauchinsel Panchaia, die neben Diodor auch Strabon und andere erwähnen, in der Nähe von Sokotora zu suchen." — Von den nun folgenden Angaben, die von dem Reichtum Panchaias an Weihrauch und Myrrhenbäumen usw. handeln, brauche ich nur noch den Satz hervorzuheben: „Die Nachricht bei Diodor V, 42, daß die Insel Panchaia nebst den Eingeborenen noch Inder, Skythen und Kreter (Griechen) bewohnen, zeigt eine sprechende Übereinstimmung mit der Angabe des Periplus, daß die Dioskuridesinsel von Arabern, Indern und Griechen bewohnt werde, und mit der des Agatharchides, daß indische Seefahrer nach den *νῆσοι εὐδαίμονες* verkehren usw." — Ehe ich diese Darstellung weiter verfolge, sei es mir gestattet, sofort einen Einwurf auszusprechen, der meinen Widerspruch gegen die Gleichsetzung von Scheria mit der arabischen Insel Sokotora ergänzt. Wie das illyrische Sokotora (Skodra) mit den über Kreta-Ägypten nach Arabien fahrenden Seeschiffen in den indischen Ozean gekommen ist, so stammt auch der angeblich ägyptische Name Panchaia von Panachaia, d. h. Gesamtgebiet von Achaia. Die Panachaioi sind ihrerseits wieder mit den Paionikern (*Παιονίη*, *P* 350 und *Φ* 154) und den Phaiankes (= Phaiakes) und Phoinikes verwandt.

b) Die Namensverwandtschaft der Dioskoridesinsel Sokotora mit den Illyriern von Skodra und den Galliern von Cortorate.

Ich werde diese meine schwerwiegende Behauptung, daß die Ansicht, „von der südarabischen Insel Panachaia sei die Phaiakensage ausgegangen", falsch sei, noch weiterhin im Verlauf meines Berichtes ausführlich begründen (siehe auch die Tabelle am Schluß des Bandes und S. 310); hier füge ich sogleich die durchschlagende Behauptung hinzu, daß die angeblich aus ägyptischen Wortbestandteilen zusammengefügte und ausdrücklich für diese Weihrauchinsel erdachte hochpoetische Bezeichnung Pa-anch („Insel des Genius" oder „Leben", siehe das folgende) nichts weiter ist als eine ad hoc erdachte Volksmythologie der Ägypter[1]), die keine Ahnung mehr davon hatten, daß diese Benennung von dem Namen eines Seefahrerlandes im Adriatischen Meer übertragen sei. Beide Namen, sowohl Sokotora wie Pa-anchaia, sind nämlich verstümmelt: Sokotora, in voller semitischer Wortform Sokotorat[1]), aus Skortorate, das genau

[1]) Auch anch'Ise „es lebt Isis", Freudenruf beim Erwachen der Natur im Frühling, ist keine Erfindung der Ägypter, wie der Name Anchises in Troia zeigt; siehe das Folgende.

[2]) Der status constructus der fem. auf ā lautet at.

dem gallischen Cortorate an der Garumnamündung und dem belgischen Cortoriacum (Kortoryck) entspricht und, wie ich sogleich darlegen werde, auch zu vielen punischen Namen (Carta[r]hadascha usw.) sehr gut paßt (S. 284). Pa-anchaia ist aus Paian-achaia in derselben Weise durch Ausfall des zwischen den beiden α-Lauten stehenden ι, wie poeta aus poieta (ποιητής), verkürzt. Ich werde diese meine Meinung über die Herkunft dieses Inselnamens aus den Sprachen der Mittelmeervölker, die ihrerseits wiederum mit den Galliern von Cortorate an der Garumnamündung und, da die Garumna für jeden Einsichtigen auf den Volksnamen Germani (= Garumni, Volk an der Garumna) weist, auch mit den germanischen Ostseevölkern, den Wandalostrogothones (= Laestrygones) verwandt sind, im weiteren Verlauf bei Besprechung der übrigen Abschnitte des Tkačschen Buches noch genauer erweisen; jetzt wollen wir erst prüfen, wie es mit der orientalisch-semitischen Herkunft des Namens Sokotora bestellt ist, da auch die ägyptische Ableitung von Panchaia wegen der Gleichheit mit Panachaia in uns ernste Zweifel aufkommen läßt. Da sehen wir denn zu unserem großen Erstaunen, daß Herr Tkač überhaupt keine semitische, sondern eine arische Wortableitung selbst vorschlägt, und zwar aus einem indischen Worte. Er kann auch gar nicht anders, denn ein heldenhafter Wortführer der geographischen Sprachlehre hat in gar nicht zu widerlegender Weise die Etymologie dieses Inselnamens festgelegt.

105. Egli, Nomina geographica.

In diesem mit staunenswertem Fleiß bearbeiteten Nachschlagewerk lesen wir in dem Artikel Sokotora folgendes: Sokotora, auch Socotra, besser Soqôtra, bei Jaqut: Suqatra, bei Moqaddassi: Usqûtra, bei Ibu Batuta: Scutrah, Sokothrah, bei Marco Polo: Scoira, bei Galvão (Desc. 106): Sacadoraa, griechisch *Διοσκορίδου νῆσος*, lat. Dioscorida in Diu Zokotora, verderbt aus Sanskrit Dwipa Sukhatara „glückselige Insel", wie schon Diodorus Siculus (3, 47) in *Νῆσοι εὐδαίμονες* übersetzt. Trotz dieser Zeugnisse, die auch Kiepert (Lehrb. A. G. 210) nur vorsichtig anhört, ist die Ansicht, Sokotora könnte von Katir, dem Vulgärnamen des berühmten Drachenblutes (eines wohlriechenden Harzes) abgeleitet sein, keineswegs zu übersehen, und diese Ansicht verteidigt auch Paulitzschke in seinem Programm (1884, 29). — Und so hat denn Tkač auf eine semitische Ableitung völlig verzichtet und ebenfalls Dwipa Sukatara, dessen indogermanische Wortform auf den ersten Blick erkennbar ist, als

Etymon angegeben. — Vielleicht hätte er für Skartara — denn so lautet die Urform — auch semitische Namensformen finden können, da diese Weihrauchinsel auch die Schlangeninsel ist[1]) (vgl. S. 297):

106. Dr. Otto Weber, Dämonenbeschwörung bei den Babyloniern und Assyrern in der Sammlung „Der alte Orient". 7. Jahrgang. Heft 4. 1906.

Dort finden wir im Gefolge Nergals und der großen Meerschlange, Tihamat (tehom, hebr. = Meer) genannt: 1. Schar rabdu den Verleumder[2]), die Gleichheit mit der Char-rybdis, die aus Chordrybdis, Weiterbildung von χαραδρα (vgl. S. 256), entstanden ist; 2. Sadiru, vereinfacht aus Sardiru(bda). Aber diese sumerischen Namen stammen von den Ariern, nicht von den Semiten!

c) Die νῆσοι εὐδαίμονες und das Ἠλύσιον (δ 563).

„Der pluralische Ausdruck νῆσοι εὐδαίμονες bei Agatharchides dürfte nebst Sokotra auch die kleineren Nachbarinseln Sambuja u. a. mitumfassen. Zwei von diesen sind offenbar auch in der sagenhaften Darstellung der beiden Nachbarinseln Panchaias gemeint (Diodor V, 41 f.)." — Ich habe schon oben S. 252 auf den geradezu lächerlichen Umstand aufmerksam gemacht, daß die Orientalisten die für ihre Lehren (ex oriente lux!) gewissermaßen unbedingte Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen, in dem Ansatz der insulae fortunatae fast um die Viertellänge des Äquators auseinander gehen, Azoren und Sokotora! — Doch das mögen Jensen und Tkač miteinander ausmachen.

d) Das ägyptische Märchen von der Weihrauchinsel.

Tkač zieht S. 1405 alle möglichen Kronzeugen zur Unterstützung seiner waghalsigen Vermutung heran, zunächst Hommel[3]) (vgl. S. 268): „Die Zusammenstellung der Insel Panchaia mit Sokotra hat auch Hommel (Die Insel der Seligen 1, 14f. 32) angenommen und seiner in dieser Schrift begründeten Entwicklung der Geschichte der Vorstellung von der Insel der Seligen in den verschiedenen

---

[1]) Vielleicht gehört das von Egli und Paulitzschke genannte Drachenblut (Harz) auch hierher.

[2]) Ich erinnere daran, daß der Gott der Finsternis διάβολος, Verleumder heißt.

[3]) Da Hommel in seiner Gleichsetzung des Sumerischen mit den Turksprachen arg daneben gehauen hat, wie ich an der Hand der Schrift von Hein (Nr. 268) glaublich gemacht habe, so wird uns auch sein Zeugnis nicht zugunsten der Hypothese von Tkač umstimmen.

Literaturen des Altertums eingereiht. Die mythische Vorstellung der Griechen vom Elysium hält er durch ‚die Vorstellungen der alten vorderasiatischen Völker über die Insel der Seligen' für ‚direkt beeinflußt' (5), wie auch sonst griechische Göttermythen und Sagen (8 f.). Einen weiteren Schritt über die bisherigen Zusammenstellungen der Insel Sokotra mit Benennungen der griechischen Literatur, der Dioskuridesinsel und Panchaia (die νῆσοι εὐδαίμονες des Agatharchides erwähnt er nicht), ferner mit der Weihrauchinsel des ägyptischen Märchens (18 f.), tut er damit, daß er in diesen Kreis der verschiedenen literarischen Ausdrucksformen für die sagenhaft glückliche Weihrauchinsel auch noch die Phaiakeninsel der Odyssee hineinzieht und dazu (23 f.) das Land der Seligen im X. und XI. Gesange des babylonischen Nimrodepos (von den Wanderungen des Giš-dubarra, auch Gibil-gamis und Namrûdu genannt). Zu der mythologischen Rolle, welche Sokotra als Paradiesinsel oder Panchaia schon im frühesten Altertum bei Babyloniern und Ägyptern spielte, vgl. Hommel in „Glossen und Excurse IV" (Neue Kirchl. Zeitschr. II, 1892, 881 f.) 899 f. Den Vergleich der Weihrauchinsel des ägyptischen Märchens mit der Phäakeninsel bahnte er dadurch an, daß er (19, 1) den ägyptischen Namen der „Insel der Geister", i pen-en-ka mit Phaiekes, Phaiaken aus pai-ʾi-ka? zusammenstellt; er fügt hinzu, daß „andrerseits der eigentliche Name der Phäakeninsel Scheria eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem alten Namen der hadramantischen Weihrauchküste aufweist, Schechr, Sachal (vgl. hebräisch shechelet. Räucherwerk, äthiop. sechîn, Weihrauch)". Er betont die Leichtigkeit der Ableitung des Namens „Panchaia" vom ägyptischen Pa-anch, d. i. „das Leben" (mit Beziehung auf den Ausdruck im Märchen, daß Gott dem gestrandeten Seefahrer das Leben geschenkt hat), so daß der sagenhafte Name der Weihrauchinsel Panchaia „Lebensland" bedeuten soll (32), und vergleicht damit (22) die bei Plinius (X, 3 f.) erhaltene Version des Mythus vom Vogel Phoenix, dem heiligen Bennu-Vogel der Ägypter, der, aus Arabien nach Ägypten gekommen, sich in einer Flamme unter Weihrauchdüften verbrennt, um aus der Asche zu neuem Leben emporzusteigen, und dann nach Panchaia zurückfliegt (vgl. Mordtmann SO 57; mit der dort verzeichneten Bestimmung, daß Panchaia das Wunderland des afrikanischen Weihrauchs sei, ist nichts gewonnen, da Panchaia ausdrücklich als Insel bezeichnet wird). Haltlos und nach dem Voranstehenden überflüssig ist Glasers (Weihrauchland 20 f. 23) Vermutung, daß der altägyptische Name Sokotras in Wirklichkeit nicht Pa-anch, sondern

Panach oder Pönech, d. i. „die punische Insel", gelautet habe und dies auch die Grundbedeutung von Panchaia sei, ebenso wie sein Versuch, damit seine Ansicht zu stützen, daß die ursprünglichen Bewohner Südarabiens und Sokotras Phoiniker waren und sämtliche Habašiten (über die er 12 f. spricht), die afrikanischen so gut wie die südarabischen und sokotranischen, direkte Abkömmlinge der Phoiniker oder des Puntvolkes (s. Glasers Skizze II, 250. 297 f.; Punt 31. 65) und speziell auch die Sprache von Sokotra habašitisch, eine Tochtersprache des Phoinikischen [1]).

e) Scheria als (angebliche!) Weihrauchinsel.

„Ist Hommels Erklärung Σχερία richtig, dann ist sie auch (S. 1406) von nicht geringer Bedeutung für die Ermittlung eines Zuges des Urbildes der Phaiakeninsel. Denn wenn ihr Name auf dieselbe Wurzel zurückgeht wie seḥr, der Name der südarabischen Weihrauchküste, und die Insel andrerseits eine der von der griechischen Dichtung rezipierten Form der Insel der Seligen ist, deren Vorbild in den verschiedenen morgenländischen Literaturen nachweisbar ist und als deren wirklicher Hintergrund die Dioskuridesinsel, d. i. Sokotra, erscheint, welche auch zu den νῆσοι εὐδαίμονες des Agatharchides gehört, dann heißt es, auf halbem Wege stehen bleiben, wenn man sich begnügt, zu erklären, daß, „wenn auch die Phaiakeninsel nach allgemeiner Ansicht Korfu ist, so doch eine ferne zu Homer gedrungene Kunde des Namens der Weihrauchküste zu dieser Übertragung Anlaß gegeben haben kann". Dann ist das letzte Glied in der Schlußkette das Zugeständnis, „daß eine bestimmte Kenntnis der Insel Sokotra zu den Elementen gehörte, aus welchen die schaffende Sage und die verarbeitende Dichtung das Phantasiebild der Phäakeninsel zusammengesetzt haben. Dann war Sokotra die irdische Insel, welche nicht nur den Babyloniern, Ägyptern und den ihnen folgenden Griechen das Modell für ihre Vorstellung vom Elysium und der Insel der Seligen gab (Hommel 41), sondern auch das reale Urbild darstellte, welches als letzte Quelle dem epischen Bilde der Phaiakeninsel zugrunde liegt" (S. 1406). Diese Behauptung, die für die ganze Homerforschung von geradezu grundstürzender Wirkung ist, muß in zwei Teile zerlegt werden: 1. in

[1]) Über diese wichtige Frage nach der Entstehung und Ausbildung der semitischen Schriftsprachen und ihrem Zusammenhang mit den ägyptischen Hieroglyphen und den nordischen Runen wird im IX. Abschnitt die Rede sein, wo auch die λυγρὰ σήματα des Bellerophon besprochen werden sollen.



die Lehre, daß sehr, schecher, sachal, sechelet usw. orientalisch-semitische Worte seien, die die urzeitlichen Araber für den Weihrauch erfunden hätten (s. oben S. 292). Diese Behauptung muß ich aufs entschiedenste für falsch erklären. Schon Franz von Löher hat vor etwa 40 Jahren das Wort sechelet (Räucherwerk), das im liber leviticus (III. Buch Mosis) vorkommt, mit dem skythischen sakar (latinisiert sacrium) = Feuer, dann brennender Stein, also Bernstein, zusammengestellt; wir werden im III. Abschnitt (Mineralien) und im VIII. (Handel) bei der Besprechung der dort aufgeführten Schriften erfahren, daß dieses für Feuer und Räucherwerk gleichmäßig verwendete Wort, das sich auch von sachs (lat. saxum), Feuerstein, nicht trennen läßt, sowohl „Bernstein“ wie „Weihrauch“ bedeute; beide wurden gleichmäßig bei der Verbrennung der Fürsten verwendet. schertrum ist die Grundform. 2. Neben dieser auf die Etymologie der betreffenden Namen bezüglichen These stellt Tkač aber noch eine zweite Behauptung auf, die sich auf den sachlichen Inhalt der Kulturleistungen Südarabiens bezieht und die Frage aufrollt: Haben die dortigen asiatischen Semiten die europäischen Mittelmeerländer beeinflußt, oder ist umgekehrt der Kulturfortschritt von Kreta aus und den gegenüberliegenden Küsten nach Südarabien durchgedrungen? Das letztere behauptet, wie wir oben gesehen haben (S. 292), Glaser, der diese südarabischen Inseln und Küstenländer für phönikische Kolonien ansieht, aber von Tkač aufs heftigste bekämpft wird. Da habe ich es als gewissenhafter Rezensent für meine Pflicht angesehen, zunächst ein klares Bild von den gewaltigen Forschungsergebnissen Eduard Glasers zu gewinnen; ich lasse deshalb ein Urteil über diesen unermüdlichen Entdecker aus der Feder eines sachverständigen Orientalisten folgen:

107. Dr. Otto Weber, Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien in der Sammlung „Der alte Orient“. 10. Jahrg. (1909) Heft 2. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung.

Staunenswertes lesen wir da über die Schaffenskraft und den Wissensdrang dieses für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Gelehrten; so über seine umfassenden Deutungsversuche rätselhafter Inschriften (S. 30): „Bei der Erörterung des Wortes agû sagt er (O.L.Z. 9, 244 ff.), es könnte theoretisch auf 108 Wurzeln zurückgeführt werden, und er habe die Mühe nicht gescheut, nach den mathematischen Regeln der Permutation und Kombination alle diese

108 Wurzeln zusammenzustellen und, soweit sie existieren, in den (arabischen, hebräischen und äthiopischen, eine Anzahl auch in anderen) Wörterbüchern nachzuschlagen, theoretisch also $3 \times 108 = 324 + $ zirka 100 weitere, also zirka 424 Nachschlagungen." So konnte er auch ganz ernsthaft sagen, er habe für ein und dieselbe Inschrift wenigstens drei völlig einwandfreie Übertragungen, ohne daran zu denken, daß davon doch jedenfalls zwei sicher falsch sein müssen. Was mir bei dieser Konstatierung am Herzen liegt, ist aber in erster Linie das, zu zeigen, wie sorgfältig Glaser seine Arbeiten durchgeführt hat, mit welch beispielloser Gewissenhaftigkeit er alle Möglichkeiten durchgedacht und geprüft hat, wie eisern streng er gegen sich selber war in der Forderung der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Und da er ein durchaus genial veranlagter Geist war, sind ihm auch, dem Autodidakten, Leistungen gelungen, die die höchste Bewunderung erheischen. Er hat viele Schwierigkeiten in seinen Inschriften wie spielend gelöst, und wo im einzelnen die Späteren zu korrigieren haben, ist von ihm doch oft der Sinn, der Zusammenhang mit sicherem Instinkt klar erkannt worden, auch da, wo er allen seinen Vorgängern verborgen geblieben ist. Seine wichtigste Entdeckung ist zweifellos die des höheren Alters des minäischen Reiches (vgl. S. 311) gegenüber dem sabäischen." — — „Es wird schon heute niemand leugnen können, daß diese These an sich eine unvergleichlich belebende Wirkung auf den ganzen Gang der südarabistischen Studien gehabt hat, mit dem Ergebnis, daß nunmehr erst eine einigermaßen einleuchtende Vorstellung vom Gang der Geschichte im vorislamischen Arabien gewonnen worden ist." — Diesem lobenden Urteil entspricht auch die Tatsache, daß der Herausgeber der Besprechung der Leistungen Glasers ein eigenes Heft gewidmet hat, während seine sämtlichen Vorgänger zusammen in einem einzigen, nicht umfangreicheren Heft behandelt werden:

108. Dr. Otto Weber, Forschungsreisen in Südarabien bis zum Auftreten Eduard Glasers. Leipzig, Hinrichs. In „Der alte Orient", 8. Jahrg., Heft 4.

Wenn ich nun, so schließe ich die Betrachtung dieser glänzenden Forschungsergebnisse, die Wahl habe, ob ich mich den Behauptungen dieses so über alle Maßen gepriesenen Gelehrten oder denen seines Gegners Tkač anschließen soll, so werde ich mich als nicht ausübender Orientforscher unbedenklich auf Glasers Seite stellen und nicht nur die über allen Zweifel erhabene Entdeckung

von dem hohen Alter des minäischen Reiches (minäisch = minoisch [Kreta!] = minyisch [Orchomenos!]) anerkennen, sondern auch seiner Behauptung, daß die ursprünglichen Bewohner Südarabiens Phöniker gewesen seien, d. h. Kolonisten des gewaltigen Phönikerreiches des III. und II. vorchristlichen Jahrtausends, meine volle Zustimmung erteilen. Um zunächst dem in solchen Fragen weniger bewanderten Leser dieses Jahresberichtes darauf hinzuweisen, daß die Lehre, der ganze Kulturfortschritt sei immer nur von Asien nach Europa und niemals umgekehrt gegangen, bei vielen Archäologen und Vertretern der „Wissenschaft des Spatens“ längst allen Glauben verloren hat, erwähne ich deshalb hier das Werk eines berühmten Forschers:

109. Dr. Matthaeus Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas. Jena, Costenoble, 1907.

Man braucht in diesem mit dem hervorragenden Wissensreichtum eines in allen Zweigen der Archäologie bewanderten Forschers verfaßten Buche nur einige Kapitelüberschriften (II—V) zu lesen, um sofort einzusehen, daß darin sowohl für die Steinzeit wie auch für das Bronzezeitalter (Abschnitt IV: Hauptsächliche Erscheinungen der Kupfer- und frühesten Bronzezeit, S. 90—114) die anspruchsvolle Behauptung, daß alle die glänzenden Leistungen der Bronzekultur semitischen Ursprungs seien, mit unwidersprechlichen Beweisen und zahllosen Beispielen zurückgewiesen wird.

f) Die angeblichen Wohnsitze der Phäaken in Südarabien.

Tkač sucht seine Lehre von der arabischen Herkunft der Phäaken S. 1406 folgendermaßen zu erweisen: „Schon Welcker (Kl. Schriften II, 6) erklärte den Phäakenmythus für eine Entlehnung aus einer ausländischen Religion, und nach Nitzsch (Beitr. z. Gesch. d. ep. Poesie 113) ist er ‚vielleicht Um- und Neudichtung einer nordischen Sage‘.“ Auch die bisherigen Versuche einer Etymologie von *Σχερία* beweisen ebenso wie in einer solchen *Φαίηκες*, daß keiner der beiden Namen sich nach Form und Bedeutung befriedigend aus dem Griechischen erklären läßt (s. die Anführung verschiedener Ansichten bei Seiler-Capelle [9] 532. 570; Ameis-Henze, Anh. zu Od. V, 34 und Boisacq, Dictionnaire étymologique 268). Denn daß der bestimmende Begriff des Namens dieses Landes, das durch die Worte VI, 204: *ἱκέομεν δ' ἀπάνευθε πολυκλύστῳ ἐνὶ πόντῳ, ἔσχατοι* usw. deutlich genug als Insel charakterisiert ist, gerade in

der Bedeutung „Festland“ aufgehen soll, wie es die gewöhnliche Herleitung von σχερός voraussetzt, erinnert an den lucus a non lucendo. Für die Feststellung der verschiedenen literarischen Erscheinungsformen der Insel der Seligen kommt auch, was Hommel nicht berührt hat, der etymologische Sinn des Inselnamens Sokotra in Betracht, der schon von Bochart und nach ihm von Bohlen, Lassen, Benfey, Ritter (XII, 64), K. Müller (I, 280), Glaser (II. 182 f.; Weihrauchland 23) u. a. auf das indische doipa sukhatara „glückliche Insel“ (daraus Diuskatra, Dioskurides, Sokotra) zurückgeführt worden ist. Dieser selben Bezeichnung entspricht der Grundgedanke der epischen Vorstellung von der Phäakeninsel ebenso wie der von der Insel der Seligen in den anderen Literaturkreisen. Bent 391 erblickt in Suk, dem noch heute erhaltenen Namen der alten, in Ruinen liegenden Hauptstadt der Insel (Zoko nach den Portugiesen des 16. Jahrhunderts) ein Überbleibsel der Originalform. Mit diesem indischen Gepräge des Namens der Insel steht in bester Übereinstimmung, daß nach dem Periplus (30) die Dioskuridesinsel auch von Indern bewohnt war und ebenso nach Diodor (V, 42) die Insel Panchaia (vgl. Glaser, Weihrauchland 43), und daß nach Agatharchides (Diodor. III, 47) auch auf den νῆσοι εὐδαίμονες indische Kaufleute verkehrten.

Die Hellenisierung des Namens zu Διοσκουρίδου νῆσος durch etymologisierende Ausgleichung des indischen Wortbildes an ein griechisches konnte durch das Vorhandensein eines Namens wie Διοσκόρων λιμήν (Hafen an der Westküste des Roten Meeres, Ptolem. IV, 7, 5) nur noch leichter gemacht werden. — Ich kann dieser Beweisführung durchaus nicht zustimmen, sondern muß auch hier nochmals auf den uralten Wortstamm, der in dem gallischen Ortsnamen Cortorate enthalten ist, hinweisen, der, wenn man die mit se anlautende Wortform Skortorate zugrunde legt, sowohl nach Illyrien zu den Skordriden in Sko(r)dra (= Charadra Seite 256) und zu den Ko(r)driden in Athen, wie auch nach Sukartara hinweist, denn so und nicht Sukatara muß die älteste Bezeichnung bei den arischen (nicht semitischen!) Indern für Insel gelautet haben) (vgl. hierüber die Tabelle am Ende des Bandes!)

g) Die Schlangeninsel (der Wohnort des Schlangenkönigs im ägyptischen Märchen) und die Chimaira (Charybdis, Kalypso usw.).

Doch wir müssen weiter eilen, der Verfasser erspart uns nichts; einem ägyptischen Märchen zuliebe, das wie eine Erzählung aus „1001 Nacht“ klingt, sollen wir durchaus unseren festen Glauben

an die europäische Herkunft der Odyssee aufgeben. S. 1407 und 1408 lesen wir: „Für die Beziehungen des Märchenbildes der Phaiakeninsel zu alten Vorbildern verdient Beachtung, daß das ägyptische Märchen von dem auf die Geisterinsel verschlagenen Seefahrer manche Analogien mit dem mythischen Gehalt der Odysseusabenteuer auf der Phaiakeninsel zeigt. Nicht so sehr die Ausführung des Gedankens, daß gegen das Schiff des Seefahrers während der Fahrt übers Meer ein Windstoß kommt und bei der Annäherung an das Land der Wind sich hoch erhebt (vgl. Homer, Od. V, 109. 317; XII, 408 f.), als individuellere Züge, so daß der Seefahrer dann ein Stück Holz erfaßt und sich dadurch vor dem Untergang rettet (V, 325), während alle anderen Gefährten des Ägypters, die im Schiffe waren, ohne Ausnahme zugrunde gingen (vgl. Od. V, 110 bis 133; VII, 251; XII, 417), daß den Ägypter, nachdem er drei Tage auf dem Meere allein zugebracht hat (wie Od. V, 390 f.), dann eine Woge auf eine Insel wirft (V, 425); daß der Ägypter hierauf sich in ein Dickicht legt (Od. V, 470 f.), daß er dann auf der Insel Feigen und Weintrauben und allerlei Sorten von herrlichen Früchten findet (ähnlich im Garten des Alkinous VII, 116); wozu die Erklärer bemerken, daß die Feige usw. in der Ilias noch nicht erwähnt [1]) wird, sowie Hehn (Kulturpflanzen 41: „Erst in der Odyssee tritt der Feigenbaum auf, aber auch hier nur an Stellen, deren nachträgliche Einfügung sicher ist!"), daß er erfährt, daß er auf der Insel der Geister sei, auf welcher es an nichts fehlt und welche reich ist an allen guten Dingen, worauf ihm zugesichert wird, nach längerem Verweilen auf der Insel werde ihn ein mit Seeleuten bemanntes Schiff heimbringen, daß ihm prophezeit wird, er werde in sein Land heimkehren, seine Kinder wiedersehen und sein Weib wieder umarmen, bei seinen Freunden leben und seine Tage beschließen (Od. VII, 6 f. = VI, 314 f.), endlich, daß der Schlangenkönig dem Gestrandeten reiche Geschenke in sein Schiff tragen läßt (vgl. Od. VIII, 389 f. 420 f. 439 f.; XIII, 10 f., 67). Selbst die Prophezeiung dieses Königs, daß die Insel nach der Abfahrt des Fremden in den Fluten versinken werde, ist der erfüllten

---

[1]) Der Glaube, daß die Feige erst in verhältnismäßig später Zeit in Griechenland eingebürgert sei, ist unrichtig. Herr Prof. Dörpfeld, der mir seinen Sonderabdruck dieser Abhandlung von Tkač freundlichst überlassen hatte, hat am Rande zu dieser Stelle bemerkt: „Falsch! in Pylos sind Feigen gefunden (über das Nestorgrab siehe seinen wichtigen Brief vom 31. Mai 1907 „Tiryns, Olympia, Pylos" S. XIV, ‚6 pithoi mit verkohlten Feigen'".



Prophezeiung einer ähnlichen Katastrophe in der Odyssee, der Versteinerung des Phaiakenschiffes nach der Landung des Odysseus vergleichbar. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß fast jeder Satz im erzählenden Teile des ägyptischen Textes inhaltliche Übereinstimmungen mit Stellen der Odyssee zeigt; lehrreich für die zeitliche Bestimmung solcher Motive der Odyssee ist das hohe Alter der entsprechenden Elemente des ägyptischen Märchens. Die Schlangengestalt des Genius auf der glücklichen Insel erinnert wohl zunächst an die Schlange im Paradiese; doch zeigt sich jetzt in dieser Hinsicht auch die Meldung des Periplus (30) bemerkenswert, daß sich auf der Dioskuridesinsel sehr viele Schlangen finden (Plinius VI, 169), ebenso Mela (III, 8) nennt unter den Bewohnern der Trogodytice die Panchaei, quos Ophiophogos vocant, serpentibus vesci adsueti, ein Volk, welches denselben Namen trägt wie die Bewohner der Insel Panchaia. Vielleicht setzt sich aus solchen Elementen die obenerwähnte Fabel von den die Weihrauchbäume behütenden Schlangen bei Herodot III, 107 zusammen".

Wenn Dr. Tkač der Meinung ist, daß — entsprechend dem häufigen Vorkommen der Schlangen im südlichen Asien und Mittelafrika — nun auch alle Geschichten, in denen Schlangen vorkommen, notwendigerweise in diesen Gegenden entstanden sein müßten und von dort nach dem Norden, soweit dort Schlangen und Drachen erwähnt werden, gewandert seien, so bin ich doch anderer Meinung. Meine Überzeugung ist es, daß die gewaltigen Kämpfe der Urwelthelden sich gegen die großen, krokodilartigen Saurier gerichtet haben, deren Gerippe man ja noch in späteren Jahrhunderten am Niederrhein (Eifel usw.) aus der Erde grub, und daß diese grauenvollen Ungeheuer erst allmählich in der Phantasie der Sänger und der Volksgemeinde durch gewöhnliche Schlangen ersetzt wurden.

Besonders die Paradiesesschlange, mit der die babylonische Thiamat gleichgesetzt wird, war gar keine gewöhnliche Landschlange, sondern ein Meerdrache, wie die Midgardschlange in der Edda, wo sie auch Jörmungandr heißt; Thjörmgandr ist sicherlich mit Thjarmgat (= Thiamat) eng verwandt, vgl. oben S. 215 Atar(m)gatis. Ich habe diese in meinen Schriften überall betonte nordische Herkunft dieser Drachensagen auch kurz erwähnt in meiner Abhandlung:

110. H. Muchau, Jesus ein Arier in „Der Geisteskampf der Gegenwart". 1910, 8. Heft. Bertelsmann in Gütersloh, S. 302—313.

Auf Seite 312 stellte ich in dem 8. Abschnitt „Die kaukasische Rasse als Ausgangspunkt der Religion Abrahams" als 6. These die

Behauptung auf: „Wie Jona nach Tarschisch in Spanien fahren will (und auf der Reise wegen eines Seesturmes, über Bord geworfen, die Beute eines Meerungeheuers wird), so kennen auch andere Propheten (Jes. 50, 2; Habak. 3, 14, Ezech. 28, 2) die Kämpfe des Meergottes Poseidon mit dem Meerdrachen; der Marduckthiamatkampf stammt von den Ariern." In einer Anmerkung habe ich noch hinzugefügt: „chimmer im 46. Psalm V. 4, das wütende Meer weist auf die Chimära, den von Bellerophontes gebändigten Meerdrachen". Pfahlhausbau und Griechentempel S. 87 vgl. C. Fries in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum 1902, S. 705 und meine Abhandlungen in der „Flotte" 1908, Nr. 2 S. 21, 1909 Nr. 1 S. 4—6.

111. Theodor Kappstein, Bibel und Sage. Berlin 1913. Haude & Spenersche Buchhandlung Max Paschke, 380 Seiten. S. 41: Jakobs Ringkampf mit dem Flußgott.

Neben dem Kampf des Gewittergottes Donar (Thunaras) mit der Midgardschlange gibt es noch andere Kämpfe, welche die Helden der nordischen Urzeit mit den Wassergeistern, die in Schlangen- und Drachengestalt mit glühenden Augen besonders Nachts (glühende Sumpfgase) erscheinen, durchzufechten haben. So der berühmte Kampf des Helden Beowulf mit dem Sumpfgeist Grendel, dessen Mutter ebenfalls erwähnt wird (des Teufels Großmutter!) im angelsächsischen Beowulfliede. Das Buch von Kappstein hat es sich zur Aufgabe gemacht, solche europäischen Sagen [1]) in der Überlieferung der orientalischen Literatur aufzuspüren; hier handelt es sich um 1. Mos. 32, 23—33.

g) Die Zauberinsel und die Insel der Kalypso „Ogygia".

Auf diese kommt Tkač in seiner Schrift S. 1408 ausführlich zu sprechen: „Hommel erwähnt flüchtig (40), daß auch eine andere

---

[1]) Nicht gerade den Theologen, die durch die etwas unsanfte Art des Verfassers vielleicht peinlich berührt werden könnten, aber den eingefleischten Orientalisten, die an den Satz „ex oriente lux" wie an ein heiliges Evangelium glauben, möchte ich die Lektüre dieses Buches dringend empfehlen; die Beschreibung dieser Übertragung der Beowulfsage nach Palästina lautet: „Des Erzvaters Jakob Ringkampf mit der Gottheit ist ein altes Sagenstück mit natürlichen Farben; die Kirche redet mit ‚geistlicher' Übertragung von einem Gebetskampf — dabei verrenkt man sich bekanntlich nicht die Hüfte. — Aus dem Dunkel der Nacht überfällt der furchtbare Gegner den Fremdling; nicht mit Waffen, sondern Leib gegen Leib wird gekämpft." „Jakob erkennt an der eigentümlichen Bitte ‚Laß mich los!'), daß er einen Gott vor sich hat — nämlich die Fluß-

Zauberinsel der Odyssee, Ogygia, das Gegenstück zu Scheria, mit ihren vier Stromquellen (Od. V, 70) und ihrer paradiesischen Vegetation an das Elysium erinnert. Die reiche Vegetation Panchaias rühmt Diodor V, 43 (VI, 1); über die eigentümlichen Reize der Flora Sokotras sprechen unter anderen Schweinfurth [1]). — Auch zwischen der Geschichte des Helden des babylonischen Nimrodepos, das Hommel (24 f.) gleichfalls in den Kreis seiner Betrachtung zieht, und den Abenteuern des Odysseus bestehen gewisse Ähnlichkeiten (vgl. Jensen „Das Gilgamisepos und Homer", Zeitschr. für Assyriologie XVI, 1902, 125 f. 413). Orientalischer, speziell phoinikischer Einschlag in der Odyssee ist wiederholt vermutet worden; Sigismund, „Die Aromata", 1884, 104 f. 220 f. hat Berührungen der Odyssee mit arabischen Märchen nachzuweisen versucht. Eine Perspektive unbegrenzter Möglichkeiten eröffnet Fries in den „Studien zur Odyssee, M.V.A.G. 1910. 1911, deren Prüfung zeigt, wie leicht anfechtbar der Versuch eines Beweises für das „Zagmugfest auf Scheria" und die dort entwickelte astralmythologische Auffassung des Odysseus ist." — Schon oben S. 263 habe ich ausführlich dargelegt, daß alle Namen, die mit Ogyges und Ogygia, also auch mit Okeanos, Ogen zusammenhängen, auf das gewaltige Meerreich des Meerriesen Oegir oder Aegir (aus dem die Griechen dann den attischen König Aegeus gemacht haben) zurückweisen; bei Homer Aigaion oder Briareus (s. oben S. 202).

i) Die vier Paradiesesströme und die Höhle der Kalypso.

Nun kommt Tkač (S. 1409) auf die vier Paradiesströme zu sprechen und gibt mit anerkennenswerter Deutlichkeit zu, daß die von Hommel versuchte Gleichsetzung der neben dem Phrat (Euphrat), Genesis 2, 8 f. genannten drei Ströme Pison, Gihon und Hiddekel mit den großen zentralarabischen Wadis Dawasir, Rumma und Göf) „kaum viele Anhänger finden wird" und kommt schließlich, obwohl Dillmann mit Recht seine großen Bedenken gegen die Annahme Babyloniens als Paradieseslaud geäußert hatte, doch zu dem Ergebnis: „Es scheint, die Erwähnung der zwei sicher bestimmbaren Paradiesesströme, des Phrat und Hiddekel (= Tigris), zur Begrün-

---

gottheit, in deren Bezirk er bei seiner Wanderung eingedrungen war und die ihn nun zornig stellt. Es ist nicht Jahve, denn dieser liebt Jakob und hilft ihm."

[1]) Nach ihm auch Hommel 15 f., ferner Bent 368 f.

[2]) Mit Wehmut denken wir an das Lied Kaiser Wilhelms II.: „O Ägir, Herr der Fluten, dem Nix und Neck sich beugt!"

dung der Ansicht auszureichen, daß nach der ursprünglichen vorbiblischen Vorstellung der wirkliche Garten von Eden in den Euphrat-Tigrisländern zu suchen ist, von deren Gesamtgebiete das spätere Kulturland, der Süden Mesopotamien und Babylonien, wohl am ehesten in Betracht kommt.“ — Zunächst ist es meine feste Überzeugung, daß das Urbild dieses Vierstromlandes so beschaffen war, daß die Grotte der Kalypso (Odyssee V, 70—71) mit ihren vier Quellbächen, die „hierhin und dorthin schlängelten“ als genaue Nachbildung dieser Landschaft angesehen werden darf. Dann ist mir durchaus klar, daß es sich nicht um vier parallel nebeneinander hinfließende Ströme handeln kann (das verhindern die Worte „hierhin und dorthin!“), geschweige denn um solche, die wie Euphrat und Tigris sich schließlich vereinigen, sondern daß diese vier Ströme von einem Berge aus nach den vier verschiedenen Himmelsrichtungen ihren Lauf nehmen, nach Osten, Süden, Westen, Norden. — In Babylonien finden sie sich nicht!

112. H. Muchau, Das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduringer. Kapitel X, S. 215—232 (vgl. oben S. 193).

Seite 230 habe ich über die vier Paradiesesströme folgende Ansicht ausgesprochen: „Schon Dillmann hatte in seiner ‚Genesis‘ (1882) zur Erläuterung des Begriffes ‚Paradiesesbaum‘ auf die Vorstellungen indogermanischer Völker und auf den germanischen Göttersitz „Asgard“ (S. 47) verwiesen, jetzt ist die Übereinstimmung zwischen dem Paradiesesbaum und der germanischen Weltesche allgemein anerkannt, nur wagt man noch nicht — weil die germanischen Dichtungen wie ‚Muspilli‘ (Golther, Germanische Göttersage S. 55) mit christlichen Ideen vermischt sind, die urgermanische Weltauffassung als die ältere anzuerkennen, die doch, wie die italische Lehre vom Vertumnus (dem Himmelsachsendreher gleich dem germanischen Mondgott Mundalföri) erweist, ins zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreichen muß. Ich habe als mutmaßlichen Standpunkt der Weltesche Ygdra(man)sil, von der aus sich die vier Wasserströme nach den vier Himmelsrichtungen ergießen, das Hercyniagebirge (Fichtelgebirge) angenommen, von dem aus die vier Flüsse Eger, Main, Sala (Egdramainsala, s. d. Folgende) und Naab sich nach den vier Standpunkten der Sonne, Morgen, Abend, Mitternacht (Mitternachtssonne!) und Mittag ergießen. Die schon S. 189 in meinem Buche erwähnte Namensform Egdramainsala, zu der der Ortsname Angrimenslewo (d. h. Ermsleben) genau

paßt, ist = Ygdra(mn)sil, d. h. Angdraminsul (Irminsul), worunter (vgl. S. 155 meines Buches) urzeitlich nicht eine einzelne Säule, sondern ein ganzer geheiligter Bergwald (man denke an die Eiche von Dodona Ilias B, 750) verstanden wurde, der durch seine Wasserspenden allen Völkern Leben und Gedeihen gibt. — Die babylonische Paradiesesgeographie ist demgegenüber geradezu lächerlich; zu den vier Paradiesesströmen wird neben Euphrat und Tigris dort auch der Nil gezählt, der (als Gihon?) in den Indischen Ozean fließt, diesen durchströmt und in Abessinien als Nil wieder zutage kommen soll (1. Mos. 2, 13). Schon Dillmann (S. 48) erklärt, daß „die geographische Beschreibung des Gartens auf Babylonien nicht paßt".

Sie kann auch, das betone ich ausdrücklich, nicht passen, da die Bibel ausdrücklich berichtet, daß Noahs Nachkommen, nach Osten wandernd, Babylon fanden; sie müssen also von Nordwesten, d. h. aus dem überfluteten Nordeuropa, auf ihren Archen (Flößen mit Hütten und Hürden) gekommen sein. Da alle auf den letzten Seiten genannten Orts-, Völker- und Heldennamen auf die Grundform Umbirsrumhutunger (Bewohner der über dem Strom schwimmenden Hütte), z. B. Ambrramhizdaqer (Abram-Izak), Umarramtuker (Umarutuki = Marduk) usw., siehe die Tabelle, so können wir schon raten, daß auch der Euphrat mit diesen Wortformen und mit uberrima (terra), das überschwemmte, fruchtbare Land zusammenhängen wird, und derartige Deutungen werden uns tatsächlich in dem Artikel Euphrates vorgeführt, auf den ich an anderer Stelle (Abschnitt III) zurückkommen werde.

2. Die angeblich orientalische Herkunft der Phäaken.

a) Die Gärten des Königs Alkinoos.

Jetzt (S. 1410) geht Tkač gerade auf sein Ziel, die orientalische Herkunft der Phäaken, los: „Daß die Phaiakeninsel und das epische Bild des Lebens auf ihr nicht reine Erfindung der Dichtung ist, sondern ein wirkliches Urbild zum Hintergrunde hatte, ist bei den individuell ausgeprägten Zügen der Beschreibung im vorhinein wahrscheinlich und wurde auch seit jeher vermutet. Wenn nun das dichterische Bild durch den Namen der Insel und noch mehr durch den Grundgedanken der Dichtung, der sich, auf Grund der Literaturvergleichung beurteilt, nach Hommels Zusammenstellung in den Kreis der literarischen Behandlung der Inseln der Seligen einfügt, Beziehungen zur glücklichen Weihrauchinsel aufweist, welche auch eine sonst in der griechischen Literatur bekannte Lokalität war, so ist

es nicht auffallend, daß in der gleichen Umgebung das dichterische Gemälde von dem Palaste und den Gärten des Alkinoos sein reelles Vorbild vermuten läßt. Die Beschreibung des Phäakenpalastes, welche sichtlich Freude am Glanze verrät, zeigt manche Berührung mit Agatharchides' Beschreibung der Prachtpaläste in Saba und ihrer Einrichtung."

Soviel ist ohne weiteres klar, daß die Gartenbaukunst von denjenigen Ländern ausgegangen sein muß, die seit der Urzeit sich einer natürlichen Bewässerung erfreuten, insofern, als in jedem Frühjahr die reichlich von den Gebirgen nach der Schneeschmelze herabströmenden Quellbäche den Acker und die Beete des Bauern fruchtbar machten. Da die Griechen zu Homers Zeit schon vielfach den Zusammenhang mit den Volksstämmen der Poebene und noch mehr mit den Germanenvölkern nördlich der Donau zwischen Weichsel und Rhein aus den Augen verloren hatten, so erschien ihnen Ägypten als die Urheimat der Feldbewässerungskunst. Deshalb führten sie die Versuche der Könige von Argos, dieses quellenarme Land künstlich zu bewässern, auf die von Ägypten (als Schwiegersöhne) herübergeholten Söhne des Aigyptos zurück, während sie den Mythos der Danaiden richtiger auf die Überschwemmungen des Danaosstromes (Donau) bezogen hätten, denn vom Norden war die Bewässerungskunst nach Argos zu den Achäern gekommen. Über die vergeblichen Versuche der Argiverkönige, die Äcker von Argos reichlich zu bewässern, belehrt uns die Abhandlung von

113. Escher, Artikel Danae in Pauly-Wissowa Reall. Bd. IV, S. 2084 und

114. Waser, Artikel Danaides in Pauly-Wissowa Reall. Bd. IV. S. 2087.

b) Die Kunstwerke im Palast des Königs Alkinoos.

„Die Erwähnung der goldenen Knabenstatuen als Fackelträger (VII, 100) bekundet ein spezifisches Motiv der orientalischen Kunst, welche die Darstellung menschlicher Figuren seit der ältesten Zeit als Stütze von Baldachinen und zu ähnlichen Zwecken dekorativ verwendete, und es „steht der Annahme nichts im Wege, daß derartige Geräte oder wenigstens Nachrichten über dieselben schon während der homerischen Epoche in die ionischen Städte gelangt waren" (Helbig, Das homerische Epos 290). Auf dem Wege der Weihrauchstraße, an dessen Ziele die Händler aus dem Süden mit Syrern und Griechen in Verbindung traten, konnten

ihre Mitteilungen über Bauten und Kunstwerke ihrer Heimat am leichtesten den Ioniern vermittelt werden. Die goldenen und silbernen Hunde vor dem Alkinoospalast (VII, 91) geben ein Kunstmotiv ab, welches mit den Tierplastiken der Babylonier, Assyrier und Sabäer vergleichbar ist. Selbst die wenigen erhaltenen Reste der bildenden Kunst des alten Südarabien, welche aller Wahrscheinlichkeit nach von der babylonisch-assyrischen beeinflußt war, zeigen in dem reichen ornamentalen Schmuck und in den figürlichen Darstellungen ein Geschick, welches auf Vorliebe und Übung der sabäischen Kunsthandwerker schließen läßt. Die Weihinschriften sprechen häufig von Statuen, eine Inschrift des Sabäerkönigs 'Alhān von 30 Statuetten aus Gold; für die Verwendung von Tierdarstellungen als dekoratives Ornament ist beachtenswert ein auch von Grimme 42 passend herangezogenes Zeugnis bei Hamdānī für Ausschmückung der Fassaden von Tempeln und Schlössern, dessen Beschreibung die Darstellung von „wilden Tieren auf Tafeln" erwähnt, von Adlern und Geiern, Hasen, Gazellen, schlappohrigen Bluthunden, teils gekoppelt, teils dahinrennend (S. 1411)."

c) Die Fruchtgärten des Alkinoos und ihre (angebliche) orientalische Herkunft.

An die Behauptung, daß die von den Phäaken geübte Kunstfertigkeit orientalischer Herkunft sei, schließt sich der Hinweis, die behagliche Lebensart ihrer Vornehmen weise ebenfalls nach dem Osten. S. 1411 (§ 7):

„Desgleichen erinnert die „märchenhafte" Ausmalung des Früchtereichtums im Garten des Alkinoos, welche „alles Schöne, was die Wirklichkeit an verschiedenen Gegenständen und zu verschiedenen Zeiten darbietet und was die Phantasie in einem wundervollen Klima sich denken kann, auf diesen einzigen Gegenstand übertragen hat" (Ameis' Anhang zur Odyssee VII, 114) an die Schilderung des Reichtums der Flora Sabas bei Agatharchides (Phot. 97, Diodor. III, 46; vgl. II, 49 über den Reichtum der südarabischen Vegetation) und ebenso bei den arabischen Schriftstellern; und die Vorstellung von dem beständig milden Klima der Phäakeninsel, auf welcher die Obstbäume

— — — tragen beständig, und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt
Blühn die Knospen dort, hier zeitigten schwellende Früchte; —

entspricht der Lobpreisung des immer heitern Himmels im Lande Saba nach den oben angeführten arabischen Literaturzeugnissen.

Auch die Tendenz der Dichtung, die Vorliebe der Phäaken für behaglichen Lebensgenuß zu charakterisieren (VIII, 248 f.), ladet zum Vergleiche mit der Bemerkung über die Üppigkeit und Leichtlebigkeit der Sabäer bei Strabo XVI, 778 (nach Artemidor) ein, sowie das Lob der Gastfreundlichkeit der Phäaken (Odyssee VIII, 544 f. u. a.) mit dem Lob der gleichen Gesinnung der Sabäer bei Mas'ūdī. Wie nach der dichterischen Vorstellung die Phäaken in ihrer weltfernen Abgeschiedenheit nur den Frieden lieben und dem Kriegshandwerk abhold sind (VIII, 246 f.), so berichtet Diodor (III, 47) von den Sabäern, daß ihr Land wegen seiner Entlegenheit seit den ältesten Zeiten niemals von Fremden durch Krieg verwüstet worden ist". — Was diese letzte Behauptung anbetrifft, so möchte ich die Leser darauf aufmerksam machen, daß auf der homerischen Landkarte nicht nur im allerfernsten Südosten, sondern auch in dem ebenso weit entlegenen Nordwesten etwa auf Island und in dem ultima Thule ein solches genußfrohes, friedliches Leben geherrscht haben muß; auch die grüne Insel „Irland" war jahrhundertelang bis zur Unterwerfung durch die Angelsachsen ein glückliches Land. Den Beweis, daß auch im Nordwesten Europas in der Bronzezeit kunstsinnige Fürsten geherrscht und weithin berühmte Künstler gelebt haben, werde ich bei der Besprechung zahlreicher archäologischer Schriften im Abschnitt V, VI und VIII zu erbringen suchen.

d) Die weit entfernten Wohnsitze der Phaiakes (ἔσχατοι) und deren angebliche Lage im Indischen Ozean!

In diesem V. Abschnitt sowie im VIII., wo die vorgeschichtliche Meerherrschaft eines von den Atlantischen Küsten bis zu den Ländern des Mittelmeers herrschenden Seevolks besprochen werden soll, ist Gelegenheit gegeben, darauf hinzuweisen, daß die Normannenherrschaft auf Sizilien und die Seeherrschaft der Engländer im Mittelmeer treffende Beispiele dafür sind, daß die Heimat solcher Mittelmeerkolonien sehr wohl im N.W. liegen kann. Tkač dagegen (S. 1412) denkt an den fernen Südosten:

„Wenn, wie Ameis (a. a. O.) richtig bemerkt, der Zweck der ganzen Beschreibung des Phäakenpalastes kein anderer ist, als ‚die Veranschaulichung der Idee des Reichtums und des Überflusses an allem, was die Bedingungen und die Mittel zum frohen und üppigen Lebensgenusse darbietet', so ist es nicht nur nicht auffallend, sondern wohl begreiflich, daß für den angestrebten Zweck das beste Mittel verwendet wurde und auf diese Beschreibung auch Vorstellungen

von einem Lande der Arabia felix einwirkten, welches durch seinen Reichtum und durch den Luxus und das Wohlleben seiner Bewohner seit den frühesten Zeiten seines Bestandes nachgerade typisch geworden war. Eine solche Einwirkung literarischer Motive lag um so näher, als die Insel der Phäaken in der epischen Dichtung der Griechen die Verkörperung des in der antiken Literatur internationalen Begriffes der Insel der Seligen ist, als dessen wirkliches Urbild die unweit von Saba gelegene Dioskuridesinsel erscheint. . . . So ist es wohl verständlich, daß die Phäaken Od. VI, 205 als ἔσχατοι bezeichnet, also am Ende der Welt wohnhaft gedacht werden. Diese Vorstellung paßt weder zu einer der Inseln des ionischen Meeres bei Ithaka, etwa zu Kerkyra, noch auch selbst zu Kreta, welches in neuerer Zeit für die Phäakeninsel ausgegeben worden ist. Auch das Elysium, den Aufenthaltsort des Radamanthys, ließ der Mythos der Griechen am Ende der Welt am Okeanus gelegen sein (nach Od. IV, 563). So wurde auch Scheria als ein Fabelland in der Nähe des Elysiums aufgefaßt (s. noch Seiler-Capelle 532, 2). Nach unserm Versuche einer Deutung des Phäakenmythus erklärt es sich auch aufs beste, daß (nach Od. VII, 321) Euboia von Scheria aus τηλοτάτω gelegen war, während diese Angabe unerklärlich ist, wenn Scheria mehr oder weniger weit von Ithaka im ionischen Meere oder selbst in Kreta gesucht wird." — Natürlich konnten die phäakischen Niederlassungen im Mittelmeer (das gestehe ich Dr. Tkač unumwunden zu), nicht als „weitentlegene" bezeichnet werden, diese Benennung bezieht sich aber auf die Urheimat dieses in Scheria eingewanderten Seefahrervolks, auf Ὑπερεία, die unten S. 310 genauer besprochen werden soll.

e) Die Fahrt des Rhadamanthys nach Euboia.

Denn erst muß doch der vorurteilsfreie Homerforscher über die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Seefahrkunde des achäischen (ägäischen) Zeitalters ins reine kommen, er muß sich die Frage beantworten, wo hat der primitive Schiffbau (der in dem Floß des Odysseus, Odyssee V sein Vorbild hat) seinen Anfang genommen, ehe er über den Streit: „Hat das berühmte Seefahrervolk der Phäaken im fernen Südosten oder im fernen Nordwesten gelebt?" eine Entscheidung fällen kann. Tkač (S. 1412 u. 13) hält am „Südosten" fest:

„Unter letzterer Voraussetzung wird auch der dichterische Gedanke, daß die windschnellen Märchenschiffe (Od. VII, 36; VIII, 561) des eminenten Schiffervolkes der Phäaken die Fähigkeit haben,

in einem Tage den Rhadamanthys bis Euboia und von da wieder zurückzuführen (VII, 323) und ebenso in einer Nacht mit Odysseus nach Ithaka zu fahren (XIII, 86 f.), leer und unpassend, umgekehrt aber ist diese Vorstellung zweckdienlich und wirkungsvoll und für die fabelhaft schnelle Fahrt der Phäaken, die ja durch jenen vergleichenden Hinweis auf die Entfernung Euboias als Wunderleistung ins rechte Licht gesetzt werden soll, charakteristisch, wenn Scheria in weitester Entfernung von Euboia und noch mehr von Ithaka angenommen wird, im fernen Osten nach der epischen Orientierung am Rande der Erde am Okeanos, wie das Elysium. Drerup (Homer 135) hält Kreta für die Phäakeninsel, um den Entfernungsvergleich mit Euboia, welcher ‚vom Standpunkte der im Nordwestmeere lebenden Phäaken herzlich schlecht gewählt erscheint' (145), angemessen erscheinen zu lassen, muß dann aber zugeben, daß Kreta ‚mit dichterischer Phantasie an das Ende der Welt, (Od. VI, 205) in das Nordwestmeer versetzt ist', und daß diese Zumutung an die homerische Vorstellungsweise nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß Quandoque bonus dormitat Homerus! (135). Auch er fand (133), daß die Schilderung des Alkinoospalastes das typische Bild einer prunkvollen orientalischen Herrscherwohnung gibt; seine Meinung jedoch, daß dieses Bild ‚auf griechischem Boden im Minospalaste seine nächste Parallele hat', ist nur die Folge seiner Lokalisierung Scherias." — Wir können uns beim Lesen dieser Zeilen des Gefühls nicht erwehren, daß der Homerforscher Drerup für Dr. Tkač ein schlechter Eideshelfer und Kronzeuge ist, da er einerseits eine prunkvolle orientalische Herrscherwohnung bereits in Kreta zu finden bereit ist, und es verschmäht, sie in Südarabien zu suchen, andrerseits den Zusammenhang dieses „orientalischen" Herrschersitzes mit einem im Nordwestmeer hausenden Seefahrervolk nicht wegzuleugnen gewillt ist. Daß er nicht zu diesem häßlichen Entschuldigungsgrunde hätte greifen brauchen (Homers Vergeßlichkeit), wird sich auf den nächsten Seiten ergeben; es hat in der Geschichte mehrmals solche Mittelmeerreiche gegeben, die ihren Ausgangspunkt im Nordwesten hatten. Die Heranziehung unbedeutender Kleinigkeiten, wie die Hineinziehung der Ortschaft Marathon in den Wirkungskreis der Athene, ist für die Lage der I. Scheria vollauf gleichgültig; dennoch legt Tkač (S. 1413) Gewicht darauf:

„Bei der durch mehrere Indizien nahegelegten Annahme, daß das wirkliche Vorbild für die dichterische Gestaltung der Phäaken-

insel im Osten zu suchen ist, wird selbst ein nebensächliches Detail, wie daß Athene auf dem Wege von Scheria noch Marathon aufsuchte, bevor sie nach Athen kam (Od. VII, 79), erklärlich, während es bei der entgegengesetzten Annahme, daß Scheria im Westen von Athen lag, auffallen mußte; so ist z. B. bei Faesi-Sitzler zu der Stelle eine attische Umdichtung zu Ehren der Peisistratiden angenommen, die mit Marathon in Beziehung standen; zur Vermutung einer Interpolation s. Ameis-Hentze, Anhang z. d. St." — Ich finde keinen Hinweis auf die östliche Lage Scherias in der Hineinziehung des athenischen „Vororts" Marathon in den Weg der Athene; war der Weg von Marathon nach Athen für die heldenhaften Sieger in der Perserschlacht so schnell zurückzulegen, so wird auch die Göttin Athene, mochte sie nun von Westen vom Adriatisch-jonischen Meer — oder aus dem fernsten Osten kommen, diesen kurzen Abstecher leicht haben machen können. Somit wird also wohl Euboia ein uralter Bestandteil des großen Seefahrerreiches gewesen sein, das Minos, des Rhadamanthys Bruder, in jener Epoche des Weltverkehrs beherrscht hat, und das auch Ägypten umfaßte.

115. Philippson, Artikel Euboia in Pauly-Wissowa, Bd. II, 851.

Aus dieser kurzen Beschreibung der Insel und ihrer Geschichte will ich zunächst einen Satz über ihre Fruchtbarkeit anführen, damit diejenigen Orientschwärmer, welche eine üppige Vegetation durchaus nach dem Lande Arabia felix verlegen wollen und anderswo die Möglichkeit paradiesischer Gärten leugnen, andren Sinnes werden: „Das nördliche Hügelland selbst . . . ist die fruchtbarste und bevölkertste Gegend der Insel, wo Getreide, Wein, Öl, Obst, Vieh in Fülle gedeihen" (S. 852), und dann S. 855 wird über die dort blühende Viehzucht, Bienenzucht, Ackerbau, die Kastanienwälder und die Salzgewinnung gesprochen. Was aber die Verbindung des Seefahrerstaates Kreta über Euboia nach dem Festlande hin anbetrifft, so weisen gerade die Volksstämme der Vorzeit auf diesen Zusammenhang mit Thessalien und Illyrien hin (S. 856): „Im Norden wohnten die thessalischen Elloper und Perrhaiber; im Süden Dryoper, im mittleren Teil aber die frühverschollenen Kureten (= Kretes?) und die Abanten (Il. II, 536—545)." — Wer die Namensverwandtschaft dieser vorgeschichtlichen Völker mit den Seevölkern Nordeuropas klar erkennen will, betrachte die Tabelle am Ende dieses Bandes.

f) Hypereia, das nordische Heimatland der Phaiaken.

Für unglaublich sollte man es halten, daß Tkač die orientalische Herkunft verteidigt und dennoch die Bedeutung von Hypereia („hoch im Norden liegend") unbefangen bespricht: „Damit, daß diese Indizien ... übereinstimmend nach dem Morgenlande hinweisen, ist natürlich wohl vereinbar, daß die selbständig tätige Dichtung diese vereinzelten morgenländischen Elemente zwar noch immer mit dem Gepräge ihrer Herkunft widerspiegelte, aber in griechische Formen kleidete und mit heimischen Verhältnissen, die nach Zeit, Ort und Kultur nahelagen, verwob und endlich für das Bedürfnis einer Lokalisierung geradezu auf eine griechische Insel übertragbar machte. Auch die Einzelheit, daß die Phaiaken als Einwanderer in Scheria aus ihrem früheren Wohnsitze ιγπέρεια gedacht werden, ‚einer poetisch geschaffenen Gegend' (Ameis), welche ‚vielleicht nur einen hoch (im Norden?) gelegenen Ort bezeichnen soll' (Faesi), konnte nicht nur die Erinnerung an die fern von Griechenland gelegene Heimat dieses Volkes bewahren, sondern auch mithelfend der begreiflichen Absicht dienen, die Insel in der epischen Fassung der griechischen Welt näher zu rücken. Die Verbindung der Kunde von Prachtschlössern im glücklichen Weihrauchlande mit der von einer benachbarten Insel der Seligen, welche als Zufluchtstätte eines gestrandeten Seefahrers schon Jahrhunderte zuvor Gegenstand der Märchenliteratur eines zweiten Nachbarlandes gewesen war, bot einen ergiebigen dichterischen Stoff und gefiel, und damit war der Zweck der Dichtung erreicht." Wie kann man, so frage ich, das Urteil des verdienten Homerforschers Faesi zum Beweise heranziehen, der Hypereia als einen „hoch im Norden liegenden Ort" deutet, da in allen geographischen Lehrbüchern (Ptolemaeus u. a.) ὑπέρ stets so viel bedeutet als „nördlich darüber", und zugleich doch starrköpfig an der östlichen Herkunft dieses geheimnisvollen Seefahrervolkes aus Südarabien festhalten? — Daß in der Schilderung der Gärten des Alkinoos asiatische und europäische Vegetation miteinander vermischt sind, wird niemand ernstlich bestreiten wollen; es fragt sich nur, welcher Bestandteil in dieser Mischung als der ursprüngliche angesehen werden soll. Die Normannen in Sizilien schmückten ihre Herrensitze natürlich auch mit südländischen Pflanzentypen (Palmen usw.), die ihrem Heimatlande, der Normandie und Norwegen fremd waren, dennoch fühlten sie sich aber noch Jahrhunderte lang als nordisch-germanische Kraftnaturen, und in den Chorliedern in Schillers „Braut von Messina" spricht sich dieser Gegensatz der unter-

jochten und geknechteten Sizilianer zu den übers Meer gekommenen Gewaltherrschern klar und deutlich aus. In derselben Weise beherrschten die Eteokretes, die Urbewohner Kretas, große Kolonialgebiete in Ägypten und Arabien, ehe sich diese Staaten (unter Menes) selbständig machten (Eteokretes-Teukrides S. 183).

3. Die Namensverwandtschaft der Minoier (Minos von Kreta) mit den Minaiern in Südarabien.

Obwohl Tkač die Tatsache, daß die griechischen Schriftsteller einen Zusammenhang dieser arabischen Minaeer mit dem Reiche des Minos oft erwähnen, ganz unbefangen bespricht, weist er doch jeden Gedanken, daß dieses um 2000 v. Chr. gegründete Minaeerreich eine vorgeschichtliche Kolonie des mittelländischen Seefahrerreiches sein könnte, weit von sich. Nur ungern fügt er sich der durch Glaser geförderten Erkenntnis, daß das berühmte Königreich von Saba später ist als das Minäerreich.

a) Das Königreich von Saba.

Über dieses Reich von Saba gibt er folgende wichtige Aufschlüsse (S. 1540): „D. H. Müller hat zum ersten Male den Versuch gemacht, eine Liste der sabäischen Herrscher aufzustellen, und die Geschichte Sabas in drei Perioden geteilt:

1. Die sogenannte Mukarrisperiode (Mukarrab, Makrub, Makrib);
2. die der Könige von Saba;
3. die der Könige von Saba und Raidan.

Als den zeitlichen Anfang des Reiches Saba bezeichnete er das 8. Jahrhundert v. Chr., in welches die Erwähnung des Sabäers Iti 'amar in der Sargoninschrift hineinfällt, als sein Ende das 1. Jahrhundert n. Chr. Während sich die Chronologie des Sabäerreiches und seiner Dynastien durch die Denkmäler bis zu einem ziemlich befriedigenden Grade von Genauigkeit ansetzen läßt, steht die Beantwortung der Frage nach dem Alter des Staates der Minäer lange nicht so günstig, da keine Handhabe für eine bestimmte Datierung der minäischen Inschriften vorliegt. D. H. Müller suchte auch die minäischen Könige zu gruppieren und erklärte, daß die beiden Reiche von Saba und Ma'in gleichzeitig nebeneinander bestanden und miteinander rivalisierten." Ich würde auf die hier genannten Könige von Saba gar kein Gewicht legen, wenn uns nicht die „Königin von Saba", die wir ja alle aus dem biblischen Bericht über den König Salomo (vgl. 1. Könige 10)

kennen, an einer anderen Stelle dieses Jahresberichtes, nämlich im Abschnitt IV (Stellung der Frau, Familie) begegnen würde, wo ich den Versuch von Tkač, mit ihrer Persönlichkeit den Beweis zu führen, daß die Phäakenkönigin Arete eine Orientalin gewesen sei, scharf entgegentreten werde. Sie gleicht viel mehr den germanischen Fürstinnen; sagt doch Tacitus von ihnen, daß ihnen nach dem Empfinden der Germanen etwas Göttliches innewohnt; das semitische Weib ist Handelsware.

b) Die Begründung des Minäerreiches um 2000 v. Chr.

In scharfem Gegensatz hierzu versuchte Glaser (im Jahre 1889) im ersten Teile seiner Skizze den Nachweis, daß das minäische Reich dem sabäischen zeitlich voranging und von Saba vernichtet und in der Herrschaft über Südarabien abgelöst wurde. Da das Reich Saba schon im 8. Jahrhundert bestand und mit Rücksicht auf die Zahl (ca. 29) der bis jetzt gefundenen Namen minäischer Könige die Dauer der Minäerherrschaft auf ungefähr 750 Jahre berechnet wurde, mußte Glaser den Beginn des Minäerreiches über das Jahr 1500 v. Chr. zurückdatieren; er nahm jedoch keinen Anstand (I, 55) noch bis auf ca. 2000 v. Chr. als den wahrscheinlichen Anfang der minäischen Königsherrschaft zurückzugehen. Das sabäische Zeitalter teilte er in vier Perioden: 1. die der Makārib, etwa zwei Jahrhunderte lang, während welcher die Sabäer mit den Minäern um die Vorherrschaft gerungen hätten, ca. 1070 oder 1020—820 v. Chr.; 2. die der Könige von Saba, etwa bis zum Ende der Achaemenidenzeit; 3. die Periode der Könige von Saba und Raidān, bis gegen 300 n. Chr., endlich 4. die letzte Periode, in welcher die Könige den längeren Titel führten (vgl. oben S. 311). Auf diese seine Minäertheorie kam Glaser an mehreren Stellen des 2. Bandes seiner Skizze sowie in seinen späteren Veröffentlichungen zurück. So erklärte er (110), bewiesen zu haben, daß die minäischen Inschriften weit in das 2., wahrscheinlich sogar in des 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen (vgl. 330); er verstieg sich sogar zur Vermutung (453), daß wir „mit dem minäischen Reiche bis zum Beginn der Hyksosperiode hinaufzugehen haben, also bis zum 22. Jahrhundert!" — Für Glasers Theorie trat Hommel ein (in drei Werken), ferner namentlich Winkler (MVAG 1898, 19, 43 f., 1906, 84 f., in seiner Geschichte Israels, seinen Altorientalischen Forschungen in KAT 104 f., 150 und in Helmolts Westasien III, [1] 244 f.) und Weber in seinen Monographien im „Alten Orient" (VIII, 4 1907 und X, 2 1909) und in seiner Be-

arbeitung von Winklers Westasien (235 f.), weiterhin Grimme (16 f.) und in neuster Zeit Benzinger (Geschichte Israels 1912, 16). Auch H. Dérenbourg (Nouveau mémoire sur l'épitaphe minéenne 1895, 7) erklärte die Minäer als Vorgänger der Sabäer. — Die von Tkač aufgeführten gegnerischen Stimmen müssen freilich auch berücksichtigt werden (Halévy, Sprenger, Ed. Meyer, Lagrange, Litzbarski, Hartmann und Huart), doch bezieht sich ihr Widerspruch zum Teil nur auf die chronologischen Ansätze.

c) Die Minäer und die Erfindung des phönikischen Alphabets.

Tkač geht alsdann (S. 1506) auf die Besprechung des Alters dieser Schrift ein: „Ed. Meyer (Geschichte des Altertums II, 382) wendet gegen die Minäertheorie ein, daß alle bisherigen Annahmen über die Geschichte der semitischen Schrift auf den Kopf gestellt würden, wenn Glaser mit seiner Behauptung recht hätte, daß die minäischen Inschriften dem 2. Jahrtausend angehören. In der Tat ist das phönikische Alphabet frühestens um 1000 v. Chr. anzusetzen (vgl. Meyer I ^{3}, 2, 425), die minäische Schrift aber sicher nicht älter, selbst wenn sie nicht das Tochteralphabet zur phönikischen oder durch eine Zwischenstufe aus ihr abgeleitet, sondern, wie jetzt seit Glaser vermutet wird, zu dieser das Schwesteralphabet nach einer gemeinsamen Urschrift sein sollte[1]). Schon damit erscheint der Glaserschen Lehre der Boden entzogen. Die Ansetzung der Buchstabenschrift auf ca. 2000 v. Chr. oder gar ‚mindestens tief in das 3. Jahrtausend', ist ganz unwahrscheinliche Hypothese (anders Hommel, Grundriß 104, 146; Weber, Westindien 163 nebst den eben genannten Stellen). Gegen diese beiden Forscher, sowie gegen Winkler u. a. erklärte Huart selbst den Zeitpunkt von 1500 als Datum der Minäerherrschaft für ‚sicher zu hoch gegriffen', da zu dieser Zeit die Buchstabenschrift noch nicht erfunden war, was auch andere eingewendet haben." — Diese wichtige Frage nach der Entstehung und Verbreitung der Buchstabenschrift soll in dem XI. Abschnitt (Bildung und Schriftwesen) eingehend besprochen werden, damit endlich die Vermutungen über das Wesen der *λυγρὰ σήματα* des Bellerophontes (vgl. S. 226) und ihr Verhältnis zu den „unheilvollen Runen" der Germanen klaren Anschauungen Platz machen können. Gerade im letzten Jahrzehnt sind wichtige Ergebnisse auf diesem Forschungsgebiet zu verzeichnen. Jedenfalls hängen alle diese Fragen nach der Blütezeit der phönikischen

[1]) Weber, Studien 12 (nach Winkler und Hommel). — Lidzbarsky setzt den Anfang der Minäerherrschaft auf 1400 v. Chr. an.



Kultur mit der Ausbreitung der kretisch-minoischen Seeherrschaft aufs engste zusammen; dieses kretisch-mykenische Weltreich steht nämlich auch mit dem asiatischen Reich der Aramäer und Hettiter sowie mit dem Reiche der Minäer in Arabien in einem für uns allerdings noch ganz rätselhaften Zusammenhang; viel Neues enthalten darüber die Abhandlungen über Idomeneus und die Eremboi; vgl. die Bemerkungen über den Menelaosnostos S. 258.

116. Gundel, Artikel Idomeneus in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. IX. S. 906.

„Die Etymologie seines Namens ist bisher noch nicht sicher festgestellt." Vgl. darüber die Namentabelle am Schlusse dieses Bandes [1]).

d) Der Zusammenhang des Aramäerreiches mit dem minoischen Reich auf Kreta.

117. Tkač, Artikel Eremboi in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VI, S. 413.

In dieser ausführlichen Besprechung des rätselhaften Volksnamens, der eine spätere, (leider!) nicht authentische Nebenform *Ἐρεμβαῖοι* zur Seite steht, weist der Verfasser zuerst auf die sieben von Menelaos besuchten Völkerschaften hin: Kypros, Phoinike, Ägypten, Äthiopien, zu den Sidoniern, den Eremboi und nach Libyen, und schließt daran das Urteil: „Ethnographisch läßt sich von diesen Völkern jedes noch fixieren, nur nicht die Eremboi; Strabon nennt sie ein *καινὸν ὄνομα*." Er geht dann auf die Meinungsverschiedenheiten der Alten ein und fährt abschließend fort: „In den Bahnen der Kritik und Erklärung des Altertums, welches die Eremboi für Araber, Äthiopen oder Inder hielt, bewegten sich teilweise auch noch die Erklärungsversuche neuerer Forscher. So wollte [1]) Völcker und andere unter Hinweis auf *ἐρεμνός*, *ἔρεβος* (= Dunkelheit) die Eremboi als einen Zweig der Äthiopen am Mittelmeere erklären", ebenso noch Buchholz: „Ohne Zweifel bilden die Eremboi einen Zweig oder eine Abart der Äthiopen und sind wohl an die Küste des Mittelmeeres, in die Nähe der Sidonier, Kypros gegenüber, zu setzen, so zwar, daß sie die Äthiopen zu östlichen Nachbarn haben." 2. Nitzsch sah in den Eremboi erzsuchende Bergleute von Kypros, eine neue Variation der Ableitung

---

[1]) Ich komme auf die Einzelheiten im Leben und Charakter des Idomeneus, des Sohnes des Deukalion und Enkel des Minos, im VIII. Abschnitt zurück.

von "Ἔρα, die schon die Alten nicht befriedigen konnte. 3. „Auf den ersten Blick scheint die von Movers (Die Phönizier II, 3, 283) vorgetragene Erklärung, Eremboi von dem semitischen Ereb, Mischlinge (im Alten Testament) abzuleiten sei, einem Namen, mit welchem die das östliche Mittelmeergebiet bewohnenden Stämme in homerischer Zeit bezeichnet worden seien, welche später Araber, Wüstenbewohner, genannt wurden." — „Gegen die Zusammenstellung des homerischen Eremboi mit Ereb und Arab, so bestechend sie auch zumeist wirken mag, spricht jedoch die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit einer ausreichenden Erklärung des μ in der griechischen Wortform." — So fährt denn Tkač in einer Weise, die auch ich durchaus für richtig halte, S. 416 fort: „Zwei Momente, die Erwähnung der Eremboi nach den Sidoniern und der Anklang ihres Namens an Aram (אֲרָם der Bibel, Aramu der Keilschriften), bestimmen mich zu der Annahme, daß der Namensform Eremboi der Name der Aramäer zugrunde liegt, jenes Volkes, welches im Laufe der Jahrhunderte, wohl von der großen syrischen Wüste her, bis in die Libanongegend vorgedrungen ist, bei Homer also in der östlichen Nachbarschaft der Sidonier auftreten würde (vgl. den Artikel Aramaioi).

Tkač fährt dann fort: „Dieser Auffassung käme noch am nächsten, was im Homerlexikon von Seiler-Capelle zu lesen ist: ‚— nach Ameis vielleicht die Aramäer nebst anderen benachbarten Völkerschaften'." Doch beruht diese Notiz, wie schon der Hinweis auf Ameis lehrt, auf ganz anderen Voraussetzungen. Mehrere Erklärungen verzeichnet die Angabe der letzten (10.) Auflage des Autenriethschen Homerwörterbuches (von Kaegi): „(von ἔρεβος? oder Anklang an orientalische Namen wie Aramäer und Araber?) mythisches Volk, vielleicht Araber." Tkač steht dieser Deutung Eremboi = Arabes abweisend gegenüber und verweist auf seine voranstehenden Ausführungen; — „gegen die von ihm vorgeschlagene Deutung Eremboi = Aramaioi kann man", so fährt Tkač fort, „nur das β der Endung βοι ins Gefecht führen," und gesteht auch offen ein, daß ein Suffixelement = bo im Indogermanischen nirgendwo bezeugt ist. Wenn ich nun trotzdem seiner Ableitung Eremboi oder länger Erembaioi (Etym. M. 370, 45 und Steph. Byz) = Aram(b)aioi rückhaltlos zustimme, so tue ich das mit dem Hinweise auf die S. 192 aufgeführten indogermanisch-europäischen Volksnamen, die wie Trimbautes (gesprochen Trinobautes), Trimbokchoi, Trimbantuloi = Triballoi usw. alle auf die germanische Bezeichnung Strymbodn = Strombauden zurück-

gehen und aus der Pfahlbautenzeit, d. h. der jüngeren Steinzeit, stammen. Wer diese, meine Meinung für die richtige anerkennt, dem löst sich auch die Frage, wie die Nachbarschaft der Arambaioi (Erembaioi) und Ara-bes Arabesci (Arabesken!) zu erklären sei, spielend: 1. In den Volksnamen, die wie die Hettiter (seit 1917 als Indogermanen erwiesen) und ihre Nachbarn, die Aramäer, den Schritt aus dem Ariertum (Aramaioi = Armenioi) in den Semitismus machen mußten, trat das Grundgesetz der semitischen Sprachen „radix est trilittera“ in Wirksamkeit, d. h. man hatte die Wahl, den ursprünglichen Lautbestand aramb mit vier Radikalen auf 1. aram oder 2. auf arab abzukürzen, so wie auch in den indogermanischen Sprachen mb zu mm (tumb = dumm; stumb = stumm usw.) oder zu einfachem b wird (cumbo = cubo); 2. schon in den indogermanischen Volksnamen ist Strymbodn entweder zu (S)tribodchoi oder zu Strym(b)ôdn (Στρύμων) vereinfacht und die Arawisci an der Donau stimmen haarscharf mit den Arabisci in Arabien überein. Die Ableitung der Arabes von arab = Wüste halte ich für lächerlich; meint man wirklich, daß ein so selbstbewußtes Volk wie die Araber ihren Namen der trostlosen Sandwüste entnommen haben sollen? — Nein, umgekehrt liegt die Sache; da die Hauptansiedlungen der von der Mittelmeerküste eingedrungenen Kolonisten in Arabia felix entstanden, so nahm auch das von ihnen der Kultur nicht zu erschließende Wüstenland den Namen Arab an und erstarrte schließlich (wie Maecenas = Dichterfreund, Don Juan = Mädchenjäger) zu einer Bezeichnung für eine kulturlose Wüstengegend.

Nun kommt Tkač auf den Zusammenhang von Eremboi mit ἔρεβος zu sprechen; ehe ich aber auf seine Ausführungen eingehe, sei mir ein Einwurf gestattet. Seit Movers oder vielleicht schon viel früher wird uns die Wortableitung von den Orientalisten aufgetischt, daß ἔρεβος (hebr. ereb) das Grundwort für den Erdteil Europa sein solle = dunkel, Abendland. Gott sei Dank gehört diese Wortspielerei jetzt zu den abgetanen Dingen, wie wir aus dem Bericht über Europa entnehmen können.

118. Berger, Artikel Europe in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VI. S. 1287—1308.

Was die Wortableitung des Namens Europe betrifft, so betont Berger mit wünschenswerter Schärfe, daß dem Adj. εὐρωπός das in Verbindung mit χάσμα „gähnender Abgrund“ bedeutet, erst in späterer Verwendung altüberkommenen Sprachgutes der Begriff

„dunkel“ substituiert worden sei. „Unrichtig“, so folgert er, „ist daher meines Erachtens die Erklärung der Göttin Europe als der ‚dunklen‘ oder gar der ‚verdunkelnden‘, des Erdteils Europe als des ‚Abendlandes‘ (Gruppe Griech. Mythol. 252), und damit auch die weitere Vermutung, daß der Name von dem phönikischen Wort ereb = dunkel abzuleiten sei. Aug. Fick verzichtet auf eine Ableitung aus dem Griechischen.“ Indem ich diesem Widerspruch gegen die semitische Ableitung meinen Beifall zolle, bedauere ich, daß Fick die Ableitung aus dem Griechischen abgelehnt hat, während ein Seitenblick auf Eurotas die Möglichkeit eines Anschlusses an ῥοῦς Strömung nahegelegt hätte.

119. Philippson, Artikel Eurotas in Pauly-Wissowa, Reall. Bd. VI. S. 1314—1316.

„Obwohl sein Name ‚der schön strömende‘ bedeutet, wurde er doch auf einen König zurückgeführt usw. Wie Amphitrite die ‚Umströmte‘ bedeutet (S. 198), so ist aus Eusromta sowohl Europe, wie Eurotas hervorgegangen. Denn mit den Wassergöttern hängt die Göttin Europe eng zusammen, sie gilt — wie Berger in dem 1. Abschnitt (Mythol.) darstellt, — als Tochter des Okeanos und der Tethys (Parthenope); Thrake ist die Schwester, Asia und Libye sind Halbschwestern. Diese letzte Angabe, verbunden mit dem nun folgenden Nachweis, daß die Europasage nach Dodona, nach dem Olymp usw. weist, ist meines Erachtens das vollgültige Zeugnis für den arischen Ursprung dieser Göttergestalt, die deshalb mit dem semitischen ereb gar nichts zu tun hat. ‚Asia und Libye sind Halbschwestern‘, mit diesem Satz hat der Mythos klar dargelegt, daß die Kulturentwicklung nicht, wie das alberne Märchen von dem schwimmenden Stier (von Sidon nach Kreta) angibt, von Osten nach Westen, sondern von Westen nach Osten gegangen ist Übrigens schwimmt der Stier nicht, sondern schreitet (S. 1297) durch das Wasser; man lese diese wichtigen Angaben sorgfältig durch!“

e) Das Minäerreich in Arabien als Kolonie des minoischen Reiches von Kreta.

Leider kommt den Orientalisten, denen der Satz „ex oriente lux“ jedes klare Denken unmöglich gemacht hat, der Gedanke, das Aramäergebiet und Arabien könnten von Kreta und Kypros aus kolonisiert sein, überhaupt nicht. Da wirkt es überaus erheiternd, daß ein solcher Kulturweg für die spätere Zeit anerkannt wird. Tkač bemerkt darüber S. 1345: „Winckler (Helmolts West-

asien II [1], 240) erklärt er als Absicht des Augustus, den Römern den durch die Parther versperrten Weg nach Indien über Südarabien zu sichern, und verglich passend (so auch in seiner Bearbeitung von Schrader ‚Die Keilinschriften und das Alte Testament' 1903 [3], 148 f.) so wie schon Glaser (18) die Politik des Augustus gegenüber Arabien mit der des Assarhaddon, welcher durch den assyrischen Besitz an der syrischen Küste, namentlich Gazas, des Endpunktes der Karawanenstraße, und des Durchgangsgebietes Edom sowie andere assyrische Könige vor ihm zu den arabischen Stämmen, welche diesen Überlandhandel betrieben, in Beziehung getreten war." — In diesen Sätzen ist deutlich darauf hingewiesen, daß der Besitz des Aramäergebietes (Gaza-Edom) gewissermaßen naturgemäß zu einer Besitzergreifung Arabiens hindrängt; wenn nun diesen Eroberungszug, den Assarhaddon ausführte, später Augustus nachahmte, so ist es doch naheliegend, daß schon das Heldengeschlecht des Minos von Kreta im III. und II. Jahrtausend v. Chr. diesen natürlichen Weg gefunden und die Entstehung des minäischen Reiches durch die minoischen Seefahrten zu erklären ist. Aus den Darlegungen, die Tkač über die Kultur des Minäerreiches folgen läßt, läßt sich der Beweis erbringen, daß sie von den minoischen Kulturleistungen unzertrennbar ist, und daß die Nebenform Magan für Min weiterhin auf daß Reich Mykenai zurückweist, was zu der Tatsache der engen Verbindung der kretischen und mykenischen Kunst usw. ausgezeichnet paßt. Ich will aber die Besprechung dieser inhaltreichen Abschnitte in diesem Teil (Länder- und Völkerkunde) noch nicht behandeln, sondern sie mit den Schriften über das Seewesen (VIII. Abschnitt), Hausbau (V. Abschnitt), Bildung, Schrift und Sprache (XI. Abschnitt) vereinigen, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden. Denn von dem gewaltigen Seefahrerreich der minoischen Kreter kann nur derjenige Homerforscher eine klare Vorstellung gewinnen, der die epochemachenden Forschungsergebnisse über die Entwicklung der Fahrzeuge vom Floß und Einbaum bis zum „gleichschwebenden Schiff" an seinem Geiste vorüberziehen läßt und die Entwicklung des Hauses vom Pfahlbau bis zum Palast (midlgard — midgard — megaron) verfolgt. Über die Kultur dieses vorgeschichtlichen Weltreiches kann ich aber erst erschöpfend urteilen, wenn Prof. Dörpfelds neueste Schrift über die mykenisch-achäische Kunst im Druck vorliegt.

Erklärung.

Der vorstehende Bericht über homerische Realien wird nicht fortgesetzt werden, weil meine Anschauungen über wissenschaftliche Methode von denen des Herrn Verfassers zu weit abweichen. Hätte mir nicht anfangs nur ein ganz kleiner Teil des Manuskripts vorgelegen, so würde auch das bisher Erschienene schwerlich gedruckt worden sein; da der Druck aber einmal begonnen hatte, schien es mir angemessen, wenigstens einen in sich einigermaßen geschlossenen Abschnitt vorzulegen.

Der Herausgeber.

Schlußwort des Verfassers.

Durch diese Anordnung des Herrn Herausgebers wird mir die Anfügung einer Namenstabelle unmöglich gemacht. Auf dieser sollte die Namensverwandtschaft nachgewiesen werden:

1. zahlreicher Volksstämme in West- und Südeuropa und Vorderasien mit den Ostrom-wisurgothones (Ost- und Westgoten)
2. zahlreicher Gottheiten in Europa und Asien mit der Osromundurgadnra (Örmungandra), die von den Ostromwisurgothones schon in der Steinzeit verehrt wurde.

Ich werde sie an einer anderen Stelle veröffentlichen.

Prof. Dr. H. Muchau.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

A. Körte.

Hundertdreiundachtzigster Band.

Sechsundvierzigster Jahrgang 1920.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE AUTOREN

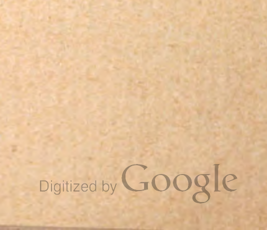


LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1920.

Altenburg
Piererche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis
des hundertdreiundachtzigsten Bandes.

	Seite
Bericht über die Literatur zu Catullus für die Jahre 1905—1920. Von K. P. Schulze in Nikolassee bei Berlin	1—72
Bericht über die Literatur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1912—1917. Von J. K. Schönberger in Dillingen a. D.	73—123
Bericht über die Literatur zu Sallust aus den Jahren 1899—1918. Von A. Kurfeß in Charlottenburg	124—194
Bericht über Phädrus und die römische Fabelliteratur für die Jahre 1909—1919. Von H. Draheim in Berlin-Friedenau	195—203
Bericht über die Literatur zu den lateinischen Deklamationen bis 1914. Von Georg Lehnert in Gießen	204—267



Bericht über die Literatur zu Catullus für die Jahre 1905—1920.

Von

K. P. Schulze in Nikolassee bei Berlin.

Die wichtigste Erscheinung auf dem Gebiete der Catull-Literatur in dem zu besprechenden Zeitraum ist die Ausgabe von Friedrich:

1) Catulli Ver. liber. Erklärt von G. Friedrich. B. G. Teubner, 1908 (rezensiert u. a. von W. K(roll), Literar. Zentralblatt 1909, Sp. 234 f.; vom Refer. ZGW 1909, 266 ff.). Sie entspricht einem wahren Bedürfnis. Seit der 2. Aufl. des Commentary on Catullus vom Jahre 1889 ist keine erklärende Ausgabe des Dichters erschienen; der treffliche Kommentar von Riese (1884) ist längst vergriffen, und die von Benoist (1882, fortgesetzt von Thomas 1890) und Bährens (1885) sind veraltet.

Friedrich bietet zunächst einen revidierten Text des Catull, der streng konservativ gehalten ist und aus den besten Hdschr. O und G noch manche gute LA herausholt. Über ihre Bedeutung heißt es S. 431 'die größere Zuverlässigkeit ist bei O', und S. 472 f. begründet er sein Urteil durch Beispiele; vgl. zu 64, 139. Darüber sind nun wohl endlich alle Herausgeber des Cat. einig; auch Vahlen, der früher O skeptisch gegenüberstand, nannte ihn zuletzt in den Sitzgsb. der Berl. Ak. 1905, 761 'eine andere, kaum weniger wichtige' Hdschr. als G. Wenn Ref. selbst den von ihm veröffentlichten cod. Venet. (M) seiner Doppellesarten wegen für beachtenswert hielt, so meinte er damit nicht, daß er O oder G an Wert gleich käme; er wollte ihm nur eine besondere Stelle unter den g e r i n g e r e n Hdschr. angewiesen wissen (p. LI der 2. Aufl. des Cat. von Bährens: neque minus insignem locum [quam D] inter ς cod. M tenere mihi videtur; Herm. 23, 588 f.) und betonen, daß wir uns bei der Festsetzung des Textes nicht auf OG allein beschränken dürfen, sondern auch die geringeren Hdschr. für die Kritik mit heranziehen müssen. Nicht alle codd. deteriores sind, wie Bährens wollte, aus G geflossen; ebensowenig aus dem von

Hale hervorgeholten cod. Romanus (R), wie dieser behauptet. Finden sich in ς gute LA, wie dies in der Tat für DM und einige andere codd. det. zutrifft (p. XXXXVIII s. der 2. Aufl. des Cat. von Bähr.), die nicht vom Schreiber erfunden sein können, so müssen diese auf alte Überlieferung zurückgehen. Ebenso beachtenswert sind die Stellen, wo die geringeren codd. mit O gehen (p. XXXXIIII s. Bähr.[2]). Deshalb darf man die ς nicht einfach als wertlosen Ballast über Bord werfen. Aber ebensowenig darf man, wie Hale es tut, eine oder die andere Hdschr. von den geringeren überschätzen. Er behauptet, R. sei of the same rank with O and G; Wert hätten nur OGR. Friedrich dagegen sagt im Vorwort: 'dieser codex (R), den ich in Rom geprüft, leistet für die Herstellung des Textes nichts.' Er bittet Hale öffentlich, 'die zahlreichen theoretischen Artikel, die er über seine Hdschr. veröffentlicht hat, nicht noch zu vermehren, sondern praktisch mittelst derselben eine Stelle des Cat. einwandfrei zu verbessern'. Dies hat Hale meines Wissens bis heute nicht getan. Denn die paar nicht von Hale selbst, sondern von Ellis in seiner kleinen Oxforder Ausgabe des Cat. p. VIII f. angeführten Stellen an denen R allein die richtige LA bieten soll, sind bereits in diesen Jahresb. (1905, S. 109 f.) bis auf 49, 7 omniums patronus (ex patronum) (über diese Stelle siehe weiter unten) und in des Ref. Rezension des Cat. von Ellis (Woch. f. klass. Phil. 1904, 1306 f.) abgetan. Auch hat Hale der Aufforderung in diesen Jahresber. vom J. 1905, die seit 1896 angekündigte Kollation des cod. R endlich erscheinen zu lassen ('es wäre sehr zu wünschen, daß Hale sein Wort endlich einlöste und das vollständige Material der Öffentlichkeit übergäbe'), noch immer nicht Folge geleistet (Ellis hat inzwischen in seiner Cat.-Ausgabe von 1904 die wichtigsten LA von R gebracht). Die Catullforschung verliert dabei allerdings nicht viel.

Friedrich zeigt bei der Begründung des Textes kritische Schulung. Auf Grund seiner paläographischen Kenntnisse und, was wichtiger ist, inniger Vertrautheit mit dem Sprachgebrauch des Dichters gewinnt er aus der besten Überlieferung seinen Text. Richtig weist er nachdrücklich darauf hin, daß Cat. der Volkssprache viel entlehnt hat (s. zu 68, 61 u. S. 160); man dürfe ihn nicht mit Virgil und Horaz, den Meistern des verfeinerten Stils, vergleichen. Wie wichtig diese Kenntnis des Sprachgebrauchs Catulls für die Begründung des Textes ist, möge eine Stelle beweisen. c. 49, 7 liest Ellis mit R tanto pessimus omnium poeta, quanto tu optimus omnium's patronum (patronum, mox correctum in patronus). Diese

LA hat Beifall gefunden. Fr. dagegen sagt: 'nichts kann falscher sein.' 'Die blanke Gegenüberstellung pessimus omnium poeta und optimus omnium patronus ist catullisch und so am wirksamsten'. Die Form von esse fehlt bei Cat. öfter in solchen Gegensätzen. 'Und dann wäre doch der Genet. pl. patronum unerhört.' Die kürzere Form auf = um findet sich bei Cat. nur in Dichtungen höheren Stils. 'Über omnium patronum in einem Gedicht aus dem täglichen Leben hätte Rom ebenso gelacht, wie wenn jemand bei uns sagte: 'so Sie mir das noch einmal sagen' oder 'dort fleucht ein Rabe'. Dann erklärt er die Entstehung der LA von R: in V
s
stand quanto tu optimus omnium patronum. Dies s hat R an falscher Stelle (omniums) eingesetzt, hat allerdings dann seinen Fehler sofort verbessert: er klammerte s bei omnium ein und verwandelte patronum in patronus. Damit ist auch diese 'vortreffliche' LA von R wohl erledigt.

Der Kommentar ist mit erfreulicher Frische ganz im Geiste des Cat. selbst geschrieben. Er liebt den Dichter mit all seiner Leidenschaft in Haß und Liebe und hat nicht nur die Literatur über ihn studiert, sondern ist auch in des Dichters Lande gegangen und hat seine Lieblingsstätten, Sirmio, den Gardasee, Verona u. a. besucht. Die Gedichte erwachen mit seinen Erklärungen zu neuem Leben, und ihre verblaßte Schrift gewinnt die alte Frische der Farbe wieder. Ref. will hier nicht wiederholen, was er bereits 1909 in der ZGW S. 270 ff. gesagt hat, sondern begnügt sich mit einigen Nachträgen. c. 3, 12 ist illud in OG überliefert, das von Birt verteidigt wird. Friedrich tritt entschieden für illuc ein. Er hätte es noch durch griech. Parallelstellen stützen können; so heißt es bei Plato Phaidon 12 *εἰ μὴ ἄσμενοι ἐκεῖσε ἴοιεν, οἷ ἀφικομένοις ἐλπίς ἐστιν οὗ διὰ βίον ἤρων τυχεῖν*; hier wird *ἐκεῖσε ἴοιεν* durch *εἰς Ἅιδου ἐλθεῖν* erklärt; ebenda 5 *ἐκεῖσε ἀποδημεῖν*, eine geradezu formelhafte Wendung vom Wege ins Jenseits, in die Unterwelt; ähnlich *πορεύεσθαι*, *ἡ εἰς Ἅιδου πορεία*, denen bei Cat. it per iter tenebricosum entspricht (12 *ἀφικομένῳ οἷ ἐγὼ πορεύομαι*; *εἶσιν αὐτόσε* u. oft. Soph. Ai. 690 *ἐγὼ γὰρ εἶμ' ἐκεῖσ', ὅποι πορευτέον*). Diesem das Ziel nur unbestimmt andeutenden *ἐκεῖσε* entspricht genau illuc. Bestätigt wird dieses noch durch die Nachahmung Senecas, apocol. 11 illuc unde negant redire quemquam, wo illuc von Muret mit Recht eingefügt ist[1]). Die volkstümliche

[1]) Vgl. Goethe W. Meister 'ich eile von der schönen Erde hinab in jenes feste Haus'.

Wendung findet sich in Catos orig. 4, 8 (Jordan p. 20) bei Cic. de senect. 20, 75 recordor legiones nostras, quod scripsi in Originibus, in eum locum saepe profectas alacri animo et erecto, unde se numquam redituras arbitrarentur; Tusc. 1, 101. — In der Erklärung des 4. Gedichts wendet sich Friedr. mit Recht gegen Cichorius, der versuchte, den Ort der Handlung vom Gardasee nach dem Apolloniasee in Kleinasien zu verlegen, eine Deutung, die schon Beifall gefunden hatte. Auf die vielerörterte Frage, wie das Schiff, das Cat. heimführte, vom adriatischen Meer nach dem Gardasee gekommen sei, geht Friedr. nicht näher ein; er sagt einfach, der phaselus sei vom Mincius über Land nach Sirmio gebracht worden. Aber ist es nötig, dies anzunehmen? genügten nicht die vorhandenen Wasserstraßen dazu? — c. 10, 26 erklärt Fr. das überlieferte commoda in den Worten commoda nam volo ad Serapim deferri als neutr. plur. in dem Sinne 'gerade'. Commodus in dieser Bedeutung gehört der Umgangssprache an; so steht adverbielles commodum bei Plaut. mil. glor. IV 4, 61; Trin. V 2, 12 u. ö. Aber der Plural commoda kommt so nicht vor. Ich würde es lieber als adj. fem. sing. — denn ein Mädchen spricht — fassen; vgl. Fr. selbst S. 304. In zeitlichem Sinne gebraucht Cat. das Adj. statt des Adv. 63, 30; 34; 42 citus. — c. 17 hätte zu v. 23 ss. etwas über das Hinabstürzen des Greises von der Brücke gesagt werden können. Catull gedenkt in dem scherzhaften Gedicht zweier alter Volksfeste in Rom, der uralten Springprozession der Salier und des Argeerfestes (Ov. f. 5, 621 ss.), bei dem Strohpuppen statt der ursprünglichen sechzigjährigen Greise vom pons sublicius (vgl. v. 3) in den Tiber gestürzt wurden (Preller Röm. Myth.[3] II 135 ff.). So erklärte schon Ellis in seinem Kommentar unter Verweisung auf Festus sexagenarii depontati. — c. 23, 10 versteht Fr. das überlieferte facta impia von Gefahren im Schoße der Familie; mit Recht. Es steht nicht als allgemeiner Ausdruck mitten unter speziellen wie incendia, ruinae und doli veneni, sondern bezeichnet selbst eine besondere Gefahr. Deshalb ist das von den meisten Herausgebern aufgenommene furta impia unnötige Konjektur. Andere vergleichen Hor. epp. II 1, 120 ss. detrimenta, fugas servorum, incendia ridet; non fraudem socero puerove incogitat ullam pupillo; Cic. Phil. II 19, 47 stupra et flagitia, wo neben dem allgemeinen Ausdruck spezielle stehen. — c. 31, 13 erklärt Fr., wie aus der ursprünglichen LA gaudete vosque Lydiae lacus undae die von OG vos quoque entstanden ist; es stand über dem vosque ein o, um die Form als Vokativ zu kennzeichnen, wie dies öfter in den Hdschr. des Cat.

der Fall ist, so 1, 3 u. 4, 1 in O; 49, 2 in G. Aus diesem o über q; ist dann mißverständlich quoque geworden; denn vos$\overset{o}{q}$; ist = vos quoque. Ebenso richtig wird Lydiae erklärt: es bedeutet etruskisch und steht, weil an den Ufern des Sees ursprünglich Etrusker wohnten. Cat. zeigt öfter auch in seinen kleinen lyrischen Gedichten Gelehrsamkeit: er ist als Nachahmer der Alexandriner ein doctus poeta und 'hatte geographische und antiquarische Interessen' (S. 129 zu 11, 10 s.; c. 39; 90, 3; 67, 34; 36, 11 ss.; 17, 6 u. o.). — c. 39, 11 ist das überlieferte parcus Umber beizubehalten. Fr. will dafür pastus einsetzen. Er übersieht, daß es sich hier um paarweise Gegensätze handelt; so steht dem parcus Umber richtig der obesus Etruscus gegenüber, wie dem Lanuvinus ater der Transpadanus, qui puriter lavit dentes, und dem urbanus der Sabinus; pinguis aber ist Glosse zu obesus und als solche an falscher Stelle in den Text geraten. — c. 62, 28 war bestritten worden, daß viri neben parentes ('die Mütter') die Väter bedeuten könne. Fr. führt gleich eine ganze Reihe von Stellen an, wo viri diese Bedeutung sicher hat, so Verg. ge. 4, 475 matres atque viri; Aen. 2, 796; Sil. It. 2, 490; Ov. m. 7, 611, alle aus eigener Lektüre gewonnen; denn in den Lexicis findet sich diese Bedeutung von viri nicht. Damit ist nun wohl die Bedeutung der Worte viri und parentes, Väter und Mütter, endgültig gesichert. — c. 63, 5 gewinnt Fr. auf Grund paläographischer Erwägungen die LA devolsit ilei acuto sibi pondera silice, die er dann überzeugend erklärt. Er widerlegt das Bedenken, daß pondera (das Gemächte) als zu unedel nicht in den ganzen Ton des Gedichtes passe. Schon Avantius las pondera silice, und Vahlen (Abh. der Berl. Ak. d. W. 1904, 1077) hatte bereits die von Fr begründete LA empfohlen, indem er iletas acuto aus einer Dittographie entstanden faßte; auch las B. Schmidt bereits ilei pondera. — c. 64, 16 s. liest Fr. mit unnötiger Konjektur illa, ante haut alia, viderunt luce marinas mortales oculis nudato corpore Nymphas. Vgl. über diese Stelle unten. — c. 65, 12 liest Fr. mit fast allen neueren Herausgebern morte canam. Aber noch Lachmann las mit den Hdschr. tegam, was neuerdings Ellis wieder aufgenommen hatte. Überliefert ist in OG und den meisten Hdschr. semper maesta tua carmina morte tegam, qualia sub densis ramorum concinit umbris Daulias; nur ein paar interpolierte codd. haben canam, die Itali legam. Aber ist die Verbindung carmina tegere zu kühn? Wie wir sagen können 'seine Lieder verbergen' statt 'sie im Ver-

borgenen singen', so ist auch carmina tegere möglich. Es gehört c. tegam zu den vielen Wendungen, in denen der Dichter einen Ausdruck wählt, bei dem ihm das folgende Bild bereits vorschwebt. So sagt Hor. c. I 37, 16 volantem, da er schon an den Vergleich der Kleopatra mit der flüchtigen Taube denkt; vgl. c. I 15, 31 sublimi anhelitu; c. II 9, 8 viduantur; c. IV 6, 11 procidit late; epp. I 2, 63 compesce. Od. 14, 69 *πρόχνυ* wegen *γούνατ' ἔλυσεν*. Es sollte heißen: 'wie die Nachtigall sich verbirgt, wenn sie ihre Klagelieder singt, so will ich mich verbergen, wenn ich um den Tod des Bruders klage'; statt dessen sagt der Dichter: 'ich will meine Klagelieder verbergen, wie es die Nachtigall tut'. Indem Cat. bereits an den Vergleich seiner im Verborgenen gesungenen Lieder mit denen der Nachtigall denkt, sagt er carmina tegam. Für die Nachtigall aber ist es gerade bezeichnend, daß sie ihren Gesang verborgen im dichten Hain unter dem Blätterdach erschallen läßt. Dies hebt Brehm gebührend hervor, wenn er sagt, daß sie die 'heimlichen Gebüsche' liebt. Fast alle Dichter, die die Nachtigall erwähnen, singen davon; so Homer Od. 19, 518 s. *Ἀηδὼν καλὸν ἀείδῃσιν δενδρέων ἐν πετάλοισι καθεζομένῃ πυκινοῖσιν*; Aesch. Ag. 1101 ss.[1]); Arist. Vögel 209 ff. 'hell dringt hindurch durch der Bäume Gezweig der süße Klang' der Nachtigall; AP 9, 363 *ἀείδει ὑπ' ἄλσος ἀηδών*; Verg. ge. 4, 511 s. qualis populea maerens philomela sub umbra amissos queritur fetus[2]); Sen. Herc. Oet. 192 s. sub umbra; ja der Name *Δαυλιάς* selbst wird von *δαυλός* = *δασύς* abgeleitet, 'der Vogel im Busch'. Ich nenne noch Maximianus eleg. 2, 49 (poet. Lat. min. Baehr. V 331) dulcius in solitis cantat philomela rubetis und von neueren Dichtern Goethe: 'man steht entzückt stille, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt'; Tasso I 1: 'versteckt im Busche, gleich der Nachtigall, füllt er mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft'. Matthisson, Grabschrift einer Nachtigall: 'Still im Lorbeergebüsch ruht Philomelens leichter Schleier. Die Liebesgötter klagten, als ihr zärtlicher Maigesang verstummte'; Hoffmann von Fallersleben 'die Nachtigallen singen im Laubdunkel'. Fr. Reuter, Hanne Nüte 17 'un wo en Busch steiht an' ne Bäk, un wo en heimlich still Verstek, dor singt s' ehr Lied so wunnersam'; J. Wolff, Till Eulen-

---

[1]) Soph. Oed. Col. 16—18; 671 ss. *ἁ λίγεια μινύρεται θαμίζουσα μάλιστ' ἀηδὼν χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις, τὸν οἰνῶπα νέμουσα κισσόν κτλ.*

[2]) Prop. II 20, 5 s. non tam nocturna volucris funesta querela Attica Cecropiis obstrepit in foliis.

spiegel 'in dunkelnden Gebüsches Zweigen sang schmelzend eine Nachtigall'. Shakesp. Gentl. of Ver. V 4 und andere englische Dichter, die Ellis z. d. St. zitiert. Diese Eigenschaft der Nachtigall hebt auch Catull, folgen wir der Überlieferung, hervor; und gerade dies will man durch Konjektur beseitigen. Die Itali hatten offenbar an dem angeblichen Mißklang mor te te gam Anstoß genommen und dies als κακέμφατον für unerlaubt gehalten (Prisc. 12, 28 K; Diomedes 451, 3; 465, 32 s.; Charisius 270, 26 ss.). Unter diesem Begriff faßte man eine ganze Reihe von Wort- und Silbenverbindungen zusammen, die für verpönt galten. Zunächst rechnete man Wendungen dahin, die einen unanständigen Nebensinn ergaben; so sagt Serv. zu Verg. ge. 2, 13 sane cacemphaton est glau ca ca nam; oder Aen. 1, 197 pectora mulcet. Quint. VIII 3, 44 mala consuetudine in obscenum intellectum sermo detortus est. Ferner gleiche Endsilben aufeinanderfolgender Wörter, wie Liv. IX 9, 1 profan os nos; V 46, 3 negleg ens gens; III 19, 7; 34, 2; IV 7, 3 (Norden Ant. K. 839, 3). Bei Julius Victor XX (Halm, Rhet. Lat. min. 433) heißt es: ne monosyllaba multa iungantur, ne brevia multa congerantur, ne longa multa, ne ultima syllaba prioris verbi eadem sit quae prima posterioris (unser Fall hier!), ne prima cum ultima efficiat obscenitatem, id est cacemfaton.

Schon Quintilian warnt davor, hierin zu weit zu gehen (a. a. O. 47 quod si recipias, nihil loqui tutum est). So haben auch sehr sorgfältige Schriftsteller gleichen Auslaut aufeinander folgender Wörter zugelassen (L. Müller de re m.² 568 s.; Nipp. zu Tac. a. 1, 2; 24; 59; Cat. 1, 1; 46, 11; Norden z. Aen. 6, 88; 560 f.; 652 u. S. 396 ff.). Im Gegenteil wurde der Gleichklang oft geradezu gesucht oder wenigstens nicht gemieden, so von Cat. 1, 1, namentlich am Ende der beiden Vershälften des Pentameters oder im Anlaut aufeinander folgender Wörter (voce vocari)[1]; Friedr. stellt Homoioteleuta S. 77 f. zusammen; ferner 253 f., Reim im Pentam.; 96; 423. Auf die Wiederholung gleicher Vokale in aufeinander folgenden betonten Silben, wie labóriósis, habe ich zu Cat. 1, 2 áridá aufmerksam gemacht.

Um nun auf den hier vorliegenden angeblichen Mißklang mor t*e* t*e*gam zurückzukommen, so fallen zunächst Verbindungen wie muneră rāra (Mart. XIII 91, 2) wegen der Länge der anlautenden Silbe ra von selbst weg; ähnlich Cat. 36, 1 cacata carta.

---

[1]) Daher ist auch Sagas sagittiferos c. 11, 6 zu lesen; 10, 23 collo collocare.

Aber auch der Gleichklang einer End- und Anfangssilbe mit gleicher Quantität wurde von den ältesten Zeiten an durchaus nicht gemieden; so Il. 15, 584 ἦλϑε ϑέων; Od. 10, 30; 31; 148; 11, 230 u. o.; Verg. ge. 2, 13 (Serv.); Prop. I 3, 16; II 3, 44; 10, 3; 12, 13; 26, 36; III 17, 15; IV 7, 90; Tib. I 1, 7; Ov. m. 1, 604 (Ehw.); 5, 394; 418; 424; 13, 439; zweimal in einem Hexam. Claudian. in Eutrop 2, 148; bei Cat. selbst 68, 60 transit iter, offenbar gesucht (vgl. 3, 11 it per iter); vgl. Norden Aen. 6, 88. An unserer Stelle kommt noch hinzu, daß die Worte carmina tegere von Ausonius nachgeahmt sind (Ellis in Comm. on Cat.[2] 355), wie sich ja auch sonst bei ihm Anklänge an Cat. finden. Mit Unrecht ist Ellis in seiner Verteidigung der hdschr. LA zuletzt wieder schwankend geworden; er schlägt in seiner kleinen Ausgabe für tegam seram vor, was sicher falsch ist. Derselbe erklärte die Worte in seiner Ausgabe von 1878: volebat Catullus carmina, maesta iam ob fratris mortem facta, tegere, h. e. non vulgare sed secum solus meditari, quemadmodum philomela cantum suum ob Ityli mortem sola concinit; er faßt tegere in dem Sinne 'to keep from the public', 'suppress', 'withhold from the world'. Aber die Nachtigall singt ihr Lied nicht heimlich, sie läßt es laut, ja überlaut in der stillen Nacht erschallen, nur verbirgt sie sich dabei. So hat sich Cat. nach dem Tode des Bruders in die Einsamkeit zurückgezogen; dort in Verona, fern von Rom, dichtet er, sich selbst zum Trost; er übersetzt Gedichte des Kallinachus und sendet sie dem Freunde, enthält sie also nicht dem Publikum vor. Ellis sagt dann auch selbst später: the comparison is between the poet meditating his songs of grief in solitude and seclusion and the nightingale singing screened from the eye in a close thicket of leafy boughs where 'all may hear but none may see'. Dann aber kehrt er wieder zu seiner früheren Erklärung zurück (Comm.[2] 356f.).

c. 66, 54 ist doch wohl unter ales equos der Strauß zu verstehn und nicht, wie Fr. will, der Zephyros. Er meint, der Strauß könne nicht eigentlich fliegen, was bekannt ist. 'Man kann schwerlich von einem Strauß sagen 'avolat'. Und doch heißt es bei Xen. An. I 5, 3 vom Strauß ἀπέπτα (s. des Ref. Quaest. gramm. ad Xen. pertinentes 1880 p. 25 s.); von schnellen Pferden Il. 15, 684 πέτονται; 16, 149 s.; von Achill 22, 198; Varro l. l. 5, 101 volpes volat pedibus. Friedl. SR II[6] 392 'auch Strauße hatte schon Plautus „im Laufe durch den Zirkus fliegen" gesehen, Pers. II 2, 17. — c. 67, 4 hätte ipse eine Erklärung erfordert. Riese faßt es in dem Sinne 'der Herr'; Ellis und Thomas meinen, es

bezeichne den Gegensatz zwischen senex Balbus und den späteren Besitzern des Hauses; nach Bährens soll es den noch lebenden Balbus dem verstorbenen (v. 6) gegenüberstellen. Ich verstehe es folgendermaßen: Balbus war wie die Tür selbst auch hochbetagt (ipse senex), als er das Haus noch bewohnte, so daß senex sowohl zu Balbus wie zu ianua gehört. Daß senex auch als fem. vorkommt, ist bekannt; es findet sich in diesem Sinne adjektivisch bei Varro l. l. VII 3, 86 tua amica senex; Tib. I 6, 82; Val. Flacc. 1, 349; Stat. Theb. 5, 149 und vielleicht bei Cat. selbst 9, 4. Hier ist uno animo sanamque überliefert, woraus man teils unanimos anumque matrem, teils u. senemque matrem gemacht hat. Es stehen einander gegenüber der alte Besitzer des Hauses, Balbus, der, wie die Tür, selbst hochbetagt war, und dem sie stets eine ehrbare Dienerin (veterem fidem) gewesen (olim, servisse benigne), und andrerseits (rursus) die jetzigen Bewohner des Hauses (nunc v. 9), denen sie keine treue Dienerin gewesen ist (servisse maligne). Voto servire aber bedeutet 'ihrem Gelübde treu ergeben sein', 'das Gelübde halten'; vgl. voto teneri; vota solvere, exsequi, reddere; voto fungi; voti religione obstrictum esse u. ä.; denn die Tür gelobt dem Besitzer des Hauses die Treue, die sie ihm halten soll. Falsch ist maligno (Oh haben allein das richtige maligne, das im Gegensatz zu benigne steht), falsch die Konjektur nato für voto. Aus diesem nato hat man dann einen ganzen Roman erdichtet, während der einfache Sinn der Überlieferung nur dieser [illegible]t: früher hatte die Tür dem alten Herrn treu gedient; den jetzigen Besitzern hat sie die alte Treue gebrochen (veterem fidem deseruit). Wie ist es dazu gekommen? fragt der Dichter, und die Tür erklärt dann ihr Verhalten. viro und parenti v. 1 stehen einander gegenüber wie 62, 28 viri — parentes. — Das 68. Ged. wird von Fr. einheitlich aufgefaßt. Die schwierige Frage nach dem Namen des Adressaten behandelt er S. 443 f. überzeugend; er hieß M'Allius. — Zu c. 101, 7 haec wäre eine Anmerkung nicht unnötig gewesen. haec quae tradita sunt bedeutet natürlich: die bekannten, allgemein üblichen Gaben für den Toten, die gewöhnliche Totenspende, bestehend aus Wein, Milch und Blumen; es wird erklärt durch den Zusatz prisco more parentum. Indem man haec in dieser Bedeutung verkannte, schrieb man hoc u. in terra hac. Hoc bezeichnet im Gegensatz zu illud, dem Hervorragenden, Berühmten, das Alltägliche, Bekannte, Naheliegende. So bei Horaz epp. I 1, 27 restat ut his ego me ipse regam solerque elementis, 'die selbstverständlichen, elementaren Anfangssätze prak-

tischer Lebensweisheit'; II 3, 140 hic von Homer; Prop. I 7, 15 puer hic von Amor (von Rothstein nicht richtig aufgefaßt); etwas anders ille puer III 10, 28; ähnlich has I 16, 13; II 23, 1 haec semita vulgi; 34, 51 harum (von den bekannten Libertinen). Ebenso in der Prosa: Caes. G. VI 26, 1 his quae nobis nota sunt cornibus; Cic. Tusc. I 27, 66 ab his usitatis notisque naturis[1]); Brut. 247 hoc populare dicendi genus; so wohl auch 253 huius copiae; Verr. IV 27, 62 haec scil. cotidiana vel vulgaria; pro Rosc. Am. 62; 134 mitto hasce artes vulgares ('wie hic oft mit vulgaris, cotidianus u. ä. Begriffen verbunden wird' Halm); etwas anders Verr. V 14, 35 his extraordinariis cupiditatibus; pro Archia 6, 14 hos impetus; 11, 28 hanc laudis; 12, 30 his vitae periculis; pro Milone 15; 35; ad Att. I 19, 7; IV 1, 6 more hoc insulso et novo; 2, 4 hoc labore itineris; ad fam. II 5, 1; nat. deor. I 38, 107 hoc Orphicum carmen; Liv. 2, 32 hunc quo vivimus sanguinem; Tac. dial. 21 haec ossa, hanc maciem; 37 haec vetera; Germ. 3 haec carmina, wie 20 in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt. Ebenso wird *οὗτος* gebraucht (Krüger 51, 7, 7). Plato Apol. 10 *τὰ κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα ταῦτα*; Men. 13; Symp. 215 A (32) *τοῖς σιληνοῖς τούτοις;* Krit. 9 *τούτων τῶν πολλῶν*; Phaidon 4 *ταύτην τὴν δημώδη μουσικήν;* Xen. An. IV 7, 27 *τοὺς δακτυλίους;* 8, 7 *τὰ πιστά;* I 5, 8; Hell. VII 3, 8; Demosth. Phil. 1, 17; 19; 21; Olynth. 2, 16; 3, 22 (s. Rehdantz, gramm. lexik. Index unter *οὗτος*). Shakesp. Caes. I 2 'twas one of these coronets; Marc Twain The Advent. of Huckleberry 9: it was one of these regular summer storms.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, zu zeigen, wie anregend Fr. in seiner Kritik und Erklärung des Cat. ist, mag man ihm zustimmen oder von ihm abweichen. Selten vermißt man eine Erklärung, so etwa 64, 309 roseo niveae residebant vertice vittae. Nur in einem Punkte bleibt das Werk hinter dem zu Erwartenden zurück: es berücksichtigt zu wenig die griech. Vorbilder des Cat. Ich bin zwar der Meinung, daß man heutzutage fast zu viel griech. Einfluß in der röm. Dichtung wittert, alles auf griech. Vorbilder zurückführen und den Römern gar nichts Eigenes mehr lassen möchte. So sagt Norden in seiner Röm. Lit. (Einleitung in die Altertumswiss., 1910) von Cat.: 'die Sprache wurde von ihm stark hellenisiert, die griechischen Buchstaben z und y, gr. Flexion, gr. Wörter und Konstruktionen eingeführt'; er will die Gedichte Catulls einschalten in die große Symphonie gr. Poesie'! Es regt

[1]) III 19, 45 ab his cantoribus Euphorionis.

sich fast schon ein gewisser Widerspruch gegen diese übertriebene Annahme griech. Einflusses, so bei Leo, Die Originalität der röm. Lit.; Göttingen 1904; bei W. Kroll, Unsere Schätzung der röm. Dichtung, J. f. d. kl. Alt. 1903, 1 ff., und Wilamowitz Prop. und Mimn. Aber mehr, als bei Fr. im Catull davon nachgewiesen wird, ist doch entschieden vorhanden. Wichtige Aufsätze, so von Reitzenstein im Herm. 1900 über das 64. Ged., von Wilamowitz über das 63., 65. und 66. Gedicht (Herm. 14, 191 ff.; Reden u. Vorträge[3]), über 61, 91 ss. in der Textgesch. der gr. Lyriker 72, von Vahlen in verschiedenen indices lect. Berol. und Akademieabhandlungen, die Artikel von Reitzenstein über das Epigramm und von Crusius über die Elegie in Pauly-W. Realencyclopädie werden gar nicht oder nicht genügend berücksichtigt, ebensowenig die Abhängigkeit des Cat. von Archilochus und den Alexandrinern. Nur über Catulls Verhältnis zur Sappho wird S. 280 einiges gesagt. Dieser Mangel zeigt sich rein äußerlich schon im Index rerum et verborum: da finden wir Cicero und Cat., Lukrez und Cat., aber weder Homer, Sappho, noch Euripides oder Kallimachus und Cat.

Von besonderer Bedeutung für die Catullforschung sind ferner

2) Vahlens Beiträge zur Berichtigung der römischen Elegiker; Fortsetzung (Sitzgsber. der K. Preuß. Ak. d. W.; 27. Juli 1905). Er bespricht hier zunächst einige Stellen des 64. Gedichts, das er schon früher in zwei indices lect. Berol. 1896/7 u. 1897 behandelt hatte. V. 14 wird das überlieferte feri vultus als Genetiv zu Nereides bezogen und erklärt. 'Niemand hat, dünkt mich, das Recht einem Dichter zu wehren, das Antlitz der Nereiden, in welchem Staunen mit Schrecken und Besorgnis sich mischt, ein wildes Antlitz zunennen.' Aber kann ferus Staunen und Schrecken ausdrücken? Es ist doch wohl 'schreckenerregend'. Feri vultus Nereides wird mit c. 63, 39 oris aurei Sol verglichen. Er liest dann v. 16 s. illa, alia atque alia viderunt luce marinas mortales oculis nudato corpore Nymphas. G hat illa atque alia vid.
atque alia
l. m., O illa alia: dies ergebe für V. illa alia videre l. m. Demnach lautete der Vers illa alia atque alia viderunt luce mortales. Vahlen vergleicht dies mit c. 68, 152 haec atque illa dies atque alia atque alia. 'Cat. läßt die Nereiden an jenem Tage, einem andern und noch einem andern (saepe alia atque alia non duo tantum significat sed indefinitam quandam multitudinem: ind. Berol. 1896/7 p. 10) aus den Wogen hervortauchen und die dahin segelnde Argo begleiten'. Dies hatte V. bereits im ind. Berol.

1896/7 p. 7 ss. ausgeführt. Aber c. 68, 152 steht haec atque illa dies atque alia atque alia, während c. 64, 16 atque nur vor dem dritten Gliede sich finden würde. Man könnte dies mit Haupt durch 63, 60 foro, palaestra, stadio et guminasiis (und 11, 11) rechtfertigen; hier aber wird absichtlich nach älterem Sprachgebrauch diese altertümliche Anknüpfung nur des letzten Gliedes verwendet. Solches Altertümeln liegt dem 64. Ged. fern. Auch wird 68, 152 mit illa dies atque alia atque alia das Fortwirken bis in die fernste Zukunft bezeichnet, während es sich 64, 16 doch um einige Tage, an denen das Erscheinen der Nymphen sich wiederholte, oder richtiger nur an diesem einen Tag (Friedrich 'Cat. denkt deutlich nur an den einen Tag der Abfahrt,' S. 326) handeln kann. So auch Reitzenstein (Herm. 35, 89): 'psychologisch ist nur der eine Tag zulässig', abgesehen von der sprachlichen und metrischen Härte (illa alia atque alia luce) und dem Bedenken, daß es hier gar nicht auf das allmähliche Verrinnen ungemessener Zeit ankommt, scheint mir der Zusatz nutricum tenus e. q. s. ungezwungen nur an die Schilderung eines Momentes schließen zu können.' So sprechen der Sprachgebrauch und der Sinn der Worte gegen Vahlens LA. Ref. hat deshalb (Woch. f. klass. Phil. 1904, Sp. 1344) unter Weglassung des Kommas illa alia atque alia viderunt luce marinas mortales Nymphas vorgeschlagen und verbindet illa mit luce, welche zeitliche Bestimmung das räumliche alia atque alia umschließt. Zur verschränkten Wortstellung vergl. Friedrich S. 420f. Hiergegen wendet Fr. zweierlei ein: einmal würde der unbefangene Leser alia atque alia zu luce ziehen. Darauf ist zu erwidern: gerade die Worte illa luce an erster und fünfter Stelle des Hexameters sind nach häufig wiederkehrendem Brauche miteinander zu verbinden. Man vergleiche allein in diesem Gedicht v. 1 Peliaco quondam prognatae vertice pinus; 7 caerula verrentes abiegnis aequora palmis; 10 pinea coniungens inflexae texta carinae; 49 tincta tegit roseo conchyli purpura fuco; ferner 59, 63, 90, 102, 110, 162, 163, 172, 174, 200, 210, 214, 215, 235, 242, 246, 262, 264, 275, 282, 309 (zu lesen at roseo niveae residebant vertice vittae), 316, 332, 337, 341, 342, 347, 351, 352, 355, 356, 357, 360, 361, 365, 371, 375, 380, 387. Auch bei anderen Dichtern verbindet sich oft ein Wort vom Anfang des Hex. mit dem auf die bukolische Caesur folgenden, wie hier illa mit luce. Vgl. Prop. IV 4, 50 fallaci celat limite semper aquas, wo semper zu fallaci gehört; über andere Freiheiten der Wortstellung bei Prop. s. Rothst. zu II 9, 18; III 5, 22; IV 9, 3. Eine Ortsbestimmung

wird auch in der Prosa gern zwischen Adj. und Subst. eingeschoben; s. Meusel Anhang zu Caes. b. G. I 49, 5 u. 44, 3. Ferner soll alia atque alia nicht = *ἔνθα καὶ ἔνθα*, 'hier und da', sein können; zu alia sei durchaus via zu ergänzen. Warum nicht auch parte, oder ganz allgemein räumlich? etwa im Sinn von aliis atque aliis locis Liv. II 11, 1? nunc hac parte, nunc illa XXXIV 13, 2; alia atque alia parte V 42, 3; ohne Subst. Serv. zu Verg. A. 8, 90 hac; Prop. IV 2, 7 hac; Cat. 39, 2 quaque 'überall'; und ganz genau entsprechend Mart. XI 98, 19 illa atque illa, räumlich mit zu ergänzendem parte; vgl. Tacit. Germ. 34 Oceanum illa temptavimus; a. II 17, 11 illa rupturus; hist. III 8, 9; V 18, 8; alio atque alio Seneca brev. vit. 11, 1 u. 2. So gut aliis atque aliis locis, illa atque illa u. ä. sich finden, ist auch alia atque alia in dem hier verlangten Sinne 'hier und da' richtig.

Nun kommt noch hinzu, daß wir es hier mit einem Bilde, das nach einem griech. Vorbilde gezeichnet ist, zu tun haben. Apoll. Rhod. schildert im 1. und 4. Buche seiner Argon., wie die Nereiden das Schiff staunend betrachten: Apoll. 1, 547 ss.; 4, 858; dazu vgl. Soph. Oed. Col. 716 ss.; Eurip. El. 432 ss. Dasselbe Bild findet sich bei röm. Dichtern, so bei Stat. silv. III 2, 13—34; ähnlich Prop. IV 6, 61 s. Die Nereiden umspielen das Schiff wie die Delphine Ap. Rhod. 4, 933 ss. *ἑλίσσωνται περὶ νῆα*; Rothst. z. Prop. I 17, 25 s. Ein Chor der Meernymphen auch Verg. A. 10, 220 ss. Und namentlich mit den Worten des Apoll. stimmt Cat. in auffälliger Weise überein (Ellis weist in seinem Kommentar zu c. 64 viele Stellen nach, in denen Cat. Wendungen dem Apoll. entlehnt). Hier finden wir admirantes viderunt 15 s. in *ἐθάμβεον εἰςορόωσαι* 1, 550 (Verg. A. 8, 91 s. gleichfalls in einer Nachahmung des Apoll.); Kaibel epigr. Gr. 1028, 64 *περιπάλλετο δ' ἐν φρεσὶ θάμβος εἰρεσίαι ἀδάητον ἐπ' ὄθμασι παπταινούσαις*; ferner Apoll. 4, 930 s. *ἔνθα σφιν κοῦραι Νηρηΐδες ἄλλοθεν ἄλλαι* (alia atque alia) *ἤντεον*; dazu 4, 942 *ἔνθα καὶ ἔνθα διασταδὸν ἀλλήλησιν*; 951 *ἄλλη ὑπὲξ ἄλλης*; 953 *ἀμοιβαδὲς ἄλλοθεν ἄλλη*. Man sieht, wie stark der Dichter gerade diesen Begriff hervorhebt und betont. Hier findet sich auch Thetis; dann v. 13 s. candenti gurgite incanduit unda ∼ Ap. Rh. 4, 955 *περὶ δέ σφιν ἐρευγόμενον ζέεν ὕδωρ*; 1, 545 *μακραὶ δ' αἰὲν ἐλευκαίνοντο κέλευθοι*. Endlich finden wir auch unser illa luce an derselben Stelle 1, 547 *ἤματι κείνῳ*; illa luce ist geradezu eine formelhafte Verbindung, die auch Ennius (Fröbel, Ennio quid debuerit Cat.) hat. Apoll. führt das Bild der das Schiff umspielenden Nereiden noch in einem besonderen Bilde

aus, indem er sie mit Delphinen, die das Schiff umgaukeln, vergleicht, 4, 933 ss. *ὡς δ᾽ὁπόταν δελφῖνες ὑπὲξ ἁλὸς εὐδιόωντες σπερχομένην ἀγεληδὸν ἑλίσσωνται περὶ νῆα, ἄλλοτε μὲν προπάροιθεν ὁρώμενοι, ἄλλοτ᾽ ὄπισθεν, ἄλλοτε παρβολάδην, ναύτῃσι δὲ χάρμα τέτυκται· ὣς αἱ ὑπεκπροθέουσαι ἐπήτριμοι εἱλίσσοντο Ἀργῴῃ περὶ νηΐ, Θέτις δ᾽ἴθυνε κέλευθον.* Das Staunen der Nymphen hat ferner Verg. A. 8, 91 s. u. 10, 220 ss. dem griech. Vorbild entlehnt; vgl. Rothst. Prop. I 17, 25 s.; Ov. a. II 11, 1 s. prima malas docuit, mirantibus aequoris undis, Peliaco pinus vertice caesa vias. Dies alles scheint auf eine gemeinsame Quelle zurückzugehen, ein berühmtes Bild des Altertums, das zunächst dem Apollonius als Vorbild diente. Auf ein anderes Bild weisen die Worte Cat. 64, 60 s. hin quem procul ex alga maestis Minois ocellis s a x e a u t e f f i g i e s bacchantis prospicit euhoe: Ariadne am Meeresstrande, dem fliehenden Theseus nachblickend. Auch dies scheint auf eine berühmte Darstellung einer Bacchantin zurückzugehen, wie Hor. c. III 25, 9 (Heinze); Prop. I 3, 5 s.; Ov. tr. IV 1, 41 s.; Rohde Psych. II^{2}16 ff. V. 17 ist mit den Hdschr. oculis (viderunt) zu lesen; vgl. die oben zitierte Stelle aus dem Isishymnus (Kaibel 1028, 64): *ὄθμασι.* V. 14 lies mit den mss. feri vultus; feri bezeichnet die Ungeheuer der Tiefe (so ferae beluae Cic. n. deor. II 64, 161; Ov. m. 4, 708; feri vultus m. 13, 767; Hor. epp. I 3, 34 vultu torvo ferus; Sil. 5, 645 ora ferus) im Gegensatz zu den Menschen (mortales v. 17); ferus entspricht dem mare ferum 63, 40; Caes. b. G. 6, 28 neque homini neque ferae parcunt. Feri vultus ist doch wohl als nom. zu fassen, dem sich Nereides appositionell anschließt. Zu emersere vgl. Cir. 391; Dir. 55 ss.; Sil. 7, 413. Gurges steht allein vom Meere wie Verg. Aen. 1, 118 adparent rari nantes in gurgite vasto.

Wie nahe der vom Ref. gemachte Erklärungsversuch liegt, zeigt ein Brief Vahlens an ihn vom 5. Aug. 1896: 'Ihre Erklärung dieser Worte (alia atque alia) hat mich früher auch eine Weile beschäftigt, auch im Zusammenhang mit der auch von Ihnen angeführten Apolloniusstelle, aber ich habe sie dann aufgegeben (und darum auch nicht erwähnt) hauptsächlich wegen des Catullverses haec atque alia atque alia, die auch einen temporalen Sinn hat. Doch ich bin zufrieden, wenn der veröffentlichte Vorschlag, der bei mir schon recht alt ist, Anlaß wird, um die Stelle mit Unbefangenheit auch von einer andern Seite zu betrachten.'

Vahlen behandelt dann weiter die Verse 64, 38—42 und weist die Umstellungen von Schwabe und B. Schmidt unter Verweisung

auf eine ähnliche Stelle Hor. ep. 2, 11 ss. zurück. 'Dichter lieben es, Zusammengehöriges zu trennen': der Satz wird durch weitere Beispiele von Kallimachus, Ennius und Goethe bewiesen. — V. 64 wird relatum gegen verschiedene Änderungsvorschläge verteidigt. — V. 68 hatte er schon in der 4. Aufl. statt des überlieferten si sic eingesetzt. Die Itali haben aus si sed gemacht, was sich leicht aus s_8 = sed für si erklärt. Ref. glaubt, die alte Verbesserung kann bestehen bleiben. In den Versen 71—75 tritt V. mit Recht für die LA der Itali illa tempestate, ferox quo ex tempore Theseus ein und verweist auf Senecas Troadas 68 ss. hoc continuis egimus annis, ex quo tetigit Phrygius Graias hospes Amyclas und auf Cat. selbst (35, 13 ss.). — V. 100 verwirft er die Änderungen quam tum saepe magis fulvore expalluit auri und tritt gegen Ritschls fulvore (op. 3, 593) für das überlieferte quanto saepe magis fulgore exp. auri ein; v. 102 für mortem oppeteret, wenn auch das Verbum zugleich zu praemia laudis gehört. Cat. verbinde zunächst mortem oppeteret nach gewöhnlichem Sprachgebrauch; zu praemia sei dann ein verwandtes Verbum zeugmatisch zu ergänzen. — V. 109 liest er quaevis cumque, eine sichere Verbesserung, die er schon im ind. Berol. 1897 p. 6 begründet hatte; sie war bereits von Ellis Philol. 1890, 270 vorgetragen. Die Stelle ist damit endgültig erledigt, wie Vahlen gehofft hatte. Er liest übrigens v. 108 radicibus statt des überlieferten radicitus; erst in der 7. Aufl. seiner Elegiker steht radicitus. — V. 139 s. behält er das in demselben Programm vorgeschlagene at non haec quondam nobis promissa dedisti voce, nec haec mihi me miserae sperare iubebas bei, wodurch das überlieferte nec erhalten wird. Aber nobis ist doch wohl Interlinearglosse (Friedr. Cat. S. 126), und es ist dafür jedenfalls mit O blanda einzusetzen. So blanda voce Claudian. epist. 1, 26; blandis vocibus Verg. A. 1, 670 s.; Enn. a. 2, 50 V²; Verg. ge. 3, 185 s.; Ov. m. 2, 574; Mart. XII 97, 8; andere Stellen bei Fröbel, Ennio quid deb. Cat. cap. 3. — V. 184 weist er Birts Änderung (RhM 59, 423) nullo laetast sola insula tecto mit Recht zurück. — V. 287 liest er mit alter Konjektur von Heinsius Haemonisin linquens Doris celebranda choreis, wie bereits Postgate las. Doris wird als kontrahiert aus Doriis erklärt. Während Vahlen ein von Rothstein angenommenes Adj. Dorus verwirft, hält er Doriis mit Lachmann für eine dem griech. Δωριεῖς entsprechende Form und versteht unter Doris choreis 'Dorische Reigentänze' in musikalischem Sinne von der Tonart, wie Dorium carmen bei Hor. ep. 9, 5, Δώριον χορείαν. Kontraktionen wie Doriis zu Doris fänden sich bei röm. Dichtern

mehrfach. Aber Cat. kennt solche Formen nicht. Lachm. Lucr. p. 279 hat alle bei röm. Dichtern vorkommenden kontrahierten Formen zusammengestellt, so von Virgil und Martial; die anderen Dichter scheinen sie gemieden zu haben. So erscheint mir Doris zweifelhaft, auch dem Sinne nach: denn was soll hier die Angabe, daß das Lied, das die Nymphen sangen, in dorischer Tonart gehalten war? Haemonisin aber hat den Vorzug vor Haupts Naiasin, daß diese doch wohl den Fluß selbst bei seinem Verlassen des Tales selbst begleitet haben würden. Die Jungfrauen des Landes Thessalien, für das Haemonia der alte Name ist, bleiben aber im Lande, und *Αἱμονίς* ist bezeugt, findet sich auch bei Ovid her. 13, 2. Aus emonisin (= Haemonisin) sei monisin und mit Umstellung der Vokale minosim entstanden, wie überliefert ist. Dies hat viel für sich. — v. 290 wird die Änderung des handschriftl. sororum in sorore erläutert; vgl. viatorum 68, 61 in O statt viatori. — v. 350 wird das in cinerem der Itali verteidigt; cum in cinerem solvent a vertice crines 'wenn die Mütter die grauen Haare vom Scheitel lösen werden zum Zwecke der Asche, d. i. zum Zwecke der Bestreuung mit Asche'.

Hier enden diese Rechtfertigungen der von Vahlen in den römischen Elegikern gebotenen LA; sie führen nicht einmal den Cat. zu Ende. Schmerzlich vermissen wir die weiteren Ausführungen des Meisters, der in so wundervoller, lehrreicher Weise Kritik und Erklärung zu vereinigen wußte. Sein Mund ist für immer verstummt.

3) Ich schließe gleich die Besprechung der 7. Aufl. der triumviri amoris von Vahlen an. Editio septima ab Joh. Vahleno curata et a R. Helmio edita. Lipsiae 1912, apud S. Hirzelium; 371 S. 12°; 2,80 M. So heißt es jetzt. Nach dem Tode Vahlens hat sein Schüler Helm die neue Auflage, die noch von Vahlen vorbereitet war, aus dem Nachlaß herausgegeben. Das Büchlein ist bei ihm gut aufgehoben und wird ganz im Sinne des Meisters fortgeführt werden. Diesmal liegen nur 8 Jahre zwischen der letzten und vorletzten Auflage. Vahlen schrieb einst in seiner Bescheidenheit dem Referenten, er wundere sich, woher die starke Nachfrage nach dieser Ausgabe komme. Uns erscheint sie begreiflich; in ihr wurde immer gleichsam das sichere Fazit der Kritik dieser Dichter in den letzten Jahren gezogen. Auch diesmal zeigt sie den augenblicklichen Stand der Kritik deutlich: der Einfluß der Catullausgabe von Friedrich und der Poperzausgabe von Phillimore tritt klar hervor, während im Tibull, wo eine neue Ausgabe von Bedeutung fehlt (die Tibullausgabe von Smith war noch nicht erschienen), wenig geändert ist.

Im Cat. schließt sich der Text noch mehr an O, im Properz noch mehr an N, die besten Hdschr. der beiden Dichter, an. Folgende Änderungen zeigen sich im Text des Catull. 1, 9 ist patrone jetzt in Kommata eingeschlossen: tuo, patrone, verbo. Die Fröhnersche Konjektur ist also trotz des Widerspruches, den sie erfahren, beibehalten. 4, 21 ist hinter pedem ein Komma, 14, 15 hinter dierum ein Punkt, 17, 7 hinter risus ein Kolon, 23, 4 nach possunt ein Komma, 51, 13 nach est ein Punkt, 64, 295 hinter poenae ein Komma und 66, 29 am Ende ein Kolon gesetzt. Dagegen ist 17, 1 das Komma hinter longo getilgt, 15 s. steht der Satz nicht mehr in Klammern, 29, 21 fehlt das Fragezeichen hinter fovetis; 36, 9 steht pessima nicht mehr in Anführungsstrichen und 68, 68 ist das Komma hinter nobis getilgt. Auch die Orthographie ist mehrfach nach den Hdschr. geändert. 25, 2 ist aus den mss. die Form oricilla aufgenommen; 52, 3 perierat; 61, 134 Talasio (Friedrich); 209 vult; 64, 274 increbescunt. Aber warum nicht auch 64, 35 Pthiotica? 211 u. 229 Erectheum? 291 Phaetontis? Calybum 66, 48? warum nicht 44, 13 gravido (Friedr. 219), wie schon L. Müller Lucil. S. 261 nach den Hdschr. schrieb? Denn wenn auch v. 19 sich gravedinem findet, so ist doch gravido beizubehalten (Friedr. 220 f.); die beiden aufeinanderfolgenden i (gravidinem) hätten einen Mißklang ergeben. So wechselt auch die Form des Namens Septimius mit Septumius bei Catull.

Die alte Dativform quoi ist jetzt überall außer 71, 1 getilgt. 1, 1 soll nach Ellis cui in O stehen. Aber wenigstens 17, 14 mußte nach der Überlieferung cui iocum quoi beibehalten werden, wie 71, 1 wegen des hdschriftl. si quo. Quoi hat sich nach dem Zeugnis Quintilians (I 7, 27) bis in die Kaiserzeit erhalten; es findet sich häufig auf Inschriften aus der Zeit des Catull; es steht in der lex Julia municipalis vom Jahre 75 v. Chr. und der lex über die Säkularspiele vom Jahre 17 (Dessau 2, 282; Neue-Wagner 2, 453 f.; Lindsay S. 512). Auch finden sich beide Formen cui und quoi auf derselben Inschrift neben einander (Friedr. 220), so z. B. im monum. Ancyr.

Ferner ist jetzt unter dem Einfluß der Ausgabe von Friedrich mehrfach Hiatus zugelassen, so 27, 4 ebria acina; 66, 48 Chalybum omne; 99, 8 abstersti omnibus. Der Überlieferung entsprechend wird 29, 13 diffututa, v. 23 s. eone nomine urbis opulentissimae, socer generque, perdidistis omnia? gelesen. Schon im ind. Berol. 1894, p. 15 hatte Vahlen o r b i s omnia verbunden (vgl. Hor. c. II 1, 23 cuncta terrarum), welche Verbindung von Friedrich S. 174

aus sprachlichen Gründen verworfen wurde. Dazu kommt die Nachahmung Verg. cat. 3, 6, wo nur socer generque, perdidistis omnia steht, was auch gegen die Verbindung von urbis mit omnia spricht.

An eigentlichen Textänderungen ist zu bemerken: 61, 77 liest V. jetzt mit den Hdschr. adest; hinter v. 78 u. 81 sind Lücken angenommen; 64, 320 steht haec; 66, 43 oris; 53 nutantibus mit V; 83 colitis mit O; 68, 148 notat; 75, 1 huc; 76, 18 ipsa in morte; 100, 6 perfecta exigitur unica amicitia nach V. 77, 4 gibt er seine Vermutung sic (dafür ei) und 110, 7 nimio auf. 66, 91 liest er mit Lachm. non siris, während er 107, 7 s. die Konj. Lachm.s wieder aufgibt und den Vers als ungeheilt bezeichnet. 29, 20 heißt es nach Westphal und Schwabe nunc Galliae timetur et Britanniae, wogegen schon Riese einwendete, daß Mamurra ja bereits früher die Reichtümer Galliens an sich gerissen hatte.

Von eigenen Konj. Vahlens habe ich nur eine bemerkt: 66, 58 Canopitis nach hdschriftl. Canopicis; warum nicht mit O Conopitis (s. Thes. l. L.); und warum nicht an derselben Stelle Graiia? Überliefert ist gratia; vgl. 10, 30 Gaiius nach gravis der mss. und aiiunt; Friedr. S. 419.

Wir sind auf die weitere Entwicklung des zierlichen Büchleins unter Helms Fürsorge gespannt.

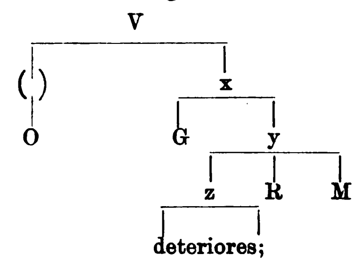
(4) Weitere Verbreitung verdient die bisher zu wenig beachtete Abhandlung von Morgenthaler De Catulli codicibus; Straßburg 1909, eine Doktordissertation aus der Schule Reitzensteins. Zunächst führt M. (p. 5 ss.) aus, daß der cod. D, der nach der Ansicht von Friedrich und anderer Spuren alter Überlieferung aufweist, geringen Wert habe (so urteilt auch W. Kroll in seiner Anz. des Cat. von Friedr.). Er sei von einem gelehrten Schreiber korrigiert worden, der das Richtige selbst gefunden habe. Soll dies auch für Daulias 65, 14 (O Bavilla, G Bavila) gelten? für 66, 54 ales equos (GO alis equos); 64, 344 campi (O teven, G tenen); 88, 2 prurit, (O prurit, G proruit); 97, 5 hos sexquipedalis (OG seseque dedalis); 28, 12 verpa; 25, 2 imula oricilla (OG imula moricilla oder moricula) u. a.? (Vgl. des Ref. 2. Aufl. des Cat. v. Bähr. p. IL ss.). Soll er 1, 2 arida aus Serv. ad Aen. 12, 587 entnommen haben? Sollen die altertümlichen Formen (Friedr. 78 u. 154; Sydow 62 ss.) auch vom Schreiber erfunden sein (inaptire 8, 1 u. a.)? Er beweist sodann, daß GRM aus einer gemeinsamen Vorlage (x) geflossen seien, und zwar G direkt, RM erst aus einer Abschrift dieser Vorlage (y), p. 8 s.,

während die geringeren Hdschr. alle aus derselben Hdschr. wie RM oder einer Abschrift derselben (z) zu stammen schienen; jedenfalls gehörten RM enger zusammen, als die übrigen geringeren Hdschr. Daß GRM und die deteriores auf eine Vorlage zurückgehen, ergebe sich schon aus den Versen 92, 3 u. 4, die in diesen fehlen. Den v. 65, 9, der sich in D und einigen anderen geringeren findet, hält M. für unecht. Doch vgl. darüber Friedrich und Sydow p. 57 ss.; Schwabe quaest. Cat. 277. Dasselbe soll sich aus der verkehrten Wortstellung, den Überschriften über den einzelnen Gedichten und erklärenden Randglossen in den Hdschr. ergeben. Namentlich die Anmerkungen über die Metra zu den einzelnen Gedichten zeigten klar, daß GRM aus einer gemeinsamen Quelle geflossen seien; diese reichen von 1—23 und fehlen dann. Dieselben metrischen Anmerkungen bewiesen auch, daß M nicht aus R stamme, was besonders wichtig ist (p. 20).

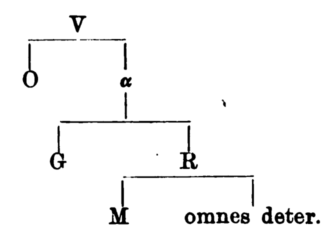
Im 2. Kapitel handelt M. sodann über paläographische und orthographische Fragen sowie über die Glossen in den Hauptcodices. Diese standen z. T. schon in V, andere wurden von späteren Lesern hinzugefügt und drangen dann in die verschiedenen Hdschr. ein. Das 3. Kap. ist dem eigentlichen Text gewidmet. M. sucht auch hier zu beweisen, daß GRM und die geringeren codd. aus derselben Quelle geflossen, und daß nur O eine besondere Stellung einnimmt. Wenn nun aber R oder M mit O gegen G übereinstimmen (p. 43), so erklärt er dies daraus, daß die Schreiber die LA geändert und verbessert haben. Sehr oft stimmt G mit O gegen RM überein: dies soll sich daraus erklären, daß diese nicht direkt aus G herstammen. So haben 41, 1 OG das richtige defututa, RM aber das ganz sinnlose defutura; 68, 54 O Oetheis für das richtige Oetaeis, G oetheis, RM aber oethis; 105, 1 OG pipileium, RM das sichtige pipleum. Das macht doch stutzig; man zweifelt, ob wirklich RM aus derselben Quelle wie G geflossen sind. M. scheint den Schreibern oft zu viel Gelehrsamkeit zuzutrauen. Diese waren meist froh, wenn sie überhaupt lateinische Worte herauslasen, mochten sie Sinn ergeben oder nicht. Dazu kommen dann noch LA, die sich nur in RM finden. Hier fragt M. selbst: cum numerus satis magnus sit, subdifficilis oritur quaestio, utrum omnes scribae y tribuamus, an illo sint antiquiores. So findet sich 53, 5 salapputium, das dem richtigen salaputium am nächsten kommt, in RM allein; 63, 18 in RM allein ere citatis, was das richtige aere citatis ergibt. 50, 5 haben RM allein die Variante ledebat = laedebat, was wiederum richtig. 65, 1 haben

RM mit O defectum als Variante gegen G (confectum); 28, 12 RM richtig verpa gegen O urpa, G verba: und zwar sind dies LA, die der Schreiber sicher nicht ohne weiteres selbst finden konnte (habemus igitur praeter multas, quas quivis conicere potuit corrector, alias lectiones varias quibus x (die Quelle von GRM) vel V ipse notavisse videtur aut explicavisse exemplaris scripturam p. 46). Woher sollen denn x oder y ihre guten LA, die sie nicht selbst finden konnten, genommen haben? Ferner 66, 5 sub Latmia] RM sublamia, was dem richtigen näher steht als sublamina O und sublimia G; 62, 54 OG ulmo, RM ultimo; 49, 7, wo R omniūs hat, das Ellis und Hale auf den Archetypus zurückführen, stimmt M. der oben angegebenen Erklärung von Friedrich zu und liest omnium patronus (in V patron$\overset{s}{\text{u}}$m, O patronus, G patronum, RM patronum in patronus verbessert).

Schließlich entwirft M. folgenden Stammbaum der Hdschr.:



dagegen Hale (Classical Philology, July 1908 u. January 1910; Classical Review 1906, 3):



Danach gehen die geringeren Hdschr. nach M. nicht auf R zurück, wie Hale will, auch M nicht; sie haben neben R ihre selbständige Bedeutung; ja einige, wie h (Harleianus 2574), stimmen in auffallender Weise mit O überein (p. 58 s.); so 64, 10 **texta**; 353 messor; 67, 8 veterem; 73, 4 obestque. h gehöre zu derselben Familie wie O und sei, so meint M., nach einer Hdschr. der Familie x verbessert worden. Aber keiner dieser geringeren codd. habe für die Wiederherstellung des Textes Wert: keinen hervor-

ragenden Wert; einigen doch! Auch sie können hier oder da eine gute LA gerettet haben, so gut wie R oder M. So schrumpft der Wert des cod. R mehr und mehr zusammen. Namentlich p. 41 s. führt M. aus, daß GM bisweilen einander näher stehen und bessere LA bieten als R; p. 50 s. sind Stellen aufgezählt, wo M nicht von R abhängt; p. 51 solche, an denen die geringeren codd. nicht mit RM gehen.

Da alle darin übereinstimmen, daß O die beste Überlieferung biete, und daß G ihm am nächsten stehe und ihn ergänze, richtet sich das Ergebnis der Untersuchung in erster Linie gegen Hale, der alle geringeren Hdschr. außer R (I regard R as a ms of the same rank with O and G), aus dem sie alle geflossen seien, als wertlos bei Seite werfen will. Wenn die Angaben über LA in M und R öfter voneinander abweichen, so erinnert Ref. an ein Wort von Kaibel (Soph. El. VIII): 'das veröffentlichte photographische Faksimile des Laur. habe ich benutzt, aber auch gesehen, daß es nicht geraten ist, auf Grund der Photographie irgendwelchen Widerspruch gegen die Kollationen zu erheben'. M. benutzte zu seiner Arbeit eine photographische Nachbildung des cod. M, die Graf Nigra 1893 hatte anfertigen lassen, und eine von H. Rabe besorgte photographische Wiedergabe des cod. R. Wenn auch Hale seine Hdschr. immer noch nicht herausgegeben und diese nach einer Art von Monroedoctrin gleichsam als sein Eigentum betrachtet, so können wir wenigstens jetzt durch die Angaben von Ellis in seiner kleinen Oxforder Ausgabe, von Ullman in den gleich zu erwähnenden Abhandlungen und von M. uns selbst ein Urteil über R bilden.

5) Einen Beitrag zur Handschriftenfrage bringt ferner die Doktordissertation der Universität Chicago von Ullman: The Identification of the Manuscripts of Catullus cited in Statius' Edition of 1566; 1908.

U. prüft in dieser fleißigen und sorgfältigen Abhandlung die Angaben, die Achilles Statius (der Portugiese Estaço) in seiner Catullausgabe vom Jahre 1566 über die von ihm benutzten Hdschr. des Dichters macht, um festzustellen, ob wir diese noch besitzen, und ob sie von Bedeutung für den Text des Dichters waren. Statius zitiert sieben Hdschr. des Cat. Von diesen ist erstens der Vaticanus noch heute in der Vatikanbibliothek; desgleichen zweitens der cod. Marcelli Pontificis Maximi. Von 2 codd. (3 und 4) Patavini befindet sich der eine noch in der Biblioteca Capitolare in Padua; der andere ist verloren. Der mehrfach zitierte cod.

Zanchi liber (5) läßt sich nicht mehr nachweisen. Maffei liber (6) ist der jetzt so viel genannte cod. R. Eine als liber meus (7) bezeichnete Hdschr. ist nicht mehr festzustellen, oder es war eine gedruckte Ausgabe des Cat.

U. gibt sodann eine Zusammenstellung aller von Statius gebrachten LA, von denen die meisten noch heute im cod. Pat. u. R zu finden sind. Hier erhalten wir zum ersten Mal ausführliche Angaben über die LA des cod. R (p. 28 ff.), die U. dem kritischen Apparat seines Lehrers, des Prof. Hale, verdankt. Das Ergebnis der Untersuchung ist leider negativ: Statius hatte keine wertvollere Hdschr. des Cat. außer den uns bekannten, und drei, die verschwunden sind, waren wertlos. Den Wert des einen, nach Hale besonders wertvollen cod. R erkannte er nicht, so wie heute viele diesen nicht erkennen wollen. Die Zitate des Statius sind oft ungenau oder falsch. Schade um den großen Aufwand von Scharfsinn und Fleiß! Das Ergebnis steht in keinem Verhältnis zu der mühevollen Untersuchung: der Text des Cat. wird dadurch nicht verbessert (Statius used no mss of Cat. that we do not know, except three which are of no value for the text). Die Bedeutung des Statius selbst aber beruht auf seinen eigenen Beiträgen zur Erklärung des Dichters, nicht auf seinen Hdschr. Ebenso steht es mit Scaliger und seiner Hdschr. des Prop., Cat. u. Tib. Auch diese ist festgestellt — sie ist im Besitz von Samuel Allen — und namentlich für Cat. von Ellis Hermath. II 124 ff. als ziemlich wertlos erkannt worden, Scaligers Gelehrtenruf aber besteht fort. Wir erfahren hier auch, daß Hale einen Apparat aller noch vorhandenen Cat.hdschr. bereits besitzt und veröffentlichen will (Hale's forthcoming publication, p. 18); ob der Dichter selbst Vorteil daraus ziehen wird, erscheint nach dieser Probe mehr als zweifelhaft

6) Von demselben Verf. ist die Abhandlung: Hieremias de Montagnone and his Citations from Catullus; by B. L. Ullman (Class. Philol. V. 1. Jan. 1910).

Um 1300 stellte ein Richter in Padua, Hier. de Montagnone, eine Zitatensammlung klassischer und mittelalterlicher Schriftsteller, Compendium moralium notabilium, zusammen, in der auch Cat. siebenmal erwähnt wird. Diese Zitate sind älter als unsere ältesten Hdschr. des Dichters; sie stammen etwa aus dem Jahre 1310. Der cod. Veronensis aber wird zum ersten Mal 1315 erwähnt (Morgenth. de Cat. codd. p. 17). Bencius aus Alexandria starb um 1330, vielleicht in Verona; er zitiert Cat. 35, 1—4; v. 2 liest er occilio, dieselbe LA wie in O! (Sabbadini, Bencius

Alexandrinus und der cod. Veron. des Ausonius: RhM 63, 224 ff.; 1908). Die Zitate der Hierem. lehren nun, daß der Veronensis in Kapitel geteilt war. Die ersten 60 Ged. bildeten 5 Kap.: Kap. 1 = c. 1; Kap. 2 = 2—3; Kap. 3 = 4; Kap. 4 = 5—7; Kap. 5 = 8—60. Auch hier erweist sich O als der treueste Zeuge des Veron.; O hat keine Überschriften über den einzelnen Gedichten, sondern läßt nur eine Zeile zwischen den Gedichten frei, oft auch diese nicht. G und R, aus dem fast alle anderen Hdschr., auch M und D, stammen sollen, haben Überschriften, die schon in V gestanden haben müssen. Mit c. 61 beginnt ein neues Kapitel, das 6., in V; davor war wahrscheinlich ein Titel mit Zwischenraum, wie O lehrt: vielleicht eine Spur der Zusammenstellung des liber Catullianus, der wohl aus zwei oder mehr Teilen zusammengesetzt war. Merkwürdig ist auch die Bemerkung explicit epithalamium am Ende von c. 61 in O, als ob das Gedicht einst für sich allein bestanden hätte. Kap. 6 umfaßte nur das eine Gedicht 61; Kap. 7 fängt mit 62 an und enthielt auch noch 63; Kap. 8 = 64 usw. bis zum 12. und letzten Kapitel. — Die Zitate des Hierem. zeigen gleichfalls, daß O die beste Abschrift von V ist. Hierem. hat 22, 18 nec wie O, während GR neque haben; ebenso an anderen Stellen. Dasselbe lehrt des Bencius Zitat mit O verglichen (35, 2 Occilio, wie O allein liest): O ist nicht nur = GR, sondern besser.

In derselben Nummer des Cl. Phil. steht auch ein Artikel von Hale über Benzo of Alexandria and Catullus, p. 56 ff. Benzo † 1330; seine Universalchronik stammt aus den Jahren 1313—20. Er kannte den Cat. selbst nicht, er hatte keine eigene Hdschr. des Cat., sondern benutzte den verlorenen cod. V in der Kathedralbibliothek zu Verona. Benzo und O lesen 35, 2 occilio, alle anderen cecilio oder cecilia. Letzteres ist nur eine Korrektur von a, der gemeinsamen Quelle von G und R. Die Übereinstimmung von O und Benzo beweist, daß V occilio hatte. O ist also auch hier die treueste Abschrift von V.

Wenden wir uns nunmehr wieder der Erklärung des Cat. zu. Die Frage nach den griech. Vorbildern des Cat. hat Ref. in der Berl. phil. Woch. 1916, Nr. 9—11 in einem Aufsatze 'Zur Erklärung des Horaz' gestreift. C. 13 des Cat., in dem er seinen Freund Fabullus in humoristischer Weise zu sich einlädt, nur soll er alles, was zum Diner gehört, mitbringen, geht mit Hor. c. 1, 20; epp. 1, 5; Mart. 10, 48 und 11, 52 auf ein beliebtes griech. Schema von Gelegenheitsgedichten zurück, das in der AP in mehreren Epigrammen vertreten ist, so bei Philodemos AP XI

44; 35. Philodemos war Klient des L. Calpurnius Piso, Kons. d. J. 58, in dessen cohors Catulls Freunde Veranius und Fabullus 57—55 in Mazedonien gedient hatten. Auf Philod. AP XI 30 gehen ferner die novem continuae fututiones 32, 8 zurück; vgl. dazu Ov. a. III 7, 26. Cat. 55 erinnert gleichfalls an Phil. AP 5, 46 u. 308; die kecke Antwort des Mädchens auf die Frage, wo der Freund sei: em hic in roseis latet papillis (Cat. 55, 12) stammt von Philod. AP V 8, 6 *σὺ δ' ἐν κόλποις αὐτὸν ὁρᾷς ἑτέρων* u. V 107, 8 *ἡμεῖς δ' ἐν κόλποις ἥμεθα Ναϊάδος*. Auch der Vergleich des Mädchens mit einer reifen Traube (Cat. 17, 16 puella adservanda nigerrimis diligentius uvis) klingt an Philod. AP V 124 an. Beide, Philod. u. Cat., verwenden öfters in demselben Gedicht den wirklichen Namen neben einer davon abgeleiteten Deminutivform (c. 59 Rufa Rufulum, c. 12 Veranius Veraniolum, c. 56 Cato Catullum wie Phil. AP VIIII 570 *Ξανθώ* neben *Ξανθάριον*, *Παμφίλη* neben *Παμφίλιον*; dann die Anrede an das Lager bei Cat. 61 u. Ticidas = Phil. AP V 4 *ὦ κοίτη*. Ob auch 68, 1—6 ∾ Philod. AP X 21? — Einfluß des Archilochos auf Cat. tritt wiederholt hervor; c. 56 res est ridicula et nimis iocosa ∾ Archil. fr. 80 *χρῆμά τοι γελοῖον ἐρέω, τέρψεαι δ' ἀκούων*; c. 40 quaenam te mala mens agit praecipitem in meos iambos? ∾ fr. 94 *ποῖον ἐφράσω τόδε; τίς σὰς παρήειρε φρένας;* fr. 95 *τίς ἆρα δαίμων καὶ τεοῦ χολούμενος;* c. 50, 11 ss. ∾ fr. 84 u. 85. Zu c. 4 vgl. Kallim. ep. 47; AP VI 28; 69; 70; 301. Vielleicht auch Alcäus fr. 33 ∾ Cat. 9, 3 u. 5; richtiger wohl Theokrit 12, 1 ss. — c. 1 ∾ AP IV 1, 1 ss. Zu nugae v. 4 vgl. *παίγνια* Philitas (Wilamowitz Mimn. u. Prop. 112).

7) Erwin A. Mangelsdorff, Das lyrische Hochzeitsgedicht bei den Griechen und Römern; Hamburg 1913 (Wissenschaftl. Beilage zum Jahresb. der Hansa-Schule).

Die sehr willkommene Arbeit, die auf solider wissenschaftlicher Grundlage ruht, behandelt von Cat. das 61. und 62. Ged. und vom 64. die Verse 323—381. Vorbild für alle späteren Hochzeitslieder war das Buch der *ἐπιθαλάμια* der Sappho. M. schildert zunächst die Hochzeitsbräuche und Hochzeitslieder der Griechen und Römer und handelt dann vom lyrischen Hochzeitslied in der Literatur; hier zunächst von der Sappho, deren Hochzeitslieder vielfach an den Ton des Volksliedes anklingen (ebenso bei Cat. 61, 135 u. ö. concubine, nuces da; S. 8 'der intercalaris concub. macht den Eindruck, als ob er von Cat. direkt aus dem Leben genommen sei'). S. 27 ff. bespricht M. die Hochzeitslieder des Catull. 64, 323—381 st ein solches, das die Parzen bei der Hochzeit des Peleus und

der Thetis singen; es ist ganz nach Art eines sapphischen Epithalamions gedichtet, wie M. unter Verweisung auf die entsprechenden Sapphofragmente zeigt. Das Parzenlied mit seinem Refrain ist der Form des Hochzeitsliedes angepaßt. c. 61 erinnert an Fragm. des Licinius Calvus und Ticidas, namentlich in der Anrede des cubile bei Cat. u. Ticid. (hier hätte auf Philodemos AP V 4 *σὺ δ', ὦ φιλεράστρια κοίτη*, hingewiesen werden können). Das Ged. ist die poet. Darstellung einer Hochzeitsfeier. Es beginnt mit einem kletischen Hymnus, 1—45; diesem folgt ein Loblied auf den Gott, 46—75; dann wird die Braut aufgefordert zu erscheinen, 76—125; es folgt die fescennina iocatio, 126—155, die Ankunft vor dem Hause des Bräutigams, die collocatio der Braut, 181—190, dann das eigentliche Epithalamium 191 bis zum Schluß. 'Das c. 61 macht einen durchaus selbständigen Eindruck', wenn auch alexandrinische Anklänge und sapphische Bilder sich finden. — Ob das 62. Gedicht auf Sappho oder auf hellenistische Vorbilder zurückgeht, läßt sich nach M. nicht entscheiden. Er zergliedert das Ged., indem er Strophen und Antistrophen des eigentlichen Agons zwischen Jünglingen und Jungfrauen einander gegenüberstellt. Die Frage, wo der Hochzeitsschmaus stattfindet, beantwortet er in dem Sinne: im Hause der Brauteltern.

8) Nencini, L' Elegia di Catullo ad Allio (c. 68); Roma-Milano, 1907.

Auch nach Vahlens Eintreten für die Einheit des 68. Gedichts (1902) ist diese so viel erörterte Frage noch nicht endgültig erledigt. Dies lehrt diese Abhandlung von N., der von neuem lebhaft für die einheitliche Auffassung des c. 68 eintritt. Die Schwierigkeit der verschiedenen Namen (Malius 1—40 und Allius 41 bis zum Ende) wird kurzerhand abgetan: der Angeredete heißt M' Allius, oder mit Doppelnamen Mallius Allius, wie es bei Adoptierten sich finde. Letzteres ist für Catulls Zeit sicher unberechtigt, und Manius ist nur eine wenn auch wahrscheinliche Konjektur für das überlieferte Malius. Aber die Namen seien für das Verständnis des Gedichts nebensächlich, da sie sich in den Hdschr. oft verschrieben fänden. N. fragt zunächst: was verlangte der Freund von Cat. in dem Briefe, auf den dieser antwortet? Munera et Veneris et Musarum. Nach N. verlangt er damit nur eins: Liebesgedichte. Dagegen sprechen et — et und non utriusque v. 39 doch zu deutlich. Cat. solle ihm für die mangelnde Gunst der Venus und der Musen Ersatz bieten. Auch das nam der occupatio, das doch gleichfalls auf zwei Bitten hinweist, deutet

N. hinweg. Cat. antworte dem Freunde auf seine Bitte um Liebesgedichte: ich kann dir deine Bitte, dich zu trösten, nicht erfüllen; ich bin selbst betrübt und habe auch keine Bücher bei mir. Natürlich habe nicht der Freund um Bücher gebeten, sondern Cat. schreibe dies von sich selbst aus. So verschwinde zugleich die Schwierigkeit, daß Allius von Rom aus Cat., der in Verona weilt, um Bücher bitte, während doch die Großstadt solche sicher eher bot. Da der Freund um eins gebeten habe, um fröhliche Gedichte, die ihn trösten könnten, versteht N. non utriusque in dem Sinne: keines von beiden, weder das eine noch das andere, weder schon fertige Gedichte, noch erst zu schreibende, sondern ganz etwas anderes, eben das encomion Allii. Diese künstliche Erklärung ist nur möglich, wenn man dem Verfasser zugibt, daß der Freund von Cat. eigene Werke des Dichters erbeten habe, entweder schon fertige oder erst anzufertigende, was N. aus den Worten v. 33 ss. herausgelesen hatte. Aber überall scheint mir N. mehr in das Ged. hineinzutragen, als in ihm selbst steht. Einleitung (1—40) und Schluß (149 ss.) seien nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen; daraus erkläre sich der ganz andere Stil, der von dem des eigentlichen Gedichts stark abweiche und familiär sei. — v. 157 s. vermutet N.: et qui principio nobis terram dedit (aufert a quo sunt primo qui omnia nata bona), et longe ante omnes . . . Den Sinn dieser Worte würde man schwerlich verstehen, wenn N. nicht die Erklärung beigefügt hätte qui aufert, is a quo sunt primo nata, omnia bona. Dabei ist der Hiatus, der durch die Einschiebung von qui beseitigt werden soll, a quo sunt primo omnia nata bona, in der Dihärese des Pentameters durchaus gestattet: er steht ὁμηρικῶς. P. 19 behauptet N., domina komme in der Bedeutung 'Geliebte' erst bei den augusteischen Dichtern vor; aber v. 156 ist domina doch sicher auf Lesbia zu beziehen und nicht auf die padrona di casa. — v. 118 liest N. nach eigener Konj. qui viduum domitam ferre iugum docuit: diese heiße Liebe gewann die Herrschaft über dich (domitam) und ließ dich das Ehejoch auch ohne Gatten (viduum) tragen. Schon Kießling machte aus dem überlieferten qui tuum domitum: qui viduam domini, was einen viel besseren Sinn ergibt. Und woher stammt dinum, das N. neben tuum angibt? — Das überlieferte posta v. 39 wird von N. Anm. 10 gut geschützt; dagegen Norden Aen. 6, 24 (S. 127): 'Cat. hat diese Formen (postus) sogar nicht in den kleinen Gedichten, wo er doch sonstige Synkopen nicht meidet', und zu v. 57.

N. beherrscht die überreiche Literatur über dieses Ged. völlig,

aber seine Ausführungen und Erklärungen sind allzu gekünstelt und wenig überzeugend.

Die in letzter Zeit besonders eifrig erörterte Frage nach dem Ursprung der römischen Elegie hat auch den Catull in ihre Kreise hineingezogen. Die einen freilich, wie Leo, Bürger, Gollnisch (quaestiones elegiacae; Breslauer Doktordiss. v. 1905) u. a., die das Bestehen einer hellenistischen subjektiven Liebeselegie beweisen möchten, obwohl sie doch nicht vorhanden ist, beschränken sich bei ihren Untersuchungen meist auf Tibull, Properz und Ovid, die nach dem Vorbild nicht faßbarer alexandrinischer Elegien ihre Liebeslieder gedichtet haben sollen. Um so eifriger berufen sich die anderen, wie F. Jacoby (Zur Entstehung der röm. Elegie, RhM. 60, 1905, 38ff.; ferner 1910, 75ff.), die den Ursprung der röm. Elegie aus dem hellenistischen Epigramm herleiten, auf Cat., bei dem ja noch beide Arten von Epigrammen, ein kürzeres, ursprüngliches, und das zur Elegie erweiterte, vorhanden sind. Hier finden sich noch ungetrennt, gleichsam in einem Dichter vereint, beide nebeneinander, das eigentliche kurze, scharfpointierte, beißende Epigramm der alten Zeit neben dem bereits zur kleinen Liebeselegie erweiterten erotischen Epigramm (Knaack Pauly-Wiss. I 1402 'das subjektive Element der älteren Elegie findet seinen Ausdruck im Epigramm'). Jacoby RhM 1905 S. 84, 1 vergleicht Epigramme Catulls mit röm. Elegien der späteren Elegiker, um nachzuweisen, wie sich aus dem Epigramm die Liebeselegie entwickelt habe; so c. 3 ∾ Ov. a. II 6; c. 5 ∾ Prop. I 9; Tib. I 8 (Hor. c. I 27); c. 8 ∾ Prop. II 5 (Hor. c. I 25); c. 70 ∾ Ov. a. II 16; c. 76 ∾ Prop. III 17; c. 83 u. 92 ∾ Prop. III 8; c. 77 ∾ Prop. II 34. 'Für mich', schreibt er, 'ist die Tatsache, daß Cat. keine subj.-erot. Elegie auf Lesbia geschrieben hat, immer einer der sichersten Beweise gewesen, daß es auch bei den hellenistischen Dichtern keine gab.' S. 84: 'Gedichte, wie Cat. 72. 73. 76. 99. 107 würde man an sich schlechthin als Elegien bezeichnen, und doch stehen sie unter den Epigrammen und sind von Cat. selbst als solche bezeichnet. Aber ihr Inhalt ist 'elegischer' Natur im Sinne der röm. Elegie.' S. 83: 'Was dieses mit den Motiven der Komödie und des täglichen Lebens gesättigte hellenist. Epigramm von der röm. Elegie trennt, ist eigentlich und im Grunde wirklich nur der geringere Umfang.' So sei die röm. Elegie aus dem hellenist. Epigramm durch Erweiterung entstanden. Eine scharfe Grenze zwischen Epigramm und Elegie gibt es nicht. Cat. hat seine Kurzelegien unter die Epigramme gesetzt.

Und Crusius nennt in seiner Abhandlung über die Elegie (Pauly-Wiss. V, 1905; über Cat. XIII 2290 ff.) Cat. 'den wahren Begründer der röm. Elegie, wie der röm. Lyrik überhaupt', 'die reichste röm. Dichternatur'. Ähnlich sagt Reitzenstein in dem Artikel Epigramm (Pauly-Wiss. VI, 1909, 71 ff.; über Cat. namentlich 99 ff.), das Epigramm sei bei Cat. zum kurzen Gedicht geworden; erst nach Cat. trennten sich Elegie und Epigramm. Er vergleicht Cat. 101 mit Meleager AP VII 476.

9) Von kleineren Beiträgen zur Erklärung des Catull seien folgende erwähnt: Menozzi, im Septbr./Oct. Heft 1906 des Bollettino di Filologia Classica.

Besprochen werden c. I 9 qualecumque quod o patrona virgo. Die Überlieferung soll unheilbar verdorben sein; patrona virgo allein könne weder die Musen oder Minerva bedeuten (er hält dies für die Verbesserung eines frommen Mönchs), noch helfen die Konj. mit patrone von Hand, Bergk, Fröhner u. a. in dem Sinne 'wenn du sie schützest, so werden die Ged. fortleben' etwas. Aber auch 65, 2 nennt Cat. die Musen doctae virgines, dem erst im 3. Vers musarum fetus folgt. Die Schutzgöttin des Dichters kann nur die Muse sein; auch war es durchaus üblich am Anfange eines Gedichts oder einer Gedichtsammlung die Muse anzurufen. — Der im 30. Ged. angeredete Alphenus soll puer delicatus und Liebling des Cat. gewesen sein. Schade um das schöne, tief empfundene Gedicht! — 64, 11 weist M. auf eine Nachahmung des Verses bei Ov. am. II 11, 1 s. hin, auf die schon Riese aufmerksam machte. — 64, 23b soll in dem iter nach salvete nicht iterum stecken, es soll vielmehr auf die Argonautenfahrt (iter) gehn. Aber mit salvete iterum vgl. Verg. Aen. 5, 80 salve, sancte parens; iterum salvete, recepti nequiquam cineres. — Mit 68, 53—66 vergleicht M. Virgil ecl. 5, 45—8; beide werden den Vergleich von Theokrit I 8 entlehnt haben. — Mit c. 102 vergleicht er Hor. c. I 27, 14 ss. (l'imitazione catulliana è evidente); aber er vergleicht selbst noch Prop. I 9, 34. Der Gedanke ist vielmehr Gemeingut der erot. Poesie; vgl. Kallim. fr. 67; ep. 46, 3.

10) Winter, De ellipsi verbi esse apud Catullum, Vergilium, Ovidium, Statium, Juvenalem obvia capita duo; Marpurgi Cattorum, 1907.

Leider hat W., ein Schüler Birt's, nicht noch Horaz, Tibull und Properz in den Kreis seiner Untersuchung gezogen. Es ergibt sich, daß die Ellipse von sum im älteren Latein, bei Plautus und Cat., und, was hinzukommt, Terenz und Lucrez, viel seltene

ist als bei den augusteischen Dichtern, von denen Ovid sie am häufigsten zuläßt, und daß sie bei den Späteren wieder seltener wird. Dies war bekannt; alles Wesentliche bietet bereits Leo in seiner Ausgabe der Tragödien des Seneca. Das 1. Kap. handelt von der Auslassung von est bei pote, mirum und anderen formelhaften Ausdrücken, wie sie bei Plaut., Cat. und auch bei den Späteren noch üblich ist. Hierauf hatte Ref. schon in seiner Dissertation De Catullo Graecorum imitatore 1871 p. 8 aufmerksam gemacht. Das sonst so übliche, zu einer Formel erstarrte nec mora findet sich bei Cat. nicht. Das 2. Kapitel handelt von der Auslassung von sum in Hauptsätzen, so im Ausruf; ferner in direkten Fragen, und wenn eine entsprechende Form von sum unmittelbar vorhergeht oder folgt; dann in Sätzen besonders gewichtigen Inhalts, die einem Ausruf nahe stehen; in Sentenzen; beim Perf. der Deponentia und des Passivums und beim Gerundivum; in Aufzählungen, Beschreibungen, Definitionen u. a. Cat. 23, 27 liest W. statt des überlieferten satis beatus sat es b. Natürlich ist ersteres richtig; es ist = beatu's. Cat. hat nie sat. — 39, 9 ist mit V monendum est mihi zu lesen, ohne te, was Spengel vor est, Bährens hinter est einschieben. W. will monendus es lesen. Zu der überlieferten LA ist zu bemerken, daß der Hiat bei auslautendem m, namentlich in der Hauptcäsur wie hier, sich häufig findet (Friedr. Cat. 95 f.), und daß monere absolut in dem Sinne 'eine Mahnung aussprechen' steht; z. B. Ennius ap. Non. 469, 25 bene mones tute; Cic. am. 13, 44. An wen die Mahnung sich richtet, lehrt der Vokativ bone Egnati. — 38, 2 ist nach V zu lesen malest me hercule et laboriose. W. will hinter et mit Sillig und Birt est einschieben; über den Hiat. in der Thesis s. Friedrich Cat. zu 3, 16 und Morgenstern p. XVII ss. Auch 64, 184 ist das hdschftl. nullo litus, sola insula, tecto richtig. Vahlen hat es im index Berol. 1880, 17 verteidigt. W. vermißt hier ein est und will deshalb mit Birt RhM 59, 423 laeta est lesen. Aber der Satz gehört nach Winters eigenen Ausführungen zu denen, wo Ellipse von est gestattet ist: es ist eine Art von Ausruf; 'die fehlende Kopula bezeichnet die äußerste Erregung' Friedrich z. d. St. (in sententiis graviter dictis p. 22; so unmittelbar darauf v. 186 nulla fugae ratio, nulla spes. W. hat zwar p. 9 behauptet, Cat. kenne eine solche Ellipse im Ausruf nicht; aber das ist doch ein Ausruf!). — 111, 2 ist zu lesen nuptarum laus est laudibus ex nimiis, ohne Ellipse des est, wie Scaliger und Passeratius wollten. — Über Aphaeresis des e von est, es findet sich eine Zusammenstellung p. 58. 49, 7 will

W. mit Ellis es einschieben: quanto tu optimus omnium es patronus; es ist vielmehr omnium patronu's zu lesen (Leo Plaut. Forsch. V; Lindsay-Nohl L. Spr. S. 142; Friedr. Cat. 232) gegen die LA des cod. R omnium's patronum.

W. führt die Ellipse von esse auf griech. Einfluß zurück (p. 61): man vergleiche z. B. Cat. 62, 3 surgere iam tempus mit griech. Wendungen ohne ἐστίν bei ὥρα, καιρός; daraus soll es sich auch erklären, daß sie sich bei den älteren Dichtern selten findet: der Einfluß der Griechen macht sich erst allmählich geltend.

11) Fröbel, Ennio quid debuerit Catullus; dissert. Jenens. 1910.

Im ersten Kapitel dieser Abhandlung stellt Fr. Versteile, die Cat. dem Ennius verdankt, zusammen; im 2. gleichen oder ähnlichen Versanfang oder Versschluß; im 3. einzelne Ausdrücke und Wendungen. Fr. schießt in seinem Eifer, möglichst viel aufzubringen, was Cat. dem Ennius entlehnt haben soll, weit über das Ziel hinaus. Alles Altertümliche, was sich bei Cat. findet, soll er dem Ennius verdanken. Dies ist heute freilich Mode; ähnliches findet sich sogar bei Norden in seinem Kommentar zu Aen. 6. Zieht man hier das Zweifelhafte ab, so bleibt nur wenig Echtes übrig, etwa folgendes: 64, 4 s. cum lecti iuvenes etc. ∾ Enn. Med. 250 s.; 63, 83 rutilam torosa cervice quate iubam ∾ Enn. a. 517; 64, 383 carmina divino cecinerunt pectore Parcae ∾ Enn. a. 19. Ferner 64, 25 teque adeo ∾ Enn. sc. 284 tuque adeo (= praecipue); 64, 16 illa luce ∾ Enn. sa. 47 alia luce orta; 64, 139 blanda voce ∾ a. 50 (μειλιχίοις ἐπέεσσιν); Lucr. 6, 244; Verg. A. 1, 670. Oft sind die Worte des Ennius selbst nicht erhalten, doch läßt sich aus auffallender Übereinstimmung des Cat. mit einem andern Dichter, meist Virgil und Lukrez, Ennius als gemeinsame Quelle erschließen; so 101, 1 multas per gentes et multa per aequora vectus ∾ Verg. A. 6, 692. Caelicolae 30, 4; 64, 385; 68, 138 ∾ Enn. a. 491; genae 'Augenlider' 68, 56 ∾ Enn. sc. 427; genus = filius (γένος) 61, 2 ∾ Enn. sc. 354; marmora pelagi 63, 88 ∾ Enn. a. 384 s. (ἅλα μαρμαρέην Il. 14, 273). Altertümliche Wendungen sind mundus 'der Himmel' 64, 206 u. 66, 1 ∾ Enn. va. 9; oraclum 7, 5; 64, 326 ∾ Enn. sc. 43 (Sommer, Handbuch der lat. Laut- u. Formenlehre 151 u. 235); vinclum 64, 367 ∾ Enn. a. 340; 515; 64, 176 Juppiter omnipotens ∾ Enn. a. 458 (Marx Lucil. 444; Norden Aen. 6, 592); putissimei 29, 23 (Festus 216, 7 M putus antiqui dicebant pro puro) ∾ Enn. sc. 78; lavere 39, 14 ∾ Enn. sc. 132; 202; 311. — 64, 285 domus risit ∾ a. 457 s.; Lucr. 2, 32; 5, 1395; Verg. A. 1, 254 s.; Ov. f. 4, 5 s. — 64, 7 verrere ∾ Enn.

frg. 384; Lucr. 1, 278 s.; Verg. A. 3, 208; 6, 320. vidĕn 61, 77; 62, 8; Verg. A. 6, 779 nach Enn. (Serv. ad h. l.). — magnanimus (μεγάθυμος) 64, 85 (Skutsch A. f. l. L. 12, 208 ff.); 34, 12 sonantum; 64, 204 caelestum ∼ a. 186; 427; va. 23 (Verg. A. 7, 432). Dazu Homoioteleuta 2, 1 deliciae meae puellae; 46, 11; 48, 1; 78, 2; 64, 96; 141; 228; 252. Versschluß des Hexameters mit einem oder zwei einsilbigen Wörtern: Enn. a. 259; 323; Cat. 62, 9; 13; 67, 9; 43; 68, 41; 83, 5; 89, 5; 107, 7; 111, 3; mit voraufgehendem zweisilbigen Wort 62, 15 suis est; 107, 5 refers te u. ö. Übersehen ist zu 64, 10 texta Enn. Vahl.[2] p. 85 (a. inc. 477). Fr. führt in seinem Eifer, überall Spuren des Ennius zu finden, sogar unzweifelhaft griech. Konstr. wie odio odisse, basia basiare, gaudia gaudere u. ä. auf Ennius zurück.

12) J. P. Albrecht bringt in der Woch. f. klass. Phil. 1912. Sp. 420 f. im Gegensatz zu Birt, der (D. antike Buchw. 1882, 410) die Worte si qui forte m. in. (c. 14 b) als Einleitung zu einer am Schluß einer Gedichtsammlung erfolgten persönlichen Vorstellung des Dichters auffaßte, einen neuen Erklärungsversuch dieser Verse, die er nach dem Vorgange von Schwabe, Friedrich u. a. mit c. 2, 11—13 tam gratum est mihi etc. verbindet. Nicht der Dichter spricht die Worte, sondern das Buch selbst. Es vergleicht sich mit der Atalante: wie diese wünschte, daß der Gürtel endlich gelöst würde, so wünsche das Buch, daß die Schnur gelöst werde, die die Rolle zusammenbinde. Das Buch wurde als Rolle mit einem Bande zusammengehalten, das der Leser lösen mußte, wenn er den Inhalt genießen wollte. Das Gedicht sei weder Einleitung noch Epilog, es diente als Reklame und war ursprünglich an der Außenseite des gerollten und umbundenen Exemplars angebracht. Der Herausgeber des Nachlasses werde mit Rücksicht auf Gedichte wie 63 und 64, auf die der Ausdruck ineptiae nicht paßte, das Gedicht in die anderen eingereiht haben. Der Interpolator brachte dann das Gedicht in zwei Teilen an seine jetzige Stelle, wo sie beide formell leidlich guten Anschluß fanden. Wie so? in welcher Beziehung standen die Worte zu c. 14 oder 15? Warum teilte er das Gedicht in zwei Teile? und was gibt uns das Recht, diese zwei Bruchstücke von je 3 Versen zu einem Ganzen zu vereinigen? A. nimmt ohne weiteres an, daß sie zusammengehören und ein Ganzes bilden.

13) A. Kurfeß, Die Invectivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit; Programm des Wohlauer Gymn. 1915.

Von Cat. wird S. 5—16 dieser fleißigen und lehrreichen Zusammenstellung gehandelt. Die Spottlieder voll glühenden Hasses gegen die Feinde werden mit den Jamben des Archilochus verglichen, an die sie z. T. wörtlich anklingen, so c. 40 ∾ fr. 92; c. 56 ∾ fr. 80. Das 78. Ged. wird von K. einheitlich aufgefaßt; er trennt nicht, wie die meisten Herausgeber, die letzten zwei Distichen davon ab. Seltsam ist immerhin der Wechsel der Person: die ersten 3 Distichen erzählen von Gallus in der 3. Person; die letzten 2 aber reden einen Feind in der 2. an. K. nennt dies selbst auffällig. Diese Invectiven gegen persönliche Widersacher sind meist gegen die Rivalen in seinem Verhältnis zur Clodia gerichtet. 88, 7 liest K. mit D quod prodeat ultra. Unter salax taberna c. 37 versteht er das Haus des Allius, in dem auch Cat. mit der Lesbia zusammenzukommen pflegte; sicherlich nicht richtig. Dazu kommen seltsame Ausdrücke, wie wenn er den Egnatius einen Etranger nennt. Was berechtigt ferner K. das 42. Ged. auf die Ipsicilla des 32. zu beziehen? was berechtigt ihn, die junge Frau des 17. Ged. für die Aufilena der c. 100 und 110 zu halten? Dies hatte freilich schon vor ihm Westphal getan, aber ohne jede sichere Begründung. Mit c. 23, 2 wird Kratinos fr. 190 K *ἆρ' ἀραχνίων μεστὴν ἔχεις τὴν γαστέρα;* verglichen. Denn ein Hungerleider war der Furius, gegen den das Ged. sich richtet. Aber Spinnengewebe als ein Zeichen von Bettelarmut ist sprichwörtlich, so schon Od. 16, 35; Theokr. 16, 96; Afran. 411 R; bei Cat. selbst noch 13, 8; vgl. Otto Spr. aranea 1 u. 2.

Außer diesen rein persönlichen Invectiven gegen Nebenbuhler finden sich bei Cat. solche gegen politische Persönlichkeiten, namentlich gegen Cäsar und seine Kreaturen wie Mamurra, Vatinius, Nonius u. a.; doch liegen auch hier persönliche Motive zu Grunde. Endlich finden sich bei Cat. auch literarische Angriffe gegen die schlechten Dichterlinge jener Zeit, einen Suffenus, Aquinius, Volusius und gegen Redner wie Sestius und selbst Cicero. K. faßt mit Recht c. 49 ironisch auf; das Ged. ist von ihm übersetzt worden. Leider wimmelt die Abhandlung von Druckfehlern.

14) In der 11. Aufl. der Encyclopaedia Britannica vom Jahre 1910 findet sich Bd. V unter Catullus eine kurze Biographie des Dichters. Sie ist ein unveränderter Abdruck der alten Lebensbeschreibung Catulls von Sellar. Dieser ist bereits 1890 gestorben. Ein paar Nachträge von einem ungenannten Verf. fügen der alten Arbeit die wichtigsten Erscheinungen der Catullliteratur aus den letzten 30 Jahren hinzu, so z. B., daß es drei

wichtige Hdschr. des Cat. gebe, den cod. O, G und R. Der Anonymus drückt sich über den Wert von R vorsichtig aus, stellt sich mit dieser Bemerkung aber doch ohne weiteres auf den Standpunkt von Hale und Ellis. Daß es eine neue Catullausgabe von Friedrich gibt, weiß er scheinbar nicht.

Sellar nahm 84 v. Chr. als Geburtsjahr des Dichters an. Er glaubte, daß der uns vorliegende liber Catulli nicht von Cat. selbst zusammengestellt sei, da die Gedichte weder chronologisch noch nach ihrem Inhalt geordnet seien. Das 64. Ged. entfalte eine Kraft schöpferischer und malerischer Phantasie, die weit über alles hinausgehe, was die erhaltenen Gedichte der Alexandriner aufzuweisen haben. Sellar stellt Cat. auf eine Stufe mit Alcaeus und Sappho. — Es hätte sich wohl gelohnt, den veralteten Artikel über Cat. durch einen neuen zu ersetzen.

15) Willkommen ist der Index verborum Catullianus by M. N. Wetmore; New Haven, Yale University Press; 1912. Das Wörterverzeichnis enthält zugleich die Varianten der bekannten Ausgaben von Bährens-Schulze 1893, Haupt-Vahlen 1904, Riese 1884, Müller 1892, Friedrich 1908 und Merrill 1893.

16) Ullman, Horace, Catullus and Tigellius (Class. Philol. X 3, July 1915, 270 ff.).

Die bekannten Worte des Horaz über den Sänger Tigellius Hermogenes und seinen Nachahmer s. I 10, 19 nil praeter Calvum et doctus cantare Catullum hatte man bisher immer so verstanden, daß Horaz sich damit in einen gewissen Gegensatz zu dem älteren Redner Licinius Calvus und seinem Freunde Catull setze. U. versucht dagegen nachzuweisen, daß dies nicht der Fall gewesen sei. Horaz war ein Gegner des Tigellius H., ebenso wie Calvus und Tigellius persönliche und literarische Gegner waren. So hätten Horaz, Calvus und Catull zusammen im Kampfe gegen diesen Tigellius gestanden, und es sei falsch anzunehmen, daß Horaz hier gegen Calvus und Cat. polemisiere. Es sei hier in der 10. Satire im wesentlichen von dem rhetorischen Stil die Rede. Horaz war ebenso wie Calvus und Cat. Atticist. Wenn Horaz und Cat. auf dem Gebiet der Poesie verschiedener Ansicht waren, so komme dies hier nicht in Betracht. Cat. liebte in der Poesie die Kürze (c. 22; 95) wie auch Horaz; so stimmten sie schließlich auch darin überein. Aber sollte es sich hier wirklich nur um den rhetorischen Stil handeln? und sollten nicht die poetischen Gegensätze zwischen Horaz und Cat., die doch offenbar bestehen, auch mit in Betracht kommen? Auch auf diesem Gebiet versucht U. den Gegensatz

zwischen dem Klassiker Horaz und dem Führer der *νεώτεροι* abzuschwächen. Horaz ahme in erster Linie dem Alcäus nach, und Cat. habe sich nicht mit Alcäus befaßt, sondern nur mit der Sappho, von der ja auch nur zwei Gedichte für Cat. in Betracht kämen. Dies ist offenbar ein Irrtum: der Einfluß der Sappho auf Cat. geht viel weiter. U. behauptet sogar 'the supposed opposition between Catullus and the Augustans simply does not exist'. Horaz sei ja selbst ein Nachahmer des Cat. gewesen. Gewiß, als junger Anfänger; aber später sicher nicht mehr.

17) v. Meß (Das 68. Ged. Cat.s, Rh. M. 1908, 488ff.) behandelt von neuem das 68. Ged. Während Vahlen und Birt unter munera et Musarum et Veneris Bücher und ein Liebchen (Birt ein scortillum, Vahlen die Lesbia) verstanden, faßt M. die Worte in dem Sinne: Dichtungen im höheren Stil und leichtere Liebespoesie. Der Freund bitte den Cat. um Gedichte von seiner Hand, um neue Dichtungen, die ihn trösten sollen, also gelehrte Dichtungen, und um erotische Gedichte. Die große Doppelbitte konnte Cat. nicht erfüllen; aber eine kleinere Gabe, beide Elemente vereinigend, habe er ihm an die Stelle gesetzt, eben eine echte erotische Elegie, das 68. Ged. Für die Einheit spreche v. 12 verglichen mit 66 ss. Eine Nachahmung finde sich bei Ovid a. a. 3, 70 frigida deserta nocte iacebis anus ∾ 68, 29 frigida deserto tepefactet membra cubili, worauf längst aufmerksam gemacht worden ist. Auch Vollmer bringt einen Nachtrag zur Erklärung des 68. Gedichts (Lesungen und Deutungen III; Sitzber. der Bayer. Ak. d. W. 1919): Allius bittet den Cat. um munera musarum und munera Veneris; das sind erstens Gaben der Musen, gelehrte Gedichte wie Attis, die Locke der Berenike und die Hochzeit der Thetis, und zweitens Geschenke der Venus wie die Lesbialieder. Beides muß der Dichter dem Freunde abschlagen (v. 1—40). Aber diese Absage ist nach Art der recusatio (Lucas in der Festschrift für Vahlen) nur scheinbar; in Wirklichkeit erfüllt er beide Bitten in der von v. 41 an folgenden Elegie, die teils eine gelehrte Komposition ist, teils eine echte Liebeselegie. Der Schluß ist dann wieder in Briefform gehalten. Wie hic v. 28 zu verstehen sei, ergebe sich mit Munro (Crit. and Eluc.[2] 173f.) aus v. 27—30 selbst, wenn wir v. 27 mit den Hdschr. Catulle lesen und die Worte als direkte Rede aus dem Briefe des Allius an Cat. herübergenommen auffassen. Dazu passe der Indik. tepefactat, den M hat, vortrefflich. Unter hic ist Rom zu verstehen (Munro verstand freilich Baiae darunter). Vollm. liest v. 11 und 30, wo mali überliefert ist, nicht mit Lachmann Mani, sondern

mit Diels (Sitzber. d. Berl. Ak. 1918, 936, 1) mi Alli. Die Härte der Synaloephe mi Alli, wo es sich um Verschleifung eines einsilbigen Wortes handelt, wird durch viele ähnliche Beispiele als durchaus unbedenklich erwiesen. Ich ziehe trotzdem die Lesung Lachmanns Mani vor.

18) H. Magnus, Catullus Ged. 67 (Philol. 1907, 296 ff.): ein neuer Versuch der Lösung dieses Rätsels. Caecilius, der Sohn des alten Balbus, Stammhalter des Geschlechts, hatte sich mit einem Mädchen aus Brixia verheiratet. Als Balbus starb, beerbt ihn sein Sohn; das junge Paar zog von Brixia nach Verona und bewohnte das Stammhaus der Familie. Die junge Frau sollte noch unberührt sein, da ihr Mann als unzulänglich bekannt war. Sie war aber nicht mehr Jungfrau: Schwiegerpapa Balbus hatte sich der jungen Frau erbarmt; auch andere Liebhaber waren noch ein- und ausgegangen. M. hält die beiden Ehepaare des 17. und 67. Ged.s für identisch. Er hält weiter die junge Frau für die Aufilena von c. 100 und 110. Nicht sittliche Entrüstung leite den Dichter bei diesem Pasquill, sondern wahrscheinlich Rachsucht, ein durchaus persönliches Motiv. Wer aus v. 3 s. herauslese, der alte Balbus sei ein würdiger Greis gewesen, dem man den v. 23 s. bezeichneten Incest unmöglich zutrauen könne, lege etwas in die Worte hinein, was nicht dastehe. Veterem v. 8 sei mit fidem zu verbinden, nicht mit dominum. Das Fehlen jeder Beziehung zwischen dem alten Balbus und Caecilius mißfalle! Die Schwäche dieses Erklärungsversuches liegt in der Annahme, daß Caecilius der Sohn des alten Balbus gewesen sei. Wo steht dies? M. hat dies auch selbst sehr wohl empfunden und bemüht sich, diese Verwandtschaft aus dem Ged. herauszukonstruieren (S. 307 f.). Da das Haus durch den Tod des alten Balbus einen neuen Herrn bekommen habe, so sei anzunehmen, daß dieser durch die natürliche Erbfolge an die Stelle seines Vorgängers getreten sei, d. h. als Verwandter, am besten als Sohn (!?). Am besten für diese Erklärung allerdings. Auf Besitzwechsel durch Erbfolge deute auch v. 6 hin. Kaum sei der Alte tot, da ziehe das junge Paar ein; dasselbe soll ipse v. 4 lehren (so schon Cahen); dasselbe auch der Gegensatz zwischen olim v. 4 und nunc v. 9. 'Der Vorwurf der Untreue gegen den jetzigen Herrn ist nicht berechtigt, wenn der alte und der neue Herr sich gar nichts angehn'. M. verlangt v. 5 maligno, da voto ohne Attribut sinnlos wäre. Er selbst liest mit bekannter Konjektur nato — maligne. V. 12 will er mit Vahlen istis populis und Quinte lesen, dieses aber nicht auf Cat. selbst beziehen, sondern

auf einen beliebigen Menschen, einen Hinz oder Kunz. Dies ist offenbar der schwächste Teil der Ausführungen, die schwerlich allgemeine Zustimmung finden werden. V. 32 s. will er mit Zanchi Brixia Cygnea supposita in specula, flavus quam molli percurrit flumine Melo lesen.

19) Ganzenmüller stellt Anklänge Ovids an Cat. zusammen (Philol. 1911, 279 ff. Ovid und Cat. Aus Ovids Werkstatt). Fast alle Entlehnungen stammen aus c. 64 und 68, dazu eine aus c. 101.

Übersetzungen. Der echte Dichter Catull hat von jeher einen besonderen Reiz auf die modernen Dichter ausgeübt, ihn zu übertragen. Zu den vielen Übersetzungen aus älterer Zeit, unter denen namentlich die von Heyse und Westphal hervorragen, sind zwei neue gekommen, die von Schuster und Amelung; erstere erneuert gleichsam die von Heyse, letztere die von Westphal.

20) Valerius Catullus' sämtliche Dichtungen in deutscher Übertragung von Dr. Mauriz Schuster; Wien 1906.

Schuster übersetzt den Cat. wie Heyse im Versmaß des Originals. Er rühmt sich besonders, daß er sämtliche Dichtungen übertragen habe, als ob dies vor ihm keiner gewagt habe. Aber auch Heyse hat den ganzen Catull übersetzt; nur c. 56 und 97 hat er, als zu unflätig in ihrer Sprache, ausgelassen, und — Sch. hat das letztere gleichfalls übergangen. Überhaupt hat sich Sch. ziemlich eng an Heyse angeschlossen, nicht nur in der Wahl des Metrums, wobei Sch. die Hinkiamben in einfache Jamben und die Galliamben des 63. Ged. in iambische Septenare umwandelt, sondern auch in vielen eigenartigen Wendungen; unzählige Anklänge an H. lassen sich bei ihm nachweisen, selbst die Auffassung mancher Stelle zeigt, wie eifrig Sch. sein Vorbild studiert hat, so im 28. Ged. die des Wortes datum, ferner die Wahl seltsamer LA, wie 36, 12 Syros apertos. Der Seidenhase 25, 1 stammt ebenso wie die Eiderdunengänse 25, 2 von Heyse. Aber das Ganze liest sich glatter, moderner. Man vergleiche 64, 270—278 (S. 95) mit 64, 246 ff. bei Heyse. Die Hexameter sind flüssiger als bei jenem, wo sie oft holprig genug sind: 'manche Stellen sind fast ungenießbar', urteilt Sch. Besonders lebendig ist die Schilderung von Sirmio S. 186 f.; von dort ist auch das Vorwort datiert. Sch. zieht gern Parallelstellen aus modernen Dichtern zum Vergleich heran; er zitiert zu 31, 14 Ewald von Kleist 'o welch ein Gelächter der Freude belebt rund um mich das Land' und öfters Heine; nicht ohne Grund hatte Westphal Cat.s Verse in Heinische Lieder umgedichtet.

Der Übersetzung geht eine kurze Lebensbeschreibung voraus. 'Freundschaftsbeziehungen' des Dichters zu Cicero, von denen hier die Rede ist, sind schwerlich anzunehmen, jedenfalls nicht, wenn man mit Sch. (S. 159 und 202) das 49. Ged. ironisch auffaßt. Ausführliche Erläuterungen (S. 157—272) zu den einzelnen Gedichten sollen das Verständnis des Dichters auch Fernerstehenden erschließen; sie gehen meist auf Rieses Kommentar zurück. Selbst Konj. macht er, so 29, 23 urbis pollentissimi; 64, 81 angusta (er hat das proleptische augusta nicht verstanden). Mancher Irrtum läuft dabei unter. S. 161 werden der Dichter Helvius Cinna und der Volkstribun Cinna, der 44 ermordet wurde, verwechselt; ersterer lebte nach Virgil ecl. 9, 35 noch im Jahre 40. Das Phasellusgedicht schildert nicht die Hinfahrt von Italien nach Bithynien, sondern die Heimkehr aus Asien nach dem Gardasee. Horaz hat den Gedanken omnes una manet nox, der sich z. B. auch bei Prop. findet, schwerlich dem Cat. 5, 6 entnommen. Wenn zum 10. Ged. bemerkt wird, Cat. habe für den Prätor, dessen cohors er angehörte, die eigene Börse geleert, so beruht dies auf einer falschen Deutung von datum 28, 8: nicht ihr Gefolge sogen die Statthalter aus, sondern die Provinzen. Das 12. Ged., in dem Cat. eine gestohlene Serviette zurückfordert, bezichtigt nicht den berühmten C. Asinius Pollio, sondern dessen Bruder (frater v. 7). Cat. hat nicht das scherzhafte Saturnaliengeschenk des Freundes Calvus (c. 14) zurückgeschickt; v. 22 abite illuc, unde malum pedem attulistis sind anders zu deuten. 36, 6 soll das Feuer die schlechten Verse des Volusius nicht läutern und verbessern, sondern vernichten. Es ließen sich noch viele derartige Versehen und verfehlte Auffassungen anführen. Einige mundartliche Ausdrücke klingen seltsam, so S. 182 'an den Dieben Thallus'; 183 'Personsbeschreibung'; 195 'Honigaugen'; 201 'erreglich'; 221 'Sermozination' u. ä.

Von demselben Verf. liegt eine Abhandlung über Mörike und Cat. in der ZÖG 1916, S. 385—416, vor.

Während die Übersetzung von Schuster gleichsam eine Erneuerung der Heyseschen ist, entspricht die andere mehr der von Westphal.

21) W. Amelung, Gedichte des Catullus, übersetzt von W. A. Mit einer Einleitung von Fr. Spiro und einigen Abbildungen antiker Denkmäler. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1911; brosch. 4,— Mk., gebunden 6,50 Mk.

A. übersetzt die schönsten Gedichte des Cat. in modernen,

meist gereimten Versen; nur die sapphische Strophe, den Hexameter und das Distichon gibt er zum großen Teil in der Form des Originals wieder. 'Eigenes Erleben ließ die mit dem Feuer echtesten Empfindens getauften Dichtungen wieder in mir lebendig werden', und in der Tat sind diese Nachbildungen tief empfunden, sie atmen dieselbe leidenschaftliche Glut wie die Originale. Geboten werden die Lesbialieder und die Gedichte, die sich auf die bithynische Reise beziehen, dann das 68. Gedicht. Voran aber steht mit Recht gleichsam als Motto das berühmte odi et amo. Als Probe stehe hier die Übersetzung des 46. Ged. (iam ver egelidos), S. 35:

Nun bringt der Frühling laue Lüfte wieder;
Des rauhen Wintersturmes wilde Lieder
Singt leise wehend nun der West zur Ruh.
Mich aber treibt's aus Asiens Binnenlande,
Wo üppig nun die Frucht dem Sonnenbrande
Entgegenreift, Ioniens Städten zu.
Schon schwärmt der Geist voraus auf neuen Wegen,
Und wanderlustig sich die Füße regen —
Zum Abschied, Freunde, reicht mir eure Hand!
Die wir von Haus gemeinsam fortgezogen,
Sind morgen auf des Schicksals krausen Wogen
In alle Welt zerstreut hinausgesandt.

Der Übersetzung geht eine Studie über das Leben und Dichten des Cat. von Fr. Spiro voran, die feines Verständnis für die Eigenart des Dichters verrät. Einiges fällt auf, so wenn es von Cicero, 'dem Sohne des kraftvollen Abruzzengebirges', heißt: 'auch er hat Anspruch auf den Ehrennamen des Dichters' (?). Als Geburtsjahr des Cat. wird das Jahr 84 v. Chr. angesetzt, und nach der Überlieferung sei er 54 v. Chr. 30 Jahre alt in Rom gestorben. Woher diese Kenntnis? Bekanntlich hat Hieronymus in seiner Chronik zum Jahre 87 v. Chr. angemerkt: Gaius Valerius Cat. scriptor lyricus Veronae nascitur! und zu 57 v. Chr.: Cat. trigesimo aetatis anno Romae moritur! Sp. spottet wiederholt mit überlegenem Lächeln über die kleinlichen Philologen. Aber etwas philologische Akribie ist doch ganz gut, wenn man über dergl. Dinge schreiben will. Verkehrt ist es, von den augusteischen Dichtern zu behaupten, daß sie 'feierlich stilisierten Monumentalkultus mit sich selbst treiben'; etwa Virgil und Horaz? Sp. versucht dann nachzuweisen, daß Cat. nicht keltischer Herkunft sei, sondern ein echter Italer. Die Kelten seien damals zur Herrschaft über die italische Poesie noch nicht reif gewesen. Aber wer spricht denn bei Cat.

und den Kelten von einer Herrschaft über die italische Poesie? Natürlich war die ganze Bildung und Schulung römisch; es handelt sich doch nur um die angeborenen Gaben und Charakteranlagen, die er mit nach Rom brachte. Durch Cäsar soll das ganze keltische Volk auf dem Kontinent der römischen Annexion verfallen sein. Woher weiß Sp., daß die Familie Valerius zu den ausdauerndsten röm. Kolonisten im unterworfenen keltischen Oberitalien gehörte? Cat.s Naturgefühl soll ferner für den echten Italiker charakteristisch sein und gegen kelt. Herkunft sprechen. Wie steht es da mit Virgil, der gleichfalls aus kelt. Lande stammte und so feines Naturgefühl hatte? Norden glaubt an kelt. Einfluß bei Cat. (Einleit. in d. Altertumswiss. Röm. Lit. 477). Merkwürdig ist auch, daß damals bereits griech. Schulmeister in Verona unterrichtet haben sollen, die den jungen Dichter in die griech. Literatur eingeführt hätten und in deren Schule er bereits in ganz jungen Jahren griech. Gedichte übersetzt hätte. Dann die Behauptung, zu Cat.s Zeit hätte 'jene systematisierende Literaturbetrachtung, die bestimmte Autoren zu Klassikern stempelt', für die griech. Schriftsteller noch nicht bestanden! Und die Alexandriner? Der phaselus des 4. Ged. soll ein Modell des eigentlichen Schiffes gewesen sein, das den Dichter vom Schwarzen Meer nach dem Adriatischen gebracht hatte. Dagegen spricht das ganze Gedicht, namentlich die Worte nunc recondita senet (auch die Nachbildung?) quiete seque dedicat tibi, gemelle Castor. Übrigens finden wir denselben Ausweg aus den Schwierigkeiten des Ged. schon bei Riese u. a. Eine Phantasie ist 'die Reise nach dem Norden', die Sp. gleichfalls nach Riese Cat. im Gefolge Cäsars unternehmen lassen will, und an der ihn nur der Tod gehindert habe. Was soll übrigens S. VIII die 'Zange des röm. Advokaten'? was die Formen Catullen, Catullens?

Das zierliche Büchlein mit der feinsinnigen Übersetzung und dem hübschen Bilderschmuck ist recht geeignet, dem Dichter neue Freunde auch aus weiteren Kreisen zuzuführen und wird dies hoffentlich auch tun.

22) In J. M. Stowasser, Römerlyrik, in deutsche Verse übertragen; Heidelberg 1909; findet sich eine gelungene Übersetzung des 84. Ged. Catulls.

23) Von Oskar Blumenthal, dem bekannten Berliner Kritiker, ist ein anmutiges Ged. 'Sirmione' im Boten vom Gardasee, Salò 1906, abgedruckt in der Beilage zur Vossischen Zeitung vom 16. I. 1907, erschienen, das von dem lebhaften Interesse für Cat. auch unter den Laien Zeugnis ablegt. Auf den Trümmern des

sogen. Hauses des Cat. träumt er, wie Cat. mit seiner Lesbia hier geweilt und liebestrunken das Lied gedichtet: 'Laß uns, Lesbia, leben! Laß uns lieben! Und was grämliche Neider von uns reden, keines spottenden Blickes wert uns achten. Sonnen gehen und Sonnen kehren wieder, — doch verdämmert des Lebens Eintagsschimmer, folgt ein Schlummer, aus dem kein Tag uns wach küßt. Gib denn du mir 1000 und 100 Küsse, wieder 1000 und nochmals 100 Küsse, nochmals 100 und wieder 1000 Küsse! Sinds viel tausendmal 1000 erst geworden, laß uns hurtig sie mischen, bis wir selber nicht mehr wissen die Zahl, und bis kein böser Blick uns neidet dies liebliche Nest der Freude!' Im Ölbaumhain von Sirmio weht heute noch ein warmer Lebenshauch, der aus den Trümmern raunt und lockt und flüstert. 'Schwer trennt' ich mich vom Hause des Catull.' Leider sind die noch stehenden Grundmauern Überreste nicht der Villa des Dichters, sondern eines mittelalterlichen Gebäudes.

Für die Metrik auch des Catull ist von Bedeutung die Schrift von

24) Richard Heinze, Die lyrischen Verse des Horaz; Leipzig 1918; 2,80 M. Hier werden an verschiedenen Stellen auch über die Metra des Cat. neue Ansichten vorgetragen, so S. 32 ff. (über Hendekasyllaben, Galliamben); 58 ff.; 63 ff. (die sapphische Strophe).

Ich schließe ein paar Bemerkungen über Schulausgaben des Cat. an.

25) Neue Auflagen sind erschienen von Brandt, Eclogae poetarum Latinorum; 3. Aufl. Lips. 1910; 26) Biese, Römische Elegiker, 2. Aufl. Leipzig 1905; 1907; 27) K. P. Schulze, Röm. Elegiker; 5. Aufl. Berlin 1910; dann ein neues Heft: 28) K. Jacoby, Auswahl aus lat. Dichtern; 4. Heft: Tib. Cat. Prop. Text geb. 0,60 M.; Einl. u. Komm. geb. 0,75 M. Leipzig 1913; 29) Preuß, Ov. Tib. Prop. Cat. in Auswahl.

Biese beklagt sich in der Vorrede seiner Auswahl mit Recht darüber, daß die röm. Elegiker nicht in den Kanon der Lektüre für die preußischen Gymn. aufgenommen sind, während die griech. Lyriker Aufnahme gefunden haben. Diese sind mit Ausnahme von Pindar, der doch für die Schule zu schwer ist, nur in Bruchstücken vorhanden. Die röm. Elegiker aber haben wir, und ihr bedeutender Einfluß auf unsere Dichter ist bekannt. Trotzdem werden sie auf unseren Gymnasien gern gelesen, wie auch die neuen Aufl. beweisen.

Der Text Bieses läßt noch manche Verbesserung zu wünschen übrig; so muß es 76, 10 quare cur te iam heißen; 36, 12 Uriosque apertos. Auch die reichlicher als früher bemessenen Anmerkungen erfordern noch manche Änderung. Der Satrachus XXXII 3 ist ein Fluß, keine Stadt; XXIX handelt es sich nicht um ein Abbild des Schiffes, sondern um dieses selbst; das lehren ille v. 1 und senet v. 26; lasarpicium VI 4 ist keine wohlriechende Pflanze, u. a.

Auch die Auswahl von Brandt ist erweitert, im Text und in den Anmerkungen. Diese sind immer noch nicht ausreichend für das Verständnis der z. T. schwierigen Stücke. Das Passerlied und eins der Hochzeitslieder des Cat. hätten unbedingt aufgenommen werden sollen. Was von Anm. geboten wird, ist im allgemeinen richtig. Cat. 6 (c. 50), 18 wird sis fälschlich = si vis erklärt; es hängt von cum ab, wie das parallele cave despuas deutlich genug lehrt. 76, 10 wird ganz unnötig, um den Hiatus zu beseitigen, mit Schöll cur tu te iam gelesen.

Das neue Heft von K. Jacoby ist für Schulen ohne griech. Unterricht bestimmt; damit fallen die griech. Vorbilder, von denen gerade die Elegiker so sehr abhängig sind, weg. Als Ersatz dafür sind besonders viele Parallelstellen aus deutschen Dichtern beigegeben. Von Cat. werden 16 kleinere Ged. geboten. Die Anm. erfordern mehrfach Nachbesserung: 2, 10 steht longe profectos nicht im Gegensatz zu diversae variae viae; 4, 26 ist senet nicht = senescit, es bedeutet vielmehr: ist morsch.

Die Röm. Elegiker von K. P. Schulze sind mit jeder neuen Aufl. mehr nach der wissenschaftl. Seite hin ausgebaut worden. Dies hat auch die Kritik, die der neuen Aufl. in reichem Maße zu teil geworden ist, gebührend hervorgehoben. Angezeigt ist sie von Morgenstern (Woch. f. kl. Phil. 1910); E. Thomas (Revue critique 1910); Bessem (Museum 1911); Postgate (Class. Review 1911); Foster (Class. Philol. 1912); Wick (Bollett. di Filol. class. 1912); Tolkiehn (Berl. phil. Woch. 1912); Bernhardt (Monatsschr. f. höh. Schulen 1912); Humpers (Revue de l'instr. publ. en Belgique); Korrespondenzbl. f. d. höh. Schulen Württ. 1911.

30) Vorschläge für die Lektüre der Elegiker und des Cat. auf den höheren Schulen macht Scheindler, Methodik des Unterrichts in der lat. Sprache; Wien 1913. Scheindler (S. 283 ff.) tritt lebhaft für die Lektüre der Röm. Elegiker auf den Gymnasien ein. 'Die beherrschende Stellung (unter den dreien, Cat., Tib. u. Prop.) kommt Katull zu.' Cat.s Lieder bilden eine Vorstufe für die horazische Lyrik. 'Seine Kunst steht unserer modernen Zeit näher

als die vieler anderer röm. Autoren.' Zu lesen seien die Übersetzung der Sappho und c. 45 als Ged. unter griech. Einfluß; dann die meisten Lesbialieder und das Ged. auf den toten Bruder. Parallelen aus der deutschen Dichtung und aus der römischen selbst (Ovid und Horaz) seien heranzuziehen. Endlich finden sich hier gute Bemerkungen über die Sprache Cat.s (S. 290).

Neue Auflagen sind erschienen von Munro Critic. and Elucid. of Cat. von Duff mit einigen Nachträgen, 1905; Fréd. Plessis, La Poésie latine 1909, S. 143—173 über Cat.; Fr. Leo, Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. 8; 2. Aufl. 1907, Cat. S. 345; Schanz, Gesch. der röm. Lit. 3. Aufl. 1909, Cat. § 102—106; L. Müller, Catulli carmina; Leipzig 1919 (ein Neuabdruck); Einleitung in die Altertumsw. von Gercke und Norden, Bd. I. Röm. Liter. von Norden; 1910. Zu c. 49 S. 473: 'Cic. scheint sich den Cat. irgendwie verpflichtet zu haben.' c. 64 'ein alexandrinisches Epyllion'; c. 101 vergleicht er mit Meleagros AP VII 476 auf seine tote Gattin und dem *ἐπικήδειον* des Aratos *εἰς Μύριν τὸν ἀδελφόν*.

Ich zitiere im Folgenden eine Reihe von Bemerkungen aus neueren Klassikern der Philologie, die wahre Fundgruben für die Erklärung der röm. Dichter sind und auch für Cat. viel wichtiges Material bieten. Zu solchen Büchern rechne ich Norden, Das 6. Buch der Äneide des Virgil; Antike Kunstprosa, Bd. I 3. Aufl. 1915; Bd. II 2. Aufl. 1909; Marx, Lucilius; Heinze, Virgils epische Technik; 3. Aufl. 1915; Reitzenstein, Epigramm in Pauly-Wiss. R. 11 und 13; Zur Sprache der lat. Erotik (Sitzgsber. der Heidelb. Ak. d. W. 1912, Nr. 12); Crusius Elegie (in Pauly-Wiss. R.).

Über das Geburtsjahr des Cat. s. Bernh. Schmidt Rh. M. 1914, 267 ff.; keltische Abstammung des Dichters wird behauptet im Thesaur. l. L. (dagegen Leo Röm. Lit. 'vielleicht kelt. Ursprungs'; Marx Lucil. II 268, Catullus ein Deminut. wie lenullus, homullus; Baehrens Fleck. J. 1883, 774 f.; 791 f. entstanden aus Catunulus, catulus, catullus vom St. cat.); über griech. Vorbilder Norden R. L. 478 f.

c. 1: Einheit des libellus behauptet Reitzenst. Pauly-W. 6, 110; Vahlen Sitzgsb. d. Berl. A. 1904, 1067 ff.; H. Peter, Der Brief in der röm. Lit. 282 ff. Widmungsged. Gegen Vahlen Bernh. Schmidt RhM 1914, 276 ff.; Norden Röm. Lit. 477 f.: 'der libellus ist eine nach metr. Prinzipien vorgenommene Kombination mehrerer Sammlungen, deren erste, den libellus mit

den nugae, er dem Cornelius N. gewidmet hatte.' Wilamowitz über die Anordnung der Ged. Cat.s in Mimnermus u. Prop. 113 f.
v. 1 cui: Hale Class. Rev. 1906 (XX 3 p. 160) in OGR.
v. 3 solebas: Norden Ennius u. Verg. 13.
v. 5 Italorum –⏑–⏑ Norden Aen. 6, 141.

c. 2, 11 ferunt: Heinze Verg. ep. T², 239 f.; Norden A. 6, 122 ff.
v. 12 pernici: Marx Lucil. II 112.

c. 3: Crusius Pauly-W. Elegie XVI u. XVII. AP VII 189 s. (Archias 213 u. 204; vgl. Ov. a. 2, 6).
v. 2 quantum est: Marx Lucil. II 303.

c. 4, 21 pedibus aequis u. pes navis: Marx Lucil. II 120.
24 novissime: Norden Ant. Kunstpr. 1, 187 f.
27 die Dioskuren als Sternbild: Pauly-W. 5, 1096; Wissowa Rel. d. R. 217 A. 5; 218 A. 6.

c. 6: Troll, De eleg. Rom. origine p. 81 s.; 13 ecfut. Marx Luc. ind. gramm. I 167; II 284.

c. 10, 22 grabati: Marx Luc. II 96 (vox pro lecto ponitur cum. contemptu et irrisione).
26 commoda: Löfstedt, Peregr. A. 213.
30 Nachstellung des Pränom. Marx Luc. II 158 s.

c. 11, 11 Klangmalerei: Norden A. 6, 420; 413. v. 22 Vollmer Stat. s. III 3, 127.

c. 13, 8 plenus aran. sprichwörtlich: Birt Verg. Jugendverse 137; K. Brandt de Horat. stud. Bacch. p. 312, fr. 13. — Wilhelm RhM 06, 92 f. Reitzenst. Epigramm Pauly-W. XI 109.

c. 14. Wissowa Rel. d. Röm. 375 A. 3.

c. 16, 7 tum denique: Heinze Lucr. 3, 974; cf. 95, 1.

c. 25, 9 unguibus: Marx Luc. II 280.

c. 27, 3 lex Post.: Marx L. II 417; 292.

c. 29, 24 perdere: Heinze Lucr. 3, 940 (= profundere).

c. 30 Alfenus: Usener Göttern.

c. 31 Neptun als Gott der Seen: Wissowa Rel. d. R. 252.

c. 32 Reitz. Wiss. 11, 97; Blümner R. Priv. 382 f.

c. 33 Blümner R. Priv. 433.

c. 34, 15 potens: Norden A. 6, 198.

c. 35, 7 Norden A. 6, 287.

c. 36, 8 Usener Götternamen 246.
12 Marx Luc. II 408.

c. 39, 16 s. Blümner R. Priv. 438.

c. 42, 14 potest: Löfstedt Peregr. A. 44 f.

c. 43, 1 Marx Luc. II 240.

c. 44, 13 gravido Marx Luc. II 286; I CXIV.
c. 45, 9 Birt Verg. Jugendv. 28; Berl. phil. W. 1919, 573 ff. sinistra et ante.
v. 11 ebrios: Heinze Lucr. 3, 1051.
v. 13 mea lux: Marx Luc. II 362 (tritae cottidiani sermonis blanditiae).
c. 49 Jurenka, Wiener Stud. 1916, 176 ff.
c. 50, 11 Archiloch. fr. 84 u. 85; fr. 94; 79.
v. 20 poena Wackernagel D. griech. Spr. 1905, 306.
c. 51 Wilam. Sappho u. Sim. 56; 58 f.
c. 53, 5 salapantium: Garrod The Class. Quart. 1914, 48 ff.
c. 55, 1 Marx L. II 321.
c. 56, 3 Marx L. II 268.
v. 7 cecidi Marx L. II 106; protelo II 95; 162.
c. 57, 9 et: Löfstedt Peregr. A. 318.
c. 59, 3 Norden A. 6, 183, Wissowa Rel. d. R. 345 A. 9.
c. 61, 2 genus Norden A. 6, 792.
v. 14 Norden A. 6, 290.
v. 18 Birt Vergils Jugendv. 101 (Prygium).
v. 127 Thalassio Birt 135.
v. 138 cinerarius Marx Luc. II 95 s. eundem esse cinerarium atque tonsorem ut hodie Cat. docet; Varro l. L. 5, 129.
v. 169 ss. ein Gemeinplatz erot. Poesie: Bürger de Ov. carm. am. inv. 55 s.
c. 62 Pernice (Einl. in d. Alt. Gercke-Norden) II 48 ff.; 56; Blümner R. Priv. 357 (im Hause der Braut). Über e. alex. Vorlage Reitzenst. N. Jahrb. f. kl. A. 1908, 84; Herm. 35, 97.
v. 5 Hymen o H. Maas Philol. 1907, 590 ff. Usener Göttern. 326.
v. 7 Oeta Reitzenst. Sitzgsb. d. Heidelb. Ak. d. W. 1912, 12; Epigr. Pauly-W. 6, 99; Herm. 35 (1900), 96. Vollmer Stat. s. V 4, 7.
v. 8 Norden Verg. A. 6, 313; 283 (Indicativ).
v. 12 medit. Vollmer Stat. s. II 1, 74; 4, 7.
v. 36 E. Wolff, Der junge Goethe 1907, 311 f.
v. 42 Nachahmung des Ovid: Hosius N. Jahrb. 1913, 188.
v. 64 sprichwörtlich: v. Prittwitz-Gaffron, D. Sprichwort im griech. Epigramm 48 f.
c. 63, 5 pondera Marx L. II 202; silice Wissowa R. d. Röm. 30; 103 f.; 325; 477 f.
v. 13 domina Usener Göttern. 221 f.

v. 17 evirastis Wiss. 266 f.
v. 21 f. Wiss. 265.
v. 34 secuntur Vollmer Stat. s. I 1.
v. 40 soniped. Norden A. 6, 184.
v. 53 Norden 184.
v. 63 adulescens Marx Lucil. II 157 (das Wort kommt bei Cat. nur hier vor, bei Ennius, Lucrez, Hor. u. a. überhaupt nicht).

c. 64 Heinze Virg. ep. T. 282; 352; 129 ff.
v. 7 vada verr. Norden A. 6, v. 317.
— 16 aequoreus Norden S. 212; 284 (Polemisieren gegen bekannte Sagen).
— 23 Nord. A. 6, 649.
— 52 fluentisono Nord. A. 6, 274. — 53 classes = naves Nord. A. 6, 697; 334 (2, 30).
— 55 ut pote Marx Luc. 3, 147 (2, 71). necdum etiam Löfstedt Per. 95.
— 65 lact. Marx Luc. II 77. — 73. Löfst. 81 ff.; 255. — 76 perhib. Nord. A. 6, S. 122 ff.; Heinze Virg, ep. T. 236 f.
— 82 optare Marx Luc. II 208.
— 86 rex Heinze V. ep. T. 120.
— 93 Heinze Lucr. 3, 793. — 98 zum Partic. Nord. A. 6, S. 373.
— 121 s. Wiener Studien 1906 (zu vecta erg. sit, hinter Diae ein Komma, aut ut fallaci devinctam lumina somno liquerit).
— 132 ara Nord. A. 6, S. 182.
— 139 s. E. Maaß Herm. 24, 508 f. über ein alexandr. Vorbild der Klage der Ariadne.
— 140 misere sperare Löfst. 151 (miserae). — 143 Kallim. ep. 25; Reitzenst. Zur Spr. d. lat. Erot. 16.
— 149 medio Heinze V. ep. T. 131.
— 155 Heinze a. a. O. — 158 ff. Maaß Herm. 24, 527. — 172 Gnosia Nord. A. 6, S. 126.
— 178 at Nord. Ant. Kunstpr. 1, 171. Idaeosne Heinze V. ep. T. 132. — 184 Nord. A. 6, S. 116.
— 186 Winter de ellipsi verbi esse 22. — 193 Heinze V. ep. T. 132. — 205 Herm. 23, 585.
— 211 Usener Göttern. 139 ff. — 239 ceu Nord. A. 6, S. 429. — 240 RhM 36, 324.

— 253 Usener Göttern. 358. — 255 euhoe Nord. A. 6, 245. — 259 Nord. A. 6, S. 179 f. ἐπαναδίπλωσις.

— 271 limina Nord. A. 6, 200. — 277 vestib. Nord. A. 6, 207. — 284 risit odore Nord. S. 200. — 299 caelo Dat. Nord. S. 184.

— 320 haec vor e. Konson. Caes. G. V 15, 4 (Tibull).

— 324 tutamen Nord. Ennius u. Verg. 29. — 331 somnos Heinze Lucr. 3, 431. — 355 Nord. A. 6, S. 218.

— 363 bustum Nord. S. 183. — 380 Birt N. Jahrb. 1907, 720.

— 383 Postgate Class. Phil. 1908, 446 interpungiert Parcae praesentes, (in visible presence sangen sie bei der Hochzeit; denn damals, im goldenen Zeitalter, verkehrten die Götter noch mit den Menschen. Dagegen vgl. das Zitat bei Bücheler).

— 390 Norden A. 6, S. 255; 260. — 400 primaev. Nord. S. 173. — 404 Nord. S. 283.

c. 65 Crusius Pauly-W. V 2284 (Kydippe). v. 1 defectum Vollmer Stat. s. II 1, 33.

c. 66, 9 cunctis Nord. A. 6, v. 64. — 12 ierat Birt Virg. Jugendv. 80; RhM 59, 426 f. — 40. Nord. S. 221. — 59 Eitner Philol. 1910, 320.

c. 67 Crusius Herondas 124. v. 32 Magnus Phil. 1907, 311; Nissen It. Landesk. II 196.

c. 68 Altkamp Catulli c. 68 num unum sit; Progr. von Warendorf 1912; Crusius Pauly-Wiss. V 2291; Reitzenstein, Epigramm u. Skolion 47 A.

Crusius zergliedert das Ged. in feinsinniger Weise; wie c. 65 zu 66, so ist 68, 1—40 zur Elegie selbst (41—160) 'eine briefartige Einleitung'; Lucas in den Abh. zu Ehren Vahlens über recusatio, S. 329 ff. (1900); Skutsch kl. Schriften.

v. 1 ss. AP X 21 Philodem.

v. 41 deae (Anrufung der Musen mitten im Ged. Norden A. 6, S. 203.

v. 88 coeperat ciere: Kroll, D. wiss. Synt. im lat. Unterr. 1917, 41 f.

v. 109 ferunt Nord. A. 6, S. 123.

v. 112 Amphitry. hier zuerst im Lat. Norden A. 6, S. 158.

v. 159 longe ante omnes Marx Luc. II 288.

c. 69, 20 Indikat. Kroll D. wiss. Synt. 1917, 55; Leo Senec. I 93 s.

c. 72, 7 iniuria Reitzenst. Zur Spr. d. röm. Erot.

c. 75, 4 omnia si facias Marx Luc. II 31.

c. 76 Crusius Pauly-W. V 2291; v. 20 pestem pern. Marx Luc. II 36; v. 25 opto II 93; Hölzer de p. am. 43.
c. 77, 8 spurcus Marx Luc. II 150 (11, 398).
c. 79, 4 Marx Luc. II p. 150 s.
c. 85 Jacoby RhM 1905, 86 f.; Reitzenst. Epigr. u. Skol. 70.
c. 86, 6 Veneres Usener Göttern. 298.
c. 87 + 75 Reitzenst. Z. Spr. d. röm. Erot.
c. 87, 1 Marx Luc. II 77.
c. 93, 1 velle Löfst. PA 209.
c. 95 Münzer Herm. 1914, 201 ff.
c. 96 F. Jacoby RhM 1905, 68.
c. 97, 6 Garrod The Class. Quart. 1910, 201 ff.
v. 10 pistrin. Marx Luc. II 195.
c. 99, 10 spurca Marx Luc. II 72.
c. 101, 3 munere Marx Luc. II 75 (abl. sumptus).
v. 7 tamen Löfst. Per. A. 27 f. interea Heinze Virg. ep. T. 381. Reitzenst. Epigr. Pauly-W. V 78. v. 8 infer. Vollmer Stat. s. III 3, 33; V 3, 81.
c. 104, 4 Tappo Marx Luc. II 416 s.
c. 105, 1 conatur Norden A. 6, S. 129.
c. 109, 5 tota vita Löfst. Per. A. 53 (das älteste Beispiel eines solchen Abl.).
c. 113, 2 Postgate Cat. u. Mart. (Class. Philol. 1908 July).
c. 116, 1 Eitner Philol. 1910.

Unbekannt geblieben ist dem Ref. Catullus ed. Carlo Pascal im Corp. Paravianum, Turin 1917. Wir sahen, daß die Catullforschung der letzten anderthalb Jahrzehnte sich im wesentlichen um die Feststellung des Textes (cod. R) und der griech. Vorbilder bemühte, und wie daneben die Kunst des Übersetzens sich an Cat. betätigte.

Die Sprache Catulls.

Die Sprache Catulls [1]) ist in doppelter Beziehung von besonderem Interesse: einmal steht sie gleichsam in der Mitte zwischen dem älteren Latein eines Plautus und Ennius und dem

[1]) Gute Zusammenstellungen der sprachlichen Eigentümlichkeiten Catulls bieten Bährens in seinem Kommentar p. 40—52, Riese, Die Gedichte des Catullus XXIV—XXX, B. Schmidt, Proleg. LXII—LXXXIX. Viele vortreffliche Beobachtungen über den Sprachgebrauch des Catull finden sich bei Friedrich in seiner erklärenden Ausgabe des Dichters an vielen Stellen zerstreut. Vgl. noch Ellis A comm. on Cat.² XXIX ff.

jüngeren der augusteischen Dichter und bewahrt noch viel altes Sprachgut im Wortschatz, in den Formen und Konstruktionen; und dann haben wir bei Catull selbst zwei verschiedene Gattungen von Gedichten zu unterscheiden: gelehrte Dichtung und Sprache in Nachahmung der Griechen [doctus poeta [1])], namentlich der Sappho (c. 51, 61 und 62) und der Alexandriner (c. 64, 66 und 68), dazu c. 34 im Stile griechischer Hymnen wie bei Horaz c. I 21 und das carmen saeculare, und Gelegenheitspoesie in der Umgangssprache seiner Zeit, wie wir ja auch bei Cicero zwischen der Sprache der Reden und gelehrten Abhandlungen und den Briefen, bei Horaz zwischen der Diction der Oden und der Sermonen und Episteln zu sondern haben.

Catulls kleinere Gedichte im frischen Ton volkstümlicher Redeweise erinnern im Ausdruck vielfach an das Lustspiel des Plautus und Terenz, nur daß Catulls Sprache jünger ist, doch immerhin älter als die der Sermonen des Horaz. Bekanntlich erhält sich im Munde des Volkes altertümliches Sprachgut lange; das finden wir auch bei Catull bestätigt.

In der gelehrten Dichtung zeigt sich Catull noch ziemlich ungelenk im Ausdruck; er hat noch nicht die volltönende Sprache der Äneide Virgils oder den verfeinerten, kunstvollen Bau und Ausdruck der Oden des Horaz. In seinen Distichen, die sich wesentlich von denen der Elegiker unterscheiden, tritt dies namentlich im Pentameter hervor; wie ungeschickt ist z. B. 91, 2! Aber er bringt gleichsam als Ersatz eine Fülle z. T. selbstgebildeter dichterischer Adjektiva, die einen vollen Klang haben, am meisten in c. 63 und 64 (Bähr. p. 48). So findet sich in 62 noctifer; in 63 erifuga, hederiger, nemorivagus, silvicultrix, sonipes; in 64 caelicola, clarisonus, coniger, flexanimus, fluentisonus, primaevus, raucisonus, Troiugena, veridicus; in 66 unigena; in 68 falsiparens, multivolus, omnivolus u. a. Solche Adjektiva fehlen in den Gedichten der Umgangssprache fast ganz; nur bisweilen, wie in 11 und 58, wenn er feierlich redet oder scherzhaft pathetisch wird (Bähr. p. 47), finden sie sich auch hier; so 4 buxifer, 11 sagittifer, 29 aurifer, 58b pinnipes, plumipes, 61 suaveolens. Die meisten dieser Adjektiva sind aus einem Verbal- und Substantivstamm zusammengesetzt. Daneben findet sich reichlich rhetorischer Schmuck auch

---

[1]) Lygd. 6, 41; Ov. am. III 9, 62; Mart. I 61, 1; VII 99, 7; VIII 73, 8; XIV 100, 1; 152, 1; Ter. Maur. 2561; auch sein Freund Calvus heißt doctus bei Prop. II 34, 89.

in den kleineren Gedichten, so die Anaphora 2, 2 s. quicum ludere, quem in sinu tenere, cui primum digitum dare adpetenti; 3, 16 o factum male! o miselle passer! 4, 16 s.; 6, 12; 8, 15 ss.; 64, 19 ss.; 22 s.; 24; 28 s.; 37 s.; 39 ss.; 63 ss.; 117 ss.; 121 s.; 139 s.; 146 s. u. o. (über die Anaph. nach alexandrinischer Art s. Vollmer Stat. s. II 2, 83); die Epiphora 39, 4 ss. renidet ille, renidet ille, renidet; die Epanalepsis 3 s. passer mortuus est meae puellae, passer, deliciae meae puellae; 58, 2; 61, 96; 62, 21; 60; 63, 9; 12; 60; 64, 22; 26; 61; 132; 259; 285; 321; 327; 403; 66, 40; 75; 82; 68, 20; 77, 2; die Traductio 3, 13 male, malae; 14 s. bellus; 4, 27; 8, 7; 12, 15 ss.; 23, 5; 45, 21 ss.; 64, 68 s.; u. o.; im Komparativ 22, 14 infaceto est infacetior rure; 27, 4; 39, 19; 68, 117; 99, 2; 14; das Hyperbaton 64, 184 nullo litus, sola insula, tecto; 14, 21; 44, 9; 66, 18; 92, 2. Dann geographische Aufzählungen nach alexandrinischer Art 64, 35 ss. (Reitzenstein Herm. 1900, 86; Ehwald Ov. m. 2, 47); griech. Eigennamen in griech. Flexion: Arsinoes, Cypridos, Minoidĭ, Nereidĕs (Bähr. 46); griech. Wörter wie leaena; griech. Ausdrücke: nutrices τίτθαι Brüste; cachinni κυμάτων γέλασμα; griech. Buchstaben z und y; griech. Konstruktionen phasellus ait fuisse navium celerrimus; neque nequisse, negat negare, iste post phasellus: alles in 4 (Norden, Einl. in d. Alt., Röm. Lit. 477); mehrere versus spondiaci in alexandrinischer Manier hintereinander 64, 78 ss., worüber Cicero ad Attic. VII 2, 1 spottete; das Simplex statt des Kompositums linquere st. relinquere, dicare st. indicare (64, 227).

Aber mitten unter diesen rhetorischen Figuren und Wendungen finden sich dann wieder in den gelehrten Dichtungen rein prosaische Ausdrücke, so im 64. Ged. misere sperare; die Auslassung des Subjekts im acc. c. inf. 64, 140 misere sperare iubebas; Wendungen wie illa tempestate, quo ex tempore 64, 73. Und umgekehrt finden sich in den kleineren Gelegenheitsgedichten rein dichterische Wendungen, z. T. absichtlich in komischem Pathos, so 2, 11 ss.; 7, 3 ss.; 11, 2—14; 36, 11 ss.; 58[b], 1—7; 67, 32 ss.; z. T. aber auch ohne besondere Absicht, so 1, 9 o patrona virgo; 2, 4 s. lasarpiciferis Cyrenis, Batti sepulcrum; 2, 11 ss. der gelehrte Vergleich mit der Atalante; 6, 8 Assyrio olivo; 7, 3 Libyssae harenae, wie 61, 199 pulveris Africei; 13 in gelehrter Nachahmung griechischer Originale (AP XI 35); 24, 4 divitiae Midae; 31, 13 Lydiae lacus undae; 27, 7 Thyonianus; 35, 16 doctior Saphica puella; 38, 8 lacrimis Simonideis; 50 als Nachahmung des Archilochus; 55, 12 mit einem Anklang an AP V 8, 6 ἐν κόλποις αὐτὸν

ὀρᾷς ἑτέρων; 70, 4 = AP V 8, 5; 88, 5 ultima Thetys; 74, 4 und 102, 4 Harpocrates; 105, 2 Pimpleum montem.

Der Stil Catulls ist, wie wir sehen, in den verschiedenen Dichtungsgattungen noch nicht fest ausgeprägt; die Grenzen zwischen volkstümlichem Ausdruck und gelehrter Kunst sind noch nicht, wie bei Horaz, streng gezogen. In beiden Arten von Gedichten verwendet Catull Deminutiva, allerdings mehr in den kleinen als in den langen, so im 64. mit seinen 407 Versen nur 7 (auch Horaz hat in seinen Oden fast gar keine Deminutiva, in den Sermonen sehr viele; Virgil in den Georg. und der Äneide nur wenige, in den Eklogen viele: Müller, De lingu. lat. deminutivis, Lpz. 1865); er hat griech. und lat. Flexion griech. Eigennamen ohne Unterschied, so Cybeles 63, Arsinoes 66 neben Helenae 68; den Dativ Peleo und Peleï in demselben Ged. 64, 336 u. 382; Thetidī v. 21 u. 336 neben Minoidĭ v. 247; von volkstümlichen Wendungen hat er ferner im gelehrten Gedicht 64, 277 ad se discedebant; das prosaische persaepe 64, 340; Formen von ıs 63, 54 u. 64, 122; quod cum ita sit 68, 37 (Schmidt p. LXXXVI s.); das volkstümliche volturium 68, 124 (Lor. z. Plaut. Most. 819 s. und mil. gl. praef. 61). Dagegen verwendet er 68, 127 osculum, während er basium in den kleineren Gedichten vorzieht.

Und doch ist die Sprache Catulls in den beiden Arten seiner Poesie wenigstens in einer Beziehung einheitlich: sie zeigt in beiden mehr altertümliches Gepräge als die Gedichte der augusteischen Klassiker, sie hat in Form und Stil viele Überbleibsel älterer Sprache, die auch in unserer Überlieferung noch klar vorliegen. Man hat dies mehrfach bestritten. Riese 'verzichtet gern darauf, im Texte des Catull allerlei einzelne Archaismen prangen zu sehen' (S. IV). Und Brambach (Die Neugestaltung der lat. Orth. 1868, S. 306) spricht den Handschriften für die Feststellung der Orthographie jeden Wert ab, da sie von späteren Grammatikern nach ihren Theorien oder nach der Orthogr. ihrer Zeit umgestaltet seien. Ähnlich urteilt Spengel Terent. Varron. de l. l.[2] p. IX (1885): nec minus animadvertendum est saepissime antiquas verborum formas in his deterioribus libris inveniri (quoius, quoi, quom a.); erant enim iam tum docti librarii qui Varronem vetustam scribendi rationem secutum esse probe tenerent, ideoque hanc eius libris suo ingenio, non codicis auctoritate inferrent; und B. Schmidt speziell für Catull Prol. CVI: orthographiam Catullianam ipsam ex libris nostris recentibus multifariamque depravatis redintegrare velle omnino irritus labor est . . . diphthongo ei pro i longa positae, qua

illi mirifice delectantur, ego nusquam locum concessi, neque c. 31, 5 ex librorum depravatione Thuniam atque Bithunos eliciendum putavi, neque vero, etsi quom 66, 79 et devolsit 63, 5 et volt 61, 209 et volturium 68, 124 edidi, ubique uo vel vo pro uu vel vu ponendum duxi, quamquam Catullum constanter sic scripsisse extra dubitationem esse videtur. Aber derselbe Spengel nimmt doch seltenere Wortformen aus den Hdschr. auf; zu Ter. Ad. 71 bemerkt er im krit. Anhang: 'da die Hdschr. DG mehrfach seltenere Wortformen erhalten haben, ist nicht ohne Bedeutung, daß G hier russus und 135 russum hat'. Und anders, richtiger, urteilte der Altmeister der lat. Sprachkunde, Ritschl, darüber, der in den Prol. ad Trin. Plauti p. XCIII s. sich folgendermaßen über diese Frage ausspricht: . . . ut servatis si quae etiam vetustioris aetatis vestigia resedisse suspicarer, in aliis inconstantiam scribendi sciens probarem, sive codicum me fidei mancipans, quos ipsius antiquitatis inconstantiam repraesentare viderem, sive quod veterum exemplo aliquid esse intellegendi commoditati tribuendum arbitrarer. Ihm folgt für Catull Bährens im comment. prol. p. 49 s., der viele Überreste alter Orth. in der Überlieferung seiner Ged. nachweist, zugleich aber davor warnt, überall gleichmäßige Rechtschreibung herzustellen, also etwa stets voster oder quoi zu schreiben, auch wo vester und cui überliefert ist: die Sprache hatte eben zu Catulls Zeit noch kein einheitliches Gepräge. Beiden folgt mit Recht Friedrich in seiner Ausgabe des Dichters, indem er Überreste altertümlicher Orth. sorgfältig bewahrt. Es handelt sich bei Cat. wie in den Hdschr. des Plautus eben nicht um Formen, die ein gelehrter Italer erfinden konnte. Wir haben dabei zu prüfen, ob solche alten Sprachreste mit den dem Dichter gleichzeitigen Inschriften aus der Zeit des Ausgangs der Republik übereinstimmen. Dies ermöglichen und erleichtern uns heute die indices des CIL und der index der Inscr. Lat. Sel. von Dessau vol. III 2, 802—875. Zu berücksichtigen sind ferner die alten Hdschr. der Dichter aus der Zeit des Cat., wie wir solche besonders von Virgil besitzen. Stimmen die Inschriften, die alten Virgil-[1]) und die Catullhdschr. überein, und kommen gar noch Grammatikerzeugnisse bestätigend hinzu, so darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß hier alte Überlieferung fortlebt, die aus der Zeit des Cat. selbst herstammt. Wichtig ist dabei, daß das Schwanken der Orth. wie überhaupt der Sprache Catulls vielfach mit den Inschriften jener Zeit übereinstimmt: ältere und jüngere

[1]) Ribbeck, Proleg. crit. ad P. Verg. Mar. opera maiora.

Formen bestehen nebeneinander, bei Cat. sowohl wie in den Inschr., z. B. auch noch im mon. Ancyr. Besonders zu beachten ist dabei, daß der cod. T, die einzige Hdschr. des Cat. aus der Zeit vor der Renaissance, oft allein altertümliche Formen erhalten hat, während in den jüngeren Hdschr. diese verschwunden sind; so 62, 8 certest; 11 u. 22 aequalis nom. plur.; 26 quis; iucundior; 27 u. 57 conubia; 36 ad lubet (lucet T); 40 convolsus; 47 iucunda.

Danach haben sich Spuren alter Orthographie im Catull erhalten

I. im Konsonantismus:

Karum 2, 6; sonst immer carus bei Cat.; Friedr. 88; Dess. 822 s.; Ribb. Prol. 429; Keller Epileg. Hor. c. I 20, 5; Bramb. 210 ff.; Lindsay-Nohl 7.

conquoquitis 23, 8 in D: Friedr. 154. sequntur 64, 326 in G (Vollmer Stat. s. 1, 1); secuntur 63, 34: Dess. 830 s.; 835; Keller Epil. s. I 6, 108; Ribb. 442 s., Bramb. 234 f.; Linds. 99. cassa 6, 10 für quassa in D. χάρτης = carta 1, 6; 23, 6; 36, 1; 20; 68, 46: Lachm. Lucr. 129; 317; nach Bramb. schwankten die alten Grammatiker zwischen carta und charta; Georges Arch. 1. 272 f. tritt für charta in der klassischen Zeit ein, dagegen Bähr. 69: carta fuisse videtur per totam antiquitatem melior scriptura, ut Graecorum χ per simplicem c reddebant Romani. Carybdis 64. 156: Ribb. 412; auf Calybum 66, 48 weisen celerum O und celitum G hin.

gnatus als Subst. neben dem Partic. natus 64, 215; 216; 220; 298 (in den Hdschr. gnatus gegen die Metrik); 349; 72, 4; 67, 30: 90, 3: Ritschl Prol. 104; Ribb. 420; Linds. 622; Dess. 816: Norden Aen. 6, S. 155; vgl. gnarus neben narare. Gnidum (Κνίδος) 36, 13; Gnosia (Κνωσσός) 64, 172: Lachm. Lucr. 148; Corssen Ausspr. I 41; Ribb. 392; Linds. 134; vgl. cygnus (κύκνος); Progne (Πρόκνη): Keller Epil. a. p. 187; Corssen I 39 f.; Dess. 810. Bei Virgil schwanken die Hdschr. zwischen Gnosia und Cnosius, aber stets zugunsten der von Haupt (Belger 251) empfohlenen Schreibung Gn. Dagegen überall bei Virgil Procne, Cnidus; eine definitive Entscheidung ist vorläufig unmöglich: Norden A. 6, v. 23 (S. 126). Cortinia 64, 75 statt Gort.: Lachm. Lucr. 148; Corssen I 39 f.; Bähr. 387. grabatus (κράβατος) 10, 22: Corss. I 41: Linds. 135. Sagas (Σάκας) 11, 6: Friedr. 128; vgl. Saguntum (Ζάκυνθος), Agrigentum (Ἀκράγας).

Catull bewahrt noch vielfach einfache Konsonanz; so ist schon

sein Name wahrscheinlich Catulus (Bähr. Fleck. J. 1883, 774 f.; 791 f. An den Stamm cat, wovon catus, hängte sich die Deminutivendung -unulus an; daraus Catŭlus und später gewöhnlich Catŭllus, und mit Verkürzung Catŭlus). Nach altertümlicher Schreibart (Quint. I 7, 21: Cicero und früher) hat sich bei Cat. erhalten narare 9, 7 La[1] (von gnarus): Bramb. 272; Georges Lex d. lat. Wortformen (1890) unter narro; Wilmanns de Ter. Varr. libr. gramm. 179; Corssen I 42; ferner saculus 13, 8; conscribilare, cachinus, flama (61, 178; 62, 27; 64, 92; 90, 6; 100, 7), flameum (61, 8), sicare (O 68, 110), solers (64, 294), polex (64, 313), furcila (105, 2), Thesalia (64, 26; 33; Bähr. 52; fuise Cic. Cato m. 61), abhoret (22, 11 O), rusum (63, 47; Lachm. Lucr. 144; 217; Ribb. 444; Linds. 635 f.; Dess. 831; über rursum u. russus Spengel z. Ter. Ad. 574; rursus vor vokal. anlautendem Wort: 68, 82; vor Kons. 22, 11; 67, 5; russum Ter. Ad. 71; 135; 520; vgl. sursum u. -us, prorsum u. -us), conubium (62, 27; 57 T; Ou. G connub. 64, 141; 158 in einem Teil der Hdschr.; Talasius (61, 127, bestätigt durch Plut. Rom. 45 *Ταλάσιος*), Parnasus (64, 389), Larisa (64, 36), Gnosius (64, 172; *Κνωσσός*).

Dagegen findet sich Doppelkonsonanz in Auffilena 110, 1; 111, 1; Birt RhM. Ergänz. 98, 111), Ruffus (69, 2; 77, 1), millia neben milia (5, 10; 9, 2; 16, 12; 22, 4 u. meist; milia 113, 3: Friedr. 106; Dess. 3, 803; im mon. Ancyr. stets millia, millies 35, 8; Ribb. 429; Bramb. 260 f.), muccus 23, 17 (Plaut. Most. 1109; mucculentus u. muccidus; Bähr. Fleck. J. 1883, 791 f.; Friedr. 155), Occeanus stets, relligio (90, 4; Ribb. 429; Lachm. Lucr. 281; dagegen Friedr. 512), phasellus (trotz *φάσηλος*, 4, 1: Lachm. Lucr. 204; Linds. 131; dagegen Friedr.; vgl. Cybelle neben Cybele: Bähr. comm. 340; Friedr. 300), villicae (61, 136 in G, O vilicae), dissertus (O 12, 9: Dess. 804; Friedr. 132), rassilem (61, 161: Quint. I 7, 20 Ciceronis temporibus, auch für Virgil! im mon. Ancyr. claussus neben clausus, caussa neben causa: Ritschl Prol. 102; Keller Epil. s. II 6, 85; Ribb. 444 s.; Marx Lucil. II 79; 287; Friedr. 459 classum, clussum, claussum 68, 67; Ribb. 445; illusseris Cic. Lael. 26, 99), Ettruscus (39, 11).

antemnae 64, 234 (darauf weist das überlieferte antēnene m hin: Brix Plaut. Trin. 837), Neptumnus 31, 3 (Neptunnus D), 64, 2 (G, Neptunni D), Neptunnia 64, 367 (D, Neptūnia Ve: Corssen II 25), peremne (? O perīe, D perenne aus peremne corr.).

hiemps 68, 82: Friedr. 464, Bramb. 249 f., Linds. 81, stets im cod. M des Virgil; temptare 11, 14: Bentl. Ter. Phorm. III

3, 19; Ribb. 441; Bramb. 249f.; Linds. 82; sompnus 50, 10 M; 64, 28: Ritschl Prol. 102 s. Vgl. apsens im mon. Ancyr.

recomdita 4, 25: Friedr. 104; comsedit 37, 140; pemtis st. parentis 64, 159 O.

ecfututa 6, 13 (Priap. 26, 7): Ribb. 418; Linds. 671; vgl. ecferre u. ä. (Niem. Plaut. m. gl. 315). coniunx stets: Bramb. 270f.; Dess. 826; Linds. 80; 410.

nequicquam 6, 7; necquicquam 64, 164: besser nequiquam (Lachm. Lucr. 141; Wölfflin Arch. 2, 5; 89). incohatum 35, 13; 18 OD, inchoata GM: Gell. II 3, 3; Diomed. I 365, 17 K; Nord. A. 6, S. 198; Bramb. 291ff.; Linds. 270; 66; Dess. 817 (mon. Ancyr.).

pulcre 23, 5; 8; 57, 10; pulcerrima 68, 105; 86, 5; pulcer 61, 191; 79, 1; 3; pulcrior 61, 84: Bramb. 287f.; Linds. 13; 69; Dess. 819.

mulctam 64, 190; mulctantes 64, 192; dagegen Georges Lex. d. lat. Wortf.

substollens 64, 210; 235: Friedr. 364. extinctam 64, 400 (exst. mon. Ancyr.; vgl. dexstra Schwabe 64, 143 aus deastra V); subtegmina 64, 327: Ribb. 420.

posquam in D 11, 23; 64, 303; 84, 11: Ribb. 442; Lachm. Lucr. 118; 274; Ritschl op. 2, 548 ss.; 773; Corssen II 263; Schwabe im index.

em 55, 12: Ribb. Lat. Part. 29ff.; Linds. 596; 708.

ad statt at für Licinius Calv. fr. 17 Plessis (ad ita) ausdrücklich überliefert: Charis. I 229, 9 K; adque mon. Ancyr.; Ribb. 396; Bramb. 252; Linds. 88: Cat. 62, 36; 54 in T (apsi = adsi); Lachm. Lucr. 320; 331; 347; 418 s.; ad tamen 64, 160: Dess. 811; adque = atque Lachm. Lucr. 381; Ribb. 397: dies ist die ursprüngliche Form (ad-que 'und dazu': Ribb. Lat. Part. 21); vgl. adqui bei Cic. und Virg. capud 45, 10 La[1]; 54, 1 O; 66, 40 La[1] u. O; 68, 120 La[1]: Lachm. Lucr. 165. haud neben haut 29, 8; 64, 16; 339; 66, 35: Dess. 833; Bramb. 253f.; Ritschl Prol. 99 ss. = op. 2, 592; Keller Epil. ep. I 32. set neben sed nur ganz vereinzelt 66, 22: Bramb. 253f. quod statt quot 7, 1; 24, 2: Lachm. Lucr. 155; Ribb. 398; Bramb. 251f.; Linds. 88; Dess. 811; 833; aliquod post annos mon. Ancyr. alit st. alid 29, 15: Lachm. Lucr. 286; Ritschl op. 3, 136; 4, 452 ss.; 461 ss.; Dess. 833.

flagrans st. fragr. 6, 8: Friedr. 108; Ribb. 420; Bramb. 258; Linds. 107; Ellis Cat.[2] 346. Vgl. furvus st. fulvus Lachm. Lucr. 372; furvis st. fulvis Tib. II 1, 89.

increbescunt 64, 274: Linds. 109; pristrinum 97, 10: Ribb. 443; Linds. 109; Dess. 831. demostres 55, 2 D: Dess. 826; vgl. mostrator Ribb. 435; Keil in Varr. r. r. 74.

labos 55, 13 (bei Virgil nur 6, 277, Nord. z. d. St.; ge. 3, 118 labōr; honos mon. Ancyr; arbos Hor. c. II 13, 3 in komischem Pathos).

Pipleum 105, 6: Keller Epil. c. I 26, 9; Friedr. 537; Dindimei 63, 91 st. Didymi. nemosynum st. mnemos. 12, 13: Ribb. 430.

discas = dehiscas 98, 6 Friedr. (vgl. vemens st. vehemens).

harena neben arena 7, 3; 64, 57: Bramb. 284; Linds. 64 f.; Dess. 816; herus neben erus: Ritschl op. 2, 409; yacinthinus neben hyac. 61, 93: Bramb. 254; 284 f. Arpocratem 102, 4: Varro l. l. 5, 57; Ribb. 421 s. Renum (O) 11, 11: Ribb. 424; Ramnusia 64, 395; Phaetontis 64, 291: Ribb. 424; L. Müller Hor. c. II 1, 12; Pthiotica 64, 35: W. Schulze, Orthogr. XXVII s.; Birt Rh. M. 96, 500; Friedr. 334; Dess. 818; 830; Erectheum 64, 221; 229: Ribb. 425.

Beliconei (O) 61, 1 st. Helic., wie Belena neben Helena: Ribb. 390; 424; 447; Linds. 55 (Verg. Aen. 10, 163). bachantis 64, 61; bachantes 64, 255; brachium 64, 332 (bracchia D); Jachus 64, 251. Saphica 34, 16: Bähr. 206.

carpatinas 98, 4 (καρβατίναι neben καρπάτινα): Linds. 86.

Žmy(i)rna 95: Corssen I 222; Linds. 115; Dess. 839 s.

II. im Vokalismus:

4, 2 weist aiunt der Hdschr. auf aiiit hin; ebenso findet sich doppeltes i in Graiia 66, 58; nach Quint. I 4, 11 schrieb Cinna, der Freund Catulls, aiio, Maiiam: Ribb. 425; Bramb. 181 ff.; Dess. 822 (eiius, cuiius, maiior); Linds. 9; 53; Friedr. 418; vgl. tenuuia: Ribb. 448 s.

dessem (O) 64, 151: Lachm. Lucr. 20; Ritschl op. 3, 268; Ribb. 414; Bramb. 325; Dess. 805. loedere 17, 1; daneben in demselben Ged. ludere wegen lubet; 50, 5 (M u. R ledebat); 61, 210 loedi; 211 loedite: Ribb. 439; Corss. I 194 ff.; Linds. 285; Dess. 828 (coeravit, loedos); Lor. Plaut. Pseud. 229; Friedr. 278.

goero = guro (γῦρος) 66, 6 (in V gui^oe^oclero wohl aus guro entstanden): Ribb. 439; L. Müller Lucil. 322; Linds. 41. Vgl. lagoena (λάγυνος) Hor. s. II 8, 41; 81; epp. II 2, 134.

experirus st. — is 21, 6: Friedr. 148. amaraci (O, amarici G) 61, 7: Hosius Rh. M. 1895, 288. surrupui (O) 99, 1: Dess. 836; Friedr. 527. ustilanda 36, 8 (vgl. mon. Ancyr. 212 reciperare);

antistans 9, 2; gravido neben gravedo 44, 13 (L. Müller Lucil. 261; Linds. 25; 405; Friedr. 219). Septimios neben Septumille 45; Σεπτουμουλήιος Plut. C. Grachus 17, 3 neben Septimuleius Val. M. IX 4, 3; monimenta 11, 10 neben monumenta 95, 9 (Dess. 822); optimus neben optuma 75, 3: Dess. 836. Quint. I 7, 21: optimus, maximus, ut mediam i litteram, quae veteribus u primum fuerat, Caesaris inscriptione traditur factum; (reciperari mon. Ancyr.); genitrix (O) 63, 50; perierat 52, 3 (oft bei Plautus, auch bei Horaz: Keller Epil. c. II 8, 1; Bramb. 107; Linds. 358; Dess. 832); lubet stets bei Cat. (62, 36 T lucet, GO libet); quamlubet, lubentius 61, 41: Ribb. 450 s.; Dess. 835.

iocundus, die volkstümliche Form, neben iucundus 62, 26 u. 47 in T: Ribb. 437; Keller Epil. ep. 1, 6; Friedr. 134. oricilla st. auricilla 25, 2; prorit 88, 2; connus 97, 8 in volkstümlicher Aussprache: Friedr. 511; 525.

Sarapim (Σάραπις) 10, 26: Dess. 855; Friedr. 125. Beroniceo 66, 8: Dess. 828. infaceto, insapiens 43, 8; 19; inaptire (D) 8, 1; iniacta 64, 153 (intacta V) mit Vernachlässigung des Umlauts (vgl. detractare, consacravi im mon. Ancyr.): Ribb. 387; Dess. 807; Keller Epil. epp. I 20, 11; Linds. 231; Friedr. 78.

tibe 15, 1 (G tibi in ras.): Linds. 486; nise Ribb. 436; ube Ribb. 451; quase Lachm. Lucr. 91; nach Quint. I 7, 24 schrieb Livius noch sibe, quase; nach Varro r. r. I 2, 14; 48, 2 war dies bäurisch oder ein Provinzialismus (vella = villa, senum = sinum; heri in den Briefen des Augustus st. here Quint. I 7, 22; rure neben älterem ruri). Cat. hat nur heri (61, 137), Hor. s. II 8, 2 here. glebam 64, 40 nach Georges Lex. l. W. gut bezeugt.

Thuniam, Bithunos 31, 5; Suria 66, 78 ist nur Konjektur (Cat. hat 45, 22 Siria O, 84, 7 Sirio O; 6, 8 Sirio, V asirio; vgl. Seneca Phaedr. 393 Assyrio odore; 68, 144 Assyriis V; 66, 12 Assirios V); vgl. Ludia, murra, cumba: Ribb. 452 s.; Bramb. 203; Dess. 837.

clusus (classus) 68, 67: Birt Rh. M. Ergänz. 98; Ribb. 389; Dess. 835. Laudamia 68, 74; 80; 105: Ribb. 448; Dess. 809; vgl. Laumedon Ov. m. 11, 196; Thyadas (G) 64, 390: Ribb. 428; Keller Epil. c. II 19, 9 (Bentley); Bähr. 440 (O Thiadas, danach Schwabe Thyiadas).

volt 8, 9; 61, 202, voster (daneben vester Bähr. 50), servŏs, tuŏs, suom, novom, equŏs, divom (daneben divum 64, 134; beide für Cat. schon veraltet: Nord. A. 6, S. 368), quom (66, 79; daneben cum Bähr. 50), assiduŏs, flavŏs, mortuŏs, vivŏs, convolsus

(62, 40 T; divolso 64, 257), Calvŏs, vacuŏs (64, 288), aequom, volturium (68, 124): Ribb. 438; 449; Dess. 830; 843; 845; 837; Friedr. 77; 159; uu für uo soll sich zuerst in der lex Julia 45 v. Chr. finden (Solmsen Studien z. lat. Lautgesch. 37); bei Cat. ist nach Friedr. 77 überall o nach u zu schreiben. Auch sonst hat Cat. os statt us, so 45, 1 Septimios (O).

turgidolus 3, 18; sarcinolis 28, 2.

pitŭita 23, 17 (später pitvita Hor. s. II 2, 76; epp. I 1, 108; Pers. 2, 57; Linds. 61); solŭent 64, 350; dissolŭo 66, 38; evolŭam 66, 74; solŭont 61, 53; pervolŭent 95, 6; solŭit 1b, 6; persolŭit 64, 297; solŭebat 64, 250, mit Dihärese; dies sind die älteren Formen (Sommer, Handb. d. lat. Laut- u. Formenl. 145).

derecta 22, 8: Ribb. 401; Heliconiei 61, 1.

Aus ursprünglichem nei entstand zu Catulls Zeit das negierende ne und das kondizionale ni. Nach Ritschl op. 2, 622 ss. findet sich auf Inschriften nach 71 v. Chr. nei, im J. 46 nur noch ne. Nei, ursprünglich bloße Negation, bedeutet im alten Latein 'wenn nicht' und 'damit nicht'; aber das prohibitive ni war um 50 v. Chr. schon eine Seltenheit (Ritschl op. 2, 625; O. Brugmann Progr. Lpz. 1887, 33), das kondizionale ni hat erst Virgil in die poetische Sprache eingeführt (Hor. c. IV 6, 21; Nord. A. 6, 353). Bei Catull findet sich ni nur 61, 153; nec = nei 62, 59; 68, 103; 99, 9; sonst nur ne für nei: 6, 2; 14; 14, 1: Lachm. Lucr. 117 (2, 734); Ribb. 436. Vgl. ni neben ne Lucr. 2, 734; 3, 286; Verg. Aen. 3, 686; Prop. II 7, 3.

Häufig hat sich der Diphthong ei für späteres langes i erhalten: Ritschl op. 2, 632 ss.; Lachm. Lucr. 245 (2, 734); Corss. I 208 ff.; Ribb. 413; 418; 436; Bramb. 180 ff.; Lommatzsch Arch. 15, 129 ff.; Linds. 281 f.; Dess. 814 s.; 843; 845; 847 s.; Nord. A. 6, S. 227.

1. im nom. plur. taurei 63, 10; sociei 57, 9; bonei 61, 225; novei 68, 81; multei 62, 55 (multi acoluere T; dann auch 53 nullei); dei 76, 16 (v. 12 deis aus des V herzustellen; ebenso bei Cic. öfters einsilbiges dei: Friedr. 496): Lachm. Lucr. 241.

2. im gen., dat., voc. und abl. sing.: ilei 63, 5; pelagei (V pelago) 63, 88; Herculei 55, 13; ludei (luderev) 61, 210; gymnasei 63, 64 (V gymnasti); Dindymei 63, 91; marei 4, 23; Furei 23, 1; Romulei 28, 15; lucei 55, 16; Heliconiei 61, 1; Africei 61, 199; celerei (celere die Hdschr.) 63, 1; Itylei 65, 14; Hydrochoei 66, 94; Erecthei 64, 229; aliei (Lachm., aliae die Hdschr.) 64, 261; Pelei 64, 278; mei (dat.) 37, 11; 77, 3: Lachm. Lucr. 151; 164; 244; 417; 423.

3. im dat. u. abl. plur. Hibereis 12, 14; aureis 46, 3; 64, 164; inscieis 61, 222; queis 63, 46; dicteis 66, 73; indigneis 66, 86; largeis 66, 92; deis 76, 12; muteis 96, 1 (Dalmateis, quadrigeis, emeriteis mon. Ancyr.).

4. in Verbalformen luxtei 66, 21; nequeisse 4, 4; wohl auch audeit 68, 112 (V audet).

5. Adverbia hei et illei 6, 9; heic 55, 12; 64, 269; 67, 39; sei 39, 2; atquei 68, 141.

Diese Formen sind vielfach verwischt worden; so schrieb man dii st. dei, abiit st. abeit 61, 94; 109; 119; 199; mendacii st. mendacei 67, 48; maret st. marei 4, 23; lucet 55. 16 (vgl. 57, 9; 63, 10; 96, 1; 66, 86); aures st. aureis 64, 164; celere 63, 1; ludere st. ludei 61, 203; insciens 61, 215; si unquam st. sei, inquam 13, 6.

III. Altertümlicher Wortschatz nach Form und Bedeutung, meist der Umgangssprache entlehnt.

Wir finden bei Cat. das Simplex st. des üblichen Kompositums: apisci 64, 145; linquere st. rel. oft; 36, 1 cacata st. conc.; 37, 10 scribam st. inscrib.; 38, 5 solatus st. cons.; 62, 27 firmes st. conf.; 96, 4 missas st. am.; 64, 150 crevi st. decr.: Friedr. 365; 524; 548.

divus und diva substantiv. (Riese z. 64, 392); desgl. sonipes 63, 41. senex adjekt. 9, 4 senemque matrem; 67, 4 senex zu ipse Balbus und zu ianua (femin.); vgl. Tib. I 6, 82; Val. Flacc. 1, 349.

Adoneus st. Adonis 29, 8, wie bei Plaut. Men. 144; Capt. 562 (Niem.); rosidus st. roridus 61, 24; labos 55, 13 (Hor. c. II 13, 3 arbos; Friedr. 75); tempestas 64, 73 (tempestatem pro tempore frequenter dixerunt antiqui: Fest. 362 M); der Sing. tempus st. tempora 61, 161 'die Schläfen': unguis st. digitus 62, 43 (Lic. Calv. 4 Bähr.); mundus 'der Himmel 64, 206 u. 66, 1 (Enn. va. 9); zu 47, 2 vgl. Friedr. 227; hospites 'die Wanderer' 4, 1 (Kießl. Hor. s. II 4, 10); classis st. navis Bähr. p. 380 zu 64, 53 (?); araneus 32, 2 (Lucr. 3, 383); turben 64, 107 (? vgl. Tib. I 5, 3); pugillaria als neutr. (Bähr. 48; Friedr. 79); pumex als fem. 1, 2; cinis fem. 68, 90; 101, 4; masc. 68, 98; Cȳbĕle 63, 12; 68; 76 neben Cybēlle 63, 9; 20; 35; 84 (O); 91 (vgl. Verg. Aen. 3, 111; 11, 768; Ov. f. 4, 249; 363); mane, das 'halt' der Komödie, 10, 27; succepit (V succendit) 64, 104 (Serv. A. 6, 248 succipiunt antique, nam modo suscipiunt); genus = filius (Enn. sc. 354, γένος) 61, 2; 64, 23; putus 29, 23 o putissimei (? Fest. 216, 7 M putus antiqui dicebant pro puro; Enn. sc. 78).

adusque 4, 24: Linds. 684; Dess. 866; protelo 56, 7: Marx

Lucil. II 95 u. 162; tamenetsi 68, 95; quin = sed (O) 61, 106: schol. Terent. Schlee ad Andr. I 1, 18 comicum verbum est pro sed; Draeger z. Tac. ann. 1, 22; Einl. § 99; Sydow de rec. Cat. c. z. d. St.; nec = non 64, 83 funera nec funera; 30, 4 (Ribb. Lat. Part. 24; Linds. 707; Friedr. 176; nec = nequidem (Ribb. L. P. 25 f.; Friedr. 121; Schulze Beitr. z. Erkl. d. Röm. El. I 3 ff.) 10, 9.

penite 61, 171; claritus 61, 54; puriter 39, 14; 76, 19; miseritus 63, 49 (Friedr. 306); properipedem 63, 34; probe nosti 22, 1; bene = valde 91, 3 (altertümlich, bei Ennius); haud (gehört der Umgangssprache an und findet sich bei Horaz nur in den Satiren I 5, 8 und Episteln I 7, 40, nie in den Oden; es negiert nur einen einzelnen Begriff).

Gedehnte Formen: guminasium neben gymnas. 63, 60 u. 64 (vgl. techina aus τέχνη: Niem. z. Plaut. Trin. 425; columinibus 63, 71). Kontrahierte Formen (Friedr. 234; Bramb. 286; Linds. 67; 165): vemens 50, 21; deprensa 25, 13; deprendi 56, 5; prendi 55, 7; comprendis 62, 35; nil neben nihil 97, 3 (Mart. II 3, 1; XII 48, 6; Bramb. 286); mi neben mihi. Vgl. mon. Ancyr. stipendis = iis; colonis. auspicis, municipis.

Synkopierte Formen: saeclum 1, 10; 14, 24; 43, 8; 68, 43 (mon. Ancyr. ludos saeclares; spectaclum); oraclum 7, 5; 64, 326 (Enn. sc. 43); vinclum 64, 367 (Enn. a. 340; 515): Sommer Handb. 151 u. 235. Dazu neptem 64, 29; balnearius 33, 1; semhians st. semihians 61, 216 (daneben semimortuus u. a.); savium st. suavium 78, 8; 79, 4: saviolum 99, 2; 4; savior 9, 9; 45, 12: Corss. I 285; Linds. 199; Dess. 819; 882.

Deminutiva von Subst. und Adj. finden sich in großer Zahl (zusammengestellt sind sie von Riese XXV f.; Ellis praef. XXIII f.; Schmidt im index), in den Kunstgedichten nur vereinzelt (Bähr. 48), selbst doppelte wie puellula, oricilla, tenellulus (17, 15), mollicellus (neben molliculus 16, 4).

Hybride Formen: Neptunine 64, 28 (vgl. Νηρηίνη, Ὠκεανίνη, ἡρωίνη, neben Νηρηίς, Ὠκεανίς, ἡρωίς); vgl. Oceanina schol. Veron. ad Verg. ecl. 7, 37; *Κυταΐνη* neben *Κυταιΐς* = Cytaeine Prop. I 1, 24; II 4, 17 Cytaeis; Ov. her. 6, 103 Aeetine; Dissen z. Tib. I 5, 45; Friedr. z. d. St.

In der D e k l i n a t i o n finden sich folgende bemerkenswerte Formen:

Der gen. sing. hat stets einfaches i: fili, Favoni, Herculei (55, 13) u. a.: Bramb. 188 f.; Dess. 821; Friedr. 118 (mon. Ancyr. plebi, Danui neben Danuvii). 9, 5 o mihi nuntii beati wird mit

Recht nach Lachmann, Bücheler, Bährens (p. 112), Schmidt u. a. für einen Gen. nach griech. Art gehalten (nach Friedr. 117 ist es der nom. plur.); dies wäre dann das älteste Beispiel des genet. auf -ii! ilei 63, 5 gen. von ile (mon. Ancyr. Juli, Feretri).

Im abl. sing.: silici 64, 296; capiti 68, 124 (Rothst. zu Prop. I 30, 39); ungui 62, 43; rati 64, 121; pignori 44, 4; orienti 64, 376: Linds. 450; Dess. 849; Bähr. 51. Dagegen haben die Adj. oft e: recente 63, 7; elegante 43, 4; fulgente 64, 386; impotente 35, 12; infelice 68, 99 (auch bei Ov. m. 15, 743 u. ä. aus metrischen Gründen, um Kürzen zu gewinnen, wie auch die perf. auf -re u. ä.): Bramb. 159. — Der Vokativ une (37, 17) ist wie sole (Ticida) sehr selten: Ellis z. d. St.

Der Dat. der 4. Dekl. geht nur auf -u aus: coetu 64, 384; 66, 37: Dess. 850; dazu cupressu 64, 291; myrtūs 64, 89.

Der gen. plur. auf -um: sonantum 34, 12; caelestum 64, 204 (Ennius u. Verg. A. 7, 432); Hiberum 9, 6; cymbalum 63, 21; virum 64, 192; Troiugenum 64, 355; Calybum 66, 48; caelicolum 68, 138; divum 64 u. 66; dann öfters deum 63, 64 u. 66 (für Cat. schon veraltet: Nord. A. 6, S. 368); also in Fremdwörtern und im Kunstgedicht: Dess. 845; Friedr. 374; 232. Daher ist 49, 7 patronum falsch!

Nom. plur. 3. Deklin. auf -is (Bähr. 51) paris 57, 3; der Vokat. aequalis 62, 11 u. 32 (T; GO haben aequales): Ribb. 405; Bramb. 158; Linds. 458; Dess. 849. Der acc. plur. hominis 10, 16; libidinis 45, 24; cineris 68, 98; Lachm. Lucr. 56; Ribb. 413; Bähr. z. 64, 14; Friedr. 123.

Pronominalformen: alis st. alius 66, 28; alid 29, 15: Ritschl op. 3, 136; 4, 452 ss.; 461 ss.; 2, 692; Lachm. Lucr. 249; Linds. 430; Dess. 843; 860; alius steht für alter 64, 251 at parte ex alia.

totmoda 115, 4: Friedr. 551; quaeviscumque 64, 109; ecquis 88, 4; ecquisnam 28, 6; 10, 8 (Friedl. z. Mart. II 24, 8, in direkter Frage mit erwarteter Bejahung); istic 67, 15; istaec 67, 37; istuc 67, 15: Linds. 430; Dess. 843; 860; 865 illac. Vielleicht 6, 9 illei = illic? (V illo; Plessis z. Ter. Ad. 116; Ov. tr. I 1, 17). quoi 17, 14 (unsicher 67, 47; 71, 1; 1, 1; 107, 1) neben cui: Ribb. 413; Linds. 512; Dess. 830; 859; 860; der dat. qui 2, 3; 24, 5; 66, 42. quis abl. 64, 80; 66, 37.

mei 77, 3 neben mihi u. mi [1]); haec nom. plur. fem. 64, 320:

---

[1]) Norden A. 6, 104: mi, die alte vulgäre Form des Dat., wurde seit



Ribb. 425. Formen von is: eius 84, 5; earum 63, 54; eam 64, 122; ei, einsilbig, 82, 3 (Lachm. Lucr. 152): ei wurde von den august. Dichtern gemieden, während sich eius, eum, eam, eo, ea, eas finden; ganz gemieden von den klassischen Dichtern sind außer ei eorum, earum, eis, selten ist eius (Owen z. Ov. tr. III 4, 27; Linds. 506). uni gen. 17, 17; uno dat. 45, 14: Dess. 858; 860 ullo. quicum 69, 8 als fem.; vgl. 66, 77; qui abl. neutr. 116, 3. quis ignis, adjekt., 62, 26 (T); aliquid adj.; quid facinus 81, 6 Friedr. Oft steht das persönliche Pronomen auch ohne besondere Betonung beim Verbum, so ego 16, 1; 14; 22, 4 u. o.; tu 6, 14; 13, 13 o. meme wie tete, sese, memet Friedr. 149.

Griechische Eigennamen weisen folgende Formen auf: den Dat. auf -asin 64, 287; den acc. auf -as: Sagas 11, 5; Thyadas 64, 391 (Dess. 849); den dat. sing. Pelei zweisilbig. 64, 382 (Friedr. 392); Hydrochoi von dem Eigennamen auf -εύς 66, 94 (dagegen den Genet. Calybum 66, 48 wie Verg. A. 8, 421; 10, 174); im nom. Cieros 64, 35; Penios 64, 285; Cybele 63, 84 u. a.; im gen. Cybebes, Arsinoes u. a.; der dat. auf ĭ: 64, 247 Minoidi; 66, 70; Callisto dat. 66, 66. Oarion st. Orion (66, 94) ist offenbar nach Kallimachos (hymn. 3, 265) gesetzt. Riese XXVIII.

Zur Konjugation ist folgendes zu bemerken:

verkürzte Formen wie iüverint oder iüerint 66, 18 (Friedr. 408); kontrahierte: siris 66, 91 (Lachm.); synkopierte: tristi 66, 30; misti 14, 14; abstersti 99, 8; subrepsti 77, 3; luxtei 66, 26; duxti 91, 9; promisti 110, 3; promisse 110, 5: Corss. II 26f.; Linds. 574; Dess. 862; Friedr. 245; Nord. A. 6, S. 140; violasse 67, 23; 76, 3 u. a.

posta est 68, 39 (s. Nencini L'Elegia di Cat. ad Allio 1907 z. d. St.; Nord. A. 6, 24, S. 127: 'Cat. hat diese Formen, postus und Kompos. sogar nicht in den kleinen Ged., wo er doch sonstige Synkopen nicht meidet,' u. z. 57: diese Verkürzungen gehören der Umgangssprache an; sie finden sich bei Hor. nur in den Satiren, sonst in der august. Poesie nur ganz vereinzelt); recepso 44, 19; ausit 61, 65 ss.; 66, 28: Linds. 535; Dess. 863.

Altertümlich sind deposivit 34, 8 (Linds. 574; Dess. 863); tetulit 63, 47; 52; tetulisset 66, 35 (Linds. 568; 571); devolsi 63, 5; face 36, 16 und durch Konjektur 63, 78; 79; 82 (Linds. 595;

---

den Neoterikern aus der hohen Poesie verbannt; Virgil hat sie nur zweimal; Cat. hat sie nicht im Epyllion, aber oft in den kleineren Ged.; Hor. nie in den Oden, aber oft in den Sermonen.

Keil comm. in Caton. de agric. lib. 37, p. 72; vgl. induce Varr. r. r. III 2, 18; Plaut. m. gl. 335 Niem.; 345; 812; 1034); inger 27, 2 (Linds. 596). Altertümlich sind ferner custodibant 64, 319; audibant 84, 6; scibat (scirant?) 68, 85 (vgl. Verg. A. 6, 468 Nord.; Linds. 564f.; Dess. 861. Bei den august. Dichtern sind sie selten, so bei Prop. nur largibar I 3, 25; operibat III 13, 35; lenibunt III 21, 32. Die Infin. compararier 61, 65 s.; componier 68, 141; citarier und nitier 61; verkürzte Formen wie irascere 54, 6; conarere 116, 3; fulsere 8, 3; 8; fuere 49, 2; exiluere 62, 8; pepigere neben pepigerunt 62, 28: Linds. 616; Dess. 864.

Alt ist īerat 66, 12 (OG); vgl. Ter. Phorm. 572 audīeras; Hec. 813; Ad. 27; īeris Truc. 665, von Donat bezeugt: Friedr. 406; adit = adiit mon. Ancyr. Ferner fulgĕret 66, 94; lavit 39, 14 (Enn. sc. 132; 202; 311); poteretur 64, 402: Dess. 862. tardet st. tardat 61, 81 (claret Enn. a. 8; lentet Lucil.; albere). Seltene Verba sind auctare, circumcursare, antistare, discupere, senere, substollere, quaesitare u. a.

potis est u. sit = potest, possit 65, 3; 72, 7; 76, 24; 115, 3; pote = potest 17, 24; 45, 5; 67, 11; 76, 16; 98, 1; ut pote 64, 56; 67, 43 ‘soweit es möglich ist’; potes = potest 42, 19 (Friedr. 215): Linds. 627; 506; 628; für Plaut. Lor. z. m. gl. 884; Most. 256.

Was die Syntax und den Stil anbetrifft, so sei folgendes hervorgehoben (vgl. Schäfler, Die syntakt. Gräzismen bei den august. Dichtern, 1884; Landgraf Arch. 10, 209ff., 1898):

Allitteration und Annomination (Schmidt LXXXIII ss.) finden sich nicht nur in feierlicher und altertümelnder Rede (63, 64, 66), sondern auch in den kleineren Gedichten häufig: so it per iter 3, 11; in collo collocare 10, 23; odissent odio 14, 3; voce vocare u. a. (Friedr. 337; 346; 353; 377; 382; 387; 466). Verwandt ist die figura etymologica (Schmidt LXXXIV s. und im index); das Adj. mit seinem Komparativ, so dulci dulcius (Schmidt LXXXV) wie in der Komödie; dazu Homoioteleuta (Schmidt LXXXIV s.).

Das Asyndeton (Bähr. 247) findet häufig Verwendung bei paarweise gesetzten synonymen Begriffen, wie lutum lupanar 42, 13; diversae variae 46, 11; laetus lubenter 31, 4; iocose lepide 36, 10; bei entgegengesetzten Begriffen, wie fanda nefanda 64, 404; amant amantur 45, 20; hinc illinc 68, 93; zur Verstärkung und Steigerung eines Begriffes, wie huc huc 61, 8 s.; 64, 195 (huc illuc findet sich bei Cat. nicht, wohl aber bei Cic. ad Att. IX 9, 2;

Liv. VII 34, 9; oft bei Tac.); lepidum novom 1, 1; sertis, Assyrio olivo 6, 8 (?), namentlich des Imperativs, wie ite concinite 61, 123; ite sequimini 63, 19; agite ite 63, 12; agite coniungite 64, 372; perfer obdura 8, 11; valete abite 14, 21 (andere fassen dies als Hyperbaton); in besonders lebhafter Rede: adloquar audiero 65, 9. non non 14, 16.

Beachte ferner das umschreibende esse c. part. praes. 63, 57 carens est = caret; 64, 317 fuerant extantia; vivere statt esse: 10, 23 molesta vivis (Friedr.; Bähr. 122); 8, 10 (Riese; Schmidt index); esse c. adv.: sic certe est 80, 7 (Schmidt LXXXIII).

Öfters steht der inf. praes. statt des inf. perf., so 64, 126; 128; und der inf. perf. statt des praes., so bei velle 69, 2: Dess. 871; Nord. A. 6, 78 f., S. 145. Der acc. c. inf. im pathetischen Ausruf archaistisch 38, 6 sic meos amores! (bei Hor. nur in den Epoden u. Sat.); der acc. c. inf. ohne Subjekts-Acc. 36, 6 s.; beim inf. fut. 42, 4 negat reddituram (Dräger Hist. Synt. II² 397; 440; 446; auch bei Cic. z. B. Verr. 2, 93); auch 4, 2 ist ait fuisse navium celerrimum überliefert (vgl. Verg. A. 2, 377; 10, 500; 12, 6; 702; ge. 2, 510; Hor. epp. I 7, 22; Ov. m. 13, 141; a. II 4, 4; tr. 2, 10), aber wegen der Nachahmung ait fuisse mulio celerrimus Verg. catal. 8 liest man meist navium celerrimus. Die Auslassung des Subj.-acc. beruht schwerlich auf Nachbildung griech. Konstruktion; vgl. Schäfler, der sie als der älteren Volkssprache entlehnt nachweist.

Zur Syntax des Verbums ist ferner zu bemerken: mentitus steht passiv. 110, 3; sodes aus der Umgangssprache 103, 1; est und es werden genau dem Gebrauch des Plaut. entsprechend bisweilen ausgelassen (Schulze, De Cat. Graec. imit. 7—9; Bähr. 49; Ritschl Prol. Trin. CIX ss.); das feierliche perhibent 64, 124 u. ö.; vorangestelltes inquit 55, 11; iubere c. conj. 32, 3; 64; postulare u. rogare c. inf. 66, 42; 35, 10; dignus c. inf. 68, 131; ἄξιος; sine mit bloßem Konj. 61, 158; das part. praes. aoristisch 35, 3; monendum est (te) mihi st. monendus es mihi 39, 9; quaerendus 67, 27. In Vergleichen steht, wie bei Homer der gnom. Aorist, das gnom. Perf., so optavere 62, 44; coluere 62, 53; 55; 42; 44; 64, 240 (Madv. op. 2, 115). Der Indikativ findet sich familiär in der zweifelnden Frage (1, 1 cui dono; 63, 55) und im abhängigen Fragesatz (69, 10: Friedr.; Kroll Wiss. Synt. 55; Leo Seneca I 93 s.). Wendungen wie dixerit hic aliquis (67, 37) u. attigerit (67, 20), die sich hier zuerst finden, faßt man neuerdings als fut. II (Kroll Wiss. Synt. 49; Magnus Philol. 1907; Kroll ändert attigerit in attigerat Philol. 1904,

143). Über den freieren Gebrauch des Plsqpts. 64, 308 s. Rothst. zu Prop. I 3, 17 Anhang.

Der Sprache der Komödie entspricht ne mit dem imp. praes. 61, 200 ne remorare (Friedr. 450); ebenso nei (ne) pugna 62, 59; ne dubita 67, 18. Die 2. Pers. des Konj. st. des Imper. an eine bestimmte Person gerichtet 8, 1 (Riese). Non st. ne beim Imper. 66, 80 (Friedr. 428); 90; nec c. imper. 8, 10; 66, 91 ist non
ne
vestris überliefert, das vielleicht aus non siris entstanden ist; nullus st. non steht 8, 14; 17, 20; 66, 86 (Friedr. 115; 292). Doppelte Negation hat Cat. 76, 3 nec foedere nullo; 48, 4; 87, 3 (Friedr. 229; Dess. 871; Schulze, Beitr. z. Erkl. d. Röm. Eleg. II 16 f.). Über nihil st. non Schmidt im Index; über nec = non und nequidem s. oben.

Über den Gebrauch der Adverbia sei folgendes bemerkt: numquam st. non 65, 10; quam st. quam ut 64, 82; 151; quam st. quam si 10, 32 (Friedr. 127; 555). magis adversativ im Sinne von potius, der Umgangssprache entlehnt, 68, 30; 66, 87; vgl. ma, mais. Attributive Stellung des Adv. haben wir 4, 10 iste post phasellus. quidquam u. quidquid stehen adverbiell (Bähr. 100; 581; 280); ut = ubi 11, 3; 17, 10; ut = utinam 66, 48 (Riese; Liv. I 18, 9 H. I. Müller); tum denique = t. demum 16, 7; nonam post denique messem 95, 1 (Heinze zu Lucr. 3, 974; Hofmann z. Caes. b. c. 1, 5); altertümliches ceu im Kunstgedicht 64, 239; nam quo st. quonam 64, 177 (Serv. z. Verg. ge. 4, 445), altertümlich.

Öfters wird das Adverbium nachdrucksvoll nachgestellt: mala valde 69, 7 (Friedr.); libere nimis 63, 80; valet nihil 6, 12. Verwandt sind Wendungen wie frustra: nam- 21, 7; nequiquam- 114, 4; neque mirum: nam- 69, 7; ohne folgendes nam 57, 3 nec mirum. So auch bei Horaz: Heinze zu c. III 7, 21. Bisweilen wird, entsprechend dem Brauch der Umgangssprache das Adverb mit mente umschrieben: obstinata mente 8, 11; constanti mente 64, 209; 238; tacita mente 62, 37; 63, 19 tarda mente. Hieraus entstand die Bildung des Adverbs auf -mente, -ment in den roman. Sprachen. Das Adj. st. des Adv. steht 63, 30; 42; totus adv. 13, 14 (Schmidt im index): so ist wohl auch 10, 26 commoda nam volo ad Sarapim deferri zu lesen, 'ich will gerade nach dem Sarapistempel'.

Oft findet sich nach alexandrinischer Art die Konjunktion an zweiter oder späterer Stelle im Satz (Haupt obs. crit.; Bähr. 18 *οἱ νεώτεροι*!): so sed 51, 9 (Bähr. 123); nam 23, 7; 64, 301 und

wohl auch 10, 26; namque 37, 11; 66, 65; 64, 383; at 64, 43; 58; nec 64, 210; quod tibi si 64, 228. Verwandt sind quaeviscumque mit Tmesis 64, 109 (Lucr. 3, 388 cuiusviscumque); 4, 24 hunc ad usque lacum; 116, 4 in usque caput; 33, 5 cur non exilium malasque in oras; nutricum tenus 64, 18 (tenus nur mit dem Plur. verbunden: Linds. 682 f.; Friedr. 328). Vgl. die familiäre Nachstellung des Praenomens Cinna est Gaius 10, 30. Beachte 62, 45 u. 56 dum-dum, *τόφρα μὲν-τόφρα δέ*, Quint. IX 3, 16; Friedr. 291.

contra diligere 'wiederlieben' 76, 23; postilla 84, 9 u. posthac 24, 3; 65, 11; 99, 16; postmodo 30, 12. Prosaisch ist die schwerfällige Wendung 64, 73 illa tempestate, ferox quo ex tempore.

Aus unbetontem unus ist der unbestimmte Artikel der roman. Sprachen hervorgegangen: 22, 10 (Riese); une 37, 17 (nicht zu verwechseln mit dem steigernden unus beim Komparativ, 10, 17 unum beatiorem, und Superlativ). Ebenso ist aus ille der bestimmte Artikel der roman. Sprachen entstanden: 45, 12 (Riese); 63, 25. Hic in dem Sinne 'der bekannte' 101, 7 gehört der Umgangssprache an; vgl. Hor. epp. I 1, 27 u. o. (Luc. Char. 8). Ille steht wie griech. *κεῖνος* in Gleichnissen: 62, 42 = Ov. m. 3, 353.

Zur Casuslehre: beachte dissertus c. gen. 12, 9; nutricum tenus 64, 18 aus der Volkssprache (Friedr. 328); o mihi nuntii beati 9, 5; expers c. abl. 66, 77; tota vita als abl. der Zeitdauer = per totam vitam: dies ist nach Löfstedt Peregr. A. das älteste nachweisbare Beispiel dieser Verwendung des abl.; iubere c. dat. 64, 140 miserae sperare iubebas (?).

Griech. Konstruktionen sind pugnare duobus 62, 64; pugnare (ei) cui tradidit pater 62, 61. Häufig ist der acc. Graec. (Bähr. 17 s.), so 64, 64 u. 65. Namentlich gebraucht Cat. viele griech. Wörter in den kleineren Gedichten, der Mehrzahl nach Lehnwörter: ambrosia 99, 2; calamus 63, 22; carpatinus 98, 4; catagraphos 25, 7; carta 1, 6 u. ö.; crepida 98, 4; epistolium 68, 2; elleborus 99, 14; grabatus 10, 22; hendecasyllabus 12, 10; 42, 1; hymen hymenaeus 61 u. 62; iambus 36, 4; 40, 2; mimice 44, 8; nemosynum 12, 13; palimpsestus 22, 5; papyrus 35, 2; phasellus 4, 1 u. ö.; platĕa 15, 7; podagra 71, 2; 6; poema 22, 16; 50, 16; poeta 16, 5; raphanus 15, 19; zona 2, 13; zonula 61, 53; ferner barathrum, bombus, carbasus, carchesia, calathiscus u. a. (Riese XXVIII). Griech. Eigennamen finden sich fast nur in den längeren Kunstgedichten (Riese XXVIII f.). Statt Ariadne steht 64, 54 u. 253 Adriana und 66, 60 Adrianeis; sollten diese Formen nicht auf-

zunehmen sein? Vgl. Ritschl op. 2, 524 s.; 529 ss.; Leo Plaut. Ps. 736. Gallische Provinzialismen sind ploxenum 97, 6; basium 5, 7; basiare 7, 9 ö.; basiationes 7, 1; cuniculus 25, 1 (Bähr. 48).

Vulgäre Wendungen und Ausdrücke sind häufig (Bähr. 48 s.; Schmidt LXXXII): irrumare 6, 1; diffututa mentula 29, 13; evirare 63, 17; suppernatus 17, 19; salaputtium 53, 5; auch solche griech. Ursprungs: cinaedus 16, 2 ö.; cinaedior 10, 24; moechus 11, 17 ö.; moecha 42, 11 ö.; moechari 94, 1; pathicus 16, 2 ö.

Rein prosaisch sind ecquisnam 10, 8; 28, 6; eius 84, 5; cuius 102, 1; quandoquidem 33, 6 ö.; quoniam 61, 203 ö.; sane 10, 4; 43, 4. Die der Volkssprache angehörigen Deminutiva finden sich sowohl in den kleineren Gedichten wie in der Kunstpoesie (Ellis praef. XXX; Riese XXV; Schmidt ind. LXXXII).

Cat. verwendet bisweilen neben Ausdrücken der Umgangssprache solche der Kunstpoesie, so bellus neben pulcer; usque neben semper; puella neben virgo; minutus (25, 12) neben parvus; basium, ein keltisches Wort, das Cat. in die Poesie eingeführt hat (Haupt op. 2, 108), in den kleineren Gedichten, neben osculum in der Kunstpoesie (Schmidt LXXXVI).

Cat. liebt geradezu volkstümliche Redensarten (Friedr. 91; 308; 456; ZGW 1909, 269), so das formelhafte ibi tum 8, 6 (Spengel z. Ter. Andr. 106); hodie atque heri 61, 136 (*πρώην τε καὶ χθὲς ὡς εἰπεῖν λόγῳ* Herod. 2, 55); die Vergleiche im 25. Ged. mollior anseris medullula u. a.; res von der Person, so hac re tritius 22, 13 (*χρῆμα* Friedr. 153; Vahlen ind. Berol. 1896/7 13 s.; Shakesp. Caes. 1, 2 no such thing as man; Coriol. 4, 6); ducenties 29, 14 (Riese); decies; quingenti, trecenti 49, 2 s.; 72, 4; misere sperare 64, 140 (vgl. misere amare Ter. Ad. 667; Andr. 520; Heaut. 190; Spengel z. Ad. 522; dagegen Löfstedt Peregr. Aeth. 151, wohl mit Recht).

Dazu kommt eine ausgesprochene Vorliebe für sprichwörtliche Redensarten, auch in den größeren Gedichten:

3, 5 plus oculis amare (Riese); 14, 1; 82, 2 u. 4; 104, 2 (R.); 3, 12 illuc, unde negant redire quemquam, vom Totenreich; 5, 12 vom bösen Blick des Neidischen (fascinare = *βασκαίνειν*), vor dem man die Zahl geheimhalten müsse, 7, 11 s.

7, 3 zahllos wie die Körner des Sandes und die Sterne am Himmel v. 7; Libyssae arenae ist alexandrin. 11, 22 ss. Die Blumen am Rande des Feldes vom Pfluge gestreift, nach Festus 363 M.

13, 8 plenus sacculus est aranearum: Afranius 410 R; Kratinus fr. 190 K *ἆρ᾽ ἀραχνίων μεστὴν ἔχεις τὴν γαστέρα*;

Bacchyl. fr. 13; Plaut. Aulul. 80; 83; Otto, Sprichw. aranea 1 u. 2.

13, 12 unguentum quod donarunt Veneres Cupidinesque; Kallim. fr. 121; Herodas mim. 7, 94 s.

17, 15 delicatior haedo u. adservanda diligentius nigris uvis; 17 nec pili facit uni = 10, 13 non assis unius facere.

21, 2 non harum modo, sed quot fuerunt aut sunt aut erunt; vgl. 24, 2 s. u. 49, 2 s. Oft bei Plautus.

22, 20 s. suus cuique attributus est error, sed non videmus manticae quod in tergo est; Babrios 66; Phaedr. 4, 10; Hor. s. II 3, 299; Pers. 4, 24.

23, 4 vel silicem comesse posse; 19 purior salillo; 20 decies wie *δεκάκις* (Kießl. z. Hor. epp. I 18, 25).

24, 4 divitias Midae.

25, 2 ss. mollior cuniculi capillo u. die anderen Vergleiche (AP V 121, 2; Theokr. 11, 20; Ov. m. 13, 789 ss.).

29, 24 socer generque: ein politisches Schlagwort jener Zeit.

45 Niesen zur Rechten und zur Linken: Jahrb. 1884, 182; Plut. de genio Socr. 11.

48, 5 densior aridis aristis; vgl. 64, 353.

55, 12 in roseis latet papillis: AP V 8, 6; Ov. a. a. 3, 622 (Brandt); Apul. m. 3, 16.

55, 13 Herculei labos est; Prop. II 23, 8 quos dicit fama labores Herculis; 24, 25 s. (Rothst.).

61, 206 s. pulveris Africei siderumque micantium numerum = 7, 3 ss.

62, 65 noli pugnare duobus] *πρὸς δύο λέγεται οὐδ' Ἡρακλῆς οἷός τε εἶναι* Plat. Phaed. 89 c.

64, 59 promissa procellae linquens; vgl. 30, 9 s.; 64, 142; 65, 17; Stat. Ach. 2, 286.

64, 159 ss. quaenam te genuit leaena, Scylla, Carybdis = 60, 1 s

65, 20 ss. sprichwörtlich nach Fest. 165 M (Friedr.).

70, 4 in vento et aqua scribere: AP V 8, 5 *νῦν δ' ὁ μὲν ὅρκια φησὶν ἐν ὕδατι κεῖνα φέρεσθαι*; Soph. fr. 741 N *ὅρκον δ' ἐγὼ γυναικὸς εἰς ὕδωρ γράφω*; Prop. II 28, 8 quidquid iurarunt, ventus et unda rapit; Cat. 38, 9 s. (Riese).

72, 7 s. iniuria cogit amantem amare magis, sed bene velle minus: AP V 256, 4; v. Prittwitz-Gaffron, D. Sprichw. im griech. Epigramm 61; Cat. 75, 3.

79, 4 tria notorum savia] Marx Lucil. II 150 s.

81, 4 inaurata pallidior statua] Jahn ad Pers. p. 134; Cat. 64, 100; Ov. m. 4, 134; 11, 417.

88, 5 s. quantum (scelus) non ultima Tethys nec genitor Nympharum abluit Oceanus] Aesch. Choeph. 72 ss.; Soph. Öd. tyr. 1227 ss.; AP XIV 71, 3 s. *ἄνδρα δὲ φαῦλον οὐδ' ἂν ὁ πᾶς νίψαι . . . Ὠκεανός.*

93, 2 albus an ater] Heinze zu Hor. epp. II 2 a. E. Otto, Sprichw.

94, 2 hoc est quod dicunt 'ipsa olera olla legit'.

95, 8 laxas scombris saepe dabunt tunicas] Mart. III 50, 9; IV 86, 8; Hor. epp. II 1, 270; Jahn ad Pers. 89.

98, 3 s. id quod dicitur: ista cum lingua possis culos et crepidas lingere carpatinas] Otto, Sprichw. culus.

99, 2 dulcius ambrosia; 14 tristius elleboro] Riese zu 27, 4. AP V 29, 2 *πικρότερον ἐλλεβόρου.*

100, 3 s. hoc est quod dicitur illud 'fraternum dulce sodalicium'] Otto, Sprichw. frater.

102, 4 factum Harpocratem] Otto, Sprichw.; Cat. 74, 4.

105, 2 furcillis eicere] Otto furca.

107, 3 carius auro] Sappho fr. 122 B; Theokr. 8, 53.

107, 6 candidiore nota; vgl. 68, 148] Otto calculus 1.

108, 4 volturium] Otto vult. 1; Cat. 68, 124 (Riese).

115, 2 maria] Otto; Sall. Cat. 23, 3; Jahn Pers. p. 157. v. 3 Croesum] Otto Sprichw. v. 6 ad Oceanum 'bis ans Ende der Welt'.

Aber diesen volkstümlichen Wendungen steht reicher poetischer Schmuck zur Seite; so die Anaphora, Epanaphora (Schmidt LXXIV) und Traductio. Häufig wiederholt Cat. dasselbe Wort absichtlich dicht hintereinander: 4, 27 gemelle; 3, 3 s.; 13; 22, 14; 39, 19; 99, 2; 14; ebria acina ebriosiores 27, 4; Veneres venustiores (Bähr. 113; Schmidt LXXIII); nihil neben nil (Mart. II 3, 1); Verdoppelung desselben Wortes: volo volo (O) 17, 23; magis magis 38, 3; 64, 274; non non 14, 16; huc huc 64, 195. Eine Wiederholung ist auch die figura etymologica, die Cat. fast so häufig verwendet wie die Sprache der Komödie: basia basiare 7, 9; gaudia gaudere 61, 113; sectam sequi 63, 15; iuncta iuga 63, 75; facinus facere 81, 6; 110, 4; daher ist 64, 353 messor demetit zu lesen, nicht mit G cultor, das nur eine Glosse ist (Bähr. 440); ferner odisse odio 14, 3; ridere cachinnis 31, 1; Cato Catullum 56, 3; Sagas sagittiferosve 11, 6; Rufa Rufulum 59, 1.

Wir finden bei Cat. häufig Pleonasmen, so 116, 1; 93, 1 (Ellis):

Friedr. 207; 258; 311; Bähr. 98; 574; diese sind meist der Volkssprache entlehnt.

In den Gedichten höheren Stils hat Cat. viele den Alexandrinern entlehnte Kunstmittel, so die Metonymie (Schmidt LXXIV); Digressionen 66, 43 ss.; 49 s.; 51 ss.; 71 ss.; namentlich im 64. Ged.: 153 ss.; 225 ss., und im 68. Ged. Kunstvollen Periodenbau derart, daß ein Ged. nur aus einem Satz besteht, hat Cat. 2 und 65 (Nord. A. 6, S. 369). Er liebt Sentenzen (22, 18 ss.; 51, 13 ss.) und pathetischen Ausruf (2, 16) sowie rhetorische Fragen (29, 15; 31, 7); acc. c. inf. im Ausruf (Heinze z. Hor. s. I 9, 73): 38, 6. Manches Gedicht schließt mit einem kunstreich ausgeführten Vergleich: 2, 11; 25; 65; öfters wiederholt der Schluß eines Gedichts bekräftigend den Anfang: 16; 36; 52; 57; vgl. 29, 10 = 2 und 23 = 11. Ein Oxymoron ist funera nec funera 64, 228. Cat. verwendet gern die figura *ἀπὸ κοινοῦ* 30, 3; 68, 68; 95, 2; vgl. 33, 3; 64, 336 (Bähr. 46).

Ein paar Bemerkungen über Prosodie und Metrik mögen diese Ausführungen beschließen. Das im älteren Latein lange ēs findet sich bei Cat. zuerst als Kürze ĕs (1, 5): Vollmer, Lesungen und Deutungen III (1919) S. 3; CFW. Müller, Plaut. Pros. 50; Neue Form. III 595; Skutsch, Forsch. I 60 A.; Solmsen Stud. z. lat. Lautgesch. 185. es und est werden oft an das vorhergehende Wort angeschlossen (Aphaeresis: Corss. II 98 f.; Ribb. 419; Leo, Plaut. Forsch. 5; Linds. 139; 142; Dess. 812; Lachm. Lucr. 29; 65; 159; 200; 272. Mar. Vict. 22, 14 K): 23, 27 satis beatus = beatus es; 49, 7 patronus = -us es; 55, 1 molestumst; 66, 27 adeptas (G adeptus, O adeptos); 38, 1 u. 2 malest aus male est si und v. 2 malest me aus male sime; 62, 8 sic certest aus certe si V, certes. i. T; 62, 64 tu est in T weist auf tuast; 63, 49 maestast zu erschließen aus magestas G, magestates O; 96, 5 doloreist aus dolor est V.

Der altertümliche Abfall eines auslautenden s vor anlautendem Konsonanten, und zwar vor s, findet sich nur noch einmal bei Cat., 116, 8 (Corss. II 107): dabi' supplicium.

Ravide ist zweisilbig 40, 1; ei einsilbig 82, 3; Thesei zweisilb. 64, 120; Pelei zweisilb. 64, 382.

prōfudit 64, 202; dīsertus (diss.) 12, 9; 49, 1; dĭsertum 53, 5; obsīdens 64, 345; fecerīmus 5, 10 (Linds. 586). Diastole tepēfaciet 64, 360; liquēfaciens 90, 6 (Ritschl op. 2, 618 s.; Friedr. 389); dagegen madĕfient 64, 368, tepĕfactat 68, 29 (M). Altertümlich ist īerat 66, 12.

Synizese: praeoptarit 64, 120; namentlich in griech. Eigennamen wie Thesei, Pelei (s. oben); Erecthei 64, 229; Peleo 64, 336. Camerium mit konson. i 55, 10; conubium 62, 57; Idomeneos 64, 178(?). Am Versanfang 64, 305 cum interea (Nord. A. 6, 447).

Tethyĭ 66, 70 griech. neben Thetidī 64, 21; 336; illĭus, unĭus u. ä. (bei Cat. stets außer illīus 67, 23; Ritschl op. 2, 678 ss.; Bähr. 487); manĕ 10, 27 (Corss. I 338); pātri (? 62, 64); vidĕn 61, 77; 62, 8 (Verg. A. 6, 779 Nord., nach Ennius: Serv. ad loc.; aus der Volkssprache in die Dichtersprache durch die νεώτεροι eingedrungen); avĕ (?) 101, 10.

Kurze Silben werden vielfach durch die Arsis lang[1]); dies findet sich auch noch bei den august. Dichtern oft (Rothst. Prop. II 8, 8; Friedl. Mart. 349 f.; Friedr. 263; 406; Kießl. s.[4] XXIV; c.[6] 13; Schütz Oden[3] 12; Lachm. Lucr. 75 ss.): 64, 334 nulla domús unquam; auch wenn das Wort auf einen kurzen Vokal ausgeht (L. Müller de re m.[2] 331; Friedl. Mart. Einl. 49). Positionslänge in der Arsis: 4, 9; per impotentiá freta 18; nullá spes 64, 186; 17, 24; 22, 12; 29, 4; 44, 18; 63, 53; 67, 32 (dazu Friedr. 434); vor griech. Wörtern (Bähr. z. 62, 4; Lachm. Lucr. 75 ss.): dicetúr Hymenaeus; despexít hymenaeos 64, 20 (h consonans). Dagegen Kürze in der Thesis 64, 357 undă Scamandri; 64, 298 cum coniuge gnatis; 63, 43 Pasitheă.

Wechsel der Quantität und der Betonung: Pharsăliam, Pharsālia 64, 37 (Lachm. ad Prop. II 3, 43; L. Müller de r. m. 47 s.; 336 ss.; Friedl. Mart. I 36, 1 tibī tibĭ; cantō cantŏ II 18, 1; Schulze, Beiträge I 19). Vgl. nĭgris 43, 2 u. nīgro 68, 63; homŏ ō. u. homō 17, 12; 81, 2 u. a.

Entsprechend dem Brauch der Volkssprache hat Cat. viele Elisionen (Bähr. 52 s.; L. Müller de r. m. 276 ss.; Schmidt 89; Haupt op. 1, 90 s.; Nord. A. 6, S. 447; 348). Dihäresen: dissolŭo 66, 38; solŭunt 61, 53; solŭit 2, 13; evolŭam 66, 74; pervolŭent 95, 5; Gaius 3 silbig; 10, 30 (Friedr. 386).

Versus hypermeter: natis | que advenit 64, 298; paludes | que 115, 5; 'diese Freiheit hat dem Kallimachus (ep. 41, 6) zuerst Ennius, dann Lucilius 547 nachgebildet, Virgil mit besonderer Vorliebe, aber fast nur, wie Hor. s. I 4, 96, bei que sich gestattet': Heinze, Hor. s. I 4, 96. Versus intercalares hat Cat. in mehreren Gedichten: 29; 45; 62; 64; vgl. 8; 42; 61. Bei ihm findet sich

[1]) Vollmer, Sitzgsber. d. Münch. Ak. d. W. 1917.

öfters die Zäsur nach dem 4. Trochäus (Schmidt LXXIV) und die bukolische Zäsur namentlich im 64. Ged. Ein Zeichen noch unvollkommener Technik sind die zäsurlosen Verse: 90, 4 si vera est Persarum impia relligio; 97, 2 culum olfacerem; 72, 6 odore ipse; 99, 2; 100, 3; 101, 4; 104, 9; 108, 1; 91, 10; dazu 73, 6 at | que unicum; 107, 5 at | que insperanti. Verwandt ist die Tmesis in der Hauptzäsur (Lachm., Lucr. 413; L. Müller de r. m.[2] 220 s.; 460 ss.; Ehw., Ov. m. 9, 623; 8, 22; Prop. II 17, 11). Ein Hexameter besteht nur aus Spondeen, 116, 3. Drei versus spond. stehen nach Art der cantores Euphorionis 64, 78 ss. hintereinander (Cic. ad Att. 7, 2; Friedr. 346; 372; 401)[1]). Homerischer Hiat nach Gell. VI 20, 6 kommt 27, 4 ebriā | ăcina vor (Friedr. 95); 66, 11 novo | auctus (denn au wurde o gesprochen); 68, 158 primo | omnia; 107, 1 cupido | optanti; hiatus in m littera (Lachm., Lucr. 99; 131) 63, 54 earum | omnia; 66, 48 Calybum | omne; in der Dihärese des Pentameters 76, 10 iam | amplius; 67, 44 linguam | esse; 97, 2 utrum | os; dazu 99, 8 abstersti | omnibus.

Auf ein iambisches Wort in der Thesis folgt unter Verkürzung des langen Vokals ein Wort mit dem Hochton auf der ersten Silbe (Corss. II 193): domŏ ípse 114, 6 (modo); manĕ ínquii 10, 27; dazu 55, 4 tĕ in; 97, 1 dĭ ament; 57, 7 lectulŏ erudituli; 37, 11 puella nam meĭ (?). Hiatus in der Thesis 11, 11 horribilesque | ultimos; im Ausruf bei em (Ribb., Lat. Part. 35) 55, 12 em hic; bei o 3, 16 male! o miselle p.; 61, 10 o Heliconiei; 38, 2 me hercule | et laboriose.

Auch in den lesbisch-äolischen Versmaßen gehört Cat. einer älteren Zeit an als Horaz. Wir finden bei ihm noch eine größere Freiheit der Zäsur und der Quantität der Silben wie bei den altgriechischen Vorbildern, dem Alkaios und der Sappho, als bei Horaz (Heinze, Die lyr. Verse des Hor.); so im Asklepiadeus S. 59 u. 34; im Choriambischen Trimeter S. 32 f.; in den Hendekasyllaben (Phalaeceus) S. 34 f.; im Glykoneus (c. 61), größeren Asklepiadeus (c. 30) und Pherekrateus S. 62 f.; im sapphischen Elfsilbler S. 66 ff.

So finden wir auch in Prosodie und Metrik bei Catull nach Art der älteren Dichter noch größere Freiheit als bei den formvollendeten Augusteern.

---

[1]) Der Hexameter geht nach altertümlicher Weise oft auf 1 oder 2 einsilbige Wörter aus: 62, 9; 13; 67, 9; 43; 68, 41; 83, 5; 89, 5; 107, 7; 111, 3; mit voraufgehendem zweisilbigem Wort 62, 15 suis est; 107, 5 refers te u. ö.

Überblicken wir die hier zusammengestellten Eigentümlichkeiten der Sprache Catulls, so ergibt sich bei aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit doch ein einheitliches Bild. Sie ist noch unsicher in den Formen und schwankend im Stil, sie ist noch nicht durch feste Regeln in Fesseln gelegt, es herrscht noch größere sprachliche und metrische Freiheit als einige Jahrzehnte später. Man sollte deshalb da, wo sich Spuren der älteren Sprachperiode, gleichsam Überreste einer im Schwinden begriffenen Zeit, finden, recht vorsichtig sein und sie nicht voreilig tilgen und verwischen, wie es vielfach geschehen ist. Der Vergleich der catullischen Sprache mit der der Inschriften und alten Handschriften lehrt, daß die alten Formen, die sich in den Catullhandschriften, und namentlich in T, hier und da erhalten haben, echt sind; dasselbe lehrt der Vergleich eigenartiger Wendungen im Stil des Catull mit der Sprache der Komödie und den Sermonen des Horaz: eines stützt das andere. Und gerade das Schwanken in der Orthographie und im Stil, das Nebeneinander von älteren und jüngeren Formen und Wendungen widerlegt am besten die Ansicht Brambachs, daß spätere Grammatiker nach ihren Theorien die Sprache Catulls umgestaltet haben: denn dann müßte sie einheitlich sein. Und was von der Orthographie hier gesagt ist, gilt von der Dichtung Catulls überhaupt

---

Bericht über die Literatur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1912—1917.

Von

J. K. Schönberger in Dillingen a. D.

An erster Stelle der großen, meist wertvollen Literatur, die diesmal zu besprechen ist, steht ein Papyrusfund; ist dessen Bedeutung für die Textgestaltung auch gering, so ist sie um so größer für die Textgeschichte. Letztere und besonders die Geschichte der Hss-Funde in der Zeit des Humanismus ist von Sabbadini, also von berufenster Seite, geschrieben worden. Die im Entstehen begriffene neue Teubneriana — die bisher erschienenen Reden sind von Klotz und Schöll herausgegeben — wird für lange Zeit die maßgebende Ausgabe sein. Daneben verdienen die Ausgaben von Sternkopf (Catil., Arch., Phil. 7—10) und die textkritischen Artikel Busches besondere Erwähnung. Nur spärlich sind die Arbeiten über Ciceronische Grammatik und Syntax, zahlreicher die zur Rhetorik und zum Stil; von letzteren sei hervorgehoben Gotzes' Dissertation über die drei genera dicendi. Zwei große Werke über den Rhythmus haben ihren Abschluß gefunden, Zanders Eurythmia und Zielinskis oratorische Rhythmik. Die gewaltige Arbeitskraft der beiden Gelehrten verdient die höchste Bewunderung. Freilich sind die Resultate, zu denen sie gelangten, im einzelnen sowenig übereinstimmend wie die Wege, auf denen sie zu ihnen kamen; die Kritik hat wichtige Punkte nicht unwidersprochen gelassen. Trotzdem sind beide Schriften, besonders Zielinskis feinsinniges Buch, mit den nötigen Einschränkungen benützt, wichtige Hilfsmittel zum Verständnis der antiken Kunstprosa. Gewiß ist auch in diesen zwei Werken das letzte Wort in der Rhythmusfrage noch nicht gesprochen, aber der Standpunkt, den ein Rezensent Zielinskis in LZ 1917, 21 vertrat, ist heutzutage unhaltbar. Auch auf dem Gebiet der Echtheitskritik und der Chronologie hat sich die Rhythmusforschung als willkommenes Hilfsmittel erwiesen. — Wertvolle Kommentare sind Landgraf (Rosc. Am.) und Sternkopf (s. o.) zu danken. Die politischen

und juristischen Grundlagen der Reden sind öfters behandelt worden; vor allem sei hier das jetzt in drei Bänden vorliegende Werk Em. Costas genannt (Cicerone giureconsulto). Die Literatur zur Invektive u. ä. wird fast ganz von Beiträgen Kurfeß' bestritten. Den Hauptanteil an den Schriften über das Leben und Nachleben Ciceros hat das Ausland, Franzosen (Laurand), Amerikaner und Engländer.

Ein großer Teil der erschienenen Literatur, selbst inländischer, war dem Ref. trotz angelegentlichster Bemühung nicht erreichbar; er stellt daher die dringende Bitte, ihm künftig durch die Reisländsche Verlagsbuchhandlung Abzüge oder Freiexemplare von Artikeln oder Werken über Cicero gütigst zusenden zu wollen.

I. Papyrusfund.

*Oxyr. Pap., Part X Nr. 1251: in Verr. II 2 (Teile von § 3 und § 12), p. Cael. 26—55.

Die Beschreibung der Reste, die aus demselben Papyrusbuche stammen wie Oxyr. P. IX Nr. 1097 (vgl. BuJ 1914, II, 282 f.) s. bei Klotz in BphW 34 (1914), 955 ff. Die Laa zur Caeliana hat Klotz in seiner Ausgabe verzeichnet. Die Wortstellung ist in *Π* meist schlechter als in den Hss, gut bloß § 28 bonam frugem. Von (9) Auslassungen sowie von Schreibfehlern abgesehen, begegnen in den 42 Sonder-Laa auch willkürliche Änderungen, z. B. § 28 eruant st. evertant, § 32 virtute st. prudentia. Läßt man die 32 Laa des *Π*, die im krit. App. bei Klotz als nicht ganz sichergestellt bezeichnet sind, beiseite, so stimmt *Π* überein: 42 × mit P, 18 × mit V, 3 (4) × mit T, 3 × mit GE, 2 × mit P^{c}, 2 × mit π, 1 × mit H; einmal, § 33, steht *Π* gegen Quintilian. Mit Recht sagt also Klotz a. O. Sp. 956: Bietet die Hs für den Text weniger, als man erwartet und gehofft hätte, so ist ihre Bedeutung für die Textgeschichte nicht zu unterschätzen. Bot schon unsere Überlieferung bei einzelnen Stellen deutliche Kennzeichen dafür, daß die Spaltung ziemlich früh eingetreten war, so lernen wir hier an einem umfangreichen Textstück eine frühe Vermischung der uns vorliegenden rivi der Überlieferung kennen. Siehe auch hier unten S. 79 f.

II. Textgeschichte.

2. R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV et XV. Nuove ricerche col riassunto filologico dei duo volumi. Florenz 1914.

3. *R. Sabbadini, Storia et critica di testi latini. Catania 1914.
4. *Alfr. Holder, Die Reichenauer Hss beschrieben und erläutert. III 1. Leipzig 1916.
5. Alfons Hoeltermann, De Flavio Capro grammatico. Diss. Bonn 1913.
6. Wilh. Schaefer, Quaest. rhetoricae. Diss. Bonn 1913.

Sabbadinis (2) neues Werk über die Renaissance handelt vorzugsweise von den Hss-Entdeckern des 14. Jahrh. in England, Deutschland, Frankreich und Italien. Im Vordergrunde stehen, wie im ersten Band, die Personen; ein wertvolles, alphabetisch geordnetes Verzeichnis (Riassunto filologico: Autori latini, Autori greci tradotti) faßt die Resultate beider Bände zusammen. Über den Wert des Werkes braucht kein Wort gesagt zu werden, vgl. die Anzeige Stangls in BphW 35 (1915) 624f. Hier seien nur die wichtigsten der auf Cic.s Reden sich beziehenden Ergebnisse herausgehoben. Deutschland: Amplonius Ratinck (A. de Bercka, 1365—1435) kannte folgende Reden: Caesarianae (ganz), Cael., Balb., Mil., Catil., Philipp. (in Auszügen). Nicolaus Cusanus besaß nach einem Briefe Poggios mindestens de lege agr. und in Pis., nach einem Briefe des Ambrogio Traversari gar „cuncta Cic.s opera praeter epistulas“. Einige Stellen aus p. Font. und in Pis. sind nur in einer Hs erhalten, die einst ihm gehörte. Frankreich: Jeroud d'Abbeville (um 1271) besaß die Verrinen, Raimondo Soprano „aliquot orationes“. Jean de Montreuil (Joannes de Monsterolio) besaß um 1395 schon die Ligariana; ferner hatte er Quinct., Rosc. A., Verr. (das ganze corpus), Cluent., Catil., Arch., Flacc., Sest., dom., Cael., Mil., Philipp. Sabbadini glaubt, daß er und sein Freund Clémangis die Hss von Clugny aufspürten, und daß es Montreuil war, der dem Poggio in der 1. Hälfte des J. 1415 den cod. Cluniac. 496 nach Konstanz brachte, nachdem er selbst oder einer seiner Freunde eine Abschrift gemacht hatte (cod. Paris. 14749). Nicola Clémangis kannte um 1396 mehrere Reden, z. B. Mil., Arch., Catil., Phil., die er z. T. mit Montreuil in Clugny gefunden; außerdem kannte er Ligar. u. prov. cons. Italien: Der Florilegist, der den cod. Veron. CLXVIII (155) zusammenstellte, hat Exzerpte aus Marc., Deiot., har. resp., Balb., Sest. und den Philippicae, s. a. O. S. 96 mit An. 64—68. Pietro di Dante zitiert eine Stelle aus den Philipp. Der cod. 552 di Troyes, saec. XIV, den Petrarca besaß, enthält Catil., Caesarianae und die zwei Reden p. reditum, außerdem die Invektiven des Ps.-Sall. und Ps.-Cic.; das Inhaltsverzeichnis dieser Hss stimmt nicht mit dem Bestand

überein, s. a. O. S. 117; die Rede für Archias, die Petr. 1333 in Lüttich entdeckte, fehlt in dieser Sammel-Hss; daher darf man Petr. nicht als deren Urheber ansprechen. Petrarca hat auch nicht den cod. Vatic. lat. 2193 s. XIV zusammengestellt, in dem er p. Marc. und p. Ligar. eigenhändig eingetragen hat, s. a. O. S. 126. Antonius Luscus besaß die Verr. und Phil.; seine Inquisitio artis (um 1395) ist ein rhetorischer Kommentar zu Pomp., Mil., Planc., Sull., Arch., Caesar., Clu., Quinct. und Flacc. Die beiden letzten Reden wurden gegen Ende des 14. Jahrh. in Frankreich und Italien gleichzeitig bekannt: die italienische Hss-Gruppe ist von der franz. unabhängig (s. a. O. S. 124 mit An. 10 u. 11), ihre Entdeckung den Florentinern, speziell dem Lapo da Castiglionchio zu danken. Marcus de Raphanellis schrieb in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. für einen Sammler ciceronischer Schriften zwei mächtige Bände, cod. Ambros. E 14 inf., E 15 inf., darin 13 Bücher der Philipp. Benzo d'Alessandria zitiert eine Stelle aus Phil. XIV (a. O. S. 139), die er aber, wie Dante (s. o.), bei Vincenc. Bellov. entlehnt haben kann. Lapo di Castiglionchio schenkte 1350 dem Petrarca die Reden Pomp., Mil., Planc., Sull. und Philipp., wogegen er p. Arch. erhielt. Lapo hat auch eine Cic.-Anthologie zusammengestellt, den cod. Vat. Palat. 1820 vom J. 1394, in dem die Caesar., Catil., Pomp., Mil., Planc., Sull., Arch., Sall. in Cic., Cic. in Sall. enthalten sind. Der Text der vier Reden, die Lapo dem Petrarca gegeben hatte, stimmt genau mit dem Text des Paris. 14749 überein; dieser hat auch einige Randnotizen mit dem Palat. gemeinsam. Die Marginalien, deren Verfasser Lapo ist, sind nämlich z. T. aus dem Palat. oder dessen Vorlage in den Parisinus übergegangen. Den Text jener vier Reden aber hatte Lapo aus einer franz. Hs., die jedoch nicht der Paris. war; dieser ist wahrscheinlich später als der Palat., sicher später als dessen Vorlage geschrieben worden. Die Randnotizen des Palat. deuten auch auf die Kenntnis anderer Reden hin, nämlich der Philipp., Balb., Flacc.; die beiden letzten kannte Petrarca nicht. Der Minorit Tedaldo della Casa (um 1400) besaß einst den cod. Paris. 6342, der u. a. die Catil., Caesar., die zwei Reden p. redit., die Philipp. und die Invektiven zwischen Cic. und Sall. enthält. Giovanni Dominici (1356—1419) kannte neben Lig. und Arch. auch p. Cael., weicht aber in einem Passus aus letzterer weit von Σ ab (a. O. S. 179). Domenico di Bandino (1335—1418) kannte 22 Reden, von denen er die Verrinen ausdrücklich nennt, sagte aber: „est tamen qui michi dixit vidisse habuisse et legisse 44". Der Anhang enthält noch einen kurzen

Überblick über die Reisen Poggios während des Konzils von Konstanz.

Über Sabbadini (3) vgl. Stangl in BphW. 1915, 1018.

Die Reichenauer Hss (4) scheinen für die Reden C.s nichts zu bieten; Preisendanz bemerkt in seiner Inhaltsangabe WklPh 1917, 525 bloß: „153 Auszüge und Phrasen aus C. 159 'notata' zu zwei Reden (p. Quinct., Cluent.)."

Hoeltermann (5) stellt a. O. S. 81f. elf Lemmata aus Cic.s Reden (p. Cornel. I, Rosc. A., Verr., Cael., Philipp.) im CGL und bei Nonius zusammen, von denen teils durch Namensangabe feststeht, teils mit Sicherheit anzunehmen ist, daß sie auf die Schriften des Flavius Caper zurückgehen. Rez. v. Weßner in BphW 34 (1914), 302.

Schaefer (6) zeigt a. O. S. 19, daß die von Severian. p. 363, 20 H allein bewahrte Stelle aus p. Quinct. (Müller II 1, 28) nicht etwa einem besser erhaltenen Exemplar der Rede entnommen ist, sondern aus zweiter Hand stammt.

III. Textkritik. Ausgaben.

7. *A. C. Clark, Latin Paleographie and Textual Criticism, in: The Years Work in Classical Studies 9 (1917) 97 und 101.

8. A. C. Clark, Recent developments in textual criticism. Oxford 1914.

9. Willy Rönsch, Cur et quomodo librarii verborum collocationem in Ciceronis orationibus commutaverint. Diss. Leipzig 1914.

10. M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Orationum fasciculi 21—28. Recogn. A. Klotz et F. Schoell. Leipzig 1915—18.

11. Dasselbe. Fasc. 29. Oration. deperditar. fragm. Rec. F. Schoell, Leipzig 1917.

12. Dasselbe. Fasc. 29a. Voluminis VIII praefatio, index. Confec. A. Klotz et Fr. Schoell. Leipzig 1918.

13. A. Klotz, Zur Krit. einiger Ciceron. Reden II (sen. pop. dom.), in: Rhein. Mus. 68 (1913) 477.

14. A. Klotz, Sprachl. Bemerkungen zu einigen Stellen in Cic.s Reden (sen., dom.), in: Glotta 6 (1915) 212.

15. C. Brakman, Observatiunculae ad Cic.is or. de domo sua, in: Miscella tertia, Lugd. Bat. 1917, p. 31.

16. A. Klotz, Zur Kritik einiger Ciceron. Reden IV (Rab. P.), in: Rh. M. 70 (1915) 611.
17. Curt. Becher, De codic. in C.is orat. Miloniana recte aestimandis. Diss. Jena 1913.
18. A. Klotz, Zur Krit. einig. Ciceron. Reden III (p. Mil.), in: Rh. M. 70 (1915) 368. — Zu Cic. pro Milone 2, in: Rh. M. 69 (1914) 576 und 746.
19. Fr. Schöll, Über die Haupthandschrift von C.s Philippiken nebst Bemerkungen zu Stellen dieser Reden. S. der Heidelberger A. d. W. 1918 (auch separat erschienen).
20. A. Klotz, Cic. Phil. II 64, in: Rhein. M. 69 (1914) 416.
21. W. Sternkopf, Die 7., 8., 9. und 10. Philippische Rede. Berlin 1913.
22. K. Busche, Zu C.s Philippischen Reden, in: Hermes 49 (1914) 602.
23. W. Sternkopf, Zur 11. Philipp. Rede C.s, in: WklPh 33 (1916) 879 und 928. — Zur 12. Philipp. Rede C.s, ebenda 34 (1917) 353 und 400.

---

24. *J. J. Hartman, Ad C.is oration. p. Quinct., in: Mnemos. 45 (1917) 205 ff.
25. Kurt Hubert, Der Bau der Ciceron. Rede p. M. Tull., in: Hermes 48 (1913) 631.
26. W. Sternkopf, C.s Reden gegen L. Serg. Catil. und für den Dichter Archias. Berlin 1916.
27. *J. S. Phillimore, Some repunctuations, in Class. Review XXII 21.
28. *L. Brtnicky, Ciceroniana, in: Mnemos. 42 (1914) 8.
29. C. Brakman, Ciceroniana, in: Mnemos. 42 (1914) S. 385.
30. *Pöhlig, Kritisches u. Exegetisches zu lat. Schriftstellern, in: Sokrates III (1915) 69.
31. J. K. Schönberger, Zu Cic., incert. oration. frgm., in: WklPh 36 (1919) 288; Zu C.s Reden, in WklPh 1913, 333 und 1381, ebenda 1914, 474 und 645.
32. Zu einzelnen Stellen.
33. *Umberto Galli, Intuizioni critiche di Cic., in: Atene e Roma 17, p. 83.

Die Vorlesung Clarks (7) beschäftigt sich mit den äußeren und inneren Gründen der Fortschritte auf dem Gebiet der Textkritik. Zu jenen gehört die erleichterte Benützung der Bibliotheken

und die Photographie im Dienste der Wissenschaft. Die moderne Methode ist weniger subjektiv als die frühere und arbeitet mehr mit mechanischen Hilfsmitteln. Der Paläographie hat Traube und seine Schule neue Wege gewiesen durch die Forderung, die nationalen Schriftarten, ihre lokalen Variationen und die in ihnen gebräuchlichen Kompendien systematisch zu studieren. Für die irische und die beneventanische Schrift, die besonders wichtig sind, haben Lindsay und Loew Hervorragendes geleistet. Der Geschichte der Hss leistet das Studium der mittelalterlichen Bibliothekskataloge unschätzbare Dienste; hier sind die Werke von Manitius, Voigt und Sabbadini zu nennen. Als Beispiel führt Cl. unter anderem den im Katalog von Cluny angegebenen cod. 492 an, der zweifellos der jetzt verschollene Tornaesianus zu den Briefen an Att. war; Lambin durfte ihn also mit Recht „antiquissimus" nennen. Dies ist wichtig, da Kritiker, die seine Laa verdächtigten, ihn für eine stark interpolierte Hs des 15. Jahrh. erklärten. Außerdem erwähnt Clark auch den Hinweis Beers (Akadem. Wissensch., Wien 1911, 78) auf die Zusammenhänge zwischen den vor der Zeit des hl. Columban geschriebenen Palimpsesten und dem Bestand der Bibliothek Cassiodors. — Die neuere Forschung ist der Annahme umfangreicher Interpolationen nicht günstig. Außer der Zeit des Humanismus könnte für solche nur die karolingische Renaissance verantwortlich gemacht werden. Aber die Interpolationen des 8. und 9. Jahrh. bewegen sich nur auf der Oberfläche der Texte, die Fehler der Abschreiber sind meist aus mechanischen Ursachen zu erklären; der 'corrector' beschränkte sich auf Verbesserungen der Orthographie und den Nachtrag der vom librarius ausgelassenen Stellen. Eines muß der karolingischen Zeit allerdings zur Last gelegt werden: die damaligen librarii haben die Doppel-Laa, die in den ältesten Hss oft zu einer einzigen verbunden waren, beseitigt. Die Papyri zeigen vor allem, daß auch die Laa der deteriores in ein hohes Altertum hinaufreichen. In den ältesten Papyri finden wir ebenso Doppel-Laa wie in den Palimpsesten; im allgemeinen bestätigen sie die Überlieferung, in vielen Fällen rechtfertigen sie Emendationen kleineren Umfangs, die von Gelehrten gemacht worden. Aber auch sie begünstigen die Annahme größerer Interpolationen nicht. Für die Caeliana ist der neueste Fund wichtig. Denn jetzt werden jene Stellen, die in P fehlen und nur in Hss des 15. Jahrh. stehen, vom Verdacht der Interpolation befreit (a. O. S. 13 f.); es gibt kein schlagenderes Beispiel für die Gefahren, die das Festhalten an den „besten" Hss in sich birgt, wo diese den kürzeren

Text bieten. Das Gespenst des sciolus und der mala manus verschwindet vor dem Lichte der fortschreitenden Wissenschaft. Den Bankrott der subjektiven Kritik vollendete die Klauseltheorie. Die Echtheit der orationes p. redit. und von Catil. II—IV ist nun ebenso sicher erwiesen wie die Unechtheit der Invektive gegen Sallust und der consolatio. Der Herausgeber muß die Persönlichkeitsmarke seines Autors kennen; Konjekturen wie zu Rosc. A. 107 indices q u i s (so Halm) indicarit und Cat. III 22 praesertim qui . . . superare p o t u e r i n t (so Madvig) werden durch die Klausel abgewiesen. Dagegen wird eine große Zahl von Stellen, die man als bloße Wiederholungen in Klammern gesetzt hatte, gerechtfertigt; sie tragen wohl zum Sinne wenig bei, aber sie haben einen metrischen Wert, es sind gewissermaßen prosaische Gegenstrophen. — Noch entschiedener verwirft Cl. die Annahme größerer Interpolationen, wo er auf seine eigenen Studien zu sprechen kommt. Was Cl. hier Neues bringt, könnte man die arithmetische Echtheitsprobe auf Grund der Buchstabenzählung nennen. Seine Studien beziehen sich besonders auf Cic.s Werke und sollen demnächst im Druck erscheinen; einstweilen verweist er auf seine Schrift The primitive text of the Gospels and Acts, Oxford 1914. — Läßt eine Hs einen Passus aus, der in einer anderen eine oder mehrere Zeilen umfaßt, so haben wir an diesem Umstand ein Mittel, die Abstammung der Hs zu bestimmen; Beispiele a. O. S. 18—20. Fehlt aber das Original, so können wir bisweilen die Auslassung einer Zeile vermuten, wenn ein Wort verstümmelt oder unvollständig ist. Oft macht aber das Fehlende einen ganzen Satz aus: in solchen Fällen ist es ungerechtfertigt, nach der Regel „brevior lectio potior" mit den besten Hss durch dick und dünn zu gehen und ihre Lücken gegen das Zeugnis der deteriores zu verteidigen. Auslassungen entstehen durch Nachlässigkeit, Eile oder Verständnislosigkeit des Abschreibers; besonders im letzteren Fall, wenn der librarius ohne Ahnung vom Inhalt seine Vorlage nachmalt, werden Lücken in der Abschrift entstehen, so z. B. im Vaticanus zu den Philippicae. Und doch sind solche Abschriften die besten. Cl. findet es mit Recht unverständlich, wie manche Kritiker sich gegen das Zugeständnis sträuben, daß in den von ihnen bevorzugten Hss Lücken sind; durch solche wird ja die bona fides derselben nicht beeinträchtigt. Gerade der genannte V veranlaßte Cl. zu eindringenden Untersuchungen. Er beobachtete, daß Stellen, die in dieser Hs fehlen, aber in der D-Klasse erhalten sind, die gleiche Anzahl Buchstaben umfassen. Das brachte ihn auf die Vermutung,

daß diese Anzahl eine Linie des Archetypus ausmachte. Er fand nun, daß größere Stellen ein Vielfaches dieser Anzahl enthalten. Die Einheit ist 28, das Vielfache 56, 84 usw. Die gleiche Einheit fand sich bei Änderungen in der Reihenfolge der Sätze und bei Verderbnissen, die durch Doppellesungen entstanden sind. Und ebenso erklärten sich Lücken usw. in D. Das alles führte auf die Spur des Archetypus, der, wie alle Papyri, Palimpseste und älteste Hss, auf jeder Seite fast die gleiche Buchstabenzahl aufwies: V hat in den letzten Philippicae beträchtliche Umstellungen, die sich durch Blattversetzung im Archetypus erklären (due to loose folios in the archetype); zwei Stücke sind vertauscht, von denen das eine 5828, das zweite 5826 Buchstaben enthielt. — Der Rest der Abhandlung beschäftigt sich im gleichen Sinne mit den Hss zum N. T. [Vgl. zu Phil. I 30 urbe . . . liberata Schöll (Nr. 12) S. XVIII An. 1.]

Rönsch (9) hat etwa 2000 Stellen untersucht, wo die Abschreiber eine gewähltere Wortstellung in eine ihnen geläufigere abänderten; er bespricht die Stellung des Verbums, des Infinitivs, des Genetivs, der zweigliedrigen Ausdrücke, der Adverbia und der Adjektiva. Vgl. die Rez. v. Nohl in WklPh 32 (1915) 849, der mit Recht sagt, daß die Arbeit es verdiene, bei der Textkritik der Reden herangezogen zu werden, obwohl im einzelnen vieles anfechtbar ist. Ein Verzeichnis der ausführlicher behandelten Stellen erleichtert die Benutzung. S. a. die Rez. von Stangl in BphW 35 (1915) 1210 und besonders Luterbacher im JPhV 43 (1917) 120 ff.

Gewiß ist die Abhandlung um so willkommener, als wir auf diesem Gebiete keine neueren zusammenfassenden Arbeiten besitzen. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß R. sich auf keine Literatur stützt, außer höchstens Ammann, Die Stellungstypen des lat. attrib. Adjektivums und ihre Bedeutung für die Psychologie der Wortstellung auf Grund von Cic. Briefen an Att. untersucht, JF 29 (1911). — Dietr. Rohde, adiectivum quo ordine apud Caes. et in Ciceronis orr. coniunct. sit cum substant., Hamb. 1884, wäre wenigstens zu erwähnen gewesen, obgleich Rohde lediglich auf Merguets Lexikon fußt. Über die Stellung des Verbums vgl. die auf reicher Literatur beruhende Arbeit von Nik. Schneider, de verbi in l. Latina collocatione (bei Caesar), Diss. Münster 1912; s. a. Schmalz in BphW 1914, 378 Anm. Über die Stellung der Formen von esse vgl. J. Marouzeau in Philologie et Linguistique, Paris 1909 (La phrase à verbe 'être' en latin) u. Rev. de Philol. 1911, 205 (Sur l'ordre des mots, La version latine et l'ordre des mots); ferner sei genannt, wenn auch streng genommen nicht hierher gehörig, Mar.s Schrift La place du pronom personnel sujet en latin, Paris 1907. Clark (Nr. 8) sagt a. O. S. 17f.: In Latin we require a treatise upon Cicero's use of synonyms, the collocation of words in the sentence,

and the use of grammatical irregularities for rhythmical effect. Über letztere vgl. Kroll (Nr. 41).

Bei Teubner erscheint eine „kritische Handausgabe" C.s. Der 4.—8. Band enthält die Reden, deren Bearbeitung Klotz, † Schöll und Reis übernommen haben. Die bisher erschienenen Teile sind von Kl. und Sch. herausgegeben. Schon äußerlich unterscheidet sich die neue Teubneriana vorteilhaft von der älteren dadurch, daß jetzt der krit. App. in schönem, klarem Druck unter dem Text steht. Wichtiger noch sind die inneren Vorzüge. Müllers Ausgabe mußte zu einem großen Teil — die sprachlichen Bemerkungen werden ihren Wert behaupten — veralten durch die Auffindung neuer Textquellen und die Fortschritte der Textkritik, in deren Ausnützung die neue Ausgabe unerreicht dasteht. Mit Stolz dürfen wir hinzufügen, daß auch die Oxoniensis übertroffen ist. Kl. und Sch. haben in bedeutenden Abhandlungen die Arbeiten Clarks und Petersons teils vertieft, teils berichtigt; wichtige Hss sind neu verglichen worden, z. B. Vt zu den Philippicae. Jeder Rede gehen die testimonia aus den antiken Autoren, besonders aus C.s eigenen Schriften, voraus. Die Zitate der Grammatiker usw. sind meist vollständig gegeben; mindestens ist der Grund bezeichnet, aus dem eine Stelle von ihnen zitiert wird. Dankbar begrüßt man die kurzen Erklärungen und die Hinweise auf Parallelen oder textkritische Literatur, mit denen die Textgestaltung öfters begründet wird; das ist zugleich ein gutes Mittel gegen allzu hastige Änderungsgelüste. „Der knappe Apparat unter dem Text enthält alles für die Orientierung über die Überlieferung . . . Wesentliche." Schöll sagt in der Vorrede zu den Philippicae: Idem valet de rebus orthographicis, quae certo consilio in his recognitionibus paucis exceptis procul habentur a scripturae discrepantiis. Hier waren also den Herausgebern die Hände gebunden; gleichwohl übertrifft der krit. App. den der Oxoniensis an Reichhaltigkeit wie an Genauigkeit. Auf Einzelheiten kann Ref. hier nicht eingehen, weshalb auf die ausführlichen Rezensionen von Busche in BphW 37 (1917) 1353 und 1385 und in WklPh 33 (1916) 463 verwiesen werden muß. Vgl. a. Kroll in Glotta 1918, 266f. Vielleicht empfiehlt sich für eine Neuauflage der Abdruck der entsprechend verbesserten Argumenta Müllers. Zu p. red. in sen. 25 vgl. jetzt auch Bacherler in WklPh 32 (1915) 1049. — Phil. II 33 muß es heißen quae vero t a m immemor post., ib. 44 t e inspiciamus; zu ib. 110 addendo diem (so die Hss) vgl. Klotz in Glotta 6 (1915), 215 zu de dom. 1.

Nur eine Stelle in der Caeliana sei ausführlicher besprochen. Kl. ist im allgemeinen nicht geneigt, in der Wortstellung dem Cluniacensis zu folgen; an drei Stellen aber, wo er es tut, ist dies bedenklich; vgl. zu § 1 libid. muliebrem und § 9 tog. virilem des Ref. Tulliana, Diss. Würzb. 1911, 69f. Nun schreibt Kl. mit V auch § 76 me invito mehercule, während PGE lesen me mehercule invito. Die pronominale Parataxe ist von Parzinger, Diss. Erlang. 1910, 48f. eingehend behandelt worden; vgl. dazu noch Flacc. 14 hunc hoc u. Pomp. 42 huic hoc (nur Palat. 1525 stellt anders). Gewiß ist die Stellung in V nicht ohne Parallele, vgl. Catil. 1, 17 servi mehercule mei; aber der Archetypus des V hat nun einmal auch die Wortstellung willkürlich geändert, und der Beispiele, die für PGE sprechen, sind so viele, daß man annehmen muß, in V sei die Stellung abgeändert worden, um eine vermeintliche Kakophonie zu verbessern. Vgl. aber Attic. 3, 5, 1 mei mea (Ernesti wollte mei tilgen), Catil. 1, 17 me meis, senat. 23 bene de me meritis, Planc. 78 bene de me meritorum, Sest. 146 propter me me ipsum, Pomp. 1 mea me voluntas (me mea v. Palat. 1525), Rab. Post. 47 meis me abs. Ferner hat Busche im Hermes 1911, 58 zu Sull. 35 me meus dolor (so richtig Palat. 1525) zitiert: Sull. 25 me meum, ib. 87 a me meae, prov. c. 23 me meus, Planc. 102 me mei (mei om. T), Marc. 2 mihi meae (et mihi et meae die Hss).

In der Ausgabe der Fragmente (**11**) begrüßt man vor allem dankbar die Sammlung der testimonia und die Hinweise auf erklärende und kritische Literatur. Der Text hat gewonnen durch die neuen Ausgaben der Fundstellen, besonders Quintilians, des Asconius und der Ciceroscholien; Schoell selbst hat an mehreren Stellen ansprechende Konjekturen vorgebracht, z. B. S. 406 zu Z. 16, S. 468 zu Z. 10, S. 470 Z. 15. Über die Vermehrung der Fragm. und sonstige Änderungen s. Busche in BphW 37 (1917) 1393f. Der dortigen Übersicht sei hinzugefügt: von den früheren frg. incerta ist eines der Invektive gegen P. Servilius zugewiesen, s. S. 467; mit Recht hat die laudatio funebris für den Sohn des Serranus Domesticus eine eigene Rubrik erhalten; das edictum L. Racili (bei Müller IV 3 p. 341) ist ebenfalls mit Recht unter die Reden gestellt worden. Den Schluß bilden die laudationes Cic.s und die Nachricht der schol. Bob. über eine dem Cic. untergeschobene Rede, in der Sch. wohl richtig das Machwerk eines Rhetors vermutet.

Die Rückverwandlung einer Briefstelle in die direkte Rede, S. 450 Nr. 33, bringt drei clausulae heroicae mit sich: deficiatis, pertimescendum videatur und bis Catilina. Das scheint doch zuviel zu sein, wenn auch sonst in der Tilgung dieser Klausel Vorsicht anzuwenden ist. S. 435 Z. 10 liest man vielleicht besser: sic enim < agam tecum > statt s. e. < agam >. S. 468 in der letzten Z. des krit. App. lies p. 390 st. p. 530. Weitere Druckfehler verbesserte Sch. selbst im Schlußfaszikel des VIII. Bandes S. 494.

Wichtige Ergänzungen zur Textkritik und zur Erklärung der Frg. enthält die Vorrede Schoells (**12**), woselbst er auch sein Verfahren in der Anordnung der Frg. begründet; besonders beachtenswert sind a. O. S. XXXVIII die gegen Hauler gerichteten Erklärungen zum frg. der Rede p. Gallio. Nachträge s. a. O. S. XLIII. Die Vorrede enthält auch den index or. deperditar., den index fontium ad frgm. sowie eine Reduktionstabelle auf die Nummern der Müllerschen Ausgabe.

Ref. (**31**) hat frg. 28 Sch (31 M) der or. incert. mit p. Clu. 6 identifiziert.

Die Vorrede von Klotz (**12**) bringt zunächst das Wichtigste über die Hss zur Miloniana, dann eine kurze Zusammenfassung des Aufsatzes im RhM (s. Nr. 18), endlich ein Stemma der Hss. Einzelne wichtige Stellen sind kurz besprochen. Die Einleitung zu den Caesarianae besteht größtenteils aus dem Nachweis, daß auch die γ-Klasse nicht zu entbehren ist, die im 4. Jahrh. von $\alpha\beta$ abzweigte, und daß nicht selten Laa aus einer der drei Familien in die andere übergingen: „ne hic quidem auctoritatem codicum, sed rationem ducem sequimur." Druckfehlerberichtigung zur Milon. und den Caesar. s. a. O. S. X An. 1 und XVI An. 1. In der Vorrede Schölls liest man zuerst einige Nachträge zu den testimonia, eine Zusammenstellung der Grammatiker und Rhetoren, die Stellen aus den Philippicae zitieren, und eine Statistik der Zitate. Es folgt eine genaue Beschreibung und sorgsam abwägende Wertung von V und D. Beide stammen aus dem gleichen Archetypus; im allgemeinen ist V vorzuziehen, besonders in Sachen der Wortstellung: „ideo non dubitavi in eis partibus ubi deest V saepius certis de causis traiectiones proponere". Gleichwohl hat D auch in diesem Punkt seine Vorzüge, vor allem aber haben diese Hss viele Stellen erhalten, die in V ausgelassen sind. Die von Clark beiseite gelassenen Hss ag hat Sch. in den Apparat aufgenommen, „quod hic illic aliquid valent ad D librum refingendum," vgl. a. a. O. S. XXXI. Besonderen Dank verdient das Verzeichnis der Stellen, an denen die einzelnen Hss mit den Lemmata übereinstimmen, S. XXIX f., ebenso das Literaturverzeichnis S. XXXIV. Druckfehlerberichtung zu den Philippicae s. a. O. S. 494. Den Schluß des Faszikels bildet ein index nominum et rerum memorabilium zu Mil., Caesar., Philipp. und den Fragmenten. Über Sch.s Vorrede zu letzteren s. Nr. 11.

Grundlegend für die Bewertung der Hss zu den vier orationes post reditum ist ein größerer Aufsatz von Klotz (**13**), in dem

zugleich eine kurze Geschichte der recensio dieser Reden in neuerer Zeit enthalten ist. Halm[1]) erkannte, daß Parisin. 7794 maßgebend ist, aber er verkannte die Bedeutung der gleichzeitigen Korrekturen in P und in anderen Hss, z. B. in ε (= Erlangens. 38, nunc 847, s. XV); ihre Laa wurden zwar oft in den Text aufgenommen, aber als Konjekturen betrachtet. Müller teilte Halms Meinung über ε, aber schon nicht mehr über G (= Bruxell. 5345, s. XII); ähnlich stellte sich Madvig (adv. cr. II 213) zu ε F. Wilh. Stock hat dann 1888 nachgewiesen, daß eine große Anzahl der Laa des ε, teilweise auch des V (Palatin. nonus Gruteri, nunc Vatic. 1525) und der in einem Heidelberger Exemplar der Ausgabe Lambins beigeschriebenen Laa des cod. Pithoeanus (F) mit den Notizen des Korrektors des E(rfurtensis) übereinstimmen. Diese Notizen haben den Wert einer selbständigen Überlieferung; leider erstrecken sie sich nur auf die Rede p. red. in senatu. Die Sonder-Laa in E^2εFV sind also sehr beachtenswert geworden, wenn man auch nicht erwarten darf, daß in den Humanisten-Hss εV diese Überlieferung rein erhalten ist. Wie haben wir uns nun diesem Zweige gegenüber zu verhalten? Wo E^2 fehlt, ist mit doppelter Vorsicht zu verfahren. Da aber E^2 kaum eine peinlich genaue Kollation vorstellt, werden wir auch diese Stellen berücksichtigen müssen. Besonders ist die Frage zu stellen, ob die Überlieferung, die sich für E^2 auf die eine Rede beschränkt, in εFV weiterläuft. Zwischen PGE^1 und E^2FV muß der innere Wert entscheiden. Klotz zählt zunächst 30 Stellen auf, wo die Familie des Parisinus den Vorzug verdient. Es folgen 24 Fälle, wo die neueren Herausgeber sämtlich E^2εF bevorzugt haben, obwohl sie ihnen keinen Überlieferungswert beimaßen; an vielen dieser Stellen konnte das Richtige durch Konjektur gewonnen werden; für manche Fälle ist aber diese Annahme ganz unwahrscheinlich, und überhaupt wäre eine solche Fülle von Emendationen im 12. oder 13. Jahrh. höchst auffällig. Dann bespricht Kl. jene Stellen, wo die Herausgeber teils PGE^1, teils E^2εFV folgten; in elf Fällen folgt Kl. mit Recht der letzteren Gruppe: a. O. S. 485—90. An anderen (3) Stellen ist die Wahl zwischen den beiderseitigen Laa schwer: a. O. S. 491 f. Dagegen gibt Kl. wohl mit Recht E^2ε(F) den Vorzug in § 17 depulissem und custodem feceras. Zu § 34 (esse) amplius (εV)E^2 und § 36 imminuam E^2εF hält Kl. eine

[1]) Auf seinem Standpunkt steht noch fast ganz Peterson, der die Kritik der genannten Reden nicht weitergebracht hat.

sichere Entscheidung für unmöglich; in seinen Text hat er diese Laa nicht aufgenommen. Ein Beweis, daß in E² nicht bloße Humanistenkonjekturen vorliegen, sind die Laa in § 9 post Rom. conditam, § 13 fictamque und iuris; vgl. auch a. O. S. 502 An. 3. Nachdem nun in E²εFV Reste einer alten, von PGE¹ unabhängigen Überlieferung erkannt sind, dürfen wir auch dort, wo E² fehlt, die guten Laa der Gruppe εFV als wirkliche Überlieferung, nicht bloß als gute Konjekturen, ansprechen, um so mehr als die anderen jungen Hss an ihnen meist keinen Anteil haben. Klotz bespricht a. O. S. 497—502 eine große Zahl von Stellen, wo ε(F) die richtige La bieten oder mindestens beachtenswert sind. Diese Laa in εF(V) stammen nicht durch direkte Deszendenz aus einer alten Hss, sondern waren in ihrer Vorlage, ähnlich wie E² in E, eingetragen. Wir haben also nur bei einer Abweichung von E²εFV und PGE¹ die Gewähr für den Ursprung aus jener zweiten Quelle, nicht wenn εFV mit PGE übereinstimmen. Es wäre ein bedenkliches argum. ex silentio, wenn wir bei der Übereinstimmung von PGE und εFV die gemeinsame La auch für die alte Hss voraussetzten, aus der die guten Laa von εFV stammen, und somit den übereinstimmenden Text bis ins Altertum hinaufdatieren wollten. — Wie weit reicht diese Nebenüberlieferung? Schon in der Rede c. pop. gr. eg. bieten die Sonder-Laa von εF meistens Verschlechterungen; nur § 11 haben sie das Pränomen P., das in GP fehlt; auch das kann Konjektur sein. Die Nebentradition reicht also in εV — wie in E — nicht über die Rede p. red. in senatu hinaus; vgl. a. O. S. 505 mit An. 2 und S. 480. Wo E vorhanden ist, lassen sich die individuellen Fehler in G in der Regel erkennen. Einen Ersatz für E kann Harleianus 4927 (H), eine kontaminierte und interpolierte Hs, nicht bieten: a. O. S. 509f. Nicht viel besser sind V und M (Mediceus plut. XLIII 8 s. XV): a. O. S. 512f. Aber sie führen doch oft bis zur Quelle von G hinauf und geben uns so die Möglichkeit, die individuellen Fehler von G zu erkennen; wertlos sind sie, wo G seine Vorlage getreu nachmalt. Eine Auswahl ihrer Laa nach ihrem inneren Werte wird daher in einem krit. Apparat zulässig sein; in diesen Grenzen wird aber auch H gute Dienste leisten. S. Luterbacher in JPhV 39 (1913), 284.

In der gleichen Abhandlung hat Kl. auch viele Stellen der Reden post redit. verbessert und erklärt; an einigen wenigen hat er sein Urteil in der Ausgabe geändert, vgl zu p. red. sen. 9 (a O. S. 498), p red. pop. 19 (a. O. 510 An. 1), dom. 8 (a. O 512 An. 3); gegen die Ausführungen über beluus zu p. red. sen. 14 (a. O. 483) vgl. jetzt das Folgende.

Klotz (14) liest p. red. sen. 4 beluus immanis (beluus, ein Neologismus oder eine vulgäre Form, war La des Archetypus von P) und litteras studere (im Senat, der den Witz verstand, konnte sich Cic. diesen plebejischen Ausdruck leisten, mit dem der Bildungsgrad des Piso bezeichnet werden soll). dom. 1 rem p. bene gerendo (so auch p. red. pop. 21) und religionibus sapienter interpretando werden als Laa der Hss mit Parallelen verteidigt; an letzterer Stelle mied Cic. durch diese Konstruktion die Wiederholung von religiones. dom. 18 ist nach den Spuren in P zu schreiben non solum fame sed etiam a caede, die Präposition steht ἀπὸ κοινοῦ[1]), vgl. dom. 141, 146, Phil. V 4 [an letzter Stelle liest nur D et de praemiis]. Wie weit diese Erscheinung bei Cic. reicht, bleibt noch zu untersuchen. dom. 47 ist mit Benützung Rufinians zu lesen quoniam iam dialecticus et haec quoque ⟨iura⟩ liguris; so kommt ein ähnlicher Doppelsinn zustande wie bei ius Verrinum. Es ist nicht angebracht, nach dialecticus „es“ einzufügen; für die Ellipse der Formen von esse, besonders in der Umgangssprache, bringt Kl. a. O. S. 221 f. viele Beispiele, darunter auch Phil. X 21, wo Schoell liest veterani, qui primi Caesaris ⟨sunt⟩ auctoritatem secuti eqs. [Die Ellipse der Formen von esse bei Cic. bleibt ebenfalls noch zu untersuchen.] dom. 101 ist mit PMV zu schreiben: Sp. Cassio domus . . . eversa eqs., auch dieser dat. sympathet. ist volkstümliche Ausdrucksweise; und außerdem hat Cic. hier offenbar Abwechslung beabsichtigt: Sp. Maelii . . . Sp. Cassio . . . M. Vacci, M. Manlius . . .

Brakman (15) vergleicht zu dom. 19 si qua res ad unum deferenda sit den ähnlichen Ausdruck imp. Pomp. 52 si uni . . . oportere, zu dom. 48 omnium . . . bipedum . . . inpurissimo Plin. ep. I 5, 14 und Apul. met. IV 10, dom. 76 liest er illa vis . . . commendanda eqs., ibid. 98 haec omnia subire . . . atque ita ⟨facere⟩, cum eqs., ibid. 131 praeclara voluntas atque omni laúde ⟨dìgníssimà⟩, ibid. 133 in patriae parricidio et scelere ⟨laetari⟩. Klotz (16) bespricht a. a. O. seine Textgestaltung zu Rab. Post. 31, 42 und begründet seine (nicht in den Text gesetzten) Konjekturen zu ibid. 26, 43, 47. Der Aufsatz ist sowohl für die Textkritik als die Erklärung dieser Rede wertvoll. S. Luterbacher, JPhV 43 (1917) 127. In der tüchtigen Dissertation Bechers (17)

---

[1]) Über das hierfür von Baehrens, Philol. Suppl. XII 2 (1912) 235 f. beigebrachte Material urteilt Kl. mit Recht, daß es vorsichtig benutzt werden muß; auch W. Kroll hat sich im Rh. Mus. 69 (1914) 95 f. epikritisch dagegen gewendet. — S. a. Stangl in WklPh 30 (1913) 300.

interessieren vor allem die Abschnitte, wo die Cic.-Hss mit der indirekten Überlieferung, besonders Ascon. und Quint., verglichen werden. Asconius stimmt neunmal mit H gegen E, 4 mal mit E gegen H überein. Die Quint.-Zitate sind (entgegen der Ansicht Schoells und seines Schülers Emlein) sehr unzuverlässig; zwischen ihnen und dem Turiner Palimpsest besteht keine Verwandtschaft, letzterer war also schon damals isoliert. Die Scheidung der übrigen Cic.-Überlieferung trat erst nach Quintilians Zeit ein; ihre Hauptvertreter sind H und E. Mit H lesen die Quint.-Hss 3 mal richtig gegen E, 5 mal mit E richtig gegen H. An eine Korrektur von E nach H oder einer diesem verwandten Hs, wie Clark meinte, ist für die Miloniana nicht zu denken, a. O. S. 10 f. Von vornherein darf man weder H noch E überschätzen; beide haben ihre Vorzüge, beide sind aber auch interpoliert; für E spricht jedoch jeweils günstig der Umstand, daß diese Hs sorgfältiger gefertigt ist als H. Letzteres weist B. in peinlich genauer Untersuchung a. O. S. 45—71 nach. Die Folgerung B.s, daß in der Benützung der Hss eklektisch zu verfahren sei, wird man billigen, ebenso seinen Kampf gegen das allzu große Ansehen, das H immer noch genießt. Auch eine große Zahl von Stellen hat B. behandelt; Ref. stimmt B. in vielen Fällen zu, aber bei Laa, wie sie z. B. S. 55 An. 2 u. 3 besprochen sind, wird sich eine sichere Entscheidung nicht erzwingen lassen; auch die gegen veterem (§ 1) vorgebrachten Gründe (a. O. S. 43) sind nicht entscheidend; die Hss ET haben doch recht viele Wörter weggelassen. Rez. v. Nohl in WklPh 31 (1914) 8 und Luterbacher in JPhV 40 (1914) 277

Gut verteidigt B. a. O. S. 16 die La arma = Handwerkszeug in § 74; daß dieses ausdrücklich erwähnt werden konnte, zeigt Hor. E. I 1, 86. — Hingewiesen sei noch auf folgende Zusammenstellungen: Genet. Sg. auf ii und i: S. 46, Acc. pl. auf is: S. 47, Präpositionen in Komposita: S. 48, kontrahierte Verbalformen: S. 58, Kompositum statt Simplex: S. 60, Verwandlung des Indikativs in den Konjunktiv durch die Abschreiber: S. 56 mit An. 1. — Luterbacher liest § 101 vos, inquam, in viri et in civis eqs., § 47 dicerent (wie B.), s. aber auch Klotz im RhMPh 1915, 373; § 46 cuius . . . Romae hält er richtig für echt.

Äußerst lehrreich ist der Vergleich zwischen der Dissertation Bechers und der Abhandlung von Klotz (18), der mit Hilfe der Nebenüberlieferung über die erhaltenen Hss hinauszudringen sucht. Warum Kl. auch in Einzelheiten zu ganz anderen Resultaten kommen muß, zeigt am besten und kürzesten ein Blick in B.s Arbeit S. 24 f., wo 4 mal Asconius gegen H stehen soll; von diesen vier Stellen

hat Kl. wohl mit Recht drei gar nicht verwendet, über die vierte (§ 47 diceret) urteilt er ganz anders als B. Und auch das Endresultat, zu dem Kl. kommt, wird das richtige sein. — Gell. I 60 zu Mil. 53 mille hominum versabatur geht auf Val. Probus zurück und zeigt, daß schon zu dessen Zeit die Spaltung der Hss eingetreten war. 7 mal stimmt Quint. mit ET überein, nur 3 mal (darunter 1 mal mit H) weicht er von ihnen ab, aber da liegen individuelle Schreibfehler in ET vor: also wieder ein Beweis für das Auseinandergehen der Hss im 1. Jahrh. n. Chr. Asconius benützte einen Text, der der Cluniacensisfamilie nahestand. Der schol. Bob. nimmt eine Sonderstellung ein, ebenso der Palimpsest. Diese Zweige der Überlieferung: ET Quint. — CH Ascon. — schol. Bob., P — lassen sich nicht zu einem Stemma vereinigen. „Soweit nicht im einzelnen sekundäre Fehler vorliegen, verdienen also alle Zweige gleichmäßige Berücksichtigung. Die Aufgabe der Kritik ist demnach nicht durch Rechenexempel zu lösen, sondern die Auswahl muß in jedem einzelnen Falle nach inneren Gründen, d. h. durch sorgfältige Interpretation der Varianten, getroffen werden.“ H ist durch die Familie ET beeinflußt, das hat K. für § 37 und 67 bewiesen; er ist also nicht durchweg als vollgültiger Zeuge für die Familie des Cluniacensis anzurufen. Wann gehen wir also durch Konjektur über die Überlieferung hinaus? Es muß zu HET noch VB oder wenigstens einer dieser beiden hinzutreten, wenn wir die Sicherheit haben sollen, daß eine Laa in beiden Familien überliefert ist; dies ist nur 10 mal der Fall (a. O. S. 377 ff.). — Mil. 102 stimmen CHET in einer äußeren Beschädigung überein; ob die Lücke schon im ersten Jahrh. n. Chr. da war, ist fraglich, aber möglich; möglich wäre aber auch der gleiche Fall wie bei den Klassen *α* und *β* der Caesarüberlieferung. „Jedenfalls dürfen wir bei der Miloniana mit einer alten und ziemlich reinen Überlieferung rechnen; wir befinden uns hier auf festerem Boden als in den Reden, die im Pariser Korpus enthalten sind.“ S. Luterbacher, JPhV 43 (1917) 126.

Mit Recht verteidigt K. das von HB Diom. zu Mil. 1 überlieferte veterem; S. 371 weist er darauf hin, daß Mil. 9 sceleris solv. CH wohl in den Ablat. (scelere s. ET Quint.) abgeändert wurde; S. 372 verteidigt er Mil. 30 Haec si ut eqs.; zu Mil. 85 zieht er mit Emlein testor vor [nicht nötig!], Mil. 37 istam Appiam ET Quint.; Mil. 46 cuius . . . Romae verteidigt er als echt, zu Mil. 47 diceret s. a. O. S. 374, Mil. 105 sentiatis erklärt K. gut als Attraktion zu adeatis unter Verwerfung von sentietis; S. 378 An. 3 verteidigt er gegen Nohl die Athetese Mil. 59 [de servis . . . Clodium].

Gegen Th. Birt (Ant. Buchw. 199 An. 1, Krit. u. Herm. 40) legt Klotz (**18**, 2) überzeugend dar, daß die Zitierweise des Asconius, besonders wie sie jetzt uns vorliegt, nicht dazu berechtigt, nach Mil. 2 cernitis eine Lücke anzunehmen. Ebenda gibt K. eine gute Erklärung der geschraubten Periode Mil. 1, 2 non enim... possimus; auch der Sinn nötigt also nicht zum Ansatz einer Lücke.

Die Abhandlung Schölls (**19**) dient der Entlastung des krit. Apparats und der praefatio seiner Ausgabe. Der 1. Teil, S. 3—21, bringt die Resultate, die Sch. bei seiner Neuvergleichung des V an einem Schwarz-Weiß-Lichtbild gewonnen hat; er zerfällt in folgende Abschnitte: 1. die krit. Zeichen (notae) in V und ihre Bedeutung, z. B. R (require) und seine Variationen, 2. die zahlreichen Kompendien, die im Archetypus noch zahlreicher waren und in V oft falsch aufgelöst wurden, 3. Orthographisches, darunter die Unterdrückung des auslautenden m und dessen parasitischen Zusatz, 4. die aus dem Archetypus in großer Zahl übernommenen Korrekturen und Doppel-Laa, die der librarius des V oft sinnlos miteinander verband oder an falscher Stelle einsetzte. Schon diesen Teil macht Sch. für die Textkritik nutzbar, indem er mehrfach an den Fehlerklassen zeigt, ob und in welcher Richtung ein Fehler des Schreibers den Weg zur Emendation zeigt. Auf S. 21 ff. behandelt dann Sch., bald mehr, bald weniger ausführlich, etwa 70 Stellen der Philippicae, indem er teils die Überlieferung verteidigt, teils die von ihm in den Text aufgenommenen fremden oder eigenen Emendationen begründet. Von seinen Konjekturen klingt die zu X 19 e ⟨tali⟩ quodnam principium putatis libertatis capessendae nicht ciceronisch. Die Konjektur zu XIV 38 ut plurimos funderent, caederent nonnullos hatte Sch. im krit. App., noch nicht verzeichnet. — Auch diese Abhandlung zeigt, welchen Fortschritt die neue Teubneriana bedeutet.

Die Konjektur von Klotz (**20**) s. bei Schöll im krit. App., vgl. a. Schöll in der praefatio p. XXXII n. 2.

Ein großes Verdienst um die Erklärung der Reden hat sich Sternkopf (**21**) durch Einleitung und Kommentar zur 7. bis 10. Philippica erworben. Es ist ein Genuß, diese Reden in einer so sachkundig erläuterten Ausgabe zu lesen. Ein Exkurs beschäftigt sich mit der Datierung: die 7. Phil. wurde in der zweiten Hälfte des Januar 43 gehalten, die 8. am 3. Februar, die 9. wahrscheinlich am 4. Februar (nicht, wie Ganter meinte, am 3.), die 10. vielleicht noch in der 1. Hälfte des Februar (aber nicht, wie Ganter meinte, am 4.). Die sprachliche Erklärung ist über der sachlichen

nicht vernachlässigt. In der Textgestaltung hat sich St. Selbständigkeit gewahrt, die Überlieferung hat er mehrfach verbessert, s. die Aufzählung bei Kornitzer, WklPh 31 (1914) 147, wo hinzuzufügen ist Phil. VIII 23 auctoritatemque [p. R.]. Der kritische Anhang leistet gute Dienste nicht bloß der Textkritik, insofern Clarks krit. Apparat öfters berichtigt und vervollständigt wird, sondern auch der Erklärung. Die Klauseltheorie ist überall berücksichtigt. — Rez. v. Kornitzer a. O. 145 f., C. Brakman in Museum 20, 409 f., Ammon in BphW 34 (1914) 1519 f., Busche in Sokrates 1915, 97 f., Luterbacher im JPhV 39 (1913) 286 f.

VII 12 at qua imbecillitate: über at im Ausruf vgl. Phil. II 95, divin. II 35, fam. 9, 20, 1, Att. 9, 12, 1. — VII 14 intellegitis = scitis, vgl. VIII 4 intellego; VII 22 una mente atque voce: vgl. VI 2 und IV 7 una mente, IV 8 una mente unaque voce; VIII 5 fehlt im Text esse vor dicere; ibid. 19 liest man besser ante statt antea; ib. 24 At quae mandata: s. zu VII 12; IX 5 wird sola restaret auch durch die Klausel geschützt; X 26 tueatur eqs.: hier eine congeries in einem Antrag, der zur Urkunde erhoben werden soll. X 20 referamus zieht Ammon trotz der claus. her. wegen des besseren Vokalismus vor; VII 18 liest Busche non conquiret expulsos?, IX 3 praeclare ⟨sentis⟩ quod et nos eqs. [es ist aber wohl fecisti zu praecl. zu ergänzen]; X 5 hält er ne mit Recht für interpoliert, ib. 19 liest er Omnis est misera servitus, sed f. q. necessaria. ecquodnam principium ⟨aptius⟩ putatis lib. capessendae? Vgl. noch die schöne Beispielsammlung, mit der Busche a. O. S. 99 zu VII 5 mit St. die Wiederholung nomine — nomen schützt (ein Wortspiel!).

Busche (**22**) liest Phil. I 21 lege muniri (s. aber Schoell, Nr. 19 S. 22), I 31 quanto metu principes (s. aber Luterbacher in JPhV 40 (1914) 279), I 33 num ⟨civium⟩ c[l]aritatis (eine sichere Emendation, doch kann man civium mit Schoell weglassen), II 42 ingenii tingendi (s. aber Luterbacher a. O., Schoell a. O. S. 23, Ref. in WklPh 1913, 334 zu Arch. 16), II 64 ferventibusque animis, II 68 violentus et ferreus (beachtenswert), III 7 schützt er mit Recht das angefochtene haec vor auctoritate, IV 9 liest er nisi ⟨sui⟩ latrones, XI 16 gladiatorio generi Martis addictus (s. aber Luterbacher a. O.), XI 27 nobilitate summa ⟨ibi⟩ viri (s. aber Sternkopf in WklPh 1916, 929), XII 24 ⟨col⟩lectis . . . viribus (sichere Emendation), XIII 33 nudum ⟨domo⟩ expulsum, XIV 14 in aliquem credo hoc gladiatorem aut latronem [aut Catilinam] esse conflatum (die Tilgung ist wohl berechtigt), XIV 21 cum alii praetorem, alii mulionem, ego semper hostem . . . s. aber Sternkopf in WklPh 1917, 400.

Die große Anzahl von Stellen in 22 Paragraphen der 11. und 12. Philippica, die Sternkopf (**23**) behandelt hat, kann hier un-

möglich aufgeführt oder auch nur in Auswahl besprochen werden. Öfters wurde die Überlieferung geschützt, manchmal die D-Klasse bevorzugt; die Mehrzahl der Bemerkungen besteht aber in Begründung eigener oder fremder Emendationen. Hier und da wurde durch Änderung der Interpunktion der richtige Sinn hergestellt oder der Klausellehre Genüge getan. Da die Darlegungen St.s sich durchweg auf sorgfältige Interpretation stützen, deren Gründen man sich nicht leicht verschließen kann, so verdienen sie die höchste Beachtung.

Hubert (25) macht es wahrscheinlich, daß die Palimpsestblätter 8 und 9 zur Tulliana gegenüber der bisherigen Anordnung zu vertauschen, also § 53—56 vor § 47—51 zu stellen sind. § 47—51 handeln von den Gesetzen über Fälle, die nach Fabius einige Analogie zu den vorliegenden Verhältnissen haben, § 53—56 unmittelbar von den jetzigen Vorgängen. Das Naturgemäße ist aber, daß zuerst die Tatsachen und dann die angeblichen Analogien beleuchtet werden. Stellt man um, so scheint sogar § 47 ziemlich dicht auf § 56 zu folgen. Mit dem Lobe der clementia maiorum [§ 50 ex. u. 51] dürften wir dem Schlusse der Rede nahe sein. — Interessant sind auch die Bemerkungen H.s über § 37f. Cicero leitete die Richter irre. Die Anlage der Rede deutet darauf, daß die Sache nicht günstig lag.

Die Halm-Laubmannsche Ausgabe der Catilinariae ist durch die Bearbeitung Sternkopfs (26) fast ein ganz neues Buch geworden. Die Einleitung ist erweitert und verbessert, vgl. z. B. § 9 mit An. 8, ferner An. 9 (das Datum der 1. und 2. Rede war wohl der 8. und 9. Dez.), An. 10 (die 1. Rede war keine Stegreifrede, vgl. den Kommentar zu § 27), An. 11 (die Verschworenen wollten Rom am 17. Dez., nicht am 19., anzünden) und Anm. 13, wo St. darlegt, daß Cic. die 4. Rede aus dem Stegreif hielt, aber bei der Veröffentlichung nichts Wesentliches an ihr änderte [s. aber St. zu § 14] und sie insbesondere nicht cäsarfreundlicher gestaltete; ebenda liest man auch richtige Urteile über Zweck und Wirkung dieser Rede. Auch auf die Vorbemerkung vor der Disposition der Reden (a. O. S. 28) sei hingewiesen. Der Kommentar ist in sachlicher und sprachlicher Hinsicht vorzüglich; nur die Erklärung rhetorischer Figuren tritt etwas zurück. Die Klauseltheorie ist gebührend berücksichtigt, aber nicht als unfehlbares Kriterium betrachtet, s. zu II 3. Die Textgestaltung ist teils im Kommentar, teils in dem wertvollen kritischen Anhang eingehend begründet. Von St.s eigenen Änderungen seien erwähnt: II 25 senatu, equitibus, populo Romano, III 22 Jam vero ⟨in⟩ illa Allobrogum

sollicitatione ab Lentulo, IV 8 formido . . . esset ⟨op⟩posita; II 4 vermutet er in praetexta ⟨alumnum⟩, ib. 5 fretus G. legionibus. Öfters werden die Laa der Hss gegen Tilgungen und Änderungen verteidigt, z. B. II 19 se consequi posse (α), ib. 24 urbes, ib. 26 dixi, III 12 Vide et quid (αβο). Auch III 25 wird die Überlieferung (vgl. BuJ 1914, II 301) mit beachtenswerten Gründen verteidigt; nur schreibt St. im 1. Satze mit x Atque illae diss. erant eius modi, Quirites . . . Ebenda schreibt er mit den Hss a Lentulo, Catilina. An mehreren Stellen sind die codd. dett. bevorzugt, z. B. I 2 vitemus βγ, II 4 ne vobis quidem omnibus re etiam tum probata βγ, ib. 12 paruit. Qui ut βγ, IV 17 immo vero. — Rez. v. Ammon in BphW 1917, 1017 f., Busche in WklPh 34 (1917) 433 f., Luterbacher in JPhV 43 (1917) 122.

I 2 intellegit = (probe) scit, cf. ib. 30 und III 26, IV 7, 10. — I 16 schreibt St. iam tibi mit den Hss außer ah ohne Bemerkung; ib. 19 möchte Ref. tu⟨te⟩ te vorschlagen; vgl. am Schlusse dieses § se ipse. Zu II 11 quae sanari poterunt eqs. vgl. Aesch. Agam. 848 f., III 7 si ea = etsi ea, vgl. II 28 Sed si; III 10 gehört debilitat. atque abiectus wohl auch zu conscientia, vgl. IV 3 abiecta metu, III 13 geht illa auf das Folgende, color etc., vgl. übr. auct. ad Her. II 8 expalluisse, titubasse, inconstanter locutum esse, concidisse . . . quae signa conscientiae sint. Zu III 18 ita multa β vgl. II 22 ita multi; IV 19 quantis laboribus eqs. vgl. Verg. Aen. I 33. Busche liest II 12 mit a: paruit. Quid? Ut . . . und faßt Quid im Sinne von ferner, hört weiter. Zu I 22 verwirft B. das tua, das St. mit privata verbindet, weil die calamitas sich nur auf Cic. beziehen könne, und ist mit Haccius geneigt, die Worte tametsi video . . . seiungatur an den Schluß des § zu stellen, wodurch das quam ob rem des § 23 einen sinngemäßen Anschluß erhalte; II 20 verteidigt er Eberhards insunt, II 21 liest er ansprechend deprimuntur (premuntur codd.), IV 8 multas uno dolore animi atque corporis ⟨acerbitates⟩ . . . ademisset. Ammon liest II 11 manare mit Manutius, II 24 conferre debebo (wegen der Klausel; nicht nötig), III 22 hält er das von St. nach anderen getilgte praesertim . . . potuerunt. I 22 scheint ihm colligas bedenklich, III 16 liest er Lentuli somnium wegen IV 12 se ex fatis sperasse, aber St. erklärt somnum richtig.

Die Einleitung zur Archiana dient vor allem der Darlegung des Rechtsfalles, der in die Politik hineinspielte: die Luculli sollten getroffen werden, weil die pompejanische Partei in dem Triumph des L. Lucullus i. J. 63 eine Niederlage für sich sah; doch nahm Cic. darauf Bedacht, es mit Pompeius nicht zu verderben. Schön sagt St. vom größeren Teile der Rede, daß Cic. diesmal Töne anschlug, wie sie das Forum noch nicht vernommen, um als Führer des modernen gebildeten Römertums ein öffentliches Zeugnis abzulegen für den Segen der höheren Geisteskultur. Hier und in der Disposition der Rede fußt St. auf seiner Abhandlung im Hermes 42

(1917) 337 f. Vom Kommentar gilt das gleiche wie oben. § 32 schreibt St. quae efferens me a mea . . . consuetudine eqs., was zwar den Sinn trifft, aber wegen des a, wofür wohl ex stehen sollte, nicht unbedenklich ist. § 28 vermutet er als ursprüngliche La ad perficiendum sum exhortatus. Mit Recht hält St. die Laa der Hss öfters gegen Änderungen, z. B. § 8 venerunt, § 11 ita se iam t. gess. pro cive, § 14 suasissem, § 18 commendati, § 19 repudiamus, § 30 An statuas . . . reliquerunt. Mit Recht folgt St. auch den Hss in § 20 facile praeconium und § 25 nos in contione gegen die Klauseltheorie.

Ammon verteidigt a. O. antecellere . . . contigit § 4 als Graecismus, den Cic. dem Archias zuliebe gebrauchte, und liest § 32 quae ⟨a forensi sermone abhorrentia⟩ indicialique eqs. Zu § 5 und 28 vgl. auch Busche in WklPh 1912, 345. Zu § 6 vgl. Münzer im Hermes 1914, 201 An.

Brakman (**29**) liest p. Cael. 5 nemini umquam . . . Reatini eqs., Phil. V 12 ut si hoc genus pecuniae in commune redigatur (s. aber Schoell Nr. 19 S. 28 A. 1), ib. X 19 erklärt er „putatis" gut mit vultis oder instituitis oder paratis, vgl. Löfstedt, Beitr. z. Kenntn. d. spät. Lat. 59. Brakman hält am a. O. S. 381 an der Laa der schol. Bob. zu Planc. 24 aliquid . . . aliquid fest.

Pöhlig (**30**): s. BphW 1915, 763 (Inhaltsangabe).

Die Bemerkungen des Ref. (**31**) sind meist gegen die Textgestaltung der Oxoniensis gerichtet.

32. Quinct. 60 billigt *André Fliniaux, Les effets de la simple absence dans la procédure de l'ordo iudiciorum privatorum à l'époque de Cicéron (in Etudes d'histoire offertes à Paul Fr. Girard, Paris 1913, I.) die Einschaltung Lambins, wie sie Müller aufgenommen hat. Rosc. Am. 11 (dimissui!) s. Landgraf in BphW 32 (1912) 1299, eine anonyme Entgegnung ebenda Sp. 1490, dann Chr. Jörgensen ebenda 1913, 253 und wieder Landgraf ebenda Sp. 379. — ibid. 44 liest J. J. Hartman, Mn 46 (1918) 52: supplicii causa iussisse (st. fecisse) dicis, ibid. 136: *J. J. Hartman, Mn. 39, 292. Verr. III 124: *J. J. Hartman, Mn. 41, 144. ibid. IV 163: *T. Frank in Am. Journ. of Philol. 34, 328. ibid. V 29, 51: *F. Préchac, Annotations et corrections au texte de Cicéron, in: Mélanges Cagnat, Paris 1912, 85 und 447. ibid. 173, 177: *J. J. Hartman, Mn. 41, 176. Catil. I 20 liest H. St. Sedlmayer in Wien. Stud. 34, 428: id quod abhorret a more maiorum; ibid. I 5: *Charl. Knapp in Class. Weekly 16 (1910) 17. ibid. 22 hält Kornitzer in ZöGy 68 (1918) 649 gegen AC an corrigas und dummodo ista sit priv. cal. fest. Sull. 34: *G. Amendola in Boll. di fil. class. 18, 58. Arch. 22

etiam . . . marmore. Das Nachwirken dieser Stelle in der Exemplaliteratur zeigt Klotz in BphW 1914, 1131 An. 4, der auch gegen Thormayer leugnet, daß hier im Text eine Lücke sei.

Mil. 67 emendiert Wilh. Fox in BphW 36 (1916) 190: Omnia falsa . . . comperta sunt. Quae si tamen ⟨creduntur⟩, si metuitur . . . Cael. 24 liest Ref. in WklPh 30 (1913) 54 Coponii . . . qui cum communi doctrinae studio . . . tenebantur, vgl. Phil. VII 6 studiorum . . . societas similitudoque, August. conf. IV 4, 7 dulcis erat nobis (sc. amicitia), cocta fervore parilium studiorum, vgl. auch Lig. 21. Caecin. 25 liest Gotzes (s. u. Nr. 49) S. 52 An. 2 mit den Hss und Stangl „esses“ gegen Müller und Clark, ibid. 56 verteidigt er a. O. S. 20 An. mit Recht die Wiederholung des ut gegen Clark, ibid. 58 etiamsi — si ebenfalls gegen Clark. Verrinae: J. J. Hartman, Ad Cic. Verrinas adnotatiuncula, in: Mn. 39, 447. Verr. II 83f.: Hartman, Mn 40, 228 und 250. Verr. II 5, 31, 81: H. Richards in: Class. Quarterly V 102.

Endlich sei noch aufmerksam gemacht auf die textkritischen Bemerkungen bei Zielinski (s. Nr. 53) S. 31 und 94 zu Lig. 1, S. 50 An. 3ff., S. 82 An. 10ff., S. 88 An. 14, S. 100ff. zur Ligariana, S. 153 zu Cat. II 26, S. 170 zu Phil. XIV ex., Dei. 5, Mil. 52, Mur. 28, S. 232 An. 16., S. 197 zu Pomp. 6 und bei Zander (s. Nr. 52) p. IX zu Verr. III, Pomp., Cat. I u. II.

IV. Grammatik. Syntax.

34. *W. W. Fowler, The latin history of the word religio, in: CIHR (Oxford 1908), 172.

35. *Vendryes, Über die Form cisium, in: Mém. de la Société de Linguistique 19 (1914) 60.

36. Ed. Fraenkel, Zur Geschichte des Wortes FIDES, in: Rhein. Mus. 71 (1916) 187.

37. *Habek, De particula ‘quam’ post comparativos ‘plus amplius minus longius propius’ omissa. Diss. Jena 1913.

38. Clemens Otto, De epexegeseos in Latinorum scriptis usu. Diss. Münster 1912.

39. Rönsch, s. oben Nr. 9.

40. *W. Bannier, Wiederholungen bei älteren griech. und lat. Autoren, in: Rhein. Mus. 69 (1914) 491.

41. W. Kroll, Der potentiale Konjunktiv im Lateinischen, in: Glotta 7 (1916) 117.

42. *J. Marouzeau, L’emploi du particip présent latin à l’époque

républicaine. Extrait des Mémoires de la Soc. de Linguistique de Paris, tome XVI. Paris 1910.

Auffallend gering ist die Zahl der Arbeiten auf grammatischem Gebiet. Und doch ist dieses noch lange nicht erschöpft. Ein von Th. Stangl oft empfohlenes Thema, nämlich die Wiederholung bzw. Nichtwiederholung der Präposition, ist für Cic. noch nicht zusammenfassend untersucht worden, vgl. Stangl in BphW 1910, 175, WklPh 1905, 318, ebenda 1913, 757 und 1914, 23, Plasberg zu Cic, acad. II 66 p. 102, 9, A. Kunze, Sallustiana, Leipzig 1897, 45. [Nach atque wird die Präposition gern wiederholt, s. Nohl zu Catil. I 19 und vgl. die Hss zu Pomp. 16]. Auch die Ellipse der Formen von esse ist von Marouzeau noch nicht endgültig behandelt. Die Wortstellung muß ebenfalls noch systematisch in Angriff genommen werden.

Fraenkel (**36**) führt in seinem Aufsatze über die eine, moralisch indifferente Bedeutung von fides (= Gewähr, Bürgschaft, Schutz, Versprechen) a. O. S. 197 einige Stellen aus Cic. an, wo dieser das Wort nach der Seite des Qualitätsbegriffes (= Zuverlässigkeit, Treue, Glaubwürdigkeit) abbiegt, z. B. div. Caec. 11. stärker prov. cons. 35, besonders kraß Verr. 5, 108. Ebenda in der Anm. erklärt er, daß an den Stellen, wo Cic. von Municipien spricht, die in seiner fides ständen, z. B. Planc. 97, schwerlich festzustellen ist, ob es sich hier um ein wirkliches hospitium nach Art der durch tesserae beurkundeten handelt oder um eine formell nicht festgelegte freundschaftliche Beziehung. S. 198 A. 2 verweist er auf Rosc. Am. 116 per eius fidem laeditur: dies ist dem Ausdruck per fidem fraudare (decipere, frustrari) ähnlich, in dem der Präpositionalausdruck instrumentale Bedeutung hat und besagt, daß jemand durch eine ihm geleistete Gewähr in die Falle gelockt wurde.

Habek (**37**) schildert nach dem Berichte Krolls in Glotta 1917, 314 die historische Entwicklung des genannten Sprachgebrauches; quam findet sich nach diesen Komparativen erst bei Cic., während Caesar es meidet.

Otto (**38**) bespricht folgende Arten der epexegesis in den Reden C.s: 1. Demonstrative Adverbia werden durch einen Präpositionalausdruck erklärt oder verstärkt, z. B. Cat. I 9 hic, hic sunt in nostro numero, leg. agr. II 94 hinc Roma, ib. 90, Flacc. 57, Verr. I 150, Tull. 38; vgl. Sull. 21 tum in tanto imperio, Sest. 63 tum me expulso, ib. 118. Diese Ausdrucksweise gehört der Umgangssprache an. [Hier möchte Ref. auf Clu. 192 ver-

weisen, wo mit Madvig zu lesen ist illim usque a mari supero, vgl. des Ref. Diss. Würzb. 1911, 111, dazu die von Otto a. O. S. 30 aus Plaut., Ter., Pac. zitierten Beispiele samt Verg. Aen. 7, 209, ecl. 1, 53, ferner die von Otto S. 33 verzeichnete Literatur, endlich Donat. ad Ter. Eun. III 2, 18]. 2. Ein Relativ- oder Demonstrativpronomen, das sich auf Vorausgehendes bezieht, wird näher erklärt: Verr. I 119 quod vos oblitos esse non arbitror, . . . qui ordo . . . solitus sit convenire, vgl. ib. IV 124. — 3. Ein Begriff oder ein Satz wird durch ein Pronomen vorbereitet: Rosc. A. 84 Sic vita hominum est, ut . . ., vgl. Landgraf z. St., Seyff.-Müll. zu Lael. 53, Kroll zu Brut. 21. — 4. Ein Demonstrativum wird durch einen nachfolgenden Satz erklärt: p. Clu. 47 sic statuit (sc. Oppianicus) . . . insidias Habito comparare, vgl. Landgr. zu Rosc. A. 119, Kroll zu Brut. 138. — 5. Der Ablat. des Demonstrativums, der die Aufmerksamkeit erregt, wird durch einen Komparativsatz erklärt, Quinct. 8 Nam quid hoc iniquius . . . dici . . . potest, quam me . . . priore loco causam dicere? vgl. Verr. IV 77, Phil. XII 9. Beachtenswert sind auch die Bemerkungen O.s über quodsi, hoc si, id si, quod cum, id cum, quod ubi, quod postquam, quod quoniam, quod quia, quod etsi, quod qui a. O. S. 52 ff. und über das faktische quod a. O. S. 65 f.

Über Rönsch (**39**) s. oben S. 17.

Bannier (**40**) geht, wie Kroll in Glotta 8 (1917) 306 berichtet, auf die doppelte Setzung von Verben, Substantiven und Präpositionen ein. Kroll bemerkt: „Daß die Wiederholung eines Wortes von den Alten nicht in derselben Weise gemieden worden ist wie von den Modernen, ist oft beobachtet und belegt worden, z. B. für Cic. in zahlreichen Bemerkungen Müllers im Apparat. Langen, Beitr. zu Plaut. S. 91, Krumbiegel De Varron. scrib. genere 83. Joh. Müller Stil d. Plinius 51 usw. . . . Einen ähnlichen Zweck verfolgt A. Poutsma De repetitionis genere quodam. Mnemos. 41 (1913) 397—425, der unter Ausschaltung alles dessen, was rhetorisch oder selbstverständlich ist, aus der lat. Literatur Caesar, Ciceros Reden, Vergil und Livius heranzieht.“ Vgl. auch Th. Stangl in BphW 25 (1905) 695 f. und Nipperd. zu Tac. Ann. I 81. Wie vorsichtig man hier in der Tilgung sein muß, damit man nicht etwa ein beabsichtigtes Wortspiel beseitigt, zeigt die Zusammenstellung Busches in Sokrates 1915, 99 (zu Phil. VII 5 nomine — nomen). Durch Laurand (s. u. Nr. 104) wurde Ref. aufmerksam gemacht auf *A. B. Cook, Unconscious iterations, in: Class. review 16 (1902) 146 ff. und 256 ff., der ebenfalls vor über-

eilten Athetesen warnt. Vgl. auch Laurand selbst in den Etudes etc. S. 298, An. 4. *J. Samuelsson, Der pleonast. Gebrauch von ille im Lateinischen, in: Eranos 8 (1908) 54f., stellt alle Beispiele vom Typ ille quidem sed bei Cic. zusammen. Diese Ausdrucksweise ist sonst selten, also eine Eigentümlichkeit der Sprache C.s. Dazu bemerkt P. Lejay in Revue critique 1909, II 397—398, daß der Gebrauch von quidem — auch außerhalb der genannten Formel — in den letzten Schriften C.s bedeutend häufiger ist als in den ersten.

Kroll (41) weist in einer lehrreichen Abhandlung nach, daß die Annahme eines alten Potentialis ungerechtfertigt ist; die potentiale Verwendung des Konj. entwickelt sich erst unter bestimmten Bedingungen aus dessen Grundbedeutung: Wille, Wunsch, Zukunft. — Verr. II 15 audierit ist fut. (a. O. S. 133 [vgl. Phil. II 118 tu videris]); zum fut. ex. gehört dixerit hic aliquis Catull. 67, 37, verissime dixerim p. Mur. 60 und ähnliche zuerst bei Cic. begegnende Wendungen, die von ihm wohl schon als Konj. Perf. aufgefaßt wurden. Ganz unnatürlich ist bereits Phil. XIV 17 Haec interposui . . . non tam ut pro me dixerim. Voluntative Färbung haben die seit Cic. vorkommenden Ausdrücke pace tua (bona tua venia) dixerim, vgl. Phil. II 118 libenter obtulerim, in denen Cic. wohl Konj. perf. gesehen, aber in keinem Falle einen potentialen Sinn hineingelegt hat (a. O. S. 133f.). Der konzessive Konj. perf. findet sich erst seit Cicero (a. O. S. 135). Über Rosc. A. 55 s. a. O. S. 138. Der Konj. bei aptus, dignus, idoneus qui ist in seinem Ursprung finaler Natur; aptus findet sich erst seit Cic. so konstruiert (a. O. S. 142). Die parataktische Vorstufe des Konj. in Nebensätzen, deren Hauptsätze verneinende oder fragende Bedeutung haben, hat Schlicher (Class. Philol. 2, 79) neben Hor. S. 2, 5, 18 aufgezeigt in Phil. VI 5 . . . id faciat . . . ille pareat, ille . . . patiatur? non is est Antonius.

Über Marouzeau (42) s. Schmalz in BphW 33 (1913) 784.

V. Rhetorik. Stil.

43. *Achille Beltrami, L' ellenismo e Cicerone oratore, in: Atene e Roma 17 (1914).

44. Max Krüger, C. Licin. Calvus. Ein Beitr. z. Gesch. d. röm. Beredsamkeit. Progr. d. Johann.-Gymn. Breslau 1913.

45. Gust. Landgraf, Kommentar zu C.s Rede p. S. Rosc. A. 2. Aufl. Leipzig 1914.

46. Fr. Cauer, s. u. Nr. 86.
47. Ernst Meyer, Der Emporkömmling. E. Beitr. z. antiken Ethologie. Diss. Gießen 1913.
48. Hans Ranft, Quaest. philosophicae ad or. Ciceronis pertinentes. Diss. Leipzig 1912.
49. Phil. Gotzes, De Ciceronis tribus generibus dicendi in orationibus pro A. Caecina, de imp. Cn. Pompei, p. C. Rabir. perd. r. adhibitis. Diss. Rostock 1914.
50. *W. H. Palmer, The use of anaphora in the amplification of a general truth. Diss. Yale 1915.
51. Harold L. Axtell, Men's names in the writings of Cic., in: Class. Philology 10 (1915) 386.

Krüger (44) geht von der persönlichen Abneigung des Calvus gegen C. aus; als Calvus 16 Jahre alt war, wurde sein Vater de repetundis vor dem Prätor M. Tull. Cicero angeklagt, trotz der Fürsprache des Crassus verurteilt und starb — wohl infolge der ungeheuren Aufregung — unmittelbar darauf eines plötzlichen Todes. Später vertrat dann Calvus bald mit C. gemeinsam eine Sache (p. Sest. und wahrscheinl. p. Messio), bald war er Sachwalter der Gegenpartei (im 3. Vatiniusprozeß und wahrscheinlich im Prozeß des Asicius). Der extreme Atticismus des Calvus in seiner einseitigen, speziell auf Cic. gemünzten Färbung hat seinen tieferen Grund in dessen Zugehörigkeit zu den Neoterikern, a. O. S. 26 f. Die Schrift Kr.s enthält ein durch klare Darstellung ausgezeichnetes Kapitel „Cic. u. der röm. Atticismus" a. O. S. 17 f. Vgl. Ammon in BuJ 179 (1919. II) 143 u. 148.

Landgrafs (45) Einleitung orientiert vorzüglich über den Stil der Quinctiana und Rosciana, die der 1. Periode der Cic.schen Beredsamkeit angehören. Auch C.s Hinneigung zum Asianismus und sein späterer Kampf gegen die eigene redundantia werden besprochen. Über die Vorzüge des ungemein reichhaltigen Kommentars, der der ersten Auflage gegenüber überall Verbesserungen und Erweiterungen aufweist, braucht hier kein Wort gesagt zu werden.

Eine Anzahl von Verbesserungsvorschlägen s. in den Rez. v. Stangl in BphW 34 (1914) 1635, Ströbel in BayrGy 50 (1914) 313, Luterbacher in JPhV 40 (1914) 265; zu dem von Landgr. S. 79 zitierten libenter libere vgl. Schmalz in BphW 1915, 125. S. a. die Rez. v. Kornitzer in ZöGy 46 (1915) 311. — § 72 hält Ref. an der La adluantur fest; zu den von ihm früher beigebrachten Stellen vgl. noch Verr. V 96, wo der cod. Reg. Paris. falsch abluantur statt adl. liest. Zu § 80 perfundere vgl. die vom Ref. in WklPh 31 (1914) 646 zitierte Stelle aus Plat. Euthyd. 277 D.

Der die Rhetorik betreffende Abschnitt in Meyers (47) Arbeit

über den Emporkömmling hat folgenden Inhalt: Die Verspottung des νεόπλουτος, schon der Jambik und der alten Komödie geläufig, wurde von Lysias und Demosthenes in die Topik des ψόγος aufgenommen. Auch in Rom war der Parvenu eine bekannte Bühnengestalt, sonst könnte ihn Cic. Phil. II 67 nicht zu einem Vergleich mit Antonius heranziehen. Schon Lucilius verspottete den durch Rücksichtslosigkeit reichgewordenen praeco; Cic. spricht Quinct. 95 von praeconius quaestus und geißelt ib. 93 den Luxus dieser Leute, vgl. ib. 94 quaestum et sumptum Galloni; Rosc. A. 134. Auf die Sucht des Emporkömmlings, seinen Namen zu ändern, scheint Rosc. A. 124 (illud nom. aureum Chrys.) anzuspielen. Die Vorwürfe Cic.s gegen Naevius stellt M. a. O. S. 84 zusammen; interessant ist die dortige (An. 4) Stellensammlung zur Klage des Redners über die ungerechte Verteilung der Glücksgüter. — Den Chrysogonus griff Cic. trotz seiner Angst vor Sulla entschiedener an als den Naevius, vgl. a. O. S. 85; die jetzt infolge einer Lücke fehlende Charakterschilderung des Chrys. kann z. T. aus dem schol. Gron. gewonnen werden. In diesen Erstlingsreden hält sich Cic. noch streng an die griech. Vorbilder. Viel persönlicher und heftiger geht er gegen Piso vor (Pis. 53, 62, 67; frg. 9—14). Wenn er aber diesem vorwirft, er habe sich als Sproß einer Provinzlerfamilie in die röm. Nobilität eingedrängt (frg. 9, 10, § 67), so hat er sich bloß lächerlich gemacht, denn gerade er galt ja lange als Typus des privaten und politischen Emporkömmlings (s. unten Nr. 100). Lobende Worte für den Emporkömmling fand die griech. Literatur nur einmal, Demosth. XXXVI. Cicero dagegen lobt den politischen homo novus als strebsamen Mann von ausdauerndem Fleiß, Verr. III 7, V 180; mit berechtigtem Stolze wies er auf seine eigenen Erfolge hin. — Rez. v. Süß in WklPh 31 (1914) 465.

Über jene θέσεις, die auch dem Redner zustehen, spricht Cic. de or. II 68 in der Person des Antonius; er faßte das Wort in weiterem Sinne als Philosophen u. Rhetoren, ib. 134, III 111f., und hielt die Reden für die besten, die sich vom speziellen Fall zum Allgemeinen erheben, de or. III 120, or. 45. Selbst für das κρινόμενον in einer causa coniecturalis verlangt er dies, de or. II 134. Ranft (48) stellt nun im 1. Teile seiner Dissertation (quaest. theticae) alles zusammen, was in p. Mil. und p. Rosc. A θετικῶς gesagt ist, gibt aber zu, daß zwischen Thesis, Sentenz und loc. communis nicht immer leicht zu scheiden ist. Während sich in den genannten Reden viele θέσεις finden, ist das Gegenteil bei den griechischen der Fall. R. hat 18 Reden des Demosth., Isaios, Lys.,

Isokr. und Andok. untersucht und nur vier eigentliche θέσεις gefunden. Mit Recht konnte also Cic. von sich sagen: fateor me oratorem . . . non ex rhetorum officinis, sed ex Academiae spatiis extitisse, or. 12. Im 2. Teile (quaest. dialecticae) bespricht R. die Kunst der logisch scharfen Disposition der Mureniana; die Dispositionen von Grumme, Strenge und Ziegeler werden berichtigt. Allerlei Schwächen findet R. bei Dem. adv. Lept. und in Aristocr., er hebt hervor, daß Cic. die confirmatio und refutatio als Einheit (argumentatio) gefaßt und behandelt wissen wollte, während sie bei Dem. häufig äußerlich auseinanderfallen. In den Philippicae bezeugt der häufige Gebrauch von igitur und ergo die dialektische Schärfe. In Schlußfolgerungen begegnet igitur (ergo) in allen Reden vor der Marcelliana 157 (9) mal, in den Caesarianae und Philippicae, also jenen Reden, die in die Zeit fallen, wo Cic. sich viel mit Philosophie beschäftigte, allein 80 (24) mal. Itaque wird nicht häufiger; auch in den philos. Schriften ist igitur beliebter als itaque (977 : 343), weil es eine stärkere folgernde Kraft besitzt. In den Reden dagegen, die sich nicht in streng logischen Schlüssen bewegen, findet man igitur 493 mal [hier zählt R. offenbar auch das igitur in der Frage mit], itaque 368 mal [vgl. Parzinger, Diss. Erlangen 1910, 138]. Einige Stellen der Philippicae könnten geradezu in einer philosophischen Abhandlung stehen, z. B. II 30 f. Im 3. Teil (quatenus in orr. Cicc. studium philosophiae reluceat sententiis) zählt R. die Stellen auf, an denen Cic. über allgemeine Sätze ausführlich handelt, Rosc. A. 66, Cael. 39, red. pop. 22, Planc. 80, Arch. 12, dann jene, wo Philosophen erwähnt oder ihre Lehren besprochen werden, Pis. 42, 59, 65, 68; Sest. 23, 47; red. sen. 14, har. resp. 18, Mur. 61, Balb. 3. Diese Stellen hatte Lieby in der Pariser These 1901 behandelt; R. geht über ihn hinaus, indem er eine Reihe von Stellen bespricht (Planc., Scaur., Rab. P., Mil., Marc., Deiot.), wo Cic. philosophische Begriffe und Sätze verwendet, was vor der Planciana selten (C. Rab. 29, har. resp. 19) der Fall ist. Hierbei untersucht R., ob ein solcher Satz auf eine bestimmte philosophische Sekte zurückzuführen ist, ob er mit Äußerungen Cic.s in den phil. Schriften verwandt oder erst in der betr. Rede geprägt worden ist; auch die Abweichungen von der stoischen Lehre werden festgestellt. Über p. Scaur. s. a. O. S. 63, über Mil. 83 S. 64, über Deiot. 26 S. 69. Die Philippicae sind wieder eigens behandelt. Dieser Teil ist der wertvollste der Arbeit und ein Beweis für Cic. nat. d. I 6 orationes . . . refertae philosophorum sententiis.

Ein ausführlicher Bericht über Gotzes (**49**) Dissertation ist nach der eingehenden Anzeige Nohls in WklPh 32 (1915) 869 überflüssig. Die Abhandlung ist ein unentbehrlicher Beitrag zur Kenntnis des genus tenue, medium und sublime und ihrer Unterschiede. Hingewiesen sei nur auf die zahlreichen Ähnlichkeiten, die G. für die Verwandtschaft des g. tenue (p. Caec.) mit der Umgangssprache gesammelt hat. Vgl. a. Ammon in BphW 1916, 239, wo einige Mängel der Arbeit besprochen sind, und in BuJ 179 (1919. II) 73.

Axtell (**51**) sucht, z. T. gegen Lahmeyer (Philol. 1865, 469), die Unterschiede festzustellen, die in der Bezeichnung einer Person durch Praenomen, Nomen und Cognomen oder Praenomen und Nomen usw. liegen. M. Ter. Varro schließt offizielle Erwähnung, genaue Feststellung der Person, förmliche oder ehrende Nennung ein; nicht so formell klingt M. Varro; noch weniger formell, aber herzlicher M. Terentius. Cicero heißt in der Familie, im Senat und vor Gericht M. Tullius (Verr. IV 79, dom. 44, 47, 50, Cat. I 27, Mil. 94, vgl. Schulze, Z. Gesch. d. lat. Eigenn. 492 An. 2; Tull. 29). Nur Tullius heißt er div. Caec. 51, doch Pis. 72 M. Cicero, wie Lig. 6; an letzterer Stelle mag etwas Rühmendes darin liegen. Im Gegensatz zu den Inschriften wird der Angabe der Abstammung die Tribus nur zweimal beigefügt: Quinct. 24, Verr. II 107. In der Rede für Milo wechselt Cic. zwischen der feineren Form T. Annius und der weniger formellen Milo; in den erregteren Stellen gegen den Schluß hin heißt es T. Annius. Gewöhnlich wird das Pränomen im weiteren Verlauf der Rede weggelassen, vgl. L. Catilinam II 1 u. 3, bloß Catilina §§ 6, 7 usw., C. Rabirius § 1, aber Postumus gleich darauf, Q. Caecili in den ersten 7 Kapiteln, bloß Caecilius später. Mit Pränomen und Nomen wird der Vorsitzende eines Gerichtshofes angesprochen. — Vgl. die Inhaltsangabe der BphW 1915, 1610; s. auch Hartmann in Glotta 9 (1918) 250 über Axtell und Bacherler (s. oben S. 82 Z. 5 v. u.).

VI. Rhythmus.

52. Carol. Zander, Eurythmia vel compositio rythmica prosae antiquae. III Eurythmia Ciceronis. Leipzig 1914.

53. Th. Zielinski, Der konstruktive Rhythmus in Ciceros Reden. Der oratorischen Rhythmik 2. Teil. Leipzig 1914.

54. A. W. de Groot, Vorläufige Mitteilung zu Zielinskis konstr. Rhythmus, S. 5 ff., in: BphW 34 (1914) 1054.

55. Groot, Prosarhythmus, in: BphW 35 (1915), 1135.
56. *Groot, Methodological investigations into the rhythm of Greek Prose, in: The Classical Quarterly 9 (1915) 231.
57. Groot, Eine neue Methode der Klauselforschung, in: BphW 37 (1917) 1158.
58. Franz Novotný, Eine neue Methode der Klauselforschung, in: BphW 37 (1917) 217.
59. *Novotný, Aus der neuen Literatur über die Rhythmen der antiken Prosa (tschechisch), in: Listy filol. 41 (1914) 88, 192, 414.
60. *Friedr. Gropp, Zur Ästhetik der statistischen Beschreibung des Prosarhythmus, in: Fortschritte der Psychologie VI 43. Vgl. die Rez. von Draheim in WklPh 35 (1918) 176.
61. Gotzes, s. oben Nr. 49.
62. Wilh. Kroll, s. oben Nr. 41.
63. Wilh. Zillinger, Der Einfluß des Zitats auf die Klausel bei Cicero, in: BayrGy 50 (1914) 361.
64. F. di Capua, Cicerone, orator, 217, e la clausùla eroica nella prosa metrica greca e latina: Bollettino di filologia classica 20 (1913) 47.
65. J. K. Schönberger, Klauseltheorie und Textkritik, in: WklPh 31 (1914) 1430.
66. *Jos. May, Kritische Bemerkungen zu den Reden des Demosthenes nebst einem Anhang über Cic.s Rede in Pisonem. Progr. Durlach 1914.

Über Nr. **52—60** muß auf den Bericht Ammons in BuJ 179 (1919. II) 87—98, 99—115 verwiesen werden; nur sei noch auf die Besprechung der Werke Zielinskis und Zanders durch Kroll in Glotta 8 (1917) 324f. aufmerksam gemacht; über Ziel. s. auch Rem. Sabbadini[1]) in Athenaeum 2 (1914) 4. Heft und Luterbacher im JPhV 40 (1914) 250f. — Der Aufsatz de Groots in CQ 1915 bezieht sich anscheinend nicht unmittelbar auf Cic., vgl. die Inhaltsangabe in BphW 1915, 1578.

Gotzes (**61**) bespricht a. O. S. 91 einige Verschiedenheiten der Klauseln in den drei genera dicendi. In p. Caec. (genus tenue) sind die Klauseln freier, wie die Sprache überhaupt; hier finden sich auch heroische Klauseln, die man p. C. Rab. (g. sublime)

[1]) Sabb. selbst handelte über rhythmische Fragen in: Storia del cic. S. 14, Mus di antich class. III 403 An. 1, La scuola . . . di Guarino S. 74f., Riv. di fil. 25 (1897) 600f.

vergebens suchen wird. Die rhythmischen Schlüsse sind in der Pompeiana am kunstvollsten. Ditrochäus und Kretikus + Trochäus, die zum ruhigen Fluß der Rede passen, machen in Pomp. 67,2 % aus, in Rabir. 55,2 %, in der Caec. nur 50,7 %. Der Ditrochäus bildet in der Pomp. 84 mal, in der Caec. 76 mal die Klausel, Kretikus + Trochäus in der Pomp. 74 mal, in der Caec. 72 mal. Paeon I + Trochäus fand G. in der Pomp. 27 mal, in der Caec. nur 14 mal. Oft dienen die Verba puto, existimo, arbitror, videor nur der Erzielung einer beliebten Klausel, besonders in der Pompeiana. — Dieser Einfluß der Klausel erstreckt sich auch auf den Modus. Kroll (62) weist a. O. S. 144 darauf hin, daß har. resp. 37 auf zwei indikativische Relativsätze ein mit possit intrare (Kret. + Troch.) schließender folgt. Ebenda fügt er in Anm. 3 zu den von ihm Neue Jahrb. 25 (1910) 326 gesammelten Beispielen hinzu Font. 49 praesit . . . gesserunt, wo die Änderungen an gesserunt die Klausel verschlechtern; Clu. 10 ad accusandum descenderit liegt eine merkwürdige Attraktion zum vorausgehenden possit vor und die Bevorzugung des Dicreticus [hier Molossus!] vor Creticus und Trochäus wirkt mit. Zu Rosc. Am. 65 polluisset . . . potuisset hat schon Cauer die Attraktion bemerkt und dazu kommt, daß potuisset eine Klausel ergibt, posset dagegen nicht.

Zillinger (63) hat in der Würzburger Dissertation 1911 (Cic. und die altröm. Dichter) S. 107 An. 3 [zu Planc. 20] darauf aufmerksam gemacht, daß Cic. dem Rhythmus zuliebe gelegentlich ein im Satzschluß stehendes Zitat abändert. Er fügt nun als weitere Beweise für seine Behauptung hinzu: red. sen. 33 numquam infitiando suspicionem hominum curamque minuerunt (curamque imminuerunt hätte eine heroische Klausel ergeben, vgl. Pis. 82 das aus Accius 234 Ribb. stammende Zitat); Pis. 46, Rosc. A. 67 ist aus dem gleichen Grunde taedis ardentibus (nicht ardentibus taedis) gestellt; Balb. 51 ist das Metrum des Zitats durch die Einschaltung von inquit und die Umstellung erit mi gehemmt, dann das Zitat überhaupt abgebrochen; Mur. 30 ist das Zusammenfallen des Hexameterschlusses miles amatur durch vestrum . . . iacet vermieden, dann stört wieder ein inquit den hexametrischen Rhythmus. [Dafür ergibt rem repetunt einen pentametrischen Schluß oder einen Verstoß gegen Ziel.s Komplosionsgesetz A.] Balb. 51, Mur. 30 und vielleicht auch Planc. 20 enthalten die einzigen Stellen aus den Annalen des Ennius, die in den uns bekannten Reden Cic.s vorkommen; Lucilius wird in ihnen überhaupt nicht zitiert. Scheu vor dem hexametrischen Rhythmus ist gewiß hier mit-

bestimmend gewesen. In den philosophischen und rhetorischen Schriften, sowie in den Briefen ist dagegen kein einziges Zitat im Interesse des Satzrhythmus abgeändert.

F. di Capua (64) sucht den Widerspruch zwischen orat. 217 und der Praxis Ciceros damit zu erklären, daß Cic. in der Theorie weitherziger war. Die genannte Stelle sei also nicht durch Konjektur zu ändern. Cicero füge hier den Klauseln, die er selber bevorzugt, nach einer griechischen Quelle und aus Höflichkeit gegen Brutus noch einige andere hinzu (⏑ – | – ⏓, ⏑⏑⏑ | – ⏓ und – ⏑⏑ | – ⏓), die die großen Attiker, z. B. Isokrates und Demosthenes, gebraucht hatten und die von den Attizisten übermäßig angewandt wurden. Mit Berufung auf Quint. 9, 4, 75, die spärlichen Frgm. des Brutus und seine Briefe, ferner auf G. Curcio (de Cic. et Calvi reliquorumque Attic. arte dic. quaest., 1899) und Bornecque (Les claus. métr. lat.) betont Capua, daß die Attizisten durchaus nicht Gegner des Prosarhythmus waren. Bei Demosthenes kommt die claus. her. sehr oft vor, z. B. in den olynth. Reden allein 96 mal; bei Cic. begegnet sie am Periodenschluß nur 107 mal (nach Ziel.), am Schlusse von incisa oder membra 71 mal (nach Laurand), s. BuJ 1914, II 312 f., wo die Zahl 71 auf 69 reduziert wurde. In der Kranzrede treffen auf 509 Klauseln vor großen Pausen 49 claus. heroicae in drei Typen, also 9,6 % gegen 0,6 % bei Cic. Zander hebt also die Beliebtheit dieser Klausel bei Dem. mit Recht hervor. Auch bei Isokrates (Paneg. u. Hel.) ergeben sich hohe Ziffern für die cl. heroica. Der majestätische daktylische Rhythmus bildete bei ihnen das Gegengewicht zu den hüpfenden Ditrochäen und Kretikern und der Wucht der Dispondeen. Die Asianer hingegen gebrauchten die cl. her. so gut wie gar nicht und den Choriamb nur selten; sie bevorzugten Kretikus + Trochäus, Dikretikus und Dichoreus, auch lösten sie des weichen Rhythmus wegen die Längen des Kretikus gern auf. Cicero schloß sich in der Wahl der Klauseln den Asianern an, mied in der Praxis die cl. her. und bevorzugte Kretikus + Trochäus u. den Dichoreus. Brutus verwarf den häufigen Gebrauch von Kretik. + Troch., vgl. Quint. 9, 4, 64, und gebrauchte den Dakt. + Spondeus. In der Theorie, or. 217, bespricht Cic. aber nicht nur die von den Asianern und ihm selbst, sondern auch die von den Attikern gebrauchten und von Brutus bevorzugten Klauseln. Bei dieser Auswahl folgt er vielleicht dem Molon oder einer griech. Quelle, die auf die rhodische Schule zurückging. Der Widerspruch zwischen der Theorie und Praxis Cic.s ist also nur scheinbar, Brutus und die zeitgenössischen

Leser waren sich darüber klar [?], wie Cic. es meinte. In der Meidung der cl. her. folgte Cic. seinem guten Geschmack. Besonders mied er den Typ –◡◡|–– und –◡|◡––, weil das der Periode einen hinkenden Schluß gegeben hätte; bei Dem. und Isokr. ist der Typ –|◡◡–⏓ am häufigsten; –◡|◡–⏓ kommt bei Dem. ziemlich oft, bei Isokr. viel seltener vor. Die Folgezeit schloß sich in der Auswahl der Klauseln an Cic., nicht an Brutus an. Interessant ist a. O. S. 50 An. 3 die Feststellung, daß Kret. + Troch. bei Dem. und Isokr. an dritter Stelle, bei Cic. und den Asianern an erster Stelle steht. [Auf die neuere Literatur zu Cic.s orator, z. B. Kroll und Münscher, hat C. nirgends Rücksicht genommen, s. über letztere Ammon in BuJ 179 (1919. II) 97 f.]

Ref. (65) verteidigt die La fast aller Hss zu leg. agr. II 59 referre iubet gegen referri i. (Lag. 9, Ziel. Clauselg. 201), obwohl ersteres eine schlechtere Klausel ergibt. — Mit Recht bemerkt auch Sternkopf zu Phil. VIII 83: referant] referrent vermutet Zielinski, um eine gute Klausel zu erhalten. Dieser Konj. Imp. wäre syntaktisch möglich; aber es fragt sich doch, ob die rhythmischen Gesetze auch bei der Formulierung eines Antrages maßgebend waren. — So wendet sich auch Gotzes S. 93 An. 3 gegen die Tilgung der claus. heroica: A. C. Clarkius (or. p. Caec. 24) a vulgata lectione „est alienum" recedens ingeniose, ut solet, emendare studet „sit alienum"; quamquam illa quidem lectio mihi nihil praebere offensionis videtur, praesertim cum a sermone ipsius Caecinianae magis naturali non abhorreat clausula heroica, quod satis liquet ex exemplis supra allatis [Caec. 18 bonis ut haberet, 28 abesset ab urbe, 88 restituatur] et aliis iisque interioribus, quas enumerat L. Laurand, Etudes etc. 168. — Die Klauseltheorie ist zunächst ein Schlüssel zum ästhetischen Verständnis der antiken Rede (und auch da hebt sein Bart, so kraus er ist, nicht alle Riegel), erst in zweiter Linie ein Kriterium der Textkritik; wo sie sich aber anmaßt, den Text gegen gute oder gar alle Hss zu tyrannisieren, da soll man ihr energisch die Tür weisen.

VII. Chronologie. Echtheitskritik. Umarbeitung der Reden.

67. Th. Zielinski, s. Nr. 53.

68. Theod. Opperskalski, De M. Tulli C.is orationum retractatione quaestiones selectae. Diss. Greifswald 1914.

Zielinski setzt a. O. S. 64 und 66 die Tulliana ins Jahr 71

[wie Kurt Hubert, s. Luterbacher, JPhV 39 (1913) 280]. Die Rede p. Rosc. com., die sich durch ihre Klauseltechnik als eine Anfängerrede darstellt, ist ihrer ganzen rhythmischen Struktur nach vorverrinisch (76 v. Chr.), s. Ziel. a. O. S. 66.

Über das Datum einiger Catilinar. und Philipp. s. Sternkopf, ob. S. 92 und 90.

Über die Echtheit der or. p. reditum s. Ziel. a. O. S. 68, über die der Mureniana [BuJ 167 (1914. II) 304] ebenda Anm. 8, über die der Marcell. ebenda S. 69, im allgemeinen S. 286.

Die Quinctiana ist rhythmisch strenger gebaut als die beiden anderen zivilrechtlichen Reden der 1. Periode; ihre schriftliche Ausarbeitung wird in eine etwas spätere Zeit zu rücken sein, in die Nachbarschaft der Caeciniana, s. Ziel. a. O. S. 67 und 71.

Über Umarbeitung der Catilinariae s. Sternkopf, ob. S. 92.

Opperskalski (68) sucht in sechs Reden die Zusätze zu finden, die C. bei der Herausgabe gemacht hat. Diese sind nach ihm: Rosc. A. 56—57, 59—61 (58 dient der Verbindung), 89—91, Cluent. 105—113, 145 b—149, 150 b—155, Mur. 2 b—11, 23—30 und vielleicht auch 55—56, Sest. 31, 35—55 a, 103—142, Planc. 83—94, Cael. 39—50. Die Einschaltungen dienen teils der Vollständigkeit der Beweisführung, teils rechtfertigt C. sein Vorgehen (z. B. p. Mur. 2—10) oder verteidigt sich gegen Angriffe, teils will er seine sozialen und politischen Ansichten weiterverbreiten, teils trägt er Ausfälle gegen ihm unliebsame Personen und Zustände nach, die er in der gesprochenen Rede ohne eigenen Schaden nicht hätte anbringen können. Die Zusätze sind ohne besondere Rücksicht auf die damit entstehenden Unebenheiten eingefügt, meist mehrere zusammen an einer Stelle; so konnte die edierte Rede oft unvollkommener erscheinen als die gesprochene, dafür erhöhte der Schein der Improvisation die hohe Meinung vom Talente des Redners. — Die Arbeit O.s verdient Beachtung, besonders seine Ausführungen zur Caeliana, wo er zu ganz anderen Resultaten kommt als Norden (s. BuJ 167 [1914. II] 301); nach O. rechtfertigt C. in Cael. 39—50 seine in § 27—38 geäußerten, etwas laxen Ansichten. Auch für die Gliederung der Reden besitzt diese Arbeit Wert. Rez. v. Busche in WklPh 32 (1915) 652 und Luterbacher im JPhV 43 (1917) 115; letzterer ist wohl mit Recht durchaus nicht mit allen Behauptungen O.s einverstanden. [Zur Caeliana: *Giov. Batt. Gerini, Die pädagog. Ideen Cic.s (ital.), Turin 1914.]

VIII. Kommentare und erklärende Literatur.

S. a. unter Politik und Juristische Literatur.

69. G. Landgraf, s. o. Nr. 45.

70. *Alfr. John Church, The Roman life in the days of Cic. New York 1916.

71. Alois Früchtl, Die Geldgeschäfte bei Cic. Diss. Erlangen 1912.

72. Herm. Schultz, Der Geldwert in Ciceronischer Zeit, in: Sokrates II (1914) 75—84.

73. Einzelne Stellen.

Über Hänsel-Busche (Rosc. Am., Arch.: Leipz. 1912), Hachtmann-Ziegeler (Verr. IV: Gotha 1913), Emile Thomas (Verr. V: Paris 1913), Hachtmann-Wagener (Catilinariae: Gotha 1913) vergl. Luterbacher im JPhV 39 (1913) 280ff.

Landgraf (69) „war vor allem bestrebt, die sachliche Erklärung, die in der 1. Auflage hinter die sprachliche etwas zurückgetreten war, zu ihrem Rechte kommen zu lassen".

Für Ref. waren besonders interessant die Erklärungen von parricida und poena cullei. Zu letzterer einige Bemerkungen: In den Württemb. ländlichen Rechtsquellen I 228 heißt es: Erschlägt jemand einen Verwandten . . ., so soll der Totschläger mit einem Hund, Haushahn, Schlange oder Affen in einen Sack eingenäht und in das nächste Wasser geworfen werden. — Zur Verachtung des Hundes vgl. man die Vorschrift bei Michelsen, Samml. altdithmar. Rechtsquellen 1842 S. 79: Ein erschlagener Geächteter soll daliegen wie ein totgeschlagener Hund. — Merkwürdig ist, daß Hund, Hahn und Katze zu Eidesleistungen vor Gericht in bestimmten Fällen mitgebracht werden, s. Grimm, Weistümer IV 470. Dem erschlagenen Angreifer wird der geköpfte Haushahn auf die Brust gelegt und damit ist der Angegriffene gebüßt, Grimm, Weistümer III 308. Ref. verdankt diese Stellen dem Büchlein von H. Planitz. Handhaft u. Blutrache (Leipz., Voigtländer).

Mehrere Einwände gegen L.s Erklärungen erhebt Luterbacher im JPhV 40 (1914) 265f.

Früchtl (71) behandelt in seiner Dissertation, die sich durch klare Darstellung und Gründlichkeit auszeichnet, die Geldgeschäfte, welche in C.s Briefen und Reden begegnen; von letzteren kommen natürlich Quinct., Rosc. com., Verr., Font., Caec., Flacc., Rab. Post. am meisten zur Sprache. Ausführlich besprochen sind Flacc. 43 (S. 12), Rab. Post. 40 (S. 27), Caec. 16 (S. 40), Font. 1 (S. 61), Quinct. 15f. (S. 62 Anm.). Cicero selbst lieh Geld nicht des Gewinnes wegen aus, sondern aus Gefälligkeit oder um Mächtige sich zu verpflichten; es ist nicht ausgeschlossen, daß er Zinsen nahm, jedenfalls aber keine Wucherzinsen; seine Darlehensgeschäfte

fallen durchweg unter den Begriff mutuum. Ciceros Gläubiger und Schuldner stellt Fr. a. O. S. 71 f. zusammen. Auch die Geldgeschäfte des Q. Cicero bespricht Fr., desgleichen die der Spekulanten (equites), die in C.s Reden erscheinen, der Curtii, des C. Rab. Post., P. Sittius, der Fufii, der Castricii und des Decianus (a. O. S. 109 f.). Unter den Wucherern erhält Verres ein eigenes Kapitel; er verlangte 24 %, M. Jun. Brutus freilich gar 48 %. Cicero setzte für seine Provinz Cilicien 12 % fest, jedoch mit Zinseszins, den der Senat verbot (a. O. S. 160). — Leider fehlt ein Verzeichnis der Fachausdrücke und der behandelten Stellen. — Rez. v. Luterbacher, JPhV 40 (1914) 263 f. Fr. setzt, wie herkömmlich, HS = 0,1754 M. usw. Gegenüber dieser mechanischen Einsetzung des modernen Silberwertes nach der früheren Methode, die den Getreidepreis zum alleinigen Wertmesser der Kaufkraft des Geldes machte, will Schultz (72), einer Anregung Andr. Walthers folgend, durch andere Vergleichungen den antiken Geldwert unserer Anschauung näher bringen. Ein Beispiel: der Taglöhner verdiente zu C.s Zeit (Rosc. com. 28) 12 leichte As = 3 HS, der ungelernte Arbeiter um das J. 1914 (!) etwa 1,50 M. Das ergibt ein Verhältnis wie etwa 1 : 3 für die Kaufkraft des Edelmetalls in den genannten Zeiten. Die gleiche oder doch fast gleiche Relation findet Sch. bei Betrachtung des Ritterzensus, der Angaben über die Vermögen und den Wert von Häusern und Grundstücken, der Nachrichten über Baukosten, Mietpreise, Honorare und Werte von Kunstwerken. Sehr interessant ist das Verzeichnis (a. O. S. 83) der erlaubten und unerlaubten Einnahmen der Beamten und der Summen, die für Wahl- und Prozeßbestechung sowie für Spiele ausgegeben wurden.

Einzelnes: p. Quinct. 17 *A. Nagl, Die Rechentafel der Alten, in: S. d. Wien. Akad. 177, 70. ibid. 18 zitiert E. Levy, Privatstrafe und Schadeners. im klass.-röm. Recht, Berlin 1915, S. 19 An. 1. ibid. 60 s. o. u. Textkrit., ob. S. 94. — in Verr. II, III 37, IV 36: *Arth. Stein, Untersuch. zur Gesch. u. Verw. Ägyptens unter röm. Herrschaft, Stuttgart 1915). ibid. IV 110: Gruppe in BphW 1915, 1565 f. ibid. V 108 (fides) Fraenkel in RhM 71, 187 f. Caecin. 7: E. Levy a. O. S. 50 An. 2 (religio = officium). leg. agr. II 17: O. Th. Schulz, Wesen d. röm. Kaisert., Paderb. 1916. ibid. 36: Leop. Wenger, Zum cipp. Abell., S. d. bayer. Ak. d. W. 1915, S. 37 An. 2 des Sonder-Abdr. „Bezüglich der Möglichkeit der Ausscheidung einer Sache aus dem Kreise heiliger Sachen zeigt zunächst . . . die Tempelordnung [für den

Juppitertemp. in Furfo], daß Veräußerung durch den Verkaufsberechtigten möglich ist und damit das verkaufte Weihgeschenk profan wird. Der gleiche Gedanke wird von Cic. in seiner 2. Rede gegen das servil. Ackergesetz 2, 36 sacella — vendent vertreten. Vgl. har. resp. § 9, c. 7. 8." ibid. II 38 u. 50: M. Gelzer in BphW 1916, 941. ibid. II 67 ager — cultus sit: Gelzer a. O. Sp. 11. har. resp. 9, c. 7. 8: L. Wenger a. O. S. 34 An. 1: Frontin 56, 21f. 57, 1f. berichtet auch über verschiedene Kontroversen über die loca sacra der röm. und anderer Gemeinden. Es kann sich dabei außer um Abgrenzungs- und Ausmessungsfragen auch um die Rechtsfrage der Gültigkeit der Konsekration oder deren Aufhebung handeln, wozu Rudorff, Feldmesser II 460 auf Cic. de har. resp. 9, c. 7. 8 verweist." imp. Pomp. 9 und 22: *Ellis H. Minns, Scythians and Greeks, Cambr. 1913. Catil IV 21 in Africam redire atque Italia decedere ist nach H. C. Nutting in Class. Journ. 11 (1916) 298 kein hysteron-proteron, sondern = und (damit) It. verlassen. Mur. 26: P. Wendland, Symbol. Handlungen als Ersatz oder Begleitung der Rede, in: N. Jahrb. 19 (1916) 244 mit Anm. ibid. 29 ex.: J. J. Hartman in Mnem. 43 (1915) 245: Catull c. 49 rühmt sich, zu der jungen Dichterschule zu gehören, von deren Verspottung als cantores Euphorionis durch Cic. er gehört hatte; die Handhabe zur Rückgabe des Spottes [optimus!] liege nach Damsté in Cic.s Worten „in qua — fuerunt". ibid. 32 und 34: Minns a. O. p. Flacc.: Vict. Chapot, La province proconsulaire d'Asie, Paris 1904, 41. dom. 49: Wenger a. O. S. 49: „Da für die res sacrae der Staat erhaltungspflichtig war, begreift man Bestimmungen gegen Widmung von Privateigentum zur res sacra (Verbot der lex vetus tribunicia des Q. Papirius bei Cic. dom. 127) schon um das staatliche Kultusbudget nicht zu sehr durch solche Widmungen zu belasten." Sest. 137: *E. Bux, Das Probuleuma bei Dion. von Hal. Diss. Leipz. 1915, 85. Cael. 33: *L. Delaruelle in Rev. archéolog. 21 (1913) 163. ibid. 60: *J. Wackernagel, Zu den Verwandtschaftsnamen, in: Festschr. f. K. Andreas. Leipz. 1916. Pison. 81: Reni fossam benützt J. Hopfner in N. Jahrb. 19 (1916) 148 zur Erschließung von kelt. *Rĭc-ăn-os von *reca Graben. ibid. 85 (wohl auf Jovis Uri fanum bezüglich): *G. Kazarow, Revue archéol. 21 (1913) 340f. [Neue auf d. thrak. Gott Zbelsourdos bezügl. Inschriften]. Balb. 34: A. Nelson in Eranos 12 (1912) 200 will fulmen als „Stütze" (von fulcire) fassen; dazu bemerkt W. Heraeus in BphW 1915, 340: Was diese Stelle betrifft, so scheint mir die Frage nicht ohne Ein-

gehen auf Lucrez' Scipiades belli fulmen und die Nachahmung der Epiker von Vergil an gelöst werden zu können. Phil. V 5: Stein a. O. ibid. XI 30: Schulz a. O. Eine genaue Erklärung von prov. cons. 14 in exostra helluatur; antea post siparium gibt A. Körte in RhM 1897, 333. Für das Studium der Verrinen empfiehlt Laurand (s. u. Nr. 104) das Werk von D. Sladen, In Sicily., London 1901 und R. Hirzel, Die Strafe der Steinigung, in: Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 27 (1909) 226, 252, 262.

IX. Juristische Literatur.

74. *Emilio Costa, Cicerone giureconsulto. Parte 2: Il diritto publico. Bologna 1916.
75. *E. Costa, Cic. g. Parte 3: Il processo civile. Bologna 1917.
76. *E. Levy, Privatstrafe u. Schadenersatz im klass.-röm. Recht. Berlin 1916.
77. *C. Basombrino, La filosofia juridica de Cic., in: Revista Universitaria 9 (1914), Lima (Peru).
78. *E. Weiß, Studien zu den röm. Rechtsquellen. Leipzig 1914.
79. Rob. v. Mayr, Röm. Rechtsgeschichte. Leipzig 1912—13. Göschen (5 Bändchen).
80. Hans Bögli, Beiträge z. Lehre vom ius gentium der Römer. Mit einem Nachtrag zu d. Verfassers Abhandlung ü. C.s Rede f. A. Caecina. Progr. Burgdorf. — Bern 1913.
81. *E. G. Hardy, Political and legal adspects of the trial of Rabirius, in: Journ. of Philology 34 (1915) 12.
82. *Richard Wellington Husband, The prosecution of Catiline's associates, in: The class. Journ. 9 (1914), 4.
83. R. W. Husband, The prosecution of Archias. Ebenda S. 165.
84. *J. Duquesne, p. Flacco 30—32 et l' „in integrum restitutio", in: Annales de l'Université 20 (1908) 285. Grenoble.

Vgl. a. Lübkers Reallex. d. kl. Alt., unter Strafprozeß u. Zivilprozeßrecht.

Mayrs (79) röm. Rechtsgeschichte ist ein vorzügliches Handbuch, das mit Hilfe sehr genauer Register der Erklärung juristischer t. t. treffliche Dienste leistet; jene Stellen, die sich ausführlicher mit Cic. beschäftigen, sind schon in BuJ 167 (1914. II) S. 320 u. 344 A. 1 mitgeteilt. Rez. v. Thur in DL 1914, 123.

Bögli (80) weist nach, daß Cic. unter ius gentium nichts anderes verstand als die Historiker, nämlich die ungeschriebenen

natürlichen Rechtssätze und das im völkerrechtlichen Verkehr beobachtete Weltrecht; es ist das Recht, das bei allen Völkern Geltung hat, z. B. Unverletzlichkeit der Gesandten. Erst die Juristen seit Hadrian verbanden mit diesem Ausdruck einen anderen Sinn. — Von Erklärungen einzelner Stellen seien erwähnt: ius = ius civile, Planc. 87, Caec. 70; Verr. a. pr. 13 bedeuten communia iura jene Bestandteile des ius civile, die auch den Peregrinen zugänglich waren, leges und senatus consulta das ius publicum: Vat. 34 morem maiorum = ius civile; Verr. I 116 ius (= ius civile = auctoritatem iuris peritorum), consuetudinem, aequitatem, edicta . . . neglegit: mit ius, cons. und aequitas ist der ganze Kreis des ius privatum bezeichnet, vgl. Sest. 73, wo aber ius auch der allgemeine Begriff sein kann, zerlegt in mos maiorum und leges. Rosc. A. 143 more (= iure privato), lege (= iure publico), iure gentium. — Im Anhang bespricht B. die mannigfache Bedeutung, die das Wort aequitas bei Cic. annimmt. Aequitas ist das Prinzip des Rechtes, daher kann C. vom forum, dem Ort der Rechtsprechung sagen: forum, in quo omnis aequitas continetur Cat. IV 2. Überhaupt ist die Billigkeit das Rechtsprinzip der Gleichheit, Verr. III 6 iure aequo. Die Ausbildung des geltenden Rechtes hat nach den Anforderungen der Billigkeit zu geschehen, Phil. IX 11; so kann die aequitas zu den Rechtsquellen zählen, Verr. I 116; sie bildet die Richtschnur für den Richter, leg. agr. II 102, Verr. I 151, II 109, III 42, 181, 220; sie bildet den Gegensatz zum Gesetzesrecht, Verr. III 42, 181, Mil. 77. Als Prinzip der Interpretation verlangt die aequitas, daß man nicht am Buchstaben hafte, sondern den wahren Sinn der Rechtsvorschrift ausfindig mache, Mur. 27, Caec. 78, Phil. IX 11. Im weitesten Sinn ist sie das richtige Verhalten zu Göttern und Menschen. — Schließlich berichtigt B. zwei Erklärungen, die er im Progr. Burgdorf 1906 [s. BuJ 134 (1907. II) 172] zur Rede für Caecina gegeben hatte. B. gibt jetzt Erman Recht, der zu § 11 annimmt, daß hier eine Schiebung des Fulcinius wegen seines zu befürchtenden Konkurses vorliege [s. gegen die Annahme eines Konkurses und die von B. mit 100000 bezifferte Barmitgift der Caesennia: Luterbacher JPhV 39 (1913) 280]. Bei der Erklärung des Testamentes des jüngeren Fulcinius, § 12, sieht B. mit Erman in grande pondus argenti nicht mehr Geld, sondern Silber in Barren und Silberzeug. Ferner können die Worte „matri partem bonorum maiorem legavit“ nicht bedeuten „den größeren Teil“ usw., da dies gegen die lex Voconia verstoßen hätte, sondern „einen größeren, ziemlich großen, be-

trächtlichen Teil". Vgl. Erman in DL 1914, 2739. Husband (82) führt, laut BphW 1914, 313 aus, daß die Verhängung der Todesstrafe gegen den Geist und den Buchstaben der bestehenden Gesetze verstieß.

Husband (83) vermißt in der Literatur über die Archiana das nähere Eingehen auf den Rechtsfall. [Die Einleitung Sternkopfs kann dieser Vorwurf nicht treffen.] Er selbst gibt eine klare Darlegung der mit civitas Latina und civ. Romana verbundenen Rechte und bespricht dann die Wirkungen der lex Plautia und den Zweck der lex Papia. Die Verurteilung auf Grund dieses Gesetzes hätte wohl, wie aus Äußerungen Ciceros in der Rede für Balbus zu schließen ist, nur den Verlust der Privilegien des Bürgerrechts nach sich gezogen. Der Prozeß wurde vor einem praetor und vor iudices geführt; dies ist aber die Einrichtung einer quaestio perpetua. Daher möchte H. zu den quaest. perpetuae eine solche de civitate hinzufügen und meint, diese quaestio sei nach herkömmlicher Sitte durch die lex Papia selbst bestimmt worden, da wir sonst von ihr keine Kenntnis haben. [Sternkopf spricht richtiger von einer quaestio extraordinaria.] Die Anklagepunkte waren folgende: 1. Archias war nicht Bürger von Heraklea, 2. er hatte keinen gesetzmäßigen Wohnsitz in Rom, 3. er hat sich vor keinem Prätor gemeldet, 4. er war nie als Bürger anerkannt, denn sein Name erscheint nicht in den Censuslisten. Ciceros Antwort wird genau disponiert (zu 2: in § 9 sedem omnium rerum ac fortunarum eqs. ist nach H. das ius commercii gemeint, das mindestens die civitas Latina voraussetzt). Die Beweisführung endet § 11 Est enim obscurum . . . censam. Der Rest dieses Paragraphen ist nach H. eine Zugabe, die beweisen soll, daß Archias von römischen Beamten als Bürger anerkannt worden war. Vielleicht habe Cic. damit sagen wollen, daß jene Beamten auf Grund von Nachforschungen sich von dem berechtigten Anspruch des Archias auf das Bürgerrecht überzeugt hatten. Die genannte Zugabe besteht aus 3 Teilen: 1. testamentum saepe fecit nostris legibus, 2. adiit hereditates, 3. in beneficiis ad aerarium delatus est. Über den letzten Punkt sind wir ganz im unklaren, nur schließen können wir, daß bloß Bürger solche Geschenke erhalten konnten.

X. Politik.

85. *M. Gelzer, Die Nobilität der röm. Republik. Leipzig 1912.
86. Friedr. Cauer, Cic.s rhetorische Politik, ein Spiegelbild

romanischer Denk- und Handlungsweise (Vortrag in der histor. Gesellsch. zu Berlin, 1916).

87. *E. Costa, Cic.s Theorie der Republik, in: Geisteswissenschaften 1 (1914) 902.

88. *Charles Edwin Bennet, Der Prozeß des Verres, in: Nation 1916, 24. Febr., New York.

89. *E. Ciaceri, Gabinio e Rabirio nei processi del 54, in: Studi storici VI.

90. C. Bardt, Caesar u. Cic. in Ravenna (Vortrag im philol. Verein zu Berlin, 1914).

91. *J. D. Duff, Cicero's commission and movements at the beginning of the civil war, in: Journal of Philol. 33 (1914) 174.

92. *Erich Becht, Regeste über d. Zeit v. Caesars Ermordung bis z. Umschwung in d. Politik des Antonius (15. März bis 1. Juni 44 v. Chr.). Diss. Freib. i. Br. 1911.

*W. W. Fowler, Social life at Rome in the age of Cic. London 1908.

S. a. Wichmann, u. Nr. 117 und Hardy, o. Nr. 81.

Gelzer (85) erklärt zahlreiche Stellen in p. Font. und p. Mur.; a. O. S. 22 f. stellt er eine Liste der Römer auf, denen Cic. das Prädikat nobilis erteilt.

Cauers (86) Vortrag ging, laut S. d. histor. Ges. zu Berlin 1916 Nr. 2 S. 3, von dem Selbstgefühl der roman. Völker aus, das sich vor allem auf die aus dem sinkenden Altertum ererbte Rhetorik gründet. Rhetorisch im besonderen Sinne wird die Politik da, wo die Beredsamkeit auf die Wahl des politischen Zieles Einfluß gewinnt, indem der Redner entweder eine Tendenz nur deshalb vertritt, weil sie besonders geeignet ist, rednerische Erfolge zu erzielen, oder, weil seine Kunst von einem Machthaber oder Geldgeber erkauft ist. Ein Typus des rhetor. Politikers ist Cicero. Bestechlichkeit im groben Sinne haben ihm freilich selbst seine härtesten Beurteiler nicht vorgeworfen, wohl aber nahmen Drumann und Mommsen an, er habe sich in seinen polit. Schwankungen nur durch sein persönliches Interesse bestimmen lassen. Diese Auffassung geht zu weit. Nach der Rückkehr aus dem Exil und dann wieder nach der Schlacht bei Pharsalus unterwarf er sich Cäsar allerdings nur aus Furcht vor der Macht, im übrigen aber erklärt sich seine Haltung durchweg aus bleibenden Grundanschauungen. Im röm. Staat schien ihm der von den griechischen Philosophen gesuchte Idealstaat verwirklicht. Die Vorschriften des positiven

Rechts hatten für ihn das Ansehen moralischer Gebote. So verbargen sich ihm die Tatsachen in philosophischem Pathos; er verkannte das Hauptbedürfnis der Zeit, die Erneuerung des röm. Bauernstandes, und ihren stärksten Machtfaktor, das Heer in der Hand des Feldherrn. Der Vortrag Bardts (**90**) hatte, laut Sokrates 2 (1914) 633, folgenden Inhalt: Die Zusammenkunft Caesars und Ciceros in Ravenna war für das Verhältnis der beiden Männer wichtig, wenn auch nicht so wichtig wie die Konferenz von Lucca. Es galt die letzten Hindernisse für Caesars Übergang zum zweiten Konsulat zu beseitigen. Leicht war das nicht, denn Cic.s hochbegabter Freund M. Caelius Rufus war dagegen, aber Cic.s schmeichlerischer Beredsamkeit gelang es, den jungen Brausekopf zu überzeugen, daß er besser täte, mildere Saiten aufzuziehen; die gefürchtete Intercession fand nicht statt, das Gesetz ging durch, und Caes. erreichte einen zweiten glänzenden persönlichen Erfolg über den jungen Redner. Die Zeitverhältnisse ordnen sich leicht so, daß die Zusammenkunft in Ravenna von etwa dem 11. April 52 alten Stils bis zum 1. Febr. julianischen Stiles stattfand, zu einer Zeit, wo Caes. in den Cevennen, die sich bis 4000 Fuß erheben, noch Schnee genug vorfinden konnte.

Der Aufsatz Duffs (**91**) wird in BphW 1915, 380 wie folgt exzerpiert: Cicero, der schon vom Senat den Befehl in Capua erhalten hatte, übernahm von Pompeius auch die Sorge für die Rekrutierung in Kampanien; er ging in seinen Distrikt ohne tätigen Anteil zu nehmen und verzichtete sechs Wochen später, als Pompeius in Italien alles verloren hatte.

Über Becht (**92**) s. Luterbacher im JPhV 40 (1914) 278.

XI. Literarische Gegner. Invektive (Ps.-Sall. und Ps.-Cicero).

93. George Reeves Throop, Ancient literary detractors of Cicero, in: Washington University Studies vol. I, part II (1913) 19 f.

94. A. Kurfeß, Zur Cicerokritik im Altertum, in: Sokrates 2 (1914) 148 f.

---

95. *A. Kurfeß, De invectivis quae tamquam Sallustii et Ciceronis traditae sunt, in: Mnemosyne 40 (1912) 364 f.

96. *A. Kurfeß, Ad Cic. in Sall. quae fertur invectivam, in: Mnem. 41 (1913) 23 f. — Varia (III. Ad Sallustii in Cic. quae

fertur invectivam. IV. De Fufii Caleni in Cic. oratione). Ebd. 145 f.

97. *A. Kurfeß, De Sallustii in Cic. et invicem invectivis. Diss. Berlin, 1913.

98. Sallustii in Cic. et invicem invectivae. Recensuit A. Kurfeß. Teubner 1914.

99. Th. Stangl, Zu Ps.-Sallustius in Cic., Ps.-Cicero in Sall., in: WfklPh. 31 (1914) 1182 f.

100. Ernst Meyer, s. oben Nr. 47.

G. R. Throop (**93**) hat eine große Anzahl von Stellen gesammelt, die uns über die Kritik unterrichten, welche von Gegnern und gelegentlich auch von Verteidigern Ciceros (z. B. Quintilian) an dessen Gedichten und Prosa, besonders aber an den Reden geübt worden ist. Als Endpunkt der Untersuchung ist die Zeit um 400 n. Chr. gewählt. — S. die Besprechung Ammons in BuJ 179 (1919. II) 150 f.

Es ist nicht ratsam, trotz Norden A. K. 200 und Jurenka in Wien. Stud. 38, 180, für das Ansehen Cic.s als Redner aus Catull. 49 das Zitat disert. Rom. nepotum beizubringen, wie dies Th. a. O. S. 21 tut; dieses Gedicht ist doch wohl höhnisch gemeint, vgl. Zillinger, Diss. Würzb. 1911 S. 17 A. 1 und Krüger (Nr. 44) S. 26 An. 8.

Eine willkommene Ergänzung dieser Arbeit bildet der folgende Aufsatz.

Kurfeß (**94**) hat die Cic.-Scholien auf Reste antiker Kritik an Cicero untersucht. Nicht gerade ein Hinweis auf rhetorische Übertreibung, wie K. meint, sondern Abwehr ungerechter Unterschätzung des Lucull findet man beim Schol. Gron. p. 318 u. 319 St. (zu Pomp. 21 und 26). Die Eitelkeit C.s rügt derselbe Scholiast zu Cat. II 29, III 1, 18, 26 (p. 283 f. St.). Einen starken Tadel findet K. auch in der Bemerkung der schol. Cluniac. zu Deiot. 26 admiranda frugalitas (p. 273 St). An diesen Stellen tritt die Opposition offen zutage. Außerdem gibt es aber Stellen, wo wir aus einem einleitenden „bene“ schließen können, daß es sich um eine Verteidigung C.s gegen einen Vorwurf handelt, der vielleicht in anderen Scholien geäußert war, s. schol. Gron. p. 318 St. zu Pomp. 20 structos fuisse, p. 319 St. zu ibid. 22 sic Mithridates. p. 318 St. zu ib. 22 primum ex s. regno läßt die ausführliche Rechtfertigung darauf schließen, daß ein Erklärer gegen die Vergleichung des Mithridates mit einer Frau polemisiert hatte. Die schol. Cluniac. p. 269 St. deuten mit ihrem „bene posuit furentem“ zu Cat. II 1 an, daß jemand an furentem Anstoß genommen hatte.

Die wieder mit „bene“ eingeführte Bemerkung derselben Scholien p. 272 St. zu Deiot. 8 führt zur Annahme, daß ein anderer Scholiast sich zu diesen unbestimmten und allgemein gehaltenen Worten C.s abfällig geäußert hatte, vgl. schol. Gron. p. 299 St. zu derselben Stelle.

Über die Mnemosyne-Aufsätze, die Dissertation und die Ausgabe von Kurfeß (**95—98**) s. Klotz in BphW 35 (1915) 79f., der als term. post quem für die Antwort Ps.-Cic.s die Neuordnung der Provinzen unter Caligula gewinnt und auch einige Vorschläge zur Verbesserung des Textes macht. — Die Ausgabe der Invektiven zeichnet sich besonders durch Zuverlässigkeit des krit. Apparates aus; K. hat nicht nur die von Jordan benützten Hss nachverglichen, sondern auch drei überhaupt zum erstenmal kollationiert. Stangl (**99**) behandelt ausführlich eine größere Anzahl von Stellen, wo er von Kurfeß abweicht.

Über *Kurfeß, Invektiven der Kaiserzeit (Sokrates II 1914) vgl. die Inhaltsangabe in BphW 1915, 58. Endlich vgl. noch Kurfeß, Ps.-Catilina u. Ps.-Cic., in BphW 37 (1917) 543 und besonders den Index bei Sabbadini, Le scoperte etc. II 212 (orazioni spurie, invettive) und 214 (ps. Cicerone).

Über die Angriffe auf Cic. handelt auch die Studie von Meyer (**100**). Cicero, der erfolgreiche homo novus, fand besonders heftige Gegner in dem Sohne und den Freunden des Asinius Pollio, die den Arpinaten als novicius lächerlich machten, um den Ruf des alten Pollio als Redner zu retten. Aus diesem Kreise — die Dissertation Petzolds (s. BuJ 167, 1914. II S. 350) war M. nicht zugänglich — stammt die dem Sallust zugeschriebene Invektive [auch Kurfeß ist dieser Ansicht], in der § 1, 3 und 4 auf den homo novus gehen. Daß hier schulmäßige Schablone vorliegt, beweist die Heranziehung sexueller Vorwürfe, vgl. Süß, Ethos 249 und die Stellensammlung bei M. a. O. S. 88 An. 1. Noch bissiger ist die von Dio Cassius 46, 1f. dem Fufius Calenus in den Mund gelegte Rede, die ebenfalls die Stimmung des Pollionenkreises widerspiegelt; hier wird nach griechischem Muster der Vater des Redners beschimpft, und wieder fehlt es nicht an sexuellen Anwürfen, auch mit dem Namen des Redners wird Spott getrieben: *Κικέρουλε ἢ Κικεράκις ἢ Κικέριστε.* [Letzteres kann aber nicht auf die oben, S. 100, gestreifte Sucht der Emporkömmlinge gehen, ihren wirklichen Namen mit einem schöner klingenden zu vertauschen.] Vgl. die Rez. von Mesk in BphW 1914, 1426.

XII. Das Fortleben. Der Mann und das Werk.

101. L. Laurand, Rémiscences de Cic. dans saint Jérome, in: Recherch. de science religieuse 6 (1916) 166.

102. *H. V. Canter, The impeachments of Verres and Hastings. Cicero a. Burke, in: Class. Journ. 9, S. 199.

103. *A. C. Clark, Ciceronianism, in: Engl. literature and the classics, collected by G. S. Gordon, Oxford 1912.

104. L. Laurand, Notes bibliographiques sur Cic.; Publications du Musée Belge Nr. 49, Louvain (u. Paris) 1914.

105. *Trennam Candy Weatherhead, Cic. on the great war, in: Times, Literary Suppl. 1916, 20. Oktob.

106. *O. Plasberg, Neuere Ciceroforschung, in: Geisteswissenschaften 1 (1913) 344 ff.

107. Oelenheinz, Zum Namen Cicero, in: BphW 37 (1917) 1350.

108. *F. Petersson, Cic. vor dem Exil [engl.], in: Transact. a. Proceed. of the Americ. philol. Association 43 (1912), Boston.

109. *Anton Salač, Über d. Prokonsulat des Cic. [tschech.], in: Listy filol. 43 (1916) 318.

110. *L. W. Hunter, Der Aufenthalt C.s in Cilicien [engl.], in: Journ. of Roman stud. 1913.

111. *F. F. Abbot, The common people of ancient Rome. New York 1911.

112. *J. E. Granrud, A preliminary list of Cicero's orations, in: Amer. philol. associat. transactions (Boston) 1913 p. XXVII.

113. *Mortimer Lamson Earle, The classical papers of . . ., edit. by S. G. Ashmore. New York 1912; enthält nach B. 1913, 162 einen Aufsatz über C.

114. *E. G. Sihler, Cicero of Arpinum. New Haven 1914.

115. *H. Taylor, Cicero. A sketsch of his life and works. 1916. Mc. Clury.

116. *M. Martha, Cicéron, in: Rev. Française, Paris 1914, 2. Febr.

117. *Ottomar Wichmann, Der Menschheitsgedanke auf dem Gymnasium, in: Neues Leben im altsprachl. Unterricht, Berlin 1918.

118. Th. Birt, Der Besuch bei C. Ein Intermezzo aus der Zeit d. röm. Bürgerkriege, in: Novell. u. Legend. aus verklung. Zeiten[2]. Leipzig o. J., S. 234 ff.

Vgl. a. Ammon in BuJ 179 (1919. II) 7—11.

Laurand (**101**) weist in den Briefen des hl. Hieron. (ed. Hilb. I 390 Z. 2 f., 9 f., 395 Z. 1 f.) drei unzweifelhafte Entlehnungen aus Cic. div. Caec. 45, Brut. 187, Cael. 36 nach, die Hilberg entgangen sind. Außerdem zeigt L. a. O. S. 252 auch eine Reminiszenz aus Catil. 1, 31 bei Oros. hist. 3, 8, 4. Der Aufsatz Canters (**102**) handelt offenbar von der Anklage, die Edm. Burke gegen Warren Hastings, den Generalgouverneur von Indien, wegen Tyrannei, Erpressung usw. erhob. Der Prozeß dauerte von 1788—1795. Nach BphW 1914, 919 zeigt nun C., daß Burke die Verrinen in Anordnung, Form und Stil nachgeahmt hat. Über Clark (**103**) s. Ed. Wolff in WklPh 1914, 1041. Laurands (**104**) Arbeit ist ein unentbehrlicher Beitrag zum Fortleben Cic.s, zugleich eine höchst willkommene Ergänzung des BuJ und JPhV. Er liefert den Beweis, daß die Meinung, C. sei aus der Mode gekommen, ein Irrtum ist; alle tieferschürfenden Werke über röm. Geschichte, Literatur und Philosophie müssen C. berücksichtigen. Das allgemeine Urteil über C. ist heutzutage wohlwollender als zu Zeiten Mommsens und Drumanns; das zeigen Stellen bei Gardthausen, Wägner, Stobart (The grandeur that was Rome), Fowler (Rome), Reich (Gen. hist. of western nations). Seine Bedeutung als Geschichtsquelle wird von Peter, Bouché-Leclercq, Chapot (La province d'Asie etc.), G. Costa (I fasti consolari romani) anerkannt; vgl. a. Laur. a. O. S. 144 (La théorie de Cic. sur l'histoire). Es ist hier leider nicht möglich, den reichen Inhalt dieser Schrift, der Ref. wichtige Hinweise verdankt, auch nur einigermaßen zu erschöpfen; vgl. die Auszüge bei Ammon a. O. S. 5 f. und Luterbacher im JPhV 40 (1914) 280. Besonders wichtig ist der Abschnitt „Réputation et influence", der sich ausdrücklich mit dem Fortleben C.s beschäftigt.

Über Oelenheinz (**107**) s. Ammon a. O. S. 154. Aus dem Werke Abbots (**111**) hebt Laurand hervor „p. 238—244: rapports de Cic. et de Curion", aus einer anderen Schrift des gleichen Verfassers (Society a. politics in anc. Rome, London 1912) „p. 55—58: Cic. et Clodia; p. 155—158: les lettres de Pétrarque à Cic." Über Sihler (**114**) s. Ammon a. O. S. 8.

Wichmann (**116**) will, laut „D. human. Gymnasium" 30 (1919) 77, einen Weg zeigen, wie der Schüler an Cic. Teilnahme gewinnen muß, einem Manne also, der bei Mommsen sehr schlecht wegkommt. In dem Abschnitt „Im Sturm der Ideen (M. Tullii Ciceronis p. P. Sest. or.)" zeigt er nun, wie C.s Leben, im Rahmen der damaligen Verhältnisse betrachtet, voll erschütternder Tragik

ist, um so mehr, als es die Tragik nicht eines einzelnen, sondern eines ganzen Volkes ist, die sich vor uns aufrollt. Birts (117) lebensvolle Dichtung beschreibt einen Besuch, den Caesar nach seiner Rückkehr aus Ägypten dem C. abstattet, um ihn für sich zu gewinnen. Um der liebenswürdigen Laune willen, die die Novelle durchzieht, übersieht man es gerne, daß C. gar zu sehr als eitler Bücherfabrikant mit Kleistertopf und Schere, als Wort- und Pantoffelheld erscheint; die ehrliche Vaterlandsliebe des Redners betont B. doch immer wieder, und schön sind seine Schlußworte: er war nicht nur ein Wortführer der Tugend, er war ein rastloser Menschenfreund, ein Tröster der Schwachen und wie ein Vater seiner Untergebenen gewesen. Birts Urteil über C. in den „Röm. Charakterköpfen" s. bei Ammon a. a. O. S. 9. Das treffende Urteil Rich. Wagners (Die hellen.-röm. Kultur) über C. faßt Luterbacher im JPhV 43 (1917) 115 kurz zusammen. Erwähnung verdienen auch Büchmann-Krieger, Geflügelte Worte, 26. Aufl., 1918, wo auf S. 367 f. die auf C.s Schriften zurückgehenden ἔπεα πτερόεντα stehen, vgl. auch dort im Namensverzeichnis unter „Cic." O. Roßbach, Vell. II 65, 5 über Cic., in: BphW 1915, 1582 ergänzt die letzten Worte der Lobrede des Vell. auf C. nach der Deklamation des älteren Arellius Fuscus (bei Senec. suas. 7) folgendermaßen: citiusque mundo genus hominum quam ingenium cedet huius.

Nachträge.

Textgeschichte: Rem. Sabbadini, Storia e critica di testi latini. Cicerone. Donato. Tacito. Celso. Plauto. Plinio. Livio e Sallustio. Commedia ignota. Catania 1914. — Das Buch faßt, wie die 'Scoperte', eine große Reihe textgeschichtlicher Arbeiten S.s zusammen, die heute vergriffen oder schwer zugänglich sind; die einzelnen Aufsätze sind sorgfältig verbessert und bald gekürzt, bald erweitert. Da S. auch in diesen Artikeln vom historisch-biographischen Gesichtspunkte ausgegangen war, so ließ sich die äußere Einheit nicht allwegs erzwingen; so liest man die Entdeckungsgeschichte der Cluniacenser Hss unter den Überschriften Montreuil, Le orazioni Cluniacensi, La gita di Francesco Barbaro a Firenze, a. O. S. 17ff., S. 27ff., S. 32. Doch ist z. B. für Cic. durch die Anordnung der Aufsätze (Reden, Briefe, philos. u. rhetor. Schriften usw.) das Möglichste für bequeme Benutzung des Buches getan. — Auch hier kann, wie oben, nur das Wich-

tigste herausgehoben werden: Niccolò Niccoli schrieb in seinem 'Commentarium in peregrinatione Germanie', worin er, auf Poggios Angaben fußend, seinen Landsleuten eine Anleitung zum Aufsuchen von Hss in deutschen und dänischen Klöstern gab, folgendes: In ecclesia cathedrali Colonie sunt due bibliothece, quarum Poggius vidit illam que est vulgatior, in qua repperiit quasdam Ciceronis orationes [nämlich de lege agr. und in Pis.].

Jean de Montreuil (Johannes de Monsterolio) hatte von einem Italiener, dessen Namen unbekannt ist, um 1395 die Ligariana erhalten. In seinen Briefen spricht er von den Reden p. Sest., p. Arch., in Verr. ('ter quaterque Verrine mee'), p. Rosc. A., p. Clu., p. Mil., p. Cael.[1]), in Catil. und den Philippicae. Gemeinsam mit Clémangis erschloß er die Bücherschätze des Klosters Cluny[2]). Die Reden p. Quinct. und p. Flacco, die in einer der Cluniacenser Hss standen, kamen gegen Ende des 14. Jhdts. auch in Italien ans Licht. In der 'Inquisitio artis in orationibus C.s des Antonio Loschi (Ant. Luscus), die um 1391 verfaßt ist, stehen sie am Ende, waren also erst kurz vor 1391 gefunden worden; auch im cod. Paris. lat. 14749, der in den ersten Jahren des 15. Jhdts. geschrieben wurde, stehen sie am Schluß. Über die Laa der frzs. und ital. Hss vgl. S. auch in BphW 1910, 300. Luscus kannte auch die Verrinen und die Philippicae. — Dankenswert ist das Verzeichnis der vor Montreuil u. Poggio bekannten Reden, a. O. S. 20. — In dem Abschnitt über die Funde Poggios (a. O. S. 43—49, vgl. A. C. Clark, Inventa Italorum, Anecd. Oxon. XI, 1909) sind besonders interessant die Angaben über die Hss M (Laur. Conv. soppr. 13) und ω (Laur. 48, 26),

[1]) In einem wahrscheinlich an Clémangis gerichteten Briefe schreibt er: orationes Tullii . . . pro . . . Cecilio [= Caelio] necnon in Claudium acte. Sabbadini hält dies wohl mit Recht für die eine Rede p. Caelio, fügt aber hinzu, daß die Rede de domo im cod. Vatic. 1742 betitelt ist: In P. Clodium.

[2]) Montreuil, nicht Poggio, ist nach S. der Entdecker der Cluniac. Hss, die u. a. auch zwei den Italienern bisher unbekannte Reden (Rosc. Am. und Muren.) enthielten. Da Poggio in der 1. Hälfte des J. 1415 kaum eine Reise von Konstanz nach Cluny unternehmen konnte, so vermutet S., daß die Hs, in der die Reden p. Rosc. A. und p. Mur. standen, von einem französischen Teilnehmer am Konzil, wohl von Montreuil selbst, nach Konstanz gebracht wurde; zwischen Juli und August 1415 sah Franc. Barbarus die Hs schon in Florenz. — Aus einer anderen Quelle wurde, ebenfalls während des Konzils, eine Sylloge cic. Reden hergestellt im cod. IX 107 des Wiener Jesuitenkollegs, s. E. Goldlob in Sitz. d. k. Ak. d. Wiss. in Wien 161 (1909).

wertvoll die klare Scheidung der Hss-Familien und der Gruppen, die die acht von Poggio entdeckten Reden bildeten. Kardinal Giordano Orsini wird den berühmten Vaticanus zu den Philippicae auf seiner deutschen Reise i. J. 1426 entdeckt haben. Das ganze corpus der Verrinen lernten die Humanisten um das Ende des 14. und den Anfang des 15. Jhdts. kennen; Leonardus Aretinus (Leonardo Bruni) und Bartolomeo Capra, Bischof von Cremona, besaßen es sicher im J. 1407. Brunis Exemplar ist der heutige cod. Laur. Strozz. 44 (in den ersten Jahren des 15. Jhdts. geschrieben). Guarino, ein leidenschaftlicher Bewunderer C.s, wie er selbst von sich sagt, schrieb einen Kommentar zu p. Rosc. A., wobei er sich einer Abschrift bediente, die Franc. Barbarus aus dem von Poggio nach Florenz gebrachten cod. Cluniac. gefertigt hatte. Im J. 1418, als er noch in Venedig war, emendierte und erklärte er für seinen Freund Madius (Maio) einige cic. Reden; im Briefwechsel mit Madius ist besonders von der Archiana die Sprache. In Verona erklärte er in seinen Vorlesungen unter anderen Reden auch die Mureniana. Guarinos Sammlung von 29 cic. Reden (emendatae et correctae) ist in einem Wiegendruck erhalten. — Alle Reden C.s, die wir besitzen (außer p. Tull.), sind schon vereinigt in der zu Rom 1471 erschienenen Ausgabe des Giovanni Andrea Bussi (Bischof von Aleria).

Textkritik: Schölls Ausg. der Philippicae besprach auch C. Atzert in Deutsche Literaturzeitung 1919, 965 f.

Kommentierte Ausgaben: imp. Pomp., ed. R. Bouman, Löwen 1914; div. Caecil., Verr. I ed. J. R. King, Oxford 1913²; de dom. ed. Gust. Bocalevi, Citta de Castello 1914; de dom. ed. Attilio Barriera, ebenda.

Syntax, Stil: Laurand (Notes bibl. sur Cic., S. 155) bemerkt, daß die Arbeit R. S. Conways, On the use of 'ego' and 'nos' in Ciceros letters (in: Transactions of the Cambridge philological Society V, 1899, part. I p. 1—80) zu wenig beachtet wurde, und empfiehlt die Ausdehnung dieser Untersuchung auch auf die anderen Werke Ciceros.

Juristisches: Den Schluß des von W. Kroll herausgegebenen 19. Halbbandes von PWRE (1918) bilden mehrere Artikel über das röm. Rechtswesen, so iurisprudentia (Leonhard), ius civile (Leonhard), ius divinum (Berger), ius gentium (Weiß), ius honorum (Weiß), ius Italicum (Premerstein), ius Latii (Steinwenter).

Fortleben: Der zweite Teil des 12. Bandes der Dissertat. philol. Vindobonenses, Wien 1918 (Deuticke), enthält eine dem

Ref. nicht zugängliche Arbeit von Karl Kunst, De S. Hieronymi studiis Ciceronianis. — Über die ciceronianische Periode und ihren Rhythmus sowie über den Patriotismus C.s, der zugleich der gebildetste Repräsentant der antiken humanitas war, siehe die schönen Ausführungen bei Ed. Norden, Die Bildungswerte der lat. Liter. u. Sprache auf d. humanist. Gymn., Berlin 1920, S. 14 f., 30 f., 32 f. (mit Anm. 2). Über die Vaterlandsliebe C.s vgl. a. Franz Cramer, Der lat. Unterricht, Berlin 1920, S. 139; ebenda S. 228 f. über die Unverwüstlichkeit des Redners; über die Catilinariae, die Rosciana, Pomp., Mur., Arch., Sull., Mil., Sest., die Verr. u. Philipp. ebenda S. 229 ff.

Zu S. 81 (Wortstellung): Vgl. die Literatur bei Schmalz, Stilist.[4], S. 649 und s. die Ausführungen W. Krolls in seiner Schrift „Die wissenschaftl. Syntax im lat. Unterricht, Berlin 1920, S. 72—80.

Bericht über die Literatur zu Sallust aus den Jahren 1899–1918.

Von

A. Kurfeß in Charlottenburg.

Über dem Sallust-Bericht hat weiter ein großer Unstern gewaltet. Der letzte Bericht, der schon mehr als zwanzig Jahre zurückliegt (1899 und 1902), ist zwar von einem Fachmann geschrieben, der wie kein zweiter die Sallust-Literatur beherrschte, aber er ist leider unvollständig geblieben (vgl. Vorbemerkung zu Kap. VI). Als nun der Herausgeber im Sommer 1919 an mich mit der Bitte herantrat, mich des seit zwanzig Jahren verwaisten Sallust-Berichtes anzunehmen, da glaubte ich, so sehr ich auch von anderweitiger wissenschaftlicher und beruflicher Arbeit überlastet war, im Interesse der Sache diesem ehrenvollen Auftrag Folge leisten zu müssen. Und zwar beeilte ich mich, in möglichst kurzer Zeit den Bericht zu liefern, der künftig wieder regelmäßig erscheinen soll. Leider war mir eine Anzahl weiter zurückliegender Bücher und Abhandlungen nicht mehr zugänglich. Die ausländische Literatur der letzten fünf Jahre konnte ich begreiflicherweise zum großen Teil ebenfalls nicht benutzen. Vielleicht läßt sich das beim nächsten Bericht nachholen. Meinen Bericht werde ich jeweils in folgende Kapitel gliedern: I. Sallusts Leben und Werke im allgemeinen. II. Sachliches zu den einzelnen Schriften. III. Überlieferung. IV. Ausgaben. V. Erklärung einzelner Stellen (Textkritik). VI. Sprache und Stil Sallusts (Nachahmung). VII. Die strittigen Sallustiana.

Auf allen Gebieten ist in den letzten 20 Jahren ein Fortschritt zu verzeichnen. Neues zur Datierung des Lebens haben O. Hirschfeld und De Pachtere beigebracht. Über Quellen und Vorbilder Sallusts handeln K. Mack (Thukydides), C. Wagner, W. Theissen (Poseidonios), Reitzenstein u. a. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Prooemien geschenkt (C. Wagner,

G. Boissier, J. Morr). Wichtige Untersuchungen zur catilinarischen Verschwörung liefern neben G. Boissiers trefflicher Monographie R. Banz und R. Wirtz. Für die Beurteilung des bellum Jugurthinum, wie überhaupt für die Beurteilung des Historikers, kommt vor allem die gründliche und tiefschürfende Dissertation von C. Lauckner in Betracht; dasselbe Problem behandelt ausführlicher, aber weniger tiefgehend der Holländer D. E. Bosselaar. Die Historien sind durch die Ausgabe von Maurenbrecher zu einem gewissen Abschluß gelangt. Über ihn ist in Einzelheiten hinausgelangt G. Rathke. Die Frage nach der Vollendung der Historien nimmt M. Bonnet wieder auf. — Für die Überlieferung ist manches neue Material erschlossen worden von E. Hauler, F. Schlee u. a.; auch ist in den Oxyrhynchuspapyri uns ein Bruckstück aus dem Catilina beschert worden. Besonders aber ist es das Verdienst von Maurenbrecher und Axel W. Ahlberg, in die Sallust-Überlieferung endgültig Klarheit gebracht zu haben. Ahlberg hat uns auch die längst ersehnte kritische Ausgabe beschert. Als ein erfreuliches Zeichen darf es vielleicht betrachtet werden, daß in den letzten zwanzig Jahren die Konjekturalkritik wenig Früchte gezeitigt hat, während es der konservativen Methode Ahlbergs gelungen ist, den Text von Gelehrtenkonjekturen zu reinigen. Für die Erklärung ist manches geleistet worden, so von J. Fuchs, Nohl, Kornitzer, u. a. — Seit dem grundlegenden Werk von S. L. Fighiera (Savona 1897) sind für Sprache und Stil Sallusts Beiträge geliefert worden von A. Kunze, Wölfflin, Tosatto, Ahlberg.

Was die Pseudosallustiana betrifft, so sind zwei Historiker (Robert Pöhlmann und Eduard Meyer) für die Echtheit der sog. Epistulae ad Caesarem senem de republica eingetreten. Besonders eingehend ist über die unter dem Namen des Sallust und Cicero überlieferten Invektiven gehandelt worden (von denen jetzt auch eine kritische Sonderausgabe von A. Kurfeß vorliegt), ohne daß in der Frage nach der Autorschaft der ersten Invektive Einmütigkeit erzielt worden wäre. Die Schwartzsche Hypothese, wonach Piso der Verfasser sein soll, scheint neuerdings aufgegeben zu sein. Ein Teil der Gelehrten ist für die Autorschaft eines Rhetors der augusteischen Zeit eingetreten (Zielinski, F. Schöll, Kroll, Petzold, Kurfeß u. a.), andere für die Autorschaft Sallusts (M. Schanz, R. Wirtz, Ed. Meyer, Ed. Norden). Für die Datierung der zweiten Invektive hat A. Klotz ein neues Moment beigebracht.

I. Sallusts Leben und Werke.

Zur Einführung sei verwiesen auf:

H. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtschreibung und Plagiat im klassischen Altertum. Leipzig und Berlin 1911. S. 339—348.

M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur I, 2. 3. Auflage. München 1909. S. 164—190.

W. S. Teuffels Geschichte der Römischen Literatur. 6. Auflage. I. Band. Neubearbeitet von W. Kroll. Leipzig und Berlin 1916. S. 480—494.

Schanz legt die einzelnen Probleme mit gesundem Urteil ausführlich dar, während der Hauptwert der Teuffelschen Literaturgeschichte in einer ausgeführten, bis auf die neueste Zeit reichenden Bibliographie (in den Anmerkungen mit Hinweglassung alles Unwesentlichen) beruht. Die beste Charakteristik über Sallusts Leben und Wirken findet sich bei Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. I. Bd. Leipzig und Berlin 1910, S. 484 ff. Vgl. unten S. 129f.

Im einzelnen kommen für dieses Kapitel folgende Abhandlungen und Werke in Betracht:

1) O. Hirschfeld, Dellius ou Sallustius. Mélanges Boissier. Paris 1913. S. 293—296.

2) J. G. De Pachtere, Salluste et la découverte du Danube. Mélanges d'Archéologie et d'Histoire 28 (1908). S. 79—87.

*3) D. Jiráni, Sallustius' Gedicht Empedoclea. Listy filologické XXXI (1904). S. 14—21.

4) D. A. Noltenius, Sallust in Ciceros Briefen. Neue Philol. Rundschau 1907. S. 121—127, 145—152.

5) F. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form. Leipzig 1901.

6) R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen. Leipzig 1906. S. 84—89.

7) Curt Lauckner, Leipziger Dissertation [vgl. unten Kap. IIb, 1], 1911. S. 59—64.

8) K. Mack, Quae ratio intercedat inter Sallustii et Thucydidis historias. Programm Kremsier 1906.

9) — —, Quos locos Thucydidis imitatus esse Sallustius iure existimatur. Ebd. 1907.

10) W. Theissen, De Sallustii Livii Taciti digressionibus. Diss. Berlin 1911.

11) G. Boissier, Les prologues de Salluste. Journal des Savants 1903. S. 59—60.
12) C. Wagner, De Sallustii prooemiorum fontibus. Diss. Leipzig 1910.
*13) J. Wins, Sallust. Prooemium de la conjuration de Catilina. Nova et Vetere I (1912). S. 395—405.
14) J. Morr, Die Entstehung der Einleitung vom Bellum Catilinae und bellem Jugurthinum. Programm Troppau 1914.
15) G. Engel, De antiquorum epicorum didacticorum historicorum prooemiis. Diss. Marburg 1910 (S. 65 f.).
16) A. Fournier, La parole et l'acte chez Salluste, ancien proconsul d'Afrique d'après les preámbules des ses ouvrages. Revue Africaine 50 (1906). S. 92—102.
17) J. Prammer, Miscellen. Wiener Studien 23 (1901). S. 333 f.
Nicht zugänglich waren mir folgende Abhandlungen:
*18) L. Volpis, Sallustio, Storico partigiano. Programm, Pola 1911.
*19) G. Costa, Fabius Pictor und Sallust. Riv. di storia antica 13 (1909). S. 30—41.
*20) A. Cipolla, Sallustio e lo scandalo attribuito gli da Varrone etc. Cremona 1915.

Über das Todesjahr Sallusts sind sich die Gelehrten neuerdings einig. Schanz sowohl wie Teuffel-Kroll (ebenso die Einleitungen der neuen Schulausgaben) setzen das Jahr 35 an. Den endgültigen Nachweis verdanken wir O. Hirschfeld (1). Dieser wendet sich a. a. O. gegen die Hypothese, daß Titus Livius und die anderen Historiker ihre Berichte aus dem Geschichtswerk des Dellius geschöpft haben (vgl. Strab. XI 13, 3. Plut. Ant. 54). Vielmehr lassen uns Dio und die Epitome des Livius auf eine rhethorische Quelle des Livius schließen. Diese ist aber kein Geringerer als C. Sallustius Crispus, der, wie uns Fronto berichtet, für Ventidius, als dieser am 27. Nov. 38 seinen Triumph über die Parther feierte, eine Rede schrieb. Also mußte Sallust im J. 38 noch am Leben sein. Es ist demnach mit Hieronymus (Chron. Euseb. zum J. 1981) und den Consularia Constantinopolitana am 13. Mai 35 als Todestag Sallusts festzuhalten. In der griechischen Übersetzung, dem sog. Chronicon Paschale, das das Todesjahr auf 39 festsetzt, liegt offensichtlich ein Irrtum um eine Olympiade vor.

Zu demselben Resultat führen die Erwägungen von De Pachtere (2). Die Donau war noch nicht entdeckt, als Caesar seinen Gallischen Krieg (51) schrieb, auch nicht, als Diodor um 36 seine

'Bibliothek' herausgab. Erst seitdem durch die Expedition des Oktavius nach Pannonien im J. 35 der Flußlauf zwischen Waitzen und der Mündung der Save bekannt wurde, war dies möglich. Die Bemerkung in Sall. Hist. III fr. 79 und 80 (M) betrachtet P. als Anspielung auf dieses große Ereignis. Sallust war also der erste, der Ister und Donau identifiziert hat, die man vordem für zwei verschiedene Flüsse gehalten hat.

Das bei Cic. ad. Q. fr. II 9, 3 erwähnte Gedicht '*Sallustii Empedoclea*' teilt Jiráni (**3**), wie ich dem Referat in der WS. f. kl. Phil. 1907 S. 39 entnehme, dem Historiker zu und meint, daß zu zwei Fragmenten, die Schoene (Fleckeis. Jahrb. 93 [1866] S. 751) erkannt zu haben glaubte, sich noch zwei andere: Hist. fr. inc. 69 K (= 100 D = 19 M) und 79 K (= 112 D = 36 M) hinzufügen lassen. — Noltenius (**4**) dagegen spricht sich für Identität mit dem in Ciceros Briefen öfters vorkommenden Cn. Sallustius aus, dem Freunde Ciceros, der auch literarische Interessen gehabt habe (vgl. hierüber den ausführlichen Bericht von Sternkopf, BuJ. 139. 1908. II. S. 34f.

Für die schriftstellerische Würdigung Sallusts sei aus dem Werke Leos (**5**) folgendes hervorgehoben (S. 232): „Sallusts Bellum Jugurthinum (5, 1) und de Catilinae coniuratione (4, 3) sind keineswegs Biographien, wie es der Agricola [des Tacitus] ist. Nicht Jugurtha steht im Mittelpunkt, sondern Rom und die Nobilität (vgl. c. 41. 42). Der Bedeutung, die der Persönlichkeit Jugurthas in dem Kampfe zukommt, entspricht seine biographische Einführung; aber seinen Ausgang persönlich zu beschreiben, vermeidet Sallust geradezu; er und Metellus werden zusammengestellt als *duo imperatores summi* (52, 1). Metellus wird nicht biographisch behandelt, wohl aber, wie Jugurtha, ihrer allgemeinen Bedeutung entsprechend, Marius (64 charakterisiert 84 ff.) und Sulla (*de natura cultuque eius*). Catilina beherrscht ganz anders als Jugurtha die Darstellung; zu Anfang (de hominis moribus c. 5, dann 14 ff.) und Ende tritt er persönlich in den Vordergrund; aber in der Mitte Cato und Cäsar, deren *natura et mores* in der σύγκρισις c. 53 gezeichnet werden, und der Gegenstand des Buches ist das Allgemeine, die *res populi Romani*, wie die Einleitung (und c. 6—12) und die Betrachtungen 36 ff. und 53 beweisen. Sallust ist es meisterhaft gelungen, die Charakterisierung der Persönlichkeit mit dem großen Ganzen der Geschichte einheitlich zusammenzufügen." (Vgl. auch S. 242 und 251.)

Reitzenstein (**6**) sieht in dem bekannten Briefe Ciceros an

Lucceius (ad fam. V 12) die einzige erhaltene Theorie der hellenistischen Geschichtschreibung. Fortlaufende Geschichte und Monographie, meint er, werden darin einander gegenübergestellt. Diese unterscheide sich von jener durch künstlerische Auswahl und die Gliederung des Stoffes, die sich an die Technik des Dramas anlehne. Nach dieser Theorie habe auch Sallust seine Monographien geschaffen, deren Kapitel er nun auf je fünf Akte verteilt. In der Handhabung der Kunstmittel, durch die Sallust die *vicissitudines fortunae* herausstelle und die *varietas rerum* erreiche, zeige sich deutlich die Übereinstimmung mit der Theorie Ciceros. Aber zur Erreichung von πάθος, wie es Cicero fordere und auch von Sallust mit vornehmster Zurückhaltung erstrebt werde (Schwartz, Hermes 32, 562), sei Sallusts Stoff ungeeignet gewesen. Darum biege er Ciceros Theorie um und wolle auf die Monographie auch die Grundsätze der großen Geschichtschreibung übertragen wissen (vgl. Cat. 4, 2). Eine Anzahl solcher Monographien sollte sich im Grunde zu einem Geschichtsbilde zusammenschließen.

Diese Einteilung der Sallustischen Bella in verschiedene Akte zieht P. Scheller (De hellenistica historiae conseribendae arte. Diss. Leipzig 1911) in Zweifel uud glaubt (S. 81 f.), daß zwischen Universalgeschichte und Monographie, was den Aufbau betreffe, kein Unterschied zu verzeichnen sei; vielmehr sei die Monographie eben nur eine Spezies der fortlaufenden Universalgeschichte, wobei freilich nicht zu leugnen sei, daß sich die Prinzipien der hellenistischen Geschichtschreibung bei einer Monographie („*modicum*" *corpus*!) leichter durchführen lasse.

Auch Lauckner (7) wendet sich gegen die Reitzensteinsche Ansicht, daß Sallusts Monographien nach einer bestimmten hellenistischen Theorie der Monographie gearbeitet seien. Was Cicero in jenem Brief fordere (1. *modicum corpus* = organisches Ganze [ἓν σῶμα], 2. *varietas plena voluptatis* ⟨*temporum varietates fortunaeque vicissitudines*⟩, 3. *misericordia* ⟨*alienos casus intuentibus iucunde*⟩ *cum quadam miseratione delectat)* seien allgemeingültige Vorschriften historischer Darstellung, wie sie die hellenistisch-peripatetische Geschichtschreibung überhaupt gefordert habe. Um nun zu beweisen, daß diese Theorie für die sallustianische Monographie (bellum Jugurthinum) nicht zutreffe, werden zum Vergleich einige entsprechende Partien hellenistischer Historiker, die bei Plutarch und Diodor verarbeitet worden sind, herangezogen. Sallust verzichtet nicht nur auf πάθος — und doch hätte ihm die Einnahme von Vaga, Cirta, Thala Gelegenheit geboten, effektvolle

Schreckenszenen mit viel Blut und Grausen zu malen — und damit auch das, was Cicero *fortunae varietas* nennt; er verzichtet auch auf eines der wichtigsten Hilfsmittel des pseudotragischen Stiles: auf die τύχη. Erschütternde Peripetien, denen der Mensch hilflos gegenübersteht, gibt es bei Sallust nicht. Auch sucht er nicht die Spannung zu erregen durch unerwartete Entschlüsse und Ereignisse, obwohl die Jagd auf Jugurtha dazu reichlich Stoff geboten hätte. Kurz, jeder Versuch, Sallust an die hellenistische Historiographie anzuknüpfen, ist verfehlt. Wir kennen kein Vorbild für Sallust. Aus eigenem Können heraus scheint er sich seinen Stil geschaffen zu haben.

So stimmt Lauckner mit Ed. Norden überein, der a. a. O. S. 485 über Sallusts Geschichtsschreibung also urteilt: „Immerhin ist uns die hellenistische Historiographie so genau bekannt, daß jeder Versuch, Sallust an irgend einen ihrer Typen anzuknüpfen als verfehlt erscheinen muß. Die Manier der hellenistischen Pathetiker, die Cicero in dem Briefe an Lucceius (V 12) für die Monographie als Ideal erscheint und die wir aus den Reflexen besonders bei Diodor und Plutarch genügend kennen, ist von Sallusts Art genau so verschieden, wie die 'Puerilität', die Sisenna als Nachahmer des Kleitarchos aufwies ... Poseidonios' historische Darstellungsart kennen wir immerhin insoweit, um sagen zu können, daß Sallust, der ihm einige sachliche Einzelheiten entnommen zu haben scheint, als Stilist höchstens die Kunst des ethnographischen Exkurses, möglicherweise noch die des philosophischen Raisonnements in den Prooemien mit ihm gemeinsam hat. Dagegen liegt das Studium des Thukydides, das gleich beim Erscheinen seiner Werke auffiel, noch für uns ganz offen zutage, und in der Tat konnte sich der Schriftsteller des Kampfes zwischen Oligarchie und Demokratie auch keinen besseren Führer wählen als den Geschichtsschreiber des peloponnischen Krieges ... Da nun Thukydides ... selbst von der Rhetorik seiner Zeit beeinflußt war, so werden wir es als eine begreifliche Konsequenz betrachten, wenn Sallust, für den rhetorische Haltung eines Geschichtswerkes selbstverständliches Axiom war, jenes Element des thukydideischen Werkes verstärkte und es der modernen Rhetorik, die sich ja aus jener entwickelt hatte, anpaßte ... Einen Vorgänger für die Kompositionsart kennen wir weder bei Griechen noch bei Römern; ja, wir dürfen auch zuversichtlich behaupten, daß es keinen gegeben hat ... Sallust übte wahre μίμησις, indem er das feierliche altertümliche Ethos des alten Großen mit dem pompösen Pathos der modernen Rhetorik

zu einem neuen Ganzen von besonderer Art vereinigte. Die Prägung dieses Stiles muß als eine Großtat der römischen Literatur bezeichnet werden, der die griechische nichts Gleichartiges an die Seite zu setzen hat: begreiflich genug, denn dieser Stil war der Exponent einer politisch sehr bewegten Zeit, in der sich aus dem zertrümmerten Alten und dem werdenden Neuen ein veränderter Staatsorganismus herauszubilden anfing" [1]).

Die Frage nach den Quellen und Vorbildern Sallusts nimmt Mack (8) wieder auf. Ihm gilt es als ausgemacht, (S. 5) in consilio ac ratione Sallustium imprimis Graecos, in lingua autem atque colore imprimis Latinos aemulatum esse. Er behandelt sein Thema nach folgenden Gesichtspunkten: Thukydides ist ihm Vorbild gewesen in der Auswahl des Stoffes und in der Gesamtanlage seines Werkes (vgl. Cat. 4, 3 f., Jug. 3, 1 — nach Hist. fr. I, 1 fand sich vielleicht eine ähnliche Äußerung — mit Thuc. I 1, 1); die Prooemien zum Catilina und bellum Jugurthinum sind nicht nach Thukydides bearbeitet, wohl aber die Einleitung zu den Historien; in den Reden ist er ohne Zweifel dem Beispiel des Thukydides gefolgt, und zwar ist das beim Catilina, dem ersten Werks Sallusts, noch deutlicher als im bellum Jugurthinum und in den Historien. Es finden sich noch wörtliche Anklänge in den Reden beider Historiker: Cat. 51, 1 ~ [Dem. VIII 1] Thuc. III 42, 1; Cat. 52, 2 ~ [Dem. III 1]; Cat. 58, 1 ~ Thuc. IV 95, 1; Jug. 85, 50 ~ Thuc. V 69, 2; Hist. fr. I 55, 1 ~ Thuc. I 68, 1; fr. IV 69, 1 ~ Thuc. I 32, 1. Auch in der Disposition der Reden zeigt sich Ähnlichkeit: vgl. bes. Thuc. III 42 ff. mit Cat. 51. In den Exkursen folgt Sallust nicht, wie Wachsmuth glaubte, dem Poseidonios, sondern gleichfalls Thukydides (? vgl. Theissen weiter unten). Endlich zeigt sich die Nachahmung des Thukydides in der Anordnung und Behandlung des Stoffes, besonders in der Sprache (brevitas dicendi und orationis variatio). — Im zweiten Programm (9) behandelt Mack die Stellen, die Sallust aus Thukydides herübergenommen hat: Cat. 1, 6 = I 70, 2 und 7. II 40, 2; 2, 2 = I 13, 6; 3, 2 = II 35, 2; 6, 5 = II 40, 4; 8, 2 f. = I 21, 1 (I 11, 3); 8, 4 = II 35, 1; 10, 3 f. = III 82, 8; 10, 4 = II 60, 6; 20, 9 = II 43, 6; 38, 3 = III 82, 8; 52, 11 = III 82, 4. Jug. 7, 5 = II 40, 3; 14, 3 = I 32, 1; 31, 17 = II 62, 3; 31, 22 = II 61, 1; 32, 1 = II 65, 1; 41, 9 = III

[1]) Eine gute Charakteristik der parteipolitischen Schriftstellerei des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, insbesondere von Sallust als Parteimann Cäsars, gibt E. Bux, Das Probuleuma bei Dionys von Halikarnass. Diss. Leipzig 1915 S. 84 f.

82, 8; 42, 4 = III 82, 8; 49, 2 f. = II 89; 85, 15 = I 84, 4. Hist. I 7 = III 82, 2; I 16 = I 70, 9; I 55, 7 = II 63, 2; I 55, 10 = II 61, 1; I 55, 20 = I 69, 2; III 15 = I 4; III 48, 13 = III 82, 4; III 86 = II 70, 1. — Hingewiesen sei auch auf E. Kornemann, Thukydides und die römische Historiographie. Philologus LXIII [1904] S. 144—153.

Die Exkurse Sallusts über den Charakter einzelner Personen (z. B. Cat. 5. 53,6. Jug. 63,3. 95,2) und die politische Lage (Cat. 36,4 ff.) und die Parteirichtungen im Staate (Jug. 41 ff., Cat. 6 ff.) sowie die Beschreibung von Land und Leuten gehen nicht auf Thukydides zurück, wie E. Mollmann (Königsberg 1878) wollte, sondern durchweg auf direkte Benutzung des Poseidonios, wie Theissen (10) an zahlreichen Vergleichen mit Stellen aus Diodor, an denen ohne Zweifel (?) Poseidonios benutzt sei, nachzuweisen versucht. Ja, es lassen sich sogar noch ähnliche Wendungen, Übergänge und Schlußformeln bei Polybios, den Poseidonios nachgeahmt und fortgesetzt hat, und Sallust aufzeigen. So bestätigt Theissens Dissertation C. Wachsmuths Urteil über Sallusts Geschichtschreibung (Einl. in d. Stud. d. alten Gesch. S. 662): „Von Poseidonios hat er die philosophischen Einleitungen . . . mit Poseidonios teilt er die weitausholenden, sittengeschichtlichen Überblicke, mit ihm die Vorliebe für ethnologische und geographische Exkurse, mit ihm die psychologischen Analysen und eindringenden Charakterschilderungen.“ Diese Praxis wird von Tacitus fortgesetzt, der in dem Aufbau und in der Anlage seiner Germania durchweg Poseidonios folgt; im Agricola zeigt er Anlehnung an das bellum Jugurthinum. In den Historien war er den Historien Sallusts gefolgt, während er in den Annalen, abgesehen von der Benutzung der Exkurse des Catilina, seine eigenen Wege geht. (Vgl. hierüber ausführlich K. Remme, Jahresb. über Tacitus 167 [1914, 2] S. 213—216)[1]).

Besondere Aufmerksamkeit schenkten die Gelehrten den Prooemien der zwei Monographien. Boissier (11) macht auf ihre Wichtigkeit und ihren philosophischen und ethischen Gehalt aufmerksam, ohne auf die Quellenfrage einzugehen. Diese Prologe sind nicht voll von loci communes im Sinne von allgemeinen Plattheiten, wie manche sie auffaßten (so auch H. Peter a. a. O.

---

[1]) Nach K. Trüdinger, Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie (Basel 1918), kann der große Exkurs über Afrika (Iug. 17 ff.) nicht direkt auf Poseidonios zurückgehen (S. 126 ff.).

S. 340); vielmehr sind sie Betrachtungen voll ernster Lebensweisheit von einem Manne, der voll Ehrgeiz nach Rom gekommen ist und am Ende seines Lebens in seiner politischen Karriere Schiffbruch gelitten hat und nun wenigstens seinen literarischen Ehrgeiz zu befriedigen sucht. In seinem Stil setzt er sich in bewußten Gegensatz zu seinem Feinde Cicero, von dem er aber viel gelernt hat; diese Antipathie gegen Cicero zeigt sich in raffinierter Weise hinter einigen scheinbar ganz verbindlichen Phrasen seines 'Catilina'. Die Prooemien sind wertvoll für uns, weil wir daraus über den Schriftsteller und seine Werke mancherlei erfahren, was wir sonst nicht wissen könnten.

Wagner (**12**) untersucht die Quellenfrage der Prooemien. Er weist nach, daß Sallust in den beiden ersten Kapiteln des Catilina und des bellum Jugurthinum den Protrepticus des Poseidonios benutzte, und zwar so, daß er, um nicht zweimal dasselbe schreiben zu müssen, den Protrepticus des Poseidonios in zwei Teile zerlegte und den einen dem Catilina, den anderen dem bellum Jugurthinum voraussetzte, während er am Schluß der Prooemien in der bei Griechen und Römern üblichen Weise das vorbrachte, womit Schriftsteller die Aufmerksamkeit der Leser auf ihre Werke zu lenken suchen. Sallusts Prooemien sind nichts anderes als *προτρεπτικοὶ ἐφ᾽ ἱστορίαν*, wie auch Galen, der besonders viel Poseidonios verdankt, einen *προτρεπτικὸς ἐπ᾽ ἰατρικήν* geschrieben hat. Außer Galen zieht W. zum Vergleich Vitruv, Seneca, Manilius u. a. heran, die gleichfalls an Poseidonios angeknüpft haben. Dabei ergibt sich, daß Sallust, wie schon Boissier betont hat, eine gewisse Selbständigkeit in der Behandlung des Stoffes zukommt. Er vermeidet Dichterzitate und Aussprüche berühmter Männer, und an der einen Stelle, wo er Beispiele einführt, nimmt er sie aus der römischen Geschichte, wie er überhaupt das, was für Griechen geschrieben und berechnet war, ins Römische überträgt. Besonders scheint er in dem Teil, wo er die Leute, die aus rein egoistischen Gründen nach Amt und Würden streben, angreift, stärkere Farben aufzutragen, als dies Poseidonios, der natürlich auch de gloria gesprochen hatte, getan hat, zumal da dieses Thema der Verderbtheit der Sitten in den beiden Monographien sich wiederholt findet. Somit scheint sich das zu bestätigen, was Reitzenstein (a. a. O. S. 89, 2) vermutet hatte, daß die Beziehung des Geschichtswerkes auf den Nutzen, näherhin die Theorie, durch scharf und glänzend gezeichnete Bilder von Tugend

und Laster (exempla) moralisch zu wirken (Jug. 4, 5. 6), auf Poseidonios zurückgeht.

In scharfsinniger Analyse macht Moor (**14**) auf die Fugen und Lücken in der Gedankenführung aufmerksam; das Prooemium zum bellum Catilinae ist zwar keine festgeschlossene Einheit, aber eben durch diese Fugen bietet uns Sallust eine Handhabe, der Entstehung der Einleitungen nachzugehen. Beide Prooemien enthalten Elemente der gleichen Vorlage in verschiedener Mischung (vgl. Cat. §§ 1—4, Jug. II §§ 1—3). Eine Vergleichung von Cat. c. II §§ 1—7 und Seneca Epist. mor. 90 bringt ihn zu dem Schluß, daß Sallust bei Abfassung des bellum Catilinae wie des bellum Jugurthinum bestimmt eine Schrift des Poseidonios benutzt habe, in der dieser „ausgehend von der bevorzugten Stellung des Menschen gegenüber den anderen Geschöpfen, unter Hinweis auf die Hinfälligkeit alles Materiellen, alles Irdischen, sowie auf die Flüchtigkeit der Zeit dazu aufmunterte, durch Ausnutzung der uns beschiedenen Geisteskräfte uns dadurch hervorzutun, daß wir unserm Namen möglichst lange Dauer sichern. Gestützt wurde diese Aufmunterung zu geistiger Beschäftigung durch den Hinweis auf die überragende Bedeutung, die die geistige Macht ihren Trägern jederzeit verliehen hat, auf die Kulturschätze, die die Menschheit der Erfindungsgabe ihrer fähigsten Köpfe danke. Daran schloß sich wohl die Besprechung der einzelnen geistigen Schaffungsgebiete, als Philosophie, Geschichtsstudium, Politik usw., die dem vor der Berufswahl Stehenden diese erleichtern sollte. Aus dieser Schrift — man mag sie *Προτρεπτικός* nennen — hat Sallust für beide Bella jedesmal andere Abschnitte ausgewählt, doch so, daß sich die beiden Prooemien manchmal inhaltlich und oft auch wörtlich decken. Dies erklärt sich leicht aus der nahen Verwandtschaft der Ideenkreise beider Prooemien, wie Stimmung und Absicht des Sallust in beiden Fällen recht verschieden ist . . . Im bellum Catilinae ist er eben noch halb der Zukunft zugewandt, hofft noch, in der Politik eine Rolle zu spielen, im bellum Jugurthinum ist er schon ganz strenger Philosoph, der mit viel größerer Herbheit über die Leichtfertigkeit der Menschen sich äußert, der sie, wie auch er selbst, ihre Mißerfolge, ihre Verbitterung zu danken haben“.

Engel (**15**) unterscheidet folgende *τόποι*: I. invocatio, II. dispositio, III. recordatio, IV. causae, V. dedicatio, VI. commendatio, VII. scriptor de se ipso loquens und (bei Dichtern) VIII. invocatio numinum. Sallust will uns in seinen Prooemien auseinandersetzen, warum und was er schreiben will. Dazu bedient er sich folgender

Reihenfolge, im Catilina VII, I, IV, VI, im bellum Jugurthinum VII, I, VI.

Ausgehend von der 'Utilité et opportunité des préfaces de Salluste', die darin besteht, den Leser einzustimmen und über die Situation und den Charakter des Autors und seiner Zeit zu orientieren, deckt Fournier (**16**) im Hauptteil seiner Abhandlung die 'Contradictions entre les maximes et la conduite de Salluste' auf und wirft im letzten Teil (Explication de ses contradictions) die Frage auf: „Quelle conclusion tirer de ce désaccord qui se révêle entre la théorie et la pratique chez Salluste?“ Antwort: „Lorsqu'il prêche le dédain des richesses qu'il a pourtout convoitées, la recherche des vertus qu'il n'a point pratiquées, l'abstention des honneurs auxquels il a ardemment aspiré, l'impartialité historique à laquelle il a manqué, Salluste doit être consideré comme ayant été sincère, dupe de soi même, non repentant“ (S. 102).

Prammer (**17**) sucht bei Sallust nach Anklängen an Cicero und findet in Cic. Rosc. Am. 30 eine Reminiszenz zu Sall. Cat. 20, 9: Jug. **10**, 3 *per regni fidem* 'bei deinem Königswort' sei entlehnt einem Verse des Ennius bei Cic. Off. I 26 (keine Änderung nötig!); ebd. 58 sei zu vergleichen Rosc. Am. 106 und Lael. 26.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch verwiesen auf einen Neufund einer sallustianischen Rede.

E. Hauler (Wiener Stud. 40 [1918] S. **174**) hat den schwer lesbaren Ambrosianischen Palimpsest nochmals genau nachgeprüft auf S. 380, 379, 374, 373, 386, 385 und hat den Frontotext wesentlich verbessert und erweitert (= Naber p. 149 Z. 14 ff.). Dabei gewinnt er ein Fragment aus einer Rede Sallusts. Nab. Z. 17 geht nämlich den Worten: *Multi murmurantium voculis in luco* (m[1]: *loco*) *eloquentiae oblectantur* voraus: *Item pleraque sic* (m[2]: *illa*) *explicasse oratione* (m[2], *ornatione* m[1]) *Sallustium ais et hoc exemplo usus.* Dazu bemerkt H.: „Marc Aurel hatte sich somit wohl selbst auf eine Rede Sallusts bezogen, die solche Ausführungen enthielt; die Rede ist uns aber nicht erhalten. Da die aus den Historien im Vat. 3864 überlieferten Reden und Briefe wohl vollzählig sind, wird hier eine der von Sallust als Volkstribun oder sonst gehaltenen selbständigen Reden gemeint sein (vgl. Fronto S. 123 Z. 10 Nab.; Sen. Contr. III praef. 8; Ascon. 34, 30) . . . *murmurare* hat vielleicht an dieser Stelle wie *mussare* (Sall. or. Phil. 3. Macr. 8) politischen Nebensinn.“

II. Die einzelnen Schriften.

a) Coniuratio Catilinae.

1. Axel W. Ahlberg, Prolegomena in Sallustium. Göteborg 1911. Pars III, Cap. I (S. 155—165) 'Quomodo Sallustius librum de coniuratione Catilinae suum nominaverit quaeritur'.
*2. J.-B. Mispoulet, La vie parlementaire à Rome sous la république. Paris 1899 (vgl. Rez. von Holzapfel, B.Ph. WS. 1899, S. 1533 ff.).
3. G. Boissier, La Ière Catilinaire. Strena Helbigiana. Leipzig 1900. S. 28—31.
*4. — —, La conjuration de Catilina. Paris 1905.
*5. R. Banz, Die Würdigung Ciceros in Sallusts Geschichte der catilinarischen Verschwörung. Programm Einsiedeln 1904.
6. R. Wirtz, Beiträge zur catilinarischen Verschwörung. Bonner Diss. Aachen 1910.
7. Th. Zielinski, Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Leipzig 1904 (S. 224 f.).
*8. C. Bione, Un' orazione di Cesare in Sallustio. Atene e Roma XIV (1911) S. 144—150.
*9. C. H. Nutting, Notes on the conspriracy of Catilina. Proceedings of the Cambridge Philol. Society. Vol. 35, S. 83—86.

Ahlberg (1) verbreitet sich ausführlich über die Titelfrage. Die Prae- und Subscriptionen der Hss. besagen nichts, da sie in der Titelangabe auf die Schriftsteller des 4.—5. Jahrhunderts zurückgehen. Diese wiederum schwanken zwischen 'Catilina' und 'Bellum Catilinae'; ersteren Titel bevorzugen die älteren Schriftsteller, auch Quintilian, letzteren bildeten die späteren offensichtlich nach 'Bellum Jugurthinum'. 'Catilina' erklärt sich leicht als Abkürzung, wie man ja auch für 'Bellum Jugurthinum' kurz 'Jugurtha' sagte, wie wir ja auch heute noch zu tun pflegen. Der richtige Titel ist, wie aus Sallust selbst erhellt, 'De coniuratione Catilinae'. Vgl. Schlee, Jb. des Phil. Vereins zu Berlin, 1890, S. 39 ff. Das zeigt besonders Cat. 4, wo der Titel des ganzen Werkes angegeben wird, ebenso wie Jug. 5. Dagegen hält E. Wölfflin Archiv XII, 119 an dem Titel 'Bellum Catilinae' fest.

Die berühmte Beurteilung von Ciceros erster catilinarischen Rede (Cat. 31) bezieht Boissier (3) nicht auf die uns erhaltene, die Cicero erst später herausgegeben hat, sondern auf die wirklich gehaltene, die in ihrer ursprünglichen Gestalt eine *interrogatio* war; von ihr gilt, was Cicero ad Att. I 16 von seiner Rede gegen

Clodius sagte: *Clodium praesentem fregi cum oratione perpetua, tum altercatione.* Naturgemäß war die wirklich gehaltene Rede viel schärfer und heftiger als die geschriebene; aus der erhaltenen Rede können wir noch ein schwaches Bild davon bekommen, z. B. I. Cat 5: *non feram, non patiar, non sinam.* Diese Rede mag einen Triumph in Ciceros Beredsamkeit dargestellt haben; darum nennt sie Sallust *luculenta oratio.* Worin das *utile rei p.* bestand, können wir vermuten aus dem Bericht der II. Catilinaria, in der er vor dem Volke (§ 1) also redet: *L. Catilinam ex urbe vel eiecimus vel emisimus vel ipsum egredientem verbis prosecuti sumus.* Der erste Ausdruck ist viel zu stark, der zweite kommt der Wahrheit näher, der dritte entspricht der Wirklichkeit, Cicero wollte die öffentliche Meinung gegen Catilina beeinflussen. Und seiner beredten Stimme war es zu verdanken, daß Catilina es vorzog, aus Rom zu fliehen wie ein Verbrecher, der nicht mehr in der Stadt bleiben kann, wo ihn alles fürchtet und verabscheut. Das wollte Cicero bewirken und hat es bewirkt; das liegt in Sallusts Worten *utilis rei publicae.*

Boissiers Monographie (4) war mir nicht zugänglich. Aus der ausführlichen Anzeige F. Cauers (B. Ph. WS. 1908, S. 337 bis 342) entnehme ich folgendes: Der Darstellung Sallusts, dessen Monographie eingehend und feinsinnig charakterisiert wird, und Ciceros setzt B. das begründete Bedenken entgegen, daß sie neben den abschreckenden Seiten Catilinas die gewinnenden verkennen, ihm deshalb manche Schandtaten nachsagen, die mindestens nicht erwiesen waren, auch seine revolutionären Pläne in eine zu frühe Zeit zurückverlegen. Bei Catilina ist kein politischer Gedanke nachweisbar; er machte sich zum Führer der Verzweifelten, um durch sie Konsul zu werden. Nicht reicher an politischen Gedanken als die Feinde der bestehenden Ordnung waren ihre Verteidiger, ihr Vorkämpfer Cicero nicht ausgenommen, der bei seiner Bewerbung um das Konsulat seine politische Vergangenheit geleugnet habe. Nur einer stand über der Sache: C. Julius Cäsar, der zwar nie zu dem engeren Kreis der Teilnehmer, aber dennoch zu dem weiten der Unterrichteten gehört habe. Zweifellos war Catilina Cäsars Kandidat im Sommer 64, wahrscheinlich auch noch 63. Als er bei den Konsulwahlen 63 wieder unterlegen war, gab er anscheinend die Hoffnung auf, sein Ziel durch Anlehnung an Cäsar auf gesetzlichem Wege zu erreichen. Seit Catilina seine eigenen Wege ging, war er nichts als ein Verbrecher, und zwar kaum ein politischer, fast nur ein gemeiner Verbrecher. Demgegenüber hatte Cicero einen gefährlichen Stand. In diese schwierige

Lage führt uns die erste Catilinaria, deren Problem einmal scharf gestellt und erörtert wird. B. weist darauf hin, daß die Rede, die wir lesen, erst nachträglich niedergeschrieben und nicht wirklich gehalten sei. Was wollte Cicero erreichen, und was hat er erreicht? Daß Catilina Rom verlassen wollte, wußte Cicero jedenfalls schon vor Beginn der Senatssitzung; nur kam es darauf an, diesem unvermeidlichen Ereignis ein für ihn und seine Sache günstiges Aussehen zu geben. Von dieser Auffassung aus analysiert B. die erste Catilinaria. Auch die Schwäche der vierten Catilinaria hat B. klar erkannt und scharf gezeichnet. Zwischen den beiden über die Bestrafung der Verschworenen gestellten Anträgen, Tod und ebenslänglichem Gefängnis, entscheidet Cicero überhaupt nicht. Er vermochte nicht, was in diesem Augenblick seine Aufgabe gewesen wäre, der schwankenden Mehrheit Halt zu geben, weil es ihm an Willen fehlte. Nur einer hatte diesen Willen: Cato. Er ist der eigentliche Held der Nonae Decembres. Wären Catos Charakter und Ciceros Geist in einem Mann vereinigt gewesen, so hätte Cäsar einen ebenbürtigen Gegner gehabt.

Banz (5) ergibt sich, nach dem Referat von H. Wirz (B. Ph. WS. 1906, S. 845), als eines der Ziele, die Sallust in seinem Catilina verfolge, die Verdienste des Konsuls Cicero bei der Nachwelt in Vergessenheit zu bringen; Sallust rücke ihn gewaltsam aus seinem geschichtlichen Platze, entziehe seinen wichtigsten Handlungen durch geflissentliche Umstellung der Tatsachen den Boden, verschweige, soweit er könne, seine Verdienste und versetze ihm, wo er notgedrungen von ihm reden müsse, mit jedem Wort einen Nadelstich. B. steht im Banne von Ed. Schwartz (Hermes 32 [1897] S. 574 ff.), wenn er glaubt, auf die in dem nach Ciceros Tod herausgegebenen Pamphlet (de consiliis suis) enthaltenen starken Angriffe auf Cäsar habe Sallust die Antwort nicht schuldig bleiben können, und er habe sie in seinem Bellum Catilinae gegeben. Wirz, der den Aufstellungen des Verfassers keine überzeugende Kraft beizumessen vermag, glaubt mit Th. Mommsen, daß Sallust in raschem Wurfe, ohne das Einzelne nachzuprüfen und richtigzustellen, die catilinarische Verschwörung abgefaßt habe, um gegenüber den Verdächtigungen aus dem Lager der Optimaten zu zeigen, daß Cäsar mit jener nichts zu schaffen habe: das Lob Catos (c. 53 f.) richte seine Spitze nicht gegen Cicero, der nun einmal für Sallust kein großer Mann sei, sondern gegen die Cäsarmörder; gegen sie sei der Haß noch frisch, die Erregung über die Bluttat zittere noch nach.

Wirtz (6) sucht in manchen Punkten über das bisher Erreichte, besonders auch über Boissier, hinauszukommen. Aus den neun Kapiteln seiner Dissertation sei kurz folgendes hervorgehoben: I. Mit Unrecht wird fast allgemein die erste Catilinaria auf den 8. November verlegt; der 7. ist das richtige Datum. II. Eine Prüfung der Ereignisse am 5. Dezember ergibt unter anderem die für die Geschäftsordnung des römischen Senates wichtige Tatsache, daß die Umfrage der einzelnen Senatoren von vorne wieder beginnen muß, wenn der leitende Magistrat sie unterbrochen und zum Gegenstand der Tagesordnung Stellung genommen hat. III. Das S. C. u. ist nie an Provokation und Interzession gebunden gewesen. IV. Cicero als Anhänger der Mittelpartei zauderte, mit einer der beiden Hauptparteien zu brechen. Auf sein Handeln wirkte auch das Mißtrauen der Optimaten hemmend ein. Um die Hinrichtung der Catilinarier zu hindern, beantragte Cäsar Gefängnis, eine im römischen Recht ungewöhnliche Strafe. V. Im Jahre 60 hat Cicero aus Furcht vor der erstarkten Demokratie es für angebracht gehalten, den wahren Sachverhalt zu verschleiern, insbesondere Cäsars Beteiligung an der Verschwörung zu vertuschen. Unter diesem Gesichtspunkt werden die konsularischen Reden, vor allem die vierte Catilinaria, von neuem behandelt und zugleich eine Erklärung der ersten Catilinaria versucht. Nach seiner Verbannung gab Cicero in *de consiliis* eine den Tatsachen entsprechende Darstellung der Verschwörung; diese Schrift wurde 43/42 veröffentlicht. VI. Die Antwort auf *de consiliis* ist Sallusts Catilina. Eine ins einzelne gehende Untersuchung dieses Werkes ergibt seine volle Abhängigkeit von Cicero. Es ist nur Weniges und Geringfügiges, was Sallust mehr hat gegenüber den Reden Ciceros. Es ist daher ganz verfehlt, für dies Wenige, für die stilistischen, künstlerischen und politischen Zwecken entsprungenen Abweichungen nach anderen Quellen als de consulatu und de consiliis zu suchen. VII. Gegen Sallust wandten sich Varro und Tiro, dessen Lebensbeschreibung Ciceros bei Plutarch vorliegt. Über c. VIII siehe unten unter **VIIb.** IX. Den Schluß bildet die Senatorenliste des Jahres 63. — Vgl. auch die ausführliche Besprechung von F. Luterbacher, Jb. des Philol. Vereins zu Berlin, 1912, S. 358—361.

Zielinski (7) erweist durch das Klauselgesetz die sallustianische Fassung des Briefes des Lentulus an Catilina (c. 44) als die ursprüngliche, da sich in ihr nur mittelgute oder schlechte Klauseln finden, während die ciceronianische Fassung (Cat. III, 12), die bisher als die echte gegolten hatte, eine echte 'epodische

Konstruktion' darstelle, wie sie Cicero liebe. Was ist nun wahrscheinlicher, fragt Z., daß Cicero in seiner Rede den Lentulusbrief klauselgerecht zugestutzt hat, wie er es auch sonst liebt (or. 227), und daß Sallust die ungekünstelt originale Fassung wiedergibt — oder daß der Historiker das vom Redner geschonte rhetorische Gefüge des Originals aus Haß gegen die Klauseln zerstört hat?

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch verwiesen auf:

Drumann-Groebe, Geschichte Roms V 2² (1912), S. 401—512, bes. S. 463—468 'Cicero und Sallust' [der Band ist noch nicht vollständig erschienen], und

Gu. Ferrero, Größe und Niedergang Roms. I. Bd. Stuttgart 1900. 15. Kap. 'Catilina', S. 288—311.

b) Bellum Jugurthinum.

1. C. Lauckner, Die künstlerischen und politischen Ziele der Monographie Sallusts über den Jugurthinischen Krieg. Diss. Leipzig 1911.
2. H. V. Canter, The Chronology of Sallust's Jugurtha. Class. Journal 6 (1911), S. 290—295.
3. D. E. Bosselaar, Quomodo Sallustius historiam belli Jugurthini conscripserit. Diss. Amsterdam 1915.
4. G. Lafaye, L'adoption de Jugurtha dans Salluste. Mélanges Boissier. Paris 1913 (S. 315—318).
5. P. Klimek, Über den Plan der Rede Adherbals bei Sallust. Programm Breslau 1902.

Um Sallust als Historiker richtig beurteilen zu können, gibt Lauckner (**1**) zum erstenmal eine Analyse des Jugurthinischen Krieges, wie sie Ed. Schwartz (Hermes 32, 554) für die katilinarische Verschwörung gegeben hat, näherhin eine den Intentionen des Autors nachgehende Untersuchung, die alles sonst verfügbare Quellenmaterial berücksichtigt. Er geht dabei aus von den Personen; zunächst werden die Hauptpersonen (1. Jugurtha, 2. Metellus, 3. Marius, 4. Sulla) einer Analyse unterzogen, dann die Nebenpersonen (1. Micipsa, 2. Adherbal, 3. Scaurus, 4. Bestia-Albinus-Aulus, 5. Bocchus). Da Sallust psychologisch aus dem Charakter das Handeln erklärt und das Handeln selbst tendenziös verwertet, so muß auch die Charakteristik tendenziös sein. Aber die Tendenz beherrscht nicht bloß die Auswahl der Charakterzüge, sondern auch ihre Anordnung. Viele Eigenschaften werden erst da genannt, wo Sallust sie wegen ihrer Folgen braucht (z. B. die superbia des

Metellus c. 64, 1, die Verschlagenheit Jugurthas c. 81, 4). Sallust ist ein Vertreter der von Bruns so genannten direkten Methode. Sein hauptsächliches Mittel der Charakterisierung ist die Nennung der Eigenschaft. Eine zweite häufig und meist tendenziös verwendete Art ist die, daß die Eigenschaft, ohne genannt zu werden, sich aus der Handlung ergibt (so Jugurthas Verstellung c. 11, 1, Rachsucht 11, 8, Hinterlist und Schlauheit 20, 3f., Treulosigkeit 26, 2; Metellus' Besonnenheit 44, 3, Leidenschaftlichkeit 58, 5). In der Schilderung von Nebenpersonen soll durch dieses Mittel das geringe persönliche Interesse hervortreten (so die Selbstsucht des Albinus). Drittens wird, sehr selten, indirekt durch Aussprüche anderer Personen eine Eigenschaft bezeichnet (c. 13, 15 die Grausamkeit Jugurthas, die nicht ohne weiteres aus c. 12 zu erschließen war). Die Persönlichkeiten interessieren Sallust nicht als Charaktere, sondern nur als Träger der Ereignisse, ihr Tun erklärt er aus den einzelnen Charakterzügen; was zu dem Verständnis nichts beiträgt, wird übergangen. Ja die Personen erscheinen als typische Vertreter bestimmter Interessengruppen. Eine Sonderstellung nimmt nur Sulla ein; er ist nicht Vertreter einer Klasse, sondern steht für sich, denn das ihn vom Adel Trennende ist größer als das Gemeinsame. Darin unterscheidet er sich von Metellus, in dem wenigstens die superbia des Adels ihren reinsten Vertreter fand. Der Adel tritt nicht mit einer großen Persönlichkeit dem durch Marius repräsentierten Volk gegenüber, sondern mit einer Reihe unbedeutender Nebenpersonen, wie Bestia, Aulus Albinus, Scaevus. Darin liegt mit eine Erklärung seiner Niederlage. — Sodann untersucht L. den Zweck und die Stellung der Reden im Rahmen der sallustianischen Monographie und nimmt zum Teil gegen Schnorr von Carolsfeld Stellung. Zweck der Reden ist nicht die Charakterisierung des Sprechers. Wenigstens gilt für das Bellum Jugurthinum nicht, daß Reden nur den Hauptpersonen in den Mund gelegt werden, um sie als solche zu charakterisieren; Metellus und Jugurtha erhalten ja keine Reden. Die fein berechnete Stellung der Reden, ohne enge Beziehung zu den Vorgängen und die Wahl der Sprache weisen deutlich darauf hin, daß sie im weitesten Sinne zum Verständnis und zur Beurteilung der äußeren und inneren Lage und damit auch zur Darstellung und Erläuterung von Entschlüssen dienen; denn die Motive einer Handlung aufzudecken, ist vollends das vornehmste Mittel der tendenziösen Schilderung Sallusts. Die Reden sind nur aus Sallust selbst heraus zu beurteilen; Sallust selbst spricht und

urteilt durch die redenden Personen. Selbstverständlich ist zu scheiden, was zur allgemeinen Beleuchtung der Lage dient und was die besondere Veranlassung und die jeweiligen Verhältnisse erfordern; das gilt besonders für Sullas (c. 107) und noch mehr für Bocchus' Rede (c. 110). Es kann und muß im Interesse des Redenden oft besonders berichtet werden (vgl. 14, 11 und 13, 1). Dagegen die indirekten Reden enthalten Gedanken und Äußerungen vom rein persönlichen Standpunkt aus, die oft in Widerspruch stehen zu Sallusts Darstellung und Absicht, so für Jugurtha c. 49, 2, c. 111, 2f., c. 15, 1; für Sulla vgl. c. 111, 1, c. 106, 3 und c. 107, 7; für Metellus c. 64, 2—4, c. 83, 1, c. 54, 1. Die Prahlereien und Hetzreden des Marius (c. 64, 5. 65, 3) werden indirekt wiedergegeben wie die Lügen des Bocchus c. 83, 2. 102, 12. 108, 2. — Das Hauptkapitel handelt von dem „Einfluß der Tendenz Sallusts auf seine geschichtliche Treue". Die tendenziöse Absicht, die sich in der Behandlung der Personen erkennen läßt, zwang Sallust zu einer Stilisierung der Ereignisse. Durch einen Vergleich mit den anderen Quellen über den Jurgurthinischen Krieg sucht L. zu zeigen, wie weit Sallust mit seinen Bestrebungen die vorliegenden geschichtlichen Tatsachen in Einklang zu bringen versucht hat und mit welchen Mitteln er die gewünschte Wirkung erzielt. Die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials gestattete nur einen Vergleich nach den fortschreitenden Ereignissen des Krieges: 1. bis zur Eröffnung des Krieges, 2. bis zum Feldzug des Metellus, 3. Krieg unter Metellus, 4. von Marius' Imperium bis zum Ende des Krieges. — Im letzten Kapitel handelt L. von den Absichten und dem Aufbau der Monographie. Der Schwerpunkt des Ganzen ruht nicht auf den äußeren Vorgängen, sondern auf den inneren Verhältnissen. Das Militärische und die damit verknüpfte Person Jugurthas bildet nicht den Hauptinhalt der sallustianischen Monographie. Daher die Ungenauigkeit im Bericht der Tatsachen, offensichtliche Wiederholungen und Auslassungen, Vernachlässigung der Chronologie. So wird c. 81, 2 Cirta als erobert vorausgesetzt, ohne daß das vorher berichtet wäre; wir erfahren nichts von dem Winterlager, das zwischen c. 92, 3 und 92, 5 liegen muß; kein Wort lesen wir von Jugurthas Ende, der im Triumph des Marius aufgeführt wurde, und doch hätte es sich leicht c. 113 erwähnen lassen. Die Friedensbedingungen und die Regelung der Verhältnisse von Numidien werden gleichfalls verschwiegen. Der Hauptgegenstand dieser Schrift ist eben der Kampf zwischen Nobilität und Volk, bei dem eine beabsichtigte Steigerung zu erkennen ist

bis zum Höhepunkt, der als Abschluß gedacht ist, die Wahl des Marius. — Über die Auseinandersetzung mit Reitzenstein, der im Bellum Jugurthinum eine Monographie im Stile der hellenistisch-peripathetischen Geschichtschreibung sah, vgl. oben S. 129.

Canter (2) sucht dagegen die Chronologie im Jugurtha folgendermaßen in Ordnung zu bringen: a. 111 = c. 27—34, 2; a. 110 = c. 35, 3; a. 109 = c. 37—39, 5; 39, 5—43; 43—61, 2; a. 108 = 62, 10—83, 5; a. 107 = c. 84—91 (Marius' 1. Jahr); a. 106 = 92, 5—100 (Marius' 2. Jahr); a. 105 = c. 103—114 (Marius' 3. Jahr).

Ohne diese beiden Abhandlungen zu kennen, nimmt Bosselaar (3) dasselbe Problem in Angriff, um schließlich zu dem Resultat zu kommen: Sallust ist nichts weniger als Historiker, vielmehr ist er Parteischriftsteller. Das zeigt sich vor allem in der gänzlichen Vernachlässigung der Chronologie, wie B. im ersten Teil „De chronologica ratione" ausführlich darlegt (S. 1—88). Es ist das Verdienst B.s, sämtliche chronologische Unstimmigkeiten zusammengestellt und klargelegt zu haben, ohne sie, wie moderne Historiker versucht haben, in ein chronologisches Schema zu pressen. Die Sache liegt hier ähnlich wie im Catilina, wo die chronologische Unstimmigkeit längst erkannt und zugegeben ist. Sallust ist eben nicht als Historiker im wahren Sinne des Wortes zu nehmen. So ist z. B. bei der Adoption Jugurthas durch Micipsa das *statim* (c. 9, 6) wohl in Einklang zu bringen mit der Notiz Jug. 11, 6: *ipsum illum tribus proxumis annis adoptatione in regnum pervenisse* (d. i. im Jahre 121, also 12 Jahre später als c. 9, 6). Denn Ausdrücke wie '*paucis post diebus*', '*paucos post annos*', '*brevi*', '*statim*' haben bei Sallust gar nichts zu besagen. Darum ist es verkehrt, wenn Lafaye (4) die Schwierigkeit dadurch zu heben sucht, daß er an der ersten Stelle die *adoptatio testamentaria* annimmt, die ja erst nach dem Tode des Micipsa bekannt geworden sei, an der zweiten Stelle dagegen die öffentliche, noch bei Lebzeiten Micipsas vollzogene Adoption (vgl. auch Lauckner a. a. O. S. 116 Anm.). — Im zweiten Teil (Quomodo Sallustius res gestas rettulerit S. 89—97) sucht B. zu zeigen, daß es Sallust gar nicht darauf ankommt, die historischen Ereignisse der Wahrheit gemäß zu berichten. Manches ist absichtlich verschwiegen, anderes direkt falsch wiedergegeben. Die Hauptsache bleibt ihm, den Leser zu fesseln. Kurz, Sallust ist für uns kein historisch glaubwürdiger Zeuge. Das Jahr 109 bildet einen Markstein in der Darstellung Sallusts. Bis zur Ankunft des Metellus in Afrika geht dem ver-

schlagenen Jugurtha alles nach Wunsch; aber mit dem Eingreifen des Metellus im Jahre 109 beginnt das Netz der Intriguen des nichtswürdigen Jugurtha zu zerreißen. Darum behandelt Sallust die früheren Ereignisse nur summarisch, dagegen den Ereignissen unter Metellus und Marius widmet er größere Sorgfalt. Unter diesem Gesichtspunkt handelt B. von den Expeditionen des Calpurnius Bestia, des Sp. Postumius Albinus und — des Metellus und Marius. — Im letzten Teil (S. 98—145 quomodo Sallustius ceteroquin in belli Jugurthini historia scribenda versatus sit) sucht B. Sallusts politischen Standpunkt zu beleuchten. Darum handelt er besonders ausführlich: De nobilitate secundo ante Christum natum saeculo exeunte (S. 120—145): a) Jugurtha et nobiles ante Numantiam, b) cur senatus Jugurthae Hiempsale interfecto et Adherbale fugato regnum Numidiae non ademerit, c) num senatus a popularibus coactus Jugurthae bellum indixerit, d) de L. Calpurnio Bestia, de foedere a Bestia cum Jugurtha icto; cur Jugurtha aliquamdiu Romae moratus esse videatur, e) de Albino consule. f) de nobilium in re publica consiliis. Ausführlicher handelt er auch im letzten Abschnitt von der Persönlichkeit Jugurthas (S. 103—110). Nach B. sucht Sallust den Jugurtha möglichst schwarz zu malen, um die Nobilität, die es solange mit diesem Scheusal gehalten habe, an den Pranger zu stellen; so habe S. auch notorisch Falsches überliefert, wie z. B. die niedrige Herkunft Jugurthas (c. 5, 7); indes, ein Vergleich mit Appian (Libyc. 106) zeige, daß Jugurtha ebenso wie die anderen Söhne *genuinus* gewesen sei und somit Anspruch auf Erbfolge gehabt habe: Sallusts Absicht sei eben, ihn von Anfang an als Meuchelmörder und verworfenen Menschen hinzustellen, von dem man wahrlich nichts Gutes habe erwarten können; und doch habe dieser 'treffliche' junge Mann vor Numantia mit den vornehmsten Römern verkehrt; so falle, meint B., ein Teil der Schuld auf die verhaßte Nobilität zurück. — Ganz anders die Analyse bei Lauckner (a. a. O. S. 3f.): „In Sallusts Darstellung zeigt sich eine zweifache Tendenz: Einmal soll Jugurtha, ähnlich wie Catilina, höher gehoben werden, als der Wirklichkeit entsprach. S. verhüllt alles an Eigenschaften, was zu schlechten Taten Anlaß werden könnte: so den Ehrgeiz, Verstellung, Berechnung . . . Der Zweck dieser Bestrebung S.s erklärt sich aus der zweiten Tendenz: die nobiles als die bösen Dämonen J.s zu zeigen. Sie geben ihm das Mittel an die Hand, wie er, ohne Roms Einspruch zu befürchten, die in ihm wie in jedem hervorragenden Manne schlummernde Begier zur

Tat umsetzen kann. Die Verderblichkeit des Spiels leuchtet ein: Vielleicht würde J. seine späteren Schritte nicht gewagt haben ohne den Rat des Nobiles. Durch diese Tendenzen wurde S. verhindert, eine vollständige Charakteristik Jugurthas zu geben." — Jedoch im Schlußergebnis seiner Dissertation (S. 145) stimmt Bosselaar im wesentlichen mit Lauckner überein (vgl. oben): „Satis iam demonstravisse mihi videor, Sallustium nostrum suum de bello Jugurthino libellum non scripsisse, ut posteros accurate doceret, quomodo omnia accidissent, eique non historiam illorum temporum curae fuisse, sed, ut nobilitatem maximi criminis accusaret et ostenderet, quot pericula et quantum bellum illorum regimen civitati attulerit et quantopere rei publicae maiestas ab iis minuta sit. Nec non me probavisse spem foveo, Sallustium, popularibus faventem, saepe erravisse et nobilitatem non semper iure criminatum sed saepe calumniatum esse. Etiam nobis patet, Sallustium multa contorsisse, ut ita in senatum inveheretur nobisque persuaderet, nobilitatem perperam rem publicam administravisse et identidem ei nocuisse, cum popularium agitatores laudibus, utpote patriae liberatores, efferret. Accedit, ut res, quae sibi consilio suo utiles esse non videbantur, quam paucissimis verbis commemoraverit aut omiserit. Eae Sallustio non curae erant. Itaque res omisit, quae ad bene historiam intellegendam desiderari non possunt. Dico temporum ordinem confusum et rerum gestarum descriptionem minime perspicuam. Sallustius ergo historicus exiguam apud nos auctoritatem habet. Est scriptor alterius partis studiosus, aequum et integrum iudicium ferendi nescius. Sed auctor elegans et peritissimus rhetor tam suaviter et iucunde historicum suum opus composuit, ut per omnia aeva maximam laudem et admirationem ceperit. Et quamquam eius liber, quoad historiam docet, reprehensione dignus videtur, hoc constat, Sallustium monumentum exegisse, ut cum Horatio dicam, aere perennius."

Die Abhandlung von Klimek (5) soll die in seiner Schulausgabe angedeutete Gliederung der Rede Adherbals im römischen Senate (Jug. 14) rechtfertigen. K. faßt § 1—2, 3—4, 5—6, 7—8, 9—11, 12—13, 14—15, 16—19, 20—21, 22—24, 25 als besondere Abschnitte zusammen.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch auf den Artikel 'Jugurtha' von Lenschau in Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (neubearb. von Wissowa-Kroll X 1 = 19. Halbband, Stuttgart 1917 S. 1 ff.) verwiesen.

C. Historiae.

1. M. Bonnet, Les Histoires de Salluste: quels en devaient être le sujet et l'étendue. Revue des Etudes anciennes II (1900) S. 117—132.
2. E. Kind, Quaestionum Plutarchearum capita tria ad Marii et Sullae vitas pertinentia. Diss. Leipzig 1900.
3. G. Rathke, De Romanorum bellis servilibus capita selecta. Berlin 1904.
4. A. Solari, Sallustiana. Boll. di filol. class. 9 (1902/03) S. 137 f.
5. C. M. MacDonald, The citations from Sallust's Histories in Arusianus Messius. Class. Rev. 18 (1904) S. 155 f.
6. C. Morawski, De oratione Philippi apud Sallustium Eos 17 (1911) S. 135—140.

[Weiteres siehe unter V c S. 167 'Zu einzelnen Stellen'].

Wenn man die Zahl der Fragmente der fünf Bücher Historien und deren Inhalt vergleicht, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß das 5. Buch viel kleiner war als die anderen vier. Dazu kommt, daß sich für dieses Buch keine Rede oder ein Brief, wenigstens in direkter Rede, nachweisen läßt. Folglich ist es, so schließt Bonnet (1), nicht vollendet. Sallust ist wahrscheinlich durch den Tod verhindert worden, sein Hauptwerk zu Ende zu führen. Denn das Jahr 67 bietet in der Tat keinen Abschluß. Daß Sallust gerade das Jahr 79/78 zum Ausgangspunkt wählte, hat seinen Grund darin, daß er Sisenna unmittelbar fortsetzen will. Welchen Zeitraum hatte er vor in seinen Historiae (d. h. Zeitgeschichte) zu behandeln? Nach der langen Einleitung zu schließen, offenbar einen längeren als 12 Jahre. Wo ist der Endpunkt zu suchen? Es wäre unbegreiflich, wenn Sallust etwa nur bis zur catilinarischen Verschwörung geschrieben hätte, also bis zur Erhebung des Pompejus. Was hätte ihm an der Verherrlichung dieses Namens gelegen sein sollen? Seine Schriftstellerei gilt doch der Partei Cäsars. Da ist es doch selbstverständlich, daß er vorhatte, bis auf seine Zeit, in der er schrieb (etwa 40), zu schreiben, wo sich die großen Ereignisse (Sturz der Staatsherrschaft, Zusammenbruch des alten morschen Staates) vor seinen Augen abspielten. Diesen Triumph zu erleben, war für ihn sicherlich ein erhebendes Gefühl; ihn der Nachwelt zu überliefern, darin sah er seine eigenste Lebensaufgabe, die zu erfüllen er durch frühzeitigen Tod verhindert wurde.

Die nächsten Arbeiten beschäftigen sich hauptsächlich mit

Quellenfragen. Kind (2) untersucht zunächst die Kapitel, die sich auf den Jugurthinischen Krieg beziehen (Plut. Mar. c. 7—10; Sall. c. 3) und vergleicht die Berichte bei Sallust, Livius und Plutarch, wobei er jeweils auch die Fragmente Diodors und Appians über Numidicus heranzieht. Das Resultat seiner Untersuchung ist folgendes: Sall. B. J. c. 1—86 (c. 114) gehen auf Poseidonios zurück, c. 102—113 sind aus Sullas Memoiren selbst geschöpft; auch Liv. per. 64—66, Velleius II 11—15, Appians liber Numidicus, Plut. Mar. c. 7—10, Sull. c. 3 gehen auf Poseidonios zurück. Im zweiten Teil untersucht K. die Quellen zu Plut. Mar. 1—6 und Sull. 1—2 und kommt zu dem Ergebnis, daß Mar. 1—6 auf Poseidonios zurückzuführen sind, dsgl. die Bemerkungen über Sullas Privatleben, zumal da aus keinem Fragment der Historien nachgewiesen werden kann, daß Sallust über Sullas Privatleben gehandelt habe, wie schon Maurenbrecher nachgewiesen hat. Dagegen bei dem Vergleich Sull. c. Lys. habe er Sallust benutzt, der übrigens c. 3 zitiert wird, weil darüber keine griechischen Quellen existiert haben, wie Plutarch ja auch sonst, z. B. im Leben des Sertorius, Sallusts Historien benutzt habe. Kap. III handelt de Sulla phthiriasi (Läusekrankheit). Maurenbrecher hatte (p. 17) vermutet, c. 37—38 seien aus Sallust geschöpft. Demgegenüber glaubt K., c. 34, 37, 38 habe Plutarch aus Livius ausgeschrieben, der dieselbe Quelle benutzt habe wie Appian. Was die Phthiriasis anlangt, so fand sich diese weder bei Livius noch bei Poseidonios, sondern bei einem Schriftsteller, der die Geschichte rhetorisch aufzuputzen pflegte (vielleicht Cornelius Nepos oder Fenestella!).

Rathke (3) untersucht zum erstenmal die Berichte über die drei Sklavenkriege und ihre Chronologie. In diesem Zusammenhang interessiert uns nur der dritte (73—71 v. Chr.), dessen Geschichte uns durch Plutarch (Crass. 8 ff.) und Appian ausführlich überliefert ist. Im Gegensatz zu Maurenbrecher kommt er zu dem Ergebnis, daß Plutarchs Bericht ausschließlich auf Sallust fuße. Darin stimmt er mit Maurenbrecher überein, den er in einzelnen Punkten berichtigt, daß Appians Darstellung teils auf Sallust, teils auf Livius zurückgehe. Auch betreffs Frontin, der dieselben Quellen wie Appian benutzt, stimmt er gleichfalls im ganzen Maurenbrecher zu. Für Florus endlich eine andere Quelle als Sallust anzunehmen, liegt kein Grund vor. Bemerkenswert sind die Ausführungen über die Streitkräfte der Römer und der Sklaven bei Sallust und Livius. Jener vermeidet es, für die Sklaven bestimmte Zahlen anzugeben, während er die Streitkräfte der Römer genau anzugeben weiß.

Livius dagegen gibt über die Streitkräfte der Sklaven unerhört hohe Angaben (aus Valerius Antias?).

Solari (4) behandelt das Licinianusfr. (ed. Camozzi p. 59 = Flemisch p. 33): *Condi corpus iusserat, non comburi. sed L. Philippus cremandum potius censuit, ne idem Sullae eveniret quod C. Mario, cuius corpus milites inimici extractum monimento disiecerant. itaque iustitium fuit matronaeque eum toto anno luxerunt. in campo Romae sepultus est amplissimo funere elatus magna populi frequentia. cuius rogo quom ignis esset inlatus, non mediocris imber est insecutus.* Als Quelle für dieses Fragment hatte Maurenbrecher (Prol. p. 15) Livius angenommen. Demgegenüber nimmt S. an, daß Licinianus Sallust exzerpiert habe, unter Beibehaltung des für den Fortgang der Handlung Notwendigen, unter Beiseitelassung alles Nebensächlichen und Unwichtigen. Denn bei demselben Licinianus lesen wir im Anschluß an obige Stelle: *Sallustii opus nobis occurrit, sed nos, ut instituimus, moras et non urgentia amittemus.* Darin sieht S. eine Angabe der Quelle, der Lic. gefolgt sei. Sallust habe ja seine Historien begonnen mit dem Jahre 676 (= 78) M. Lepido Q. Catulo consulibus, habe selbst den Tod und das Begräbnis Sullas erlebt. Seine Auffassung sieht er durch Heranziehung von Plutarch (Sulla 38) bestätigt, der ja offenkundig Sallust benutzt habe: vgl. τοῦ πυρὸς ἀπιόντος ἐκχυθῆναι πολὺν ὄμβρον καὶ κατασχεῖν ἄχρι νυκτός = Gran. Lic. *cuius rogo . . . insecutus.*

Eine interessante Entdeckung macht Macdonald (5). Er macht darauf aufmerksam, daß Arusianus Messius bei den exempla elocutionum aus Vergil, Sallust, Terenz und Cicero die örtliche Reihenfolge im Zitieren einhalte. Vgl. z. B. p. 463 Keil VII s. v. *Dignus fieri*: Verg. Ecl. 54. 85; p. 479 *indutis illis rebus*: Aen. XI 83, XII 947. Ebenso unter dem Lemma *In praesentia*, p. 487 *in praesens*: Sall. Hist. IV fr. 50 und fr. 69,19 M. Folglich ist auch zum Lemma *suetus* (p. 510): *suetus his rebus*: Sall. Hist. II fr. 88 M *genus militum suetum a pueritia latrociniis* vor II fr. 85 M *genus hominum vagum et rapinis suetum magisque agrorum cultibus* zu setzen.

Morawski (6) endlich sieht in der wichtigen Rede des L. Marcius Philippus gegen den Revolutionär M. Aemilius Lepidus starke Anklänge aus Ciceros Philippische Reden, die gleichsam als die letzte gewaltige Stimme des untergehenden Staates noch in der nachfolgenden Generation großen Anklang fanden (cf. ad fam. XII 13, 1) und auch in den Rhetorenschulen viel gelesen wurden. Nicht bloß der Tenor der Rede klingt an die Philippicae an, auch ein

zelne Beweisgründe haben sie gemeinsam; ja es finden sich sogar Redewendungen wieder: vgl. Phil. V 26 *non est verbis rogandus, cogendus est armis* (VIII 14 *senatus haec verbis, Opimius armis*) ∾ or. Phil. § 17 *vos autem, p. c., quo usque cunctando rem p. intutam patiamini et verbis arma temptabitis?* — Phil. III 3 *quo enim usque tantum bellum . . . privatis consiliis propulsabitur?* ibid. 5 *qua peste privato consilio rem p. . . . Caesar liberavit* (cf. ibid. 12 und 14; V 3 und 28) ∾ or. Phil. 6 *cum privata arma opprimendae libertatis cepisset*; 22 *quoniam Lepidus exercitum privato consilio paratum cum pessimis et hostibus rei publicae contra huius ordinis auctoritatem ad urbem ducit.* Und doch war Lepidus Konsul. — Die Lage des Staates nach Sullas Tode war sehr ähnlich der Lage nach Caesars Ermordung. Im Jahre 78 lagerte Aemilius Lepidus mit seinen Banden in Etrurien, ähnlich Antonius 44 in Umbrien. Von der kraftvollen Rede des Philippus (de or. III 4) ist nichts erhalten, da er wahrscheinlich überhaupt nichts veröffentlicht hat (de or. II 316).

III. Überlieferung.

1. E. Hauler, Zur Sallustkritik. Wiener Stud. 21 (1899) S. 306—319.
2. E. Hauler, Sallustzitate bei Fronto. Rh. Mus. 54 (1899) S. 161—170.
3. F. Schlee, Zwei Berliner Sallusthandschriften. Programm Sorau 1899.
4. Th. Opitz, Der codex Ashburnamiensis des Sallustius. Philologus. Suppl. 7 (1899) S. 589—590.
5. J. Czerép, Codicem Sall. Albae-Juliensem praecipuis integrorum respondere. Egyetemes Philologiai Közlöny 1902 S. 449—454.
6. J. Czerép, Aliquot codices Sallustiani contenduntur. Ebda. 1903 S. 193—201.
7. C. Marstrander, Bruchstücke einer Sallusthandschrift in dem norwegischen Reichsarchiv. Rh. Mus. 62 (1907) S. 108 ff.
8. A. Scheindler, Eine noch unbenutzte Sallusthandschrift. Wiener Eranos 1909 S. 200—212.
9. A. W. Ahlberg, De duobus codicibus Palatinis Sallustianis. Eranos 9 (1909) S. 137—163.
10. M. Manitius, Zu Sallusts Jugurtha. Philol. 71 (1912) S. 313 f.

11. R. Sabbadini, Storia e critica di testi Latini. Catania 1914.
12. Grenfell-Hunt, The Oxyrhynchos Papyri VI no. 884. London 1908. S. 195 ff.
*12a). A. W. Ahlberg, Ett papyrusfragment af Sallustius. Eranos 9 (1909) S. 13—29.
*12b). S. Pellini, Sallustio, Catil. VI 2. Classici e Neolatini 7 (1911) S. 81 f.
13. B. Maurenbrecher, Sallustiana 1. Heft. Die Überlieferung der Jugurthalücke. Halle 1903.
14. A. W. Ahlberg, Prolegomena in Sallustium. Göteborg 1911.

Hauler (1) wendet sich mit Recht gegen das verkehrte Prinzip, das Jordan (auch noch in seiner 3. Auflage 1887) dem Parisinus P als der relativ besten Hs zu folgen und die andern mit Sigel C (= Mutili) und z (= Integri) zu bezeichnen. Weiterhin wirft er die Frage auf, ob P des hohen Vertrauens würdig ist, das ihm Jordan und noch uneingeschränkter Eußner u. a. geschenkt haben. An der Hand zahlreicher Beispiele kommt er zu einem negativen Resultat. Der Codex P ist voll von Fehlern und Verderbnissen und bekommt erst durch den bedeutend jüngeren Korrektor p, der den Sallusttext erst lesbar macht, seine Bedeutung. Dieser Korrektor benutzte aber ohne Zweifel einen guten alten Kodex vom Archetyp des V, dessen Wert Jordan ganz gering einschätzt, der aber in Wirklichkeit eine relativ reinere Überlieferung bietet als P. Jordan, Eußner u. a. halten folgerichtig auch alle Verbesserungen der mit dieser Hs aufs engste verwandten Hand p für willkürliche und wertlose Änderungen. Übrigens führt eine bisher nicht verwertete Eintragung in P mit aller Wahrscheinlichkeit nach dem alten Kloster Fleury, und es ist die Annahme naheliegend, daß der fehlerhafte Text von P nach den alten wertvollen Hss dieses Klosters verbessert wurde, von denen wir in den Orléaner-Berliner und den vatikanischen Blättern zu den Historien noch direkte, in V indirekte Reste besitzen. Wichtig für die Sallustüberlieferung sind auch die Sallustzitate bei den Grammatikern und Sallustnachahmungen bei Späteren, die bei Jordan nicht voll ausgenutzt sind. Auch sind die ältesten Ausgaben von Jordan viel zu wenig herangezogen worden.

Demselben Hauler (2) ist es durch Nachprüfung der Frontopalimpseste gelungen, nicht nur manches im einzelnen zu bessern,

sondern auch mehrere Seiten Sallusttext neu zu gewinnen, so daß der bisherige Umfang der Zitate fast um das Doppelte vergrößert erscheint. Die Abweichungen, die Frontos Sallusttext von unserer besten Überlieferung aufweist, sind weit geringer, als die Varianten bei Mai und Naber vermuten lassen. Sogar in der Orthographie herrscht eine sehr große Ähnlichkeit mit der unserer Sallusthss, besonders des Orléaner Palimpsestes der Historien. Die Abweichungen werden sämtlich ausführlich besprochen. Besonders lehrt uns der Palimpsest, daß unser Sallusttext einzelne größere Auslassungen erfahren hat, so Jug. 44, 5 *neque muniebantur*, 45, 2 *ne miles ⟨hastatus aut⟩ gregarius* etc. Cat. 31, 3 befürwortet der Palimpsest folgende Fassung: *⟨ad⟩f⟨lic⟩tar⟨e⟩ sese*, *manus supplices ad caelum tendere*, *mise⟨rari⟩ pa⟨rvo⟩s liberos*; *rogitarc ⟨om⟩nia, omni rumor⟨e⟩ pavere*, *adriperc omn⟨i⟩a superbia atq(ue) deliciis omissis*, *sibi patria⟨e⟩q(ue) dif⟨f⟩idere.* — Die Abweichungen sind relativ nicht zahlreich und geeignet, uns bezüglich der Güte unseres Sallusttextes im allgemeinen zu beruhigen; sie werden noch verringert durch die Tätigkeit der korrigierenden Hand, deren Vorlage auf ein Exemplar zurückgeht, das dem Archetypus unserer Hss noch näher stand als der Text der ersten Frontohand. Die Textrezension Sallusts muß auf breitere Basis gestellt werden, da einige neue teils wichtige, teils beachtenswerte Lesarten des Palimpsestes in verschiedenen, auch jüngeren Sallusthss erhalten sind.

Die folgenden Abhandlungen (**3—12**) fördern eine Menge neues handschriftliches Material zur Stelle, von dem freilich nur ein geringer Teil von wirklichem Wert ist.

Schlee (**3**) beschreibt ausführlich die beiden Berliner Sallusthss. Nr. 205 (Claromontanus 675, Meermannianus 828, Phillippicus 1902) und Nr. 204 (Clar. 676, Meerm. 827, Phill. 1901); den Abschnitt Jug. 103—112 hat er genau kollationiert und die Hss. nach ihrem Werte geprüft. Berol. 205 ist ein Mutilus mit nachgetragenem Schluß, aus dem XI. Jahrh., der sich in seinem Hauptteil an die Gruppe M anschließt, im Nachtrag mit den besten Hss konkurriert. Berol. 204, aus dem XII. Jahrh., ist ein Integer, aber in der Mitte von Jug. 108 bricht er mit einer großen Verwirrung ab, um dann mit *pacem vellet daret operam* (c. 112) fortzufahren. Er hat ein vielgebrauchtes Schulexemplar zur Vorlage gehabt, voll willkürlicher Änderungen und Erklärungen, ist also für unsere Überlieferung wertlos, während die ältere Hs für die Jugurthalücke heranzuziehen ist.

Den Codex Ashburnamiensis, später als XII. Jahrh., hatte Stangl wegen seiner willkürlichen Textänderungen als wertlos erkannt. Trotzdem hat ihn Opitz (4) für die Jugurthalücke (103, 3 bis 112, 2) abschreiben lassen. Er vergleicht seine Lesarten mit AFLPS (= M), die Wirz als Grundlage für die Rezension der Jugurthalücke bezeichnet, und findet, daß er gar nicht selten mit dieser übereinstimmt. Der Text endet Jug. 107, 3 *caliditate iugurte.* Hierauf folgt noch ein Blatt (57), von dem jedoch kaum ein Drittel erhalten ist. Es schließt sich mit *cui speculanti iter suum cognitum esset* unmittelbar an das Vorhergehende an. Aber die Schrift ist eine andere (XIII. Jahrh.). Der Text ist nicht mehr so umgestaltet, sondern normal und gut bis zum Ende des Jugurtha. Auch diese Hs ist für die Sallustüberlieferung wertlos.

Für die Jugurthalücke hat ferner Cserép (5) einen Pergamentkodex verglichen, der sich in der bischöflichen Bibliothek, dem sog. ‹Batthyaneum›, der ungarischen Stadt Alba Julia findet. Die Hs, die Cs. in das 11. Jahrh. setzt, enthält auf 55 Blättern Sallusts Bellum Jugurthinum; bis c. 31, dann wieder von c. 56 ab hat er zahlreiche Interlinear- und Marginalglossen. Hinsichtlich der Stellung und der Form der Worte steht dieser A.-J. den Hss PSF (Wirz) sehr nahe, besonders eng ist er mit F verwandt: cf. c. 104 *Cirtham, Tucca, Rufone.*

In der nächsten Abhandlung (6) vergleicht Cserép nach Jordan' folgende Hss: I. Conferuntur inter se ex numero codicum, quibus liber Catilinae continetur, tres Parisini (11024. 16025. 6085) et Monacensis 2602). II. Conferuntur ex numero codicum, quibus liber Jugurthae continetur, tres Parisini (wie oben) et duo Monacenses (außer 2602: 14477 und 14472) et Albae-Juliensis noster (cf. 5). Conferuntur inter se ex codicibus, quibus ‹Invectiva Sallustii in Tullium› continetur, tres Harleiani (2716. 2682. 3859), duo Monacenses (19472. 4611). IV. Conferuntur ex codicibus, quibus ‹Invectiva Ciceronis in Sallustium› continetur, Harleiani 2716 et 2682 Monacensesque bini (wie oben).

Die Hs, von der Marstrander (7) Bruchstücke in dem norwegischen Reichsarchiv entdeckt hat, hat nur historisches Interesse, insofern als sie die einzige norwegische Sallusths ist. Für die Überlieferung kommt sie nicht in Frage, da sie, wie so viele jüngere Hss, an starken Entstellungen und willkürlichen Umstellungen leidet.

Scheindler (8) hat im Benediktinerstift St. Paul in Kärnten einen Miszellenband aus Pergament in Kleinquart, schön und gleichmäßig in Minuskeln geschrieben (wahrscheinlich aus der 2. Hälfte des

XII. Jahrh.), entdeckt. Er enthält unter theologischen Schriften auch die beiden Bella des Sallust. Der Text des Bellum Jugurthinum reicht bis c. 104, 3 (*benignitatem*). Die Hs enthält zahlreiche Interlinear- und Randglossen, sowie einige längere Scholien. Groß ist die Zahl der Zusätze (im Cat. an 85 Stellen) und Auslassungen (im Cat. 53 Stellen); besonders zahlreich sind die Änderungen in der Stellung der Worte. So weist die Hs eine große Zahl Varianten auf, in Catilina allein 250; hiervon sind 90 dieser Hs eigen. An vielen Stellen stimmt sie im Guten und Schlechten mit dem Korrektor p im Paris. Sorb. 500 und mit Vat. 3864 überein. Am nächsten steht sie, was die Sonderlesarten betrifft, dem Monac. 4603. Wenn des Entdeckers Schlußurteil dahin lautet, daß diese Hs einen stark korrigierten Text aufweise und keineswegs zu den lauteren Quellen gehöre, sondern mit großer Vorsicht befragt werden müsse, aber immerhin befragt werden müsse, so denkt er über seinen neuen Fund, wie natürlich, etwas optimistisch. Der neue Herausgeber hat diese verderbteste aller Sallusthss mit Recht beiseite gelassen.

Ahlberg (**9**) gibt die vollständige Kollation der von Wirz Hermes 32: vgl. Maurenbrecher Jb. 1899 II, S. 193) entdeckten, für die Überlieferung wichtigen Palatini: N = Nazarianus oder Palatinus primus (889) und Palatinus secundus (887), olim humanistae Kemnati (K). Die beiden Hss hängen eng zusammen, sind aber nicht von demselben Exemplar abgeschrieben. N geht oft mit P und besonders mit P^1, zuweilen auch mit TM^2, K geht zuweilen mit den deutschen Hss G und H (Berol. 205), nicht selten auch mit P^4.

Manitius (**10**) weist auf eine Hs des X./XI. Jahrh. (Rotomagensis 1470) hin, die auf den drei letzten Blättern (fol. 172^b—174^a) Jug. 13, 9—15, 2 mit einer Menge überschriebener wertloser Schulglossen (Synonyma) überliefert und P oder C nahesteht; die Abweichungen von Jordan[3] (p. 46—48) werden mitgeteilt. Man merkt auch in diesen Blättern die Spuren der Interpolation, die sich um so eher erklären, als Sallust seit den 10. Jahrh. Schulschriftsteller war.

Nach Sabbadini (**11**) enthält der cod. Ambr. R 88 sup. f. 60 v. Epistula Cn. Pompei ad senatum, 98—99 v. Orationes excerpte ex historiis Crispi Sallustii. Die Collationen, die S. (p. 414—416) gibt, bringen nichts Neues für die Überlieferung bei; es sind meist orthographische Kleinigkeiten und offenkundige Verschreibungen. Beigegeben sind zwei Briefe von Pier Candido Decembrio an den Sekretär Visconteo Luigi Crotto (Milano 1440—42).

Der interessanteste Fund ist ohne Zweifel der Oxyrhynchuspapyrus (**12**) aus dem Ende des 5. Jahrh. Er enthält Cat. 6, 1 (Ende)

liberum adq. (so immer geschrieben) *solutum ⟨fuit⟩* bis 6, 7 (gegen Ende) *eo modo min(ume).* Dazu bemerken die Herausgeber: „The text as corrected is good, agreeing in the main with the best MSS., of which there are a large number dating from the tenth century onwards. The most interesting reading is the occurrence in II 5—6 of the sentence *ita brevi multitudo diversa (*statt *dispersa) adq. vasa (*statt *vaga) concordia civitas facta est* (statt *erat:* cf. Augustin. epist. 138, 10; auch codd. recc.), for which there is other wise small support."

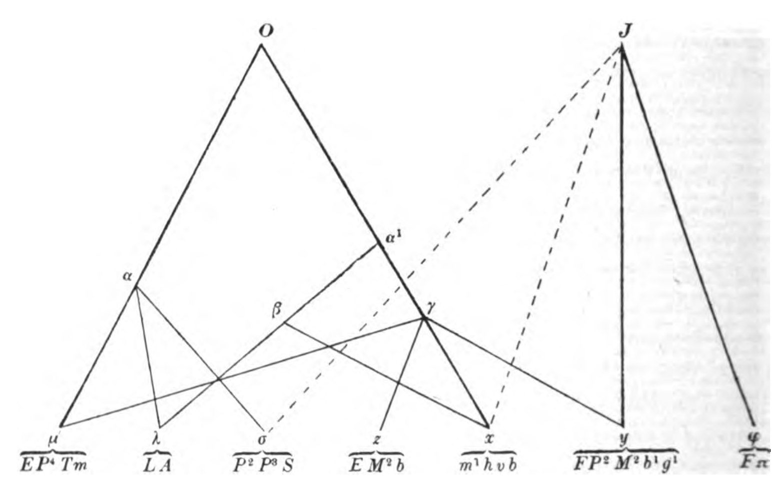
Die wichtigsten Abhandlungen dieses Abschnittes, auf die ich ausführlicher eingehen muß, sind die beiden letzten: die Überlieferung der Jugurthalücke von Maurenbrecher (**13**) und die Prolegomena von Ahlberg (**14**).

Für die sog. Jugurthalücke, wo c. 103, 2 *quinque delegit quorum* etc. bis 112, 3 *ceterum Bocchus si ambitus consultum et ratum* in den älteren Hss, den sog. Mutili, fehlen, sind wir auf die jüngeren, die sog. Integri, die Jordan bekanntlich schlechthin als interpolati bezeichnete, angewiesen, bzw. auf die Suppleti, d. h. ursprüngliche Mutili, die aber von gleichzeitiger oder wenig jüngerer Hand die ausgelassenen Kapitel am Schluß nachgetragen haben. Um nun den Wert und die Herkunft der Integri zu bestimmen, hat Maurenbrecher (**13**) nach dem Vorgang von Wirz, der zwar mit sicherem Griff die fünf relativ besten Codices ausgewählt hat (die aber für eine Recensio doch nicht ausreichend sind), jedoch bei Abweichung der Lesarten dieser fünf Codices nicht methodisch genug vorgegangen ist (vgl. Jb. 1899, II S. 194f.), eine größere Anzahl von Hss herangezogen und versucht, für die Jugurthalücke eine wirkliche Recensio zu geben. Er will aber nicht nur die Grundlagen für eine gesunde Textkonstitution dieses Abschnittes schaffen, sondern darüber hinaus die wichtige Frage beantworten, welche Integri nur Suppleti, d. h. Ableger jener Hss, sind, von denen wir eine hinreichende Zahl alter und guter Vertreter haben, und welche echte Integri sind, ferner welches überhaupt das Verhältnis von Integri und Mutili ist. — Bei dem vorliegenden Versuch einer Recensio der Jugurthalücke hat M. mit Recht in erster Linie die älteren Suppleti und Integri (11./12. Jahrh.) herangezogen, die den Mutili an Alter nur wenig nachstehen. Es sind 9 Suppleti: 1. Fabricianus (F) XI. s., 2. Parisinus 6085 (P^2) XI. s., 3. Parisinus 5748 (P^4) XI. s., 4. Echternacensis (F) = Paris. 10195 XI, s., 5. Turicensis (T) Ende des XI. s., 6. Berolinensis 205 (b) XI. s., 7. Vaticanus 3325 (v) XII. s., 8. Monacensis 4559 (M^2) XI./XII. s., 9. Berolinensis 204 (b^1) XII. s.; 8 Integri: 1. Leidensis (L) Voss.

73 XI. s., 2. Monacensis (m) 14477 XI. s., 3. Monac. (m[1]) 14515 XII. s., 4. Palatinus (π) 883 XI. oder XII. s., 5. Lipsiensis (S) 14 XI. s., 6. Guelferbytanus (G[1]) 51, 12 XII. s., 7. Alderspacensis (A) = Monac. 2603 XIII. s., 8. Hauniensis (h) 3560 XII./XIII. s. Von den jungen Integri sind folgende herangezogen: 1. Leidensis (L[1]) Voss. lat. 75 XV. s., 2. Lipsiensis I 4, 41 (s[1]) XIII. s., 3. Guelferbytanus 8, 6 (G) XIII. s., 4 Parisinus 6088 (p[6]) XIII. s., 5. Rulandinus (r) XII.(?) s. (2—5 = ω).

Jordan und die übrigen Herausgeber (Eußner, Schmalz, Opitz) hatten nur 3 Hss verwertet (π υ m). Nachdem dann M. eine kurze Übersicht über die Unzulänglichkeit der textkritischen Methode dieser Ausgaben gegeben und die grundlegende Arbeit von Wirz gewürdigt hat, stellt er seine methodischen Grundsätze auf. Um die Verzweigung unserer Sallusthss kennen zu lernen, müssen wir von den Fehlern ausgehen, die den verschiedenen Hss-Gruppen gemeinsam sind. — Im 2. Kapitel stellt M. zunächst die Stellen zusammen, bei denen eine Kontrolle unserer handschriftlichen Überlieferung durch eine Parallelüberlieferung möglich ist. Diejenigen Stellen, an denen die Hss von der Parallelüberlieferung abweichen, beweisen nichts für unsere Frage, anders die Varianten, die unsere Hss aufweisen an solchen Stellen, wo die eine Lesart in der Parallelüberlieferung ebenfalls vertreten ist. Es sind 18 Stellen. Es folgen weitere 3 Stellen, an denen ein gemeinsamer Fehler unserer Hss vorliegt und nur in einer oder anderen Hs das Richtige bewahrt ist (Jug. 104, 1. 2; 108, 1. 2); es folgen weitere 6 Varianten (22—28), die an und für sich weder inhaltlich noch grammatisch eine Entscheidung für die eine oder andere Lesart zulassen; endlich die Stellen, an denen gemeinsame Fehler von größeren Gruppen von Hss vorliegen (29—101). Davon werden 34 Stellen kurz und vorübergehend besprochen, um zu zeigen, auf wie schwachem Grunde unser Wissen und unsere Emendatio bisher gestanden hat, und wie dürftig die „inneren Gründe" sind, die bisher für und gegen eine Lesart vorgebracht zu werden pflegten, und die doch in Wahrheit nur auf einer Selbsttäuschung beruhen. Mit der Analogie ist in der Sprache Sallusts nichts zu machen, weil sich dieses unklare, aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzte und keineswegs „klassische" Gebilde nicht auf glatte Regeln bringen läßt und eben dadurch der Emendation die größten Schwierigkeiten bereitet. Es gibt viele Stellen, deren Lösung nicht dem sprachlichen oder sachlichen Wissen der Philologen zukommt, sondern nur der Recensio und ihrer Quellenforschung. — In den folgenden Kapiteln (3--11) wird die Verwandtschaft der einzelnen Hss fest-

gestellt, um ein Stemma ihrer Abstammung zu erhalten (Kap. 12). Die genannten Hss lassen sich auf 7 Stammhandschriften zurückführen ($\varphi\, \lambda\, \sigma\, \mu\, x\, y\, z$, vgl. das Stemma!); davon mögen $\varphi\, \lambda\, \sigma\, y$ etwa dem 10./11. Jahrh., μ sogar noch dem 10. Jahrh. angehört haben; die Integri sind also von fast dem gleichen Alter wie die ältesten Mutili. x und z scheinen jünger zu sein, aber auch noch dem 11. Jahrh. anzugehören. Die korruptesten Hss sind μ und y (37 bzw. 26 eigene Fehler), daneben sind $\sigma\, x\, z$ leidlich gute Hss, σ hat 8 eigene Fehler. Gar keine eigenen Fehler hat λ, φ nimmt mit y insofern eine Sonderstellung ein, als φ Worte ausläßt, y sie aus anderer Quelle nachgetragen und dabei verstellt hat wie der Archetypus aller anderen Hss. Wir haben es also nicht mit einem Archetypus zu tun, sondern mit zwei Zweigen der Überlieferung **O** (= Omnes) und **I** (= Integri). Der Archetypus O ist wieder der Vater von drei vorauszusetzenden Hss α (= $\lambda + \mu$), β (= $\lambda + x$), γ (= $z + y$). Den Stammbaum veranschaulicht folgendes Stemma:



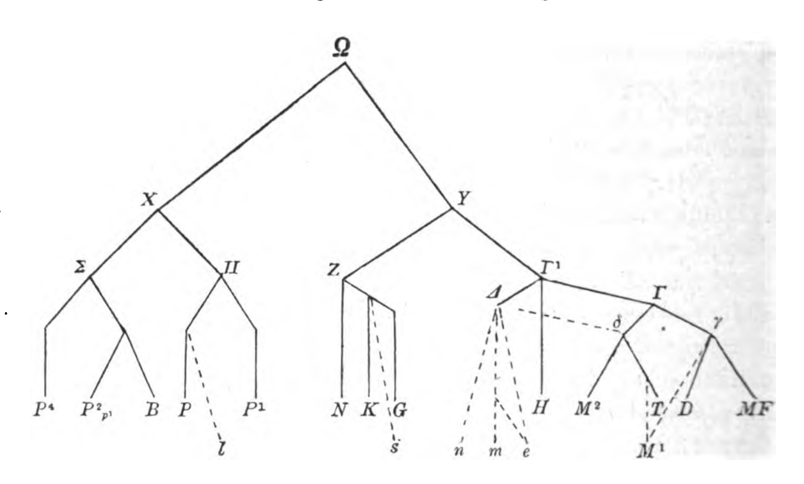
So hat sich M. an der Hand gemeinsamer Fehler durch das Gewirr der Kontaminationen und Kreuzungen einen, wenn auch mühsamen, Weg gebahnt, bis er zu den Archetypi O und J emporgestiegen war. Voll Bescheidenheit und zugleich voll Zuversicht erklärt er (S. 119): „Es ist zu erwarten, daß viele Einzelheiten dieses Bildes der Überlieferung, dessen Zeichnung nur als ein erster Versuch gelten soll, durch Bekanntwerden anderer Hss. verändert werden können, daß aber die Hauptergebnisse, die Zweiteilung der Überlieferung in die Klassen O und J und die ungefähre Verwandtschaft der Familien ($\varphi\, y$ auf der einen, $\sigma\, \mu\, \lambda\, x\, z$ auf der andern Seite)

stark modifiziert werden, glaube ich nach den bisherigen Erfahrungen nicht. In der Auswahl und dem Aufspüren weiteren handschriftlichen Materials wird vor allem darauf zu achten sein, weitere Glieder der Handschriftenfamilie φ und y aufzufinden.“ — Zum Schluß gibt M. die Ergebnisse seiner Recensio für die Textkritik. Von 34 Stellen unentschiedener Lesarten ist es ihm gelungen, 26 textkritisch nur durch Erörterung der Überlieferungsgeschichte zu entscheiden. Darum wiederholt er nochmals eindringend die Mahnung, sich nicht von historischem Subjektivismus leiten zu lassen, sondern die objektive Recensio walten zu lassen, die einzig und allein gesicherte Resultate, gleich denen der exakten Wissenschaften, fördern könne.

Ahlberg (**14**) handelt im ersten Teil seiner grundlegenden Prolegomena (S. 1—118) de codicum ratione, zunächst über die Codices mutili (cap. I). Benützt sind folgende Hss: a) Libri Parisini: 1. Parisinus 16024 (P) s. X, 2. Parisinus 16025 (P^1) s. X, 3. Parisinus 6085 (P^2) s. X—XI, 4. Parisinus 5748 (P^4) s. XI, 5. Parisinus 10195 (D = E bei Maurenbrecher) s. XI; b) libri Italici: 6. Palatinus 887 (K) s. X—XI, 7. Nazarianus (N) = Pal. 889 s. XI in.; c) libri Helvetici: 8. Basileensis (B) s. XI, 9. Turicensis (T) s. XI; d) libri Germanici: 10. Berolinensis 205 (H = b bei Maurenbrecher) s. XI, 11. Monacensis 4559 (M^2) s. XI—XII, 12. Monac. 14472 (M) s. XII, 13. Monac. 19479 (M^1) s. XIII, 14. Guelferbytanus 68, 16 (G) s. XI; e) liber Danicus: 15. Fabricianus (F) s. XI. Dieses reichhaltige Material, das A. meist auf Grund eigener Kollationen gewonnen hat, wird nach folgenden Gesichtspunkten jeweils verarbeitet: a) Eigennamen, b) Lücken, c) Interpolationen, d) Umstellungen, e) sonstige Lesarten, die für die Feststellung der Verwandtschaft von Wert sind. Die Codices mutili gehen alle auf e i n e n Archetypus (Ω) zurück, der wieder in zwei Stämme zerfällt: X und Y. Das Verwandtschaftsverhältnis veranschaulicht statt vieler Worte der auf der nächsten Seite folgende Stammbaum, den ich durch Zusammenstellung der drei Stemmata Ahlbergs (S. 22, 24, 36) erhalte.

Was die Wertung der Hss betrifft, so sei aus Ahlbergs Werk folgendes hervorgehoben (S. 57): Primum omnium apparet nulli libro ne X quidem stirpis tantam vim dandam esse, ut is solus omnes ceteros aequet. Quare rationem textus constituendi Jordani aspernamur, qui in eo peccarit, quod nimiam auctoritatem P attribuit. Tum elucet, ubicumque tota stirps X contra universam stirpem Y faciat, nos quid in Ω fuerit aut in incerto esse aut nulla alia via nisi coniectura decernere posse. Eademque condicio est, si ad X unus liber Y stirpis transgressus est . . . At alia quaedam res est, si

tota familia aut *Z* aut *Γ* cum *X* se consociavit; qui consensus efficit, ut altera familia, quae sola est, minus valeat . . . Cumque libri *X* (P^4 excepto) ex uno exemplari orti sint ideoque puriore textu excellant, unicuique horum librorum plus fidei tribuenda est, quam singulis libris *Y* stirpis, qui omnes textum contaminatum quodammodo praebeant (P^4 hac in re his libris similis est). Quae cum ita sint, ea pars librorum superior discedit, quae e maiore numero *X* librorum constat, propterea quod quamvis magna multitudine *Y* codicum auctoritas illorum non modo non tollitur, sed ne compensatur quidem. At loci permulti sunt, quibus *X* libri in aequas partes dividuntur. Tum ad *Y* iudicium transfertur. Sed etiam in *Y* magna differentia est auctoritatis librorum. Ut quisque liber exemplar suae familiae optime reddit, ita maximi pretii est. Unde efficitur *N* et *K* et *H* pluris aestimandos esse quam ceteros, M^2 et *T* eundem fere gradum dignitatis quem *DMF* occupare, in inferiorem gradum G et M^1 deici.



— Der Archetypus *Ω*, der etwa aus dem 9. Jahrhundert stammt, war in Minuskeln geschrieben; seine Vorlage wiederum war in Unzial- oder Kapitalschrift geschrieben. Außerdem scheint *Ω* sehr reich an voces interlineares gewesen zu sein. Das Exemplar weist nach Frankreich, von wo es nach der Schweiz und in die Klöster Deutschlands gekommen ist. — — Kap. II (S. 68—95) handelt von den Codices integri, deren Zahl sehr groß ist. Dietsch hatte nicht weniger als 23 verwendet. Ahlberg beschränkt sich auf die vier ältesten, die er teils selbst verglich, teils vergleichen ließ: cod. Monac. 14777 (**m**), Lips. bibl. senat. Rep. I fol. 4 (**s**), Leidensis Voss. Lat. N. 73 (**l**), Parisinus 6086 (**n**), sämtliche dem 11. Jahrh. angehörend. 'Integri

praecipueque antiquissimi eorum et cum totis familiis et cum singulis libris mutilorum tam arta affinitate contrahuntur, ut dubium esse nequeat, quin hi et illi ex iisdem fontibus hauserint . . . Ea pars Jugurthae, quae in mutilis deest, in integros, ut ita dicam, extrinsecus accessit, et inter mutilos, quos ‹suppleti› vocant, et integros nullum aliud est discrimen, nisi quod in his eadem manus, in illis alia lacunam explevit . . . Erat tempus, saecula IX et X explens, quo causa nobis incognita integra exemplaria Sallusti quasi ex officinis librorum extincta essent. Hoc tempore interiecto eiusmodi exemplaria reperta sunt, quae librarii, cum maxima esset copia exemplarium mutilorum, ad eam imprimis rem adhibuerunt, ut lacunam illam, qua illi alteri laborabant, supplerent. Sed vix cogitandum est librarios hoc supplendi opere contentos fuisse neque in ceteris partibus ullam habuisse rationem exemplarium novorum. Nimirum totum textum, sed integra exemplaria passim correxerunt. Et verisimillimum habeo dissimilitudines, quae sunt inter integros et mutilos eiusdem prosapiae. multis locis hinc petendas esse.› Somit tritt Ahlberg in diesem Punkte in offenen Widerspruch zu Maurenbrecher, dessen grundlegende Arbeit freilich für die Jugurthalücke, aber auch nur für diese, zu Recht besteht, und nähert sich der Ansicht Wölfflins (Rh. Mus. 17, 533): integros contaminatione quadam mutilorum et integrorum ortos esse; doch darin unterscheidet er sich von diesem, daß er infolge der zahlreichen Ähnlichkeiten glaubt, daß diese Contamination keine so große Rolle gespielt hat, wie Wölfflin anzunehmen scheint. — Was ihre Verwandschaft betrifft, so nähert sich *l* der Gruppe *Π* (bes. P), ***n*** ⟨ *Σ* und *Λ*, ***m*** ⟨ *Λ* und *Π* (*P*[1]*NK*), *s* ⟨ *Z*(*KG*) und *X* (vgl. das Stemma S. 158). — Pal. 883 (*π*) ist, wie Ahlbergs Nachprüfung ergibt, tatsächlich Gruters Pal. 3, wie Jordan vermutet hatte. — Nun findet sich in einigen jüngeren Integri Echtes, wie uns die Testimonia zeigen und der neu gefundene Papyrus bestätigt (vgl. S. 153 f.), an folgenden fünf Stellen: Cat. 5, 9. 6, 2. Jug. 1, 5. 21, 4. 44, 5. Es ist nicht anzunehmen, daß an allen diesen Stellen — bei der einen oder anderen bleibt die Frage offen — die jüngeren Hss nach den Testimonia späterer Schriftsteller korrigiert sind, vielmehr haben wir es mit einem von *Ω* verschiedenen, alten Exemplar zu tun. — — Kap. III handelt De codicibus incerti generis. Es bleiben noch drei codices übrig, von denen man nicht weiß, ob sie zu den mutili oder zu den integri gehören, da sie vor der Jugurthalücke aufhören: cod. Einsiedelensis (e) s. XI, der bis Jug. 85, 28, Monac. 4603 s. XI extr., der bis Jug. 52, 5. Guelferbytanus Extrav. 148, der bis Jug. 15, 4 reicht, und jüngere Parisini sowie zwei Sangallenses s. XI. Diese

Hss bringen nichts Neues; darum hat sie Ahlberg für die Recensio beiseite gelassen außer e, der viel Ähnlichkeit mit **m** hat und von den beiden Gruppen *Π* und *Δ* abhängt (vgl. das Stemma S. 158); mit Wahrscheinlichkeit ist er zu der Integri zu rechnen. — — Kap. IV (p. 96–118) handelt De codicibus orationes epistulasque continentibus. Hierfür kommt nur der Cod. Vat. lat. 3864 (V) s. X in Betracht, dessen Ursprung bis ins Altertum zurückreicht, näherhin ins 1. und 2. Jahrh., wo, wie es scheint, eine Auswahl aus Sallust getroffen wurde, wie Hauler (Wiener Stud. 17, 122ff.) erwiesen hat. Die jüngeren Hss kommen gar nicht in Frage, da sie, wie derselbe Hauler nachgewiesen hat, aus den ältesten Sallustdrucken abgeschrieben sind. *V* zeigt uns, wie die Sallustüberlieferung an vielen Stellen bereits im Altertum stark geschwankt hat. An einer Reihe von Stellen geht *V* seine eigenen Wege, freilich an der Mehrzahl von Stellen geht er mit einem Teil von *Ω*, meist mit der Gruppe X, zusammen. ‘Summa vero huius disputationis est, quod praeter *Ω* et *V* tertium cognovimus exemplar (*Ψ*), quod sui iuris sit, quodque, cum propter dispares lectiones *Ω* et *V* in suspenso versemur, haud raro rem diiudicet. Namque in promptu est lectionem duobus testibus probatam in universum praeferendam esse ei, quae uno testimonio nitatur. Quocirca, quotienscumque consensus est inter *V* et partem quandum X sive Σ sive *PΣ*, hanc lectionem, nisi aliis causis sit vetita, recipiendam existimo. Sed cautius iudicare necesse est, ubicumque lectiones *V* non nisi in uno codice X reperiuntur.’

Im zweiten Teil seiner Prologomena handelt Ahlberg De testimoniis veterum scriptorum (p. 121—151). Es gibt zwei Arten von Testimonia: Imitationen einzelner Ausdrücke und wörtliche Zitate. Bei den wörtlichen Zitaten ist darauf zu achten, ob die betreffenden Schriftsteller aus dem Gedächtnis zitieren oder ein Exemplar Sallusts vor sich gehabt haben. Ja, es kommt sogar der Fall vor, daß die Testimonia nachträglich nach einem Sallustexemplar korrigiert werden; bei Servius und Priscian werden geradezu Varianten von verschiedenen Ausgaben erwähnt. Ahlberg behandelt zunächst die Stellen, deren Lesarten sich auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen, zuerst die, die bei mehreren Schriftstellern überliefert sind, sodann die, die wir nur bei einem Schriftsteller lesen. Dabei ergibt sich, daß eine bestimmte Gruppe von Hss, die sich von dem Exemplar *Ω* wesentlich entfernt: P^1 N K (M^2) m e, die A. mit *Φ* bezeichnet. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist folgendes: a) Lectionum, quae apud scriptores inveniuntur, multae cum *Ω* consentiunt, aliae ab *Ω* distantes, at in *Π* aut in P^1 N(K) m e occurrunt i. e. ab

exemplaribus Ψ et Φ oriundae huc transmigraverunt, paucae in integris locum habent, quaes liceat suspicari, cum integri contaminatione creati sint, codicis Ω alteriusque, qui integer erat, huic alteri exemplari deberi. b) In universum igitur in textu restituendo haec lex debet valere, ut eae lectiones, quae in duobus pluribusve exemplaribus simul sint traditae, iis quae in uno tantum exemplari extent, sive hoc exemplar Ω est sive non, praeferantur. c) Iam primis post Chr. n. saeculis exemplaria, quae in manibus legentium versabantur, disparibus lectionibus abundabant. Sed quae exemplaria longius, quae minus ab Ω absint, propter paucitatem locorum, qui in pluribus scriptoribus simul traduntur vix diiudicatur. Nam quod Maurenbrecher (Jahresb. p. 202) dicit textum Prisciani non tantum a codicibus Sallusti distare quantum Gelli et Arusiani, id iis exemplis, quae adhuc percensuimus, non confirmatur: et in his et in illo et in ceteris scriptoribus similitudines discrepantiaeque se fere aequant. — Am interessantesten und schwierigsten sind die Fälle, wo die gesamte indirekte Überlieferung, bzw. ein Schriftsteller der handschriftlichen Überlieferung (Ω) entgegentritt. Letzteres gilt für folgende Schriftsteller: 1) Fronto (Cat. 25, 2. 31, 1. Jug. 7, 7. 17, 5. 6. 28, 5. 45, 2), 2) Gellius (Cat. 33, 3. Jug. 70, 2. 86, 2), 3) Sacerdos (Jug. 19, 1), 4) Lactantius Placidus (Jug. 1, 3. 18, 3. 58, 3), 5) Nonius (Jug. 46, 1. 70, 1. 85, 10. 33), 6) Donatus (Cat. 36, 4. Jug. 31, 14. 49, 4. 85, 4. 110, 4), 7) Diomedes (Jug. 31, 26. 72, 2. 114, 2), 8) Arusianus (Cat. 51, 1. 52, 5. Jug. 36, 2. 40, 2. 73, 6. 85, 7. 101, 6. 104, 5), 9) Servius Gr. (Cat. 33, 4. 51, 1. 52, 29. 59, 3. Jug. 38, 1. 78, 2. 95, 3. 96, 3. 106, 3. 113, 3), 10) Augustinus (Cat. 6, 3), 11) Agroecius (Cat. 59, 3), 12) Priscianus (Cat. 49, 1. 57, 4. Jug. 63, 3. 95, 2. 100, 2. 101, 6), 13) Eugraphius (Jug. 10, 4). In solchen Fällen zieht A. im allgemeinen die besser bezeugte Lesart von Ω vor. Manche Fälle bleiben natürlich zweifelhaft. Nur der Palimpsest des Fronto (6. Jahrh.) macht eine rühmliche Ausnahme. Seine Lesarten verdienen, abgesehen von offenkundigen Versehen, durchweg den Vorzug.

IV. Ausgaben.

1. C. Sallusti Crispi coniuratio Catilinae. Recensuit Axel W. Ahlberg, Göteborg und Leipzig 1911 (Collectio scriptorum veterum Upsaliensis).
2. C. Sallusti Crispi bellum Jugurthinum. Recensuit Axel W. Ahlberg. Göteborg und Leipzig 1915 (Collectio scriptorum veterum Upsaliensis).

Diese Ausgabe ist die erste wissenschaftliche Ausgabe, die den

Anforderungen, die man an eine moderne kritische Ausgabe stellt, entspricht. Auf der in seinen gründlichen Prolegomena geschaffenen Grundlage baut Ahlberg den Text auf. Unter dem Text ist ein ausführlicher und übersichtlicher kritischer Apparat beigegeben. Dazu kommen in eigenem Apparat die Testimonia veterum scriptorum und die Imitationes. Die Ausgabe will eine Recensio sein und nichts weiter. Darum verzichtet Ahlberg fast durchweg auf Gelehrtenkonjekturen. Nur an kontroversen Stellen finden wir im Apparat den einen oder anderen Sallustforscher erwähnt. An schwierigen Stellen verweist er des öfteren auf seine Prolegomena, die leider viel zu wenig in Deutschland bekannt sind — ich habe sie in keiner Fachzeitschrift besprochen gefunden — und selbst nicht auf allen Bibliotheken vorhanden sind. Es wäre daher wünschenswert gewesen, wenn der Herausgeber uns kurz über die Verwandtschaft der Hss orientiert hätte, statt nur einen Conspectus notarum vorauszuschicken. Leider läßt uns der Apparat in orthographischen Dingen im Stich, die doch nicht so ganz unwesentlich sind, zumal in einer Recensio. Da hätte besonders aus dem Vaticanus 3864 manches aufgenommen werden können, der, wie ein Vergleich mit dem Orléaner Palimpsest zeigt, noch zahlreichere ursprüngliche Formen aus dem Archetypus erhalten hat (vgl. hierüber Ed. Hauler, Wiener Stud. 17 [1895] S. 140ff.). Im Text schreibt A. durchweg die älteren Formen *lubido, maxumus, vorto, novos;* im Gerundium und Gerundivum gebraucht er die Endung *-undus* nur in ganz gebräuchlichen Redewendungen und Formeln wie *reip., pecuniae cupiundae, belli faciundi, gerundi, potestatem faciundam, pecuniarum repetundarum.* Im übrigen verweise ich auf meine ausführliche Besprechung in den Jahresb. des Phil. Vereins zu Berlin 42 (1916) S. 203—208. Vgl. ferner die Rezensionen von Klotz, B. Phil. WS. 1916 S. 39ff.; von Helm, D. L.-Ztg. 1917, S. 1510f.; besonders die von Weyman, Lit. C.-Blatt 1916, S. 1319ff., der Ergänzungen zu den Testimonia und Imitationes beibringt.

An deutschen Schulausgaben sind zu nennen:

3a. C. Sallusti Crispi bellum Catilinae. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von J. H. Schmalz. 9. Aufl. Gotha 1917 (Bibliotheca Gothana).

3b. C. Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber. Von dems. 9. Aufl. Ebda 1917.

4. C. Sallusti Crispi bellum Catilinae, bellum Jugurthinum, orationes et epistulae ex historiis excerptae. Für den Schulgebrauch erklärt von Th. Opitz (Griechische und lateinische Klassiker.

Schulausgaben mit Anmerkungen). Leipzig (Teubner): I. Bellum Catilinae. 2. Aufl. 1909. II. Bellum Jugurthinum. 2. Aufl. 1909.

5a. C. Sallustius Crispus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Dorsch. Wien (Hölder) 1914.

5b. C. Sallustii Crispi bellum Jugurthinum. Von dems. Ebda. 1914.

Die Ausgabe von Schmalz steht über einer gewöhnlichen Schulausgabe. Der Text ist jeweils nach den neuesten Forschungen revidiert. Der Kommentar bietet besonders gute sprachliche Bemerkungen, aus denen auch der Philologe noch etwas lernen kann. — Opitz hat in seiner zweiten Auflage die neuere Literatur eingearbeitet; dies zeigt sich in der Umgestaltung oder Hinzufügung von Anmerkungen; besonders aber haben die neueren Erscheinungen im Anhang Berücksichtigung gefunden. Im Text habe ich keine Veränderung wahrgenommen. — Die neue Schulausgabe von Dorsch macht schon nach der äußeren Ausstattung einen günstigen Eindruck. Sie enthält den Text des ganzen Sallust, hauptsächlich im Anschluß an Jordans Ausgabe. Ahlbergs Arbeiten hatten dem Herausgeber wohl noch nicht vorgelegen. Dagegen sind Haulers neue Palimpsestfunde berücksichtigt. Die Einleitung orientiert kurz und bündig über Sallusts Leben und Schriften und seine sprachliche Eigenart. Es folgen Bellum Jugurthinum, das auch gesondert herausgegeben ist, Bellum Catilinae, endlich die Reden und Briefe aus den Historien mit kurzen einleitenden Bemerkungen. Der Text zu den Bella ist durch Überschriften übersichtlich gestaltet. Ein Verzeichnis der Eigennamen beschließt das hübsche Büchlein. Beigegeben sind eine photographische Aufnahme von G. Veith, Blick vom Muthul gegen den Berg und den Hügel, die allerdings etwas verschwommen ist, eine Skizze der Schlacht am Muthul, entworfen von R. Oehler, sowie eine Karte des Mittelmeergebiets gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. Nicht zu billigen ist das Bestreben von Dorsch, den Text des Catilina zu purgieren: c. 13, 3 fehlen die Worte *viri muliebria pati, mulieres pudicitiam in propatulo habere;* c. 14, 2 *manu ventre pene;* c. 14, 6 fehlt *aliis scorta praebere,* dafür lesen wir: *aliis canes, aliis equos mercari;* das folgende *postremo* ist dann ausgelassen; § 7 ist gleichfalls fortgelassen.

Die übrigen Schulausgaben haben mir nicht vorgelegen[1]), wie

---

[1]) Es ist ja auch nicht der Zweck dieses Berichtes, über Schulbücher zu berichten, sondern über die Fortschritte des klassischen Altertums. Die genannten habe ich deshalb kurz besprochen, weil sie zum Teil über den Schulbetrieb hinausgehen, teils mir zur Besprechung zugegangen

die von F. Hoffmann, Berlin 1899/1900; von A. Scheindler[3], Wien 1907; von P. Klimek[4], Münster 1917 [siehe auch Nachtrag].

Die Ausgaben des Auslandes haben mir gleichfalls nicht vorgelegen. Als neue englische Ausgabe ist zu erwähnen die von W. C. Summers, Cambridge und London 1900 und 1902 (vgl. die Anzeige von Maurenbrecher, B. Phil. WS. 1902 S. 682). Die besten französischen Ausgaben sind die von Charpentier-Lemaistre (Paris 1908) und die große Ausgabe von R. Lallier (De coniuratione Catilinae, de bello Jugurthino. Texte latin publié avec une notice sur la vie et les ouvrages de Salluste, des observations sur la langue. la grammaire et l'orthographie, des arguments et des notes, des illustrations et une carte. 11. Aufl. Paris 1912). — Als beste italienische Ausgabe wird empfohlen die von Ramorino (3. ed. Torino 1912). Als neue Ausgaben mit italienischen Anmerkungen sind zu erwähnen die von Tincani (2. ed. Palermo 1913) und von Verdaro (2. ed. Milano 1912).

V. Erklärung einzelner Stellen. Textkritik.

Hier sei nochmals an Ahlbergs Prolegomena erinnert, wo eine große Anzahl Sallustsstellen kritisch beleuchtet werden. Sämtliche Stellen der Jugurthalücke sind in Maurenbrechers Monographie textkritisch behandelt. Sprachliche Erläuterungen einzelner Stellen werden im VI. Kapitel erledigt werden.

a) Catilina.

Die Anzahl der aus dem Catilina behandelten Stellen ist nicht groß. Der Kürze halber gebe ich sie in der Reihenfolge des Textes:

14, 2 liest Waltz (Rev. des Et. anc. 1904 S. 219) *aleator* statt *adulter*.

33, 1 empfiehlt Weinhold (Arch. XIII [1904] S. 562) die Konjektur *patria sede*.

37, 5 schlägt Kurfeß (Mnemos. 41 [1913] S. 394) *aliqui* (= nonnulli) statt des überlieferten *alii qui* vor.

43, 1 wird von A. Kunze (B. Phil. WS. 1912 S. 670—672) durch die Konjektur *in agrum Aefulanum* (statt *Faesulanum*) ge-

---

sind. Nicht berücksichtigt sind darum auch in diesem Bericht zwei Programme, die ausschließlich Schulzwecken dienen:

M. Hodermann, Sallusts militärische Ausdrücke nach Gruppen geordnet und übersetzt. Wernigerode 1911.

H. Noeldechen, Einige Worte aus Sallust in ihrem Bedeutungswandel. Nauen 1914.

heilt, eine Vermutung, die J. H. Schmalz (Ebd. 1916 S. 510) billigt.

53, 5 schlägt A. Kunze (B. Phil. WS. 1903 S. 1243—46) vor: *ac, sicuti esset effeta pariundo . . . haud sane quisquam Romae virtute magnus fuit.*

59, 3 erklärt A. Kunze (BphW. 1918 S. 65ff.) *centuriones, qui omnes lecti et evocati erant; ab iis* (cohortibus) kann nicht, wie Kalinka (ebd. 1917 S. 573) wollte, mit *lecti et evocati* verbunden werden, auch ist *ab* nicht, wie Schmalz (ebd. 1916 S. 142) die Stelle auffaßte, statt des partitiven Gen. gesetzt, sondern ist lokal zu fassen: „aus diesen Kohorten zog er Centurionen, die lauter ausgesuchte und ausgediente Leute waren,“ etc.

b) Jugurtha.

J. Fuchs, Bemerkungen zu Sallusts Bellum Jugurthinum. Z. f. österr. Gymn. 53 (1902). S. 678—698.

F. gibt Erläuterungen zu folgenden Stellen: 1, 3; 2, 3; c. 3 (Gedankengang und Gliederung der Periode); 4, 5; 4, 9; 6, 3; 7, 5 7, 7; 15, 1; 38, 10; 44, 4; 44, 5; 45, 2; 45, 3; 47, 2; 48, 3; 49, 6.

In der Verbindung *patria aut parentes* (3, 2) übersetzte Fuchs *parentes*, trotzdem es an den sonstigen Stellen, wo diese Verbindung steht, „Eltern“ bedeutet, hier mit Untertanen. Gegen diese Auffassung wendet sich A. Kornitzer (Z. f. österr. Gymn. 1904 S. 385—392, ebd. 1908 S. 976, 1909 S. 593); er führt sämtliche Belegstellen aus der römischen Literatur an: überall bezeichnet der Ausdruck das dem menschlichen und historischen ‘römischen Empfinden’ Teuerste und hat den Sinn „Vaterland und Eltern“. Unsere Stelle ist zu übersetzen: „Ein gewalttätiges Regiment möchte man, auch wenn es Erfolg verspräche, dem Vaterland gegenüber ebenso wenig ausüben wollen wie gegenüber den Eltern.“ Gleichzeitig kam H. Nohl zu derselben Auffassung (WS. f. klass. Phil. 1905 S. 502 und 701 f.). A. Kunze (B. Phil. WS. 1906 S. 478) tritt gleichfalls für die Deutung Kornitzers ein und verweist noch auf ältere Literatur über Jug. 3, 2[1]). Erwähnt sei noch die Interpretation von G. Boissier (Les prologues des Salluste p. 63 [vgl. I 11]): „Se faire le maître de la patrie et de sa famille, quelque bien qu'on puisse accomplir, c'est une besogne ingrate et peu souhaitable.“

[1]) Trotzdem hält Opitz ([2]1909) an der Deutung *parentes* ‘Untertanen’ fest.

Textkritisch wurden folgende Stellen behandelt:

19, 3 sowie 77, 1 ist in den Hss *Leptis*, 77, 2 und 79, 1 *Leptitani* überliefert; Schmalz (B. Phil. WS. 1916 S. 510f.) stellt nach der sonstigen Überlieferung (Tac. hist. II 50. Plin. ep. II 11, 23) *Lepcis* und *Lepcitani* her.

47, 2 liest H. D. Verdam (Diss. Leiden 1902 S. 102: Thesis XX): *huc consul simul temptandi gratia et [si paterentur] opportunitatis loci praesidium imposuit.*

49, 4 tritt Pavlu (Wien. Stud. 1913 S. 396f.) für die Lesart des Donat (zu Ter. Eun. 384) *conspicatur* (*conspicitur* Hss) und die aktivische Fassung ein, die schon Kritz verteidigt hatte: „während inzwischen Metellus, der keine Feinde ahnte, mit seinem Heer vom Berg herabsteigt und ihrer ansichtig wird."

54, 7 *ab suis* videntur ineptissima: P. H. Damsté (Mnemos. 34 [1906] S. 12).

79, 4 liest J. J. G. Vürtheim in seiner Diss. Thes. 17 *utriusque populi legati* (vgl. Bibl. Phil. class. 1917 S. 73).

104, 1 schlägt F. Schlee (Programm Sorau 1899) vor: *eosque et Sullam [ab Utica] venire iubet, item L. Bellienum praetorem Utica.*

105, 5 liest Schlee (a. a. O.): *is missus cum praesidio equitum atque peditum [funditorum Balearum]; praeterea iere sagittarii ⟨et funditores⟩ et cohors Paeligna.*

106, 4 empfiehlt Perschinka (Wien. Stud. 1902 S. 445ff.), mit Opitz zu verbinden: *ac statim milites cenatos — esse in castris ignisque . . . fieri iubet* 'und er gibt sofort Befehl, daß die Soldaten nach dem Abkochen im Lager sein sollen'. Gegen diese Auffassung wendet sich Damsté (Mnemos. 1905 S. 67), dem diese Vermutung wegen der Wortstellung mißfällt; er schreibt *cenatos esse; in castris ignis . . .*, oder *in castris* ist zu tilgen. Cserép (Egyet. Phil. Közl. 1902 S. 449ff.) faßt *cenatos* praedikativ, so auch Probus (Just. 143, 17 = Cledonius 72, 7) und glaubt mit Wirz, daß die Conj. *que* zu *castris* gehöre, aber schon im Archetypus mit *ignis* verbunden worden sei.

113, 5 stellt Damsté (Mnemos. 1905 S. 67) um: *quasi honoris causa obviis procedit* (?).

c) Historien.

1. N. Vulič, Ein Fragment aus Sallusts Historiae. Berl. Phil. WS. 1900 S. 189.

2. P. Weßner, Zu Sallusts Historien. Ebd. S. 1436f.
3. J. Steup, Zu der Rede des Marcius Philippus aus Sallusts Historien. Rh. Mus. 58 (1903) S. 529—537.
4. E. Hauler, Zu Sallusts Rede des Lepidus. Wien. Stud. 40 (1918) S. 171—173.

Das Fragment bei Messius Arusianus (Gr. L. VII 469) *postquam egressus angustias* bezog Maurenbrecher mit Kritz auf die Meerenge des Bosporus; Vulič (**1**) bezieht es mit Dietsch auf die Berge von Cabira: vgl. Plut. Luc. XV: καὶ τὰ στενὰ παρελθών.

Weßner (**2**) bringt Ergänzungen zu der Ausgabe von Maurenbrecher: a) I fr. 44 wird auch von Donat zu Ter. Ad. III 2, 16 überliefert: *cui fracta prius crura bracchia,* das von den Donatherausgebern als Sallustfragment nicht erkannt wurde. b) Ebenso fehlt bei Maurenbrecher zu III 91 der Beleg: Donat zu Enn. II 2, 43 *ingens virium,* das einen Teil des bei Arusianus Messius (Gr. L. VII 480) überlieferten Fragmentes bildet. c) III fr. 43, 26 (Apparat zu S. 129, 25): Donat hat in Übereinstimmung mit den Vatikanischen Fragmenten *ignorantia res claudit.* d) fr. II 68 und III 45 bilden nur ein einziges Fragment.

Steup (**3**) liest § 3 *omissa* ⟨*consulum*⟩ *cura*', § 5 *amiserunt* (statt *amiserant*); § 10 *rursus admovere* bezeichnet 'lediglich ein wieder in die Nähe der Stadt Führen, nicht aber ein abermaliges Heranführen gegen die Stadt, so daß mit *rursus* nur die Zurückbringung des Heeres in eine schon früher eingenommene Stellung bezeichnet wird'. — Ebd. ist zu lesen ⟨*ad*⟩*quod multo propius est ab eo quo agitat statu* etc. Hinter *cepit* ist nicht zu interpungieren: 'Daß Lepidus nicht, um ein Unrecht zu rächen, sondern in der Absicht, die Gesetze und die Freiheit umzustoßen, zu den Waffen gegriffen habe, wird als eine Verletzung aller göttlichen und menschlichen Ordnungen bezeichnet.' § 16 ist zu lesen: *neque te provinciae neque reges* (statt *leges*) *neque di penates civem patiuntur;* ebd. *perge qua coeptas*⟨*ti*⟩, § 17 *intellegat* (statt *intelleget*).

Hauler (**4**) hält § 4 das in der Donatüberlieferung hinter *a Pyrrho Hannibale* eingesetzte *aequore et terra* für ein Versehen eines eilfertigen Abschreibers aus & qua ſ̃ (oder ſeq̃) = *et quae sequuntur.* § 7 *ac spolia vostra penes illos sint* verteidigt er den Plural *illos* (*illum* Maur.): vgl. § 12 *pauci satellites* (ähnlich § 2); Lepidus wendet sich gegen die ganze Adelsklique.

VI. Sprache und Stil Sallusts. Nachahmung.

Für diesen Abschnitt klafft im Sallustbericht eine empfindliche Lücke. Es ist besonders bedauerlich, daß Maurenbrecher dieses wichtige Kapitel für die Jahre 1878—1898 nicht mehr bearbeitet hat. Ich kann das nicht mehr nachholen. Verweisen möchte ich auf den Jahresbericht über lateinische Grammatik von C. Wagener (**154** [1911] S. 1—201). Als Ergänzung für diese Jahre mag auch dienen der Sallustbericht von H. Meusel und F. Schlee in den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin (Zeitschrift für das Gymnasialwesen) 1880, 1890, 1898, 1900. Aus der Bibliographie von R. Klußmann (Bibliotheca scriptorum classicorum 1873—1896, Band II 2, Leipzig 1913, S. 173—180) seien die in Betracht kommenden Abhandlungen aus den Jahren 1878—1896 hier wenigstens angeführt:

1. F. Antoine, Sur l'emploi de quelques particules dans Salluste (*sed*, *ceterum*, *equidem*, *ne*). Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux 1889, S. 51—73.
2. E. Bökmann, De particulis copulativis (et que atque) apud Sallustium Crispum. Diss. Göteborg 1887.
3. R. Braun, Beiträge zur Statistik des Sprachgebrauchs Sallusts im Catilina und Jugurtha. Programm Düsseldorf 1885.
4. W. Brünnert, Sallust und Dictys Cretensis. Programm Erfurt 1890 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 73f.).
5. O. Christ, De ablativo Sallustiano. Diss. Jena 1883. (Vgl. Schlee. Jb. 1890 S. 70ff.)
6. A. Ciofi, Ad Gaii Sallustii Crispi quae supersunt specimen observationum. Viterbii 1879.
7. L. Constans, De Sermone Sallustiano. Paris 1880.
8. Z. Dembitzer, De rationis mutuae apud Sallustium significatione. Programm Kolomea 1893.
9. O. W. Eichert, Wörterbuch zu Sallust. 4. Aufl. Hannover 1890.
10. K. Görlitz, De genetivi usu Sallustiano. Programm Schrimm 1878 (vgl. Meusel, Jb. 1880 S. 80ff.).
11. F. Großmann, Über den Gebrauch des Kasus bei Sallust. Programm Berlin 1886 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 70f.).
12. E. Hauler, Sprachliches zu Sallust. Archiv III (1886) S. 535—39.
13. F. Helm, Quaestiones syntacticae de participiorum usu tacitino, velleiano, sallustiano. Leipzig 1879.
14. A. Hercher, Über den Gebrauch des Accusativs bei Sallust. Programm Gera 1878 (vgl. Meusel, Jb. 1880 S. 76ff.).
15. C. Huebenthal, Quaestiones de usu infinitivi historici apud Sallustium et Tacitum. Diss. Halle 1881 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 68f.).
16. G. Ihm, Quaestiones syntacticae de elocutione Tacitea comperato Caesaris Sallusti Vellei usu loquendi. Diss Gießen 1882.

17. R. Jonas, Zum Gebrauch der verba frequentativa in der älteren lat. Prosa. Progr. Posen 1879.
18. H. Jordan, Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache. Berlin 1879 (vgl. Schlee, Jb. 1890, S. 66ff.).
19. Th. Karsten, De particulae tamen significatione. Mnem. 1890 p. 307ff.
20. E. Klebs, Die Sallustianismen des Scriptores historiae Augustae. Rh. Mus. 47 (1892) S. 537—40.
21. K. Kraut, Über das vulgäre Element in der Sprache des Sallustius. Programm Blaubeuren 1881 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 66ff.).
22. K. Kunst, Bedeutung und Gebrauch der zu der Wurzel *fu* gehörigen Verbalformen bei Sallust. Programm Wien 1896 (vgl. Schlee, Jb. 1898 S. 113; Schmalz, B. Ph. WS. 1897 Nr. 52).
23. A. Kunze, Sallustiana. 3 Hefte. Leipzig 1892—1898 (vgl. Schlee, Jb. 1895 S. 109ff., 1898 S. 111ff., 1900 S. 320ff.; Wagener a. a. O. S. 163; Arch. f. l. L. X 458; XI 139).
24. A. Lehmann, De verborum compositorum quae apud Sallustium ... leguntur cum dativo structura commentatio. Progr. Leobschütz 1884.
25. K. Meyer, Die Wort- und Satzstellung bei Sallust. Programm Magdeburg 1880.
26. G. Müller, Die Phraseologie des Sallust. 3 Teile. Programme Cöthen 1888—1894.
27. Ph. Natta, Vocabulario sallustiano. Torino 1894.
28. Th. Opitz, Sallustius und Aurelius Victor. N. Jahrh. f. Phil. 117 S. 217ff. (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 73).
29. J. Polle, Sprachliche Mißgriffe alter Schriftsteller (Sall. Jug. 85, 2) Philologus 50 (1891) S. 759—61.
30. W. Preis, Adiectivum utro ordine apud optimos Romanorum scriptores coniunctum sit cum substantivo quaeritur. Progr. Bayreuth 1889.
31. L. Quicherat, Sens unique de mot Juventus, à propos d'un passage de Salluste (Cat. 5). Mélanges de philologie. Paris 1879 S. 25—50.
32. F. Ramorini, De singulari Sallustii stilo dialogus. Augustae Taur. 1880.
33. A. Reckzey, Über grammatische und rhetorische Stellung des Adjektivums bei den Annalisten, Cato und Sallust. Programm Berlin 1888 (vgl. Schlee, Jb. 1895 S. 103f.).
34. J. Robolski, Sallustius in confirmanda oratione quo iure Thucydidis exemplum secutus esse existimatur. Diss. Halle 1881 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 74).
35. D. Rohde, Adiectivum quo ordine apud Sallustium coniunctum sit cum substantivo. Programm Hamburg 1887.
36. J. Schell, De Sulpicio Severo, Sallustianae ... elocutionis imitatore. Münster 1892.
37. R. Schild, Quibus in rebus Sallustius Thucydidem respexerit aut respexisse credatur. Progr. Nordhausen 1888 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 75).
38. G. Schoenfeld, De Taciti studiis Sallustianis. Diss. Leipzig 1884.
39. J. Sellge, De studiis in Sallustio Crispo a Pompeio Trogo et Justino epitomatore collocatis. Diss. Breslau 1882 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 73).

40. J. Šorn, Beiträge zur lat. Grammatik. Progr. Innsbruck 1887.
41. R. B. Steele, Chiasmus in Sallust . . . Diss. Northfield 1891.
42. A. Stitz, Über das Gerundium im allgemeinen und seine Verwendung bei Sallust. Programm Krems 1889 (vgl. Schlee, Jb. 1895 S. 109).
43. F. Über, Quaestiones aliquot Sallustianae grammaticae et criticae. Diss. Göttingen 1882 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 69 f.).
44. J. Uri, Quatenus apud Sallustium sermonis latini plebei aut cotidiani vestigia appareant. Paris 1885.
45. Th. Vallauri, Osservazioni critiche sul volgarizzamento di C. Crispo Sallustio futto du Vittorio Alfieri. Scriptiones criticae. Senis 1889. S. 191—214.
46. F. Vogel, ὁμοιότητες Sallustianae. Acta sem. Erlang. I (1878).
47. F. Vogel, Quaestionum Sallustianarum pars altera. Ibid. II (18..) (vgl. Schlee 1890 S. 72 f.).
48. C. Wagener, Beiträge zur lat. Formenlehre I. Progr. Bremen 187..
49. O. Wilckens, Beiträge zur Syntax des Sallust. Programm Lehr 1888 (vgl. Schlee, Jb. 1890 S. 78 ff.).
50. E. Wölfflin, Zum Betacismus (Cat. 51, 27). Archiv 9 (1896) S. 14..

In den Jahren 1897—1898 sind noch folgende Werke und Abhandlungen auf sprachlichem Gebiet zu verzeichnen:

51. L. S. Fighiera, La lingua e la grammatica di C. Sallustio Crispo. Savona 1897 (auf dieses grundlegende und gründliche Werk sei besonders aufmerksam gemacht: vgl. auch die Besprechungen von Maurenbrecher, B. Ph. WS. 1905 S. 217 ff., und von Opitz, W. f. kl. Ph. 1901 S. 625 ff.).
52. J. Ferrarius, In Sallustianam elocutionem annotatiunculae. Genua 1898.
53. G. M. Lane, Harvard Studies in Class. Philol. IX (1898) S. 1. (Sall. Jug. 102, 1 *postea* = *postideā*).
54. E. Wölfflin, Zum Asyndeton bei Sallust. Archiv XI 1 (189.) S. 27—35 (vgl. Schlee, Jb. 1900 S. 322 ff., Wagener a. a. O. S. 7..

Für unseren Bericht (1899—1918) kommen folgende Werke und Abhandlungen in Betracht:

1. Ed. Norden, Die antike Kunstprosa I³. Leipzig 1915, S. 200—2..(vgl. dazu Archiv XI S. 593).
*2. G. Kovács, As accusativus cum infinitivo használata Caesarnál, Sallustiusnál és Tacitusnál. Egyetemes Philologiai Közlöny XXII. (1899) S. 673 ff., 769 ff.
3. C. Tosatto, De praesenti historico apud Sallustium, Velleium, Valerium, Curtium, Florum. Padua 1905 (vgl. auch Arch. XIV S. 439; B. Ph. WS. 1906 S. 426; WS. f. kl. Ph. 1905 S. 1168).
*4. E. Bolaffi, De Sallustii dicendi brevitate. Forolivii 1910 (vgl. Glotta V S. 351 f.).
5. A. W. Ahlberg, De traiectionis figura ab antiquissimis prosa-

scriptoribus latinis adhibita. Eranos XI (1911) S. 87—101 (über Sallust S. 95 ff.).

6. A. W. Ahlberg, Prolegomena in Sallustium. Göteborg 1911. Pars III, cap. II: Quaestiones grammaticae (S. 166—182).
7. K. Wenglein, Neve und neque im älteren Latein. Diss. Tübingen 1911.

Grammatische Bemerkungen zu einzelnen Stellen liefern:

8. A. Zimmermann, Wie ist Sall. Cat. c. 54 'sed alia alii' aufzufassen? WS. f. kl. Phil. 1901 S. 701.
9. A. Kunze, Zu Sallust. B. Ph. WS. 1903 S. 1276—77.
10. W. S. Summers, A note on Sallust's Jugurtha. The Class. Review 17 (1903) S. 32—34.
11. Olivotto-Cevolani, Ancora su Sallustio Giug. 10, 8. Atene e Roma VIII (1905) S. 303—305.
12. Cevolani, Sull' interpretazione di un luogo Sallustio (Jug. 4, 6). Ebd. S. 305—307.

Norden (1) gibt eine kurze, aber treffende Charakteristik des Sallustischen Stiles, der sich das Vorbild des Thukydides zum Muster genommen (vgl. oben S. 131). Im Gegensatz zu Cicero verschmäht Sallust den „Flitterkram vulgärer rhetorischer Effektmittel". Das einzige Kunstmittel, das er, allerdings überaus häufig, verwendet, ist die Antithese. Besonders wertvoll sind die kurzen Hinweise auf die von Cicero abweichende Art der sallustischen Periodisierung (S. 203, Anm. 1). Vgl. auch das Urteil von W. Kroll, Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht (Berlin 1917, S. 14): „Sallusts Sprache ist nicht zu verstehen, wenn man nicht sein Verhältnis zu Thukydides und Cato, zum extremen Attizismus und den Lehren der Analogetiker in Betracht zieht; diese komplizierten Voraussetzungen erklären es wohl, daß es noch keine genügende Darstellung seiner Sprache gibt."

Tosatto (3) gibt in seiner Monographie das Material für den Gebrauch des Praes. hist. bei den genannten Schriftstellern vollständig. Für Sallust bedarf es bei der Unzulänglichkeit der Jordanschen Ausgabe einer Nachprüfung an der Hand der neuen Ahlbergschen Ausgabe; die Beispiele aus den Fragmenten der Historien gibt er merkwürdigerweise nach Kritz. T. stellt folgende vier Gesetze auf: I. Saepius inveniuntur loci ubi praes. hist. pro perfectis confertis ordinibus, ut ita dicam, incedunt. Scriptor longas narrationes considerat, enumerat, consequitur initia rerum ac singulas hasce res urgentes instantesque: ideo effecit, ut magnam alacritatem vivacita-

temque habeat oratio, res splendidis clarisque coloribus illuminentur animique lectorum acri et vehementi incitatione inflammantur. Praesentia hist., quibus res indicantur, ita cumulantur, ut celeritas impetusque, quibus actiones ipsae progrediantur, quadam ratione exprimantur: Quo narrandi genere Sallustius V. V. C. F. utuntur, ubi lectorum et animo et mente in iis, quas narrant, rebus versari cupiunt: cf. Cat. 65, 5 sqq. Jug. 13, 1—3. II. Saepius reperiuntur haudque pauci sunt illi loci, in quibus res agenda est cum singulis praesentibus hist. a ceterorum societate disiunctis. Una tantum res est digna, quae praesentis hist. luce, ut ita dicam, collustratur. Quae res cum confert ad mentis cogitationisque scriptoris alacritatem significandam, tum multum habet momenti ponderisque: itaque lector mente tota animique omni impetu in eam incumbit: cf. Cat. 21, 5. Jug. 27, 3. III. Cum illi scriptores cuperent lectorem satietatis periculum effugere et caverent, ne prorsus abalienarent fastidio ac molestia, si multa praesentia hist. praesentibus hist. succederent, effecerunt, ut praesens perfecto continuo variaretur in eadem sententia et in sententiis inter se seiunctis, nunc ex praesenti hist. ad perfectum, nunc inverso ordine ex perfecto ad praesens hist. transeundo. Quod egerunt, ut, quid inter varias actiones intercederet, distinguerent, proprieque facere non potuerunt, quin res levioris momenti minimique ponderis exprimerent perfecto, contra vero actiones maximi ponderis praesenti hist. exponerent: cf. Cat. 20, 1. Jug. 49, 1. IV. Multum admirabilitatis illa res habet, quod illi scriptores praes. hist. plerumque usurpant in sententiis secundariis, quae e coniunctionibus causalibus aptae sunt: vereque Sallustius praes. hist. coniungit cum particulis 'dum, postquam, ubi, ubi primum, cum'. Sallustius summo studio deditaque opera multis locis praes. hist. verbi 'evidet' (vel 'intellegit') utitur cum particulis 'postquam, ubi' ceterorum autem 'declarandi' verborum cum part. 'postquam, ubi' usus diversus est, cum perf. tempus conatur. [An vier Stellen wechselt Sallust: Perf.-Praes. Jug. 20, 1. 35, 4. 64, 3 (postquam), 23, 1 (ubi); das Praes. erklärt sich durch Attraktion an die im Hauptsatz folgenden Praes. hist.] Im Relativsatz wird Praes. hist. selten gesetzt (nur bei Sallust und Curtius. Bei Sallust finden sich im Catilina und Jugurtha 545 Beispiele für das Praes. hist., dazu kommen 50 Stellen aus den Historien. — Im zweiten Teil handelt T. de temporibus a praes. hist. pendentibus. Hierfür gelten folgende Regeln: a) In enuntiato secundario primarium. in quo praes. hist. ponitur, sequente adhibetur coni. vel praes. et perf. vel impf. et plusqpf. Praesens historicum utramque consecutionem habet, ut non numquam ab altero tempore ad alterum trans-

eatur. b) In enuntiato secundario primarium, in quo ponitur praes. hist., antecedente plerumque coni. impf. et plusqpf. adhibetur. — Coni. praes. et perf. ponitur: 1) cum antecedant alia praes. hist. ita, ut verbum secundarium inter tantum praes. hist. sit, 2) in sententiis interrogativis, quarum verbum praecedit praes. hist. ita ut nulla vox interposita sit. — Aus dieser Regel fallen Cat. 45, 2 (wo aber der Coni. praes. sich daraus erklärt, daß schon Praes. hist. vorangehen) und Jug. 103, 3 *eos ad Marium ac deinde si placeat Romam legatos ire iubet.* Da T. hierfür keine Erklärung hat, empfiehlt er *placeret* zu lesen(?).

Ahlberg (**5**) faßt das Ergebnis seiner ersten Abhandlung (S. 106) folgendermaßen zusammen: „Sallustius traiectionem caute adhibuit, neque trans fines ab antiquis prosae scriptoribus constitutos est evagatus. Et si in orationibus paulo maiori licentiae indulsit, in hac quoque re exemplum antiquorum sequitur, quoniam oratores non tam severis legibus adstricti erant quam historici. Ceterum progressus est in traiectione utenda: in Historiis traiectio in ablativum absolutum irrepsit, cuius usus exempla et in Catilina et in Jugurtha desunt."

Derselbe Gelehrte (**6**) handelt am Schluß seiner Prolegomena über grammatische Fragen, zunächst *de praedicati numero.* Im 9.—11. Jahrh. wird die Endung *nt* abgekürzt, so daß in den Hss. die Endungen *at* und *ant, et* und *ent* durcheinander gehen. Ahlberg glaubt für Sallust folgenden Sprachgebrauch feststellen zu können: a) Ubicumque plura quam duo nomina subiecti vicibus funguntur, sermo Sallusti pluralem numerum requirit. Von dieser Regel gibt es nur zwei Ausnahmen: Cat. 12, 1 und 14, 3, wo A. den Plural herstellt: *sequeba⟨n⟩tur* und *exagitaba⟨n⟩t.* b) Ubicumque vero subiectum duobus nominibus continetur . . . apud Sallustium haec lex valet: si duo nomina eundem fere sensum habent sive notio alterius altero addito suppletur sive augetur, singularis adest (quod imprimis ad substantiva abstracta pertinet): sin autem ea sua quodque vi praedita sunt aut pluralis aut singularis in usu est, prout verbum ad utrumque aut ad proximum substantivum refertur. Haec duo nomina, quae subiectum efficiunt copulantur a) coniunctione *que* [Jug. 94, 1 ist *fore⟨n⟩t* zu lesen; ebenso ist Cat. 20, 2 *forent* beizubehalten mit Ω gegen *foret* VP⁴, m²P, Servius Georg. I 260], b) coniunctione *atque* [Jug. 39, 5 ist zu lesen *corrupera⟨n⟩t*; Cat. 28, 4 *fecerunt* mit den meisten Hss], c) coniunctione *et* [Cat. 52, 6 ist *sunt* (*s̃t*) statt *est* (*st*) zu lesen; Hist. III 48, 18 *absint*]. — Es folgen längere Ausführungen *de asyndeto.* Diesem Abschnitt schickt A. einige Bemerkungen über die sallustische Periode voraus: „Sallustius periodos

arte effinxit: eas in duo, tria, plura membra plerumque distinxit; in ipsis membris concinnam responsionem saepenumero adhibuit; praeterea alia ornamenta orationis haud raro addidit: anaphoram, epiphoram, paronomasiam, homoteleuton, alia quae sunt insignia orationis Gorgianae.“ Und zwar findet A. keinen Unterschied zwischen den Perioden der Reden und der erzählenden Partien. Dagegen fehlen bei Sallust die rhythmischen Klauseln. Jedoch pflegt er an den Schluß der Periode lange Wörter mit Hexameterschluß zu stellen: Cat. 13, 4 *eripiebant*, 20, 10 *consenuerunt*, 29, 1 *exagitabant* etc. Er bevorzugt die clausula heroica so sehr, daß er auch am Schluß von Sätzen und Satzgliedern sehr häufig sogar zwei Worte so zusammenstellt, daß sie einen Daktylus (oder Trochaeus) bilden: Cat. 1, 1 *oboedientia finxit;* 3, 3 *advorsa fuere;* 4, 4 *periculi novitate;* 5, 2 *grata fuere;* 8, 1 *re dominatur;* 8, 2 *magnificaeque fuere;* 10, 1 *terraeque petebant — omnia coepit;* 14, 2 *fama valebat;* 19, 2 *esse volebat* etc. — Zunächst handelt A. von der zweigliedrigen Rede. Unter zweigliedriger Rede versteht er nicht nur in zwei Teile geteilte Perioden, Sätze und Satzteile, sondern auch Teile des einfachen Satzes, in dem zwei Vokabeln miteinander verbunden sind. Daß Sallust in zweigliedrigen Perioden oder Sätzen Asyndeton oder Copulativpartikel gebrauchen kann, bedarf keiner Erörterung. ‘At in partibus orationis bimembribus perspicuum est discrimen: Si eae in membro quodam collocantur periodi in duo plurave membra asyndeto distinctae, asyndeton admittit neque id rarius quam copulationem particulis effectam adhibet; sin vero eae partes in simplici sententia locum habent, asyndeton respuit et particulis copulativis *atque et que* semper utitur, si modo hac orationis partes e simplicibus vocabulis constant.’ Darum fügt A. an folgenden Stellen die Copulativpartikel ein: Cat. 53, 7 *domi militiaeque*; Jug. 35, 5 *itinera egressusque;* 42, 1 *Ti. et C. Gracchus;* 53, 5 *instructi intentique, incerti ignarique;* 86, 1 *armis aliisque utilibus;* 87, 4 *laxius licentiusque;* 94, 1 *paratis compositisque omnibus;* dsgl. Cat. 10, 2 mit P²B *otium divitiaeque*, endlich Cat. 11, 5 *Amoena ⟨atque⟩ voluptaria;* 16, 3 *circumvenire ⟨et⟩ iugulare;* Jug. 101, 9 *dextra sinistraque;* Jug. 27, 4 *P. Scipio Nasica ⟨et⟩ L. Bestia Calpurnius;* Cat. 11, 3 *infinita ⟨et⟩ insatiabilis.* Dagegen ist 20, 2 *spes magna dominatio* das Asyndeton zu halten; *magna* ist ἀπὸ κοινοῦ gebraucht. — Bei drei und mehreren Gliedern kann das Asyndeton natürlich angewandt werden. Nicht selten werden bei Sallust das zweite und dritte Glied verbunden: durch *atque*: Jug. 14, 7. 14, 11. 17. 85, 45. durch *et*: Jug. 18, 4. 14, 11. 95, 3, durch *que*: Cat. 6, 5; Jug. 17, 3;

Cat. 10, 4; *praeterea* im letzten Glied: Jug. 4, 5. 57, 5. 60, 6. 111, 2; *postremo*: Jug. 16, 3. 31, 12. 20. 46, 5. 110, 4. Sehr selten sind das erste und zweite Glied verbunden: Jug. 3, 1 und 49, 4, es folgt dann *postremo;* Jug. 83, 15 zieht A. die Lesart Ω der von V vor: *labori* [*et* V] *innocentiae*, *periculis etiam meis* — Die Glieder sind durch *atque-et* verbunden: Jug. 53, 5. Hist. I 55, 3. I 77, 9, ebenso Jug. 85, 10, dagegen Jug. 76, 6 bilden *aurum atque argentum* einen Begriff (ähnlich Jug. 89, 4). Zweigliedrig, nicht dreigliedrig: *que-et*, im Cat. kein Beispiel, im Jug. 1, 3. 23, 1. 43, 4. 62, 1. 8. 66, 3. 71, 3 78, 3. 80, 1. 81, 2. 94, 3. Hist. II 47, 3. 47, 8. 98, 1; dagegen dreigliedrig: Cat. 48, 4. Jug. 5, 1. 84, 2. Cat. 32, 2. — Wenn vier oder mehr Wörter aneinandergereiht werden, wird die Rede zwei- oder dreigliedrig; im letzten Glied steht gewöhnlich *praeterea, postremo, denique, ad hoc* etc.: zweigliedrig sind Cat. 52, 10. Jug. 7, 4. 35, 5. Cat. 51, 33. 55, 2 (mit Ω und Priscian gegen P¹n, Fronto); dreigliedrig. Cat. 17, 17. 20, 7. 51, 1. 9. 52, 3. 13. 59, 5. 61, 9. Jug. 2, 2. 31, 9. 34, 1 35, 5.

Wenglein (7) kommt zu dem überraschenden Ergebnis, daß im unabhängigen Satzgefüge *neque (nec)* sehr selten ist, daß dagegen im abhängigen Satzgefüge *neve (neu)* viel häufiger ist in der literarischen Sprache als *neque (nec)* [Verhältnis: 163 : 38]. Da in den romanischen Mundarten weder *neque* noch *neve* fortlebt, wohl aber *et ne* = *et non* und der Verdringungsprozeß von *neve* durch *neque* = *et non* wenigstens in der Unabhängigkeit schon in der klassischen Schriftsprache zutage tritt, so schließt W., daß der Verdringungsprozeß erheblich früher eingesetzt haben müsse. Bei Sallust finden sich folgende Fälle:

I. *neve, neu* mit unabhängiger Konstruktion: *utinam-neu*: Jug. 14, 24 [?].

II. *neque*, *nec* mit unabhängiger Konstruktion: Jug. 85, 47. Ps.-Sall. ad Caes. ep. 117, 10.

III. *neve, neu* mit abhängiger Konstruktion:

1. *ut-neve*: Cat. 34, 2.
2. *ut-neu*: Jug. 8, 2. 10, 3. 102, 5. Hist. I 77, 9. II 98, 8. III 48, 13. IV 69, 23.
3. *ne-neve:* Jug. 58, 5.
4. *ne-neu:* Cat. 51, 7. Jug. 45, 2. 51, 4. 64, 2.
5. ohne *ut* oder *ne*: Cat. 33, 5. 51, 43. 58. 21. Jug. 83, 1. 108, 2. Hist. I 55, 4. I 77, 16.
6. mit *ne* in der Anaphora: Jug. 14, 18[?]; 45, 2.

IV. *neque, nec* mit abhängiger Konstruktion: Jug. 85, 6.

An einzelnen Stellen werden grammatisch behandelt von A. Zimmermann (**8**) und A. Kunze (**9**) Cat. c. 54, 1. Heißt es am Anfang des Satzes 'In den und den Dingen waren sie gleich', so erwartet man, meint Z., am Schluß desselben doch den Gedanken: 'Aber in anderer Beziehung waren sie verschieden.' Diesen Gedanken erhalten wir, wenn wir *alia* als neutr. pl. acc. = 'in anderer Beziehung' (so auch Hist. I 116 M *sanctus alia*) und *alii* als nom. pl. fassen und aus dem Anfang des Satzes *fuerunt* ergänzen. Im Gegensatz dazu hält K. an der alten Auffassung fest: *alia* ist nom. sing. fem. (auf *gloria* zu beziehen), *alii* dat. sing.

Mit dem schwierigen Gedankengang von Jug. c. 3 hatte sich schon Fuchs (vgl. oben unter Vb) beschäftigt. Darnach ist *nam* (§ 2) in elliptischer Verwendung dem ersten Satze der Periode zugesellt (Fabri), also nicht seinem unmittelbaren Vorgänger untergeordnet. Summers (**10**) wendet sich gegen diese elliptische Erklärung, die auch Wirz (1894) angenommen hatte, und stimmt der alten Erklärung von Jacobs bei, die darin eine 'erklärende Ausführung des vorhergehenden Gedankens' erblickt hatte. Die Verbindung *nam-quidem* ist im Catilina nicht nachweisbar, dagegen steht sie häufig im Jugurtha: 24, 9. 31, 2. 20. 23. 85, 27, aber nirgends elliptisch, auch nicht 31, 20 und 23 (Jacobs-Wirz). Vielmehr führt *nam-quidem* überall einen Satz ein, der eine unmittelbar vorausgehende 'emphatische' Behauptung rechtfertigt, in unserem Falle *tuti aut eo magis honesti sunt.*

Bisher hatten die Gelehrten an Jug. 10, 8 keinen Anstoß genommen. Cevolani (Atene e Roma VIII no. 79) behauptete, man müsse erwarten *quos . . . genui* oder *genuerim* (statt *genuisse*). Wie man sonst von einer Attraktion des Konjunktivs spreche, so müßte hier eine Attraktion des Infinitivs vorliegen; vielleicht habe der Schriftsteller zwei Gedanken gehabt: 1. *ne ego videar bonos liberos magis (potius) sumpsisse quam genuisse*, 2. *ego videar meliores liberos sumpsisse quam quos genui.* Dagegen meint Olivotto (**11**), *genuisse* sei die einzig mögliche Form. Der Vergleich beziehe sich freilich indirekt auf die Person der Söhne (echte oder adoptierte), direkt aber auf Micipsa, sofern zwei Handlungen seiner Person in Frage kommen: *liberos sumere* und *liberos gignere*. Da aber diese beiden Ausdrücke auf einer Stufe stehen und das Ganze von *videar* abhängig ist, so konnte das Sallust nur durch den Infinitiv ausdrücken; der Konjunktiv wäre also gar nicht möglich gewesen. 'Micipsa hätte vielleicht seinen Gedanken in folgender Weise ausgedrückt: *ne bonos liberos sumpsisse videar potius quam*

genuisse, wenn er hätte annehmen können, daß jemand, der Jugurtha gut beurteilte, die beiden anderen verurteilte, oder umgekehrt; da er aber fürchtete, seine Erben könnten eines Tages nicht alle gleich gut beurteilt werden, gebrauchte er den Komperativ *meliores*, der ihn dann zwang, *potius* fallen zu lassen. — Cevolani dagegen macht in seiner Erwiderung darauf aufmerksam, daß eben *meliores* dastehe, das eine Zusammenstellung der beiden Handlungen unmöglich mache; man frage doch 'besser als wer?'.

Jug. 4, 6 endlich (*scilicet — adaequaverit)* ist bisher auf zwei Arten interpretiert worden: 1. die oratio obliqua ist abhängig von einem zu ergänzenden *putabant; in sese* wird bezogen teils auf *ceram illam*, teils auf Q. Fabius und P. Scipio (§ 5); *egregiis viris* ist allgemein zu fassen; 2. *scilicet* hat Satzgeltung = *manifestum est,* davon hängen dann die Infinitive ab; dann kann *in sese* nur auf *ceram illam* gehen, *egregiis viris* nur auf Fabius und Scipio bezogen, nicht mehr allgemein gefaßt werden. Beiden Interpretationen stehen sprachliche und syntaktische Schwierigkeiten im Weg: 1. *adaequaverit* schließt die Ergänzung arbitrabantur aus, 2. die Inf. Praes. können nicht auf die Vergangenheit bezogen werden. Die Regel kann nicht durch sporadisch auftauchende Unregelmäßigkeiten unwirksam gemacht werden — und die richtige Interpretation erfordert auch solche Abweichung nicht: Die Infinitive müssen mit Praesentien übersetzt werden; *egregiis viris* ist allgemein zu fassen; *eam flammam* = *talem fl.* So ist der ganze Satz, logisch und grammatisch wohlverständlich, auf allgemein geltende Dinge zu beziehen.

Nachahmung.

Über Tacitus als Nachahmer Sallusts hat kurz und treffend gehandelt Ed. Norden, Ant. Kunstprosa S. 328f. 'Tacitus der Schriftsteller und Sallust' und S. 335f. 'Tacitus als Stilist und Sallust' (vgl. dazu auch Nachträge). — W. Heraeus, 'Tacitus und Sallust' (Arch. f. l. Lex. 14 [1906] S. 273—278) vergleicht Sall. hist. fr. II 87 M mit Tac. ann. IV c. 49ff. und macht auf die durchgehende sachliche und stilistische Übereinstimmung der beiderseitigen Berichte aufmerksam. — Ausführlich hat über das Verhältnis des Tacitus zu Sallust gehandelt und zahlreiche Parallelen aus dem Agricola, den Historien und Annalen beigebracht Guil. Theissen im dritten Teil seiner Dissertation 'De Taciti digressionibus' (vgl. oben S. 126 Nr. 10). Seine Ansicht, daß Tacitus im Agricola den Sallust stilistisch nachgeahmt habe, sucht Leo, Griech.-röm. Biogr. S. 182 zu rechtfertigen. K. Trüdinger endlich (vgl. oben S. 132 Anm.) sieht (S. 158) in der

Knappheit der Schilderung und auch im Wortlaut Berührungen zwischen Tac. Germ. c. 5 und Sall. Jug. 17, 3.

Für spätere Sallustnachahmung[1]) kommt besonders in Betracht: Die Epitome des Julius Exuperantius. Herausgegeben von G. Landgraf und C. Weyman. Sonderabdruck aus dem Archiv f. lat. Lex. XII 4. Leipzig 1902.

Im Kommentar werden die Entlehnungen aus Sallust möglichst vollständig verzeichnet. Durch Beibringung von Parallelen aus den stark von Sallust beeinflußten Literaturwerken (Ammianus Marcellinus, dem mit Ambrosius identifizierten Hegesippus [Arch. XII 465ff.], Sulpicius Severus) wird auf die eventuell sallustianische Provenienz des einen oder anderen Ausdrucks geschlossen.

Über das Verhältnis des Lactantius zu Sallust vgl. R. Pichon, Lactance. Paris 1901 S. 230f. L. hat Sallust nicht bloß als Historiker und Stilist, sondern auch als Denker studiert. Entlehnt hat er aus ihm Inst. VI 18, 26 *canina facundia* (= Sall. Hist. IV 54M), VII 1. 13 *venditis aut dilargitis* (= Hist. I 49M). Außerdem hat er eine Reihe von Stellen nachgeahmt und zitiert (vgl. den Index der Wiener Kirchenväterausgabe von S. Brandt). Die Theorie von den vier Zeitaltern des römischen Volkes (Inst. VII 15, 14—16) geht letzten Endes auf den Exkurs über die Größe und den Niedergang Roms (Cat. 10, 1) zurück.

Über 'Hilarius von Poitiers und Sallust' handelt H. Kling, Philol. 69 (1910) S. 567—569. Er weist auf die reichhaltige Benutzung Sallustianischer Wendungen im Eingang von Hilarius' Hauptwerk de trinitate hin; nur um dieses handelt es sich; Schanz (IV S. 272) irre, wenn er allgemein in den weithergeholten und zum Teil geschraubten Einleitungen, die jeder Schrift des Kirchenvaters vorausgehen, Sallust zu hören glaube. Doch hat Hilarius die Sallustwendungen nicht oberflächlich benutzt, sondern es ist ihm vor allem um die Schönheit der Form zu tun, und er zeigt trotz aller Anklänge eine gedankliche Unabhängigkeit. Hilarius ist in der Variation übernommener Themen ein Meister.

VII. Die strittigen Sallustiana.

a) Die sog. Epistolae ad Caesarem senem de re publica.

R. Pöhlmann, „An Caesar!“ „Über den Staat.“ Zur Geschichte der antiken Publizistik (Abh. der K. Bayr. Ak. der Wiss. München

[1]) Ed. Wölfflin (Arch. XIII 46) führt Salvian Gub. 1. 17 *aspera atque acerba* auf Sall. Jug. 41 zurück.

1904). Ges. Abh. „Aus Altertum und Gegenwart". N. F. München 1911 (S. 184—276). [Vgl. dazu die Besprechung von C. Bardt, Berl. Phil. WS. 1904, Sp. 938ff., ferner E. Hauler, Wiener Eranos 1909 S. 222 Anm. 3.]

Ed. Meyer, Sallusts politische Broschüren an Caesar. (Caesars Monarchie und das Principat des Pompejus. Stuttgart und Berlin 1918. Beilage II. S. 558—582).

Da die längst bezweifelte Autorschaft Sallusts bisher als definitiv ausgeschlossen galt, ein Ergebnis, das ein paar vereinzelte Rettungsversuche nicht zu erschüttern vermochten[1]), so wendet sich Pöhlmann im ersten Teil seiner Abhandlung gegen die rein mechanische und schablonenhafte Handhabung der Sprachstatistik und die bei den Philologen übliche Parallelenjagd. Was die literarischen Reminiszenzen und Entlehnungen betrifft, so sprechen diese ebenso für die Autorschaft Sallusts, zumal solche aus Thukydides und Demosthenes; die Charakteristik des staatsmännischen Genies Caesars (II 2, 1) erinnert in ganz auffallender Weise an jene berühmte Thukydideische Charakteristik der politischen Genialität des Themistokles (I 138). Mit Recht fragt P.: „Wenn die Übereinstimmungen zwischen den Pamphleten die Autorschaft eines Verfassers beweisen sollen, wie können dann Übereinstimmungen zwischen den Pamphleten und den sallustischen Geschichtswerken gegen die Identität des Pamphletisten und des Historikers zeugen?" Jedenfalls hat der Pamphletist sich in richtigem Gefühl für die Zeitlage und Zeitstimmung genau derjenigen Phraseologie bedient, deren sich ein demokratischer Publizist der caesarischen Zeit naturgemäß bedienen mußte. Er hat sich keineswegs „sklavisch" an eine quintilianische Vorschrift gehalten. Besonders der Verfasser des zweiten Pamphlets „schreibt unter der Voraussetzung einer ganz bestimmten, zeitlich eng umgrenzten politischen Situation, er kennt und charakterisiert — zum Teil sehr glücklich — eine Reihe einzelner Persönlichkeiten und Zeitereignisse, ohne daß ihm bisher irgendein Anachronismus (über die schwierige Stelle II 4, 2 siehe unten S. 182 f.), irgend ein Herausfallen aus der Rolle wirklich nachgewiesen wäre; er scheut endlich nicht vor Urteilen und Schilderungen zurück, die ein höchst individuelles Gepräge zeigen, alles Eigentümlichkeiten, die uns die

[1]) Zur Geschichte des Problems vgl. Schanz a. a. O. S. 185, daselbst auch die ältere Literatur. Für die Wertung der Broschüren vgl. auch Mommsen, RG. III[5] S. 498; F. Cauer, Ciceros pol. Denken. Berlin 1903. S. 131 f.

Vermutung förmlich aufdrängen, daß der Verfasser der Zeit persönlich nahestand."

Diese Vermutung wird durch eine genauere historisch-politische Analyse bestätigt. Der Autor des zweiten Pamphlets versetzt uns in eine Zeit, in der die Verhandlungen über die Vollmachten Caesars auf eine Katastrophe hindrängten, die extreme Senatspartei in Rom vollkommen das Übergewicht gewonnen hat. Aus 3, 1 ergibt sich als entscheidender Moment der großen Krisis, der zugleich als der eigentliche Anlaß der Schrift erscheint, der Staatsstreich des Konsuls C. Claudius Marcellus, eines leidenschaftlichen Optimaten, der sich in Verbindung mit den für 49 gewählten Konsuln und anderen gleichgesinnten Senatoren anfangs Dezember 50 mit Pompejus dahin verständigte, daß dieser den Oberbefehl über die Truppen in Italien und zugleich das Mandat übernahm, sie durch Aushebungen in Italien zu verstärken. Das Pamphlet ist ein bedeutsames Stück Zeitgeschichte in demokratisch-caesarischer Beleuchtung. Das ausschlaggebende Moment in der inneren Entwicklung Roms ist dem Verfasser das Verhältnis zwischen nobiles und plebs. Die Macht der Autokratie muß vermindert, das Recht des Volkes vermehrt werden. Diese Denkschrift an Caesar liest sich „wie eine flammende Philippika gegen die satte Selbstgenügsamkeit des Predigers der sozialen Stagnation" (Ciceros). Überhaupt ist auf das glücklichste der Ton getroffen, auf den damals die antiplutokratische Kritik der Gesellschaft und die demokratische Geschichtsansicht gestimmt war. Aus der sittlichen Entrüstung über die Allgewalt des Kapitalismus heraus fordert der Verfasser mit emphatischen Worten die Emanzipation der Regierung, Justiz und Verwaltung von der Herrschaft des Kapitals. Statt des Reichtums soll das Verdienst entscheiden. Als Abschluß der Reform verlangt er eine Neugestaltung der Regierung, d. h. des Senates, der zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand der herrschenden Adelsclique geworden sei. Diese Cliquenherrschaft soll gebrochen werden durch einen starken 'Pairsschub', sowie durch Einführung des geheimen Stimmrechts (c. 11, 3). Es ist derselbe ausgeprägt doktrinäre Idealismus, der sich in dieser Schrift offenbart, den Mommsen (RG. III[5] S. 463) dem politischen Denken Caesars zuschreibt. Auch erinnert die Anschauungsweise des Verfassers lebhaft an Gedankengänge, die sich bei dem Historiker Sallust wiederfinden, mit dessen Werken ja auch die Überlieferung (im Gegensatz zu den Invektiven die beiden Flugschriften verbunden hat.

Nicht auf der gleichen Höhe steht das andere (erste) weit

kürzere und mehr in Allgemeinheiten sich bewegende Schriftstück, das uns in die Zeit nach Caesars Sieg, in die Ära der Sozial- und Wirtschaftsreformen hineinversetzt. Doch ist es im Hinblick auf das eben besprochene (zweite), das sich mit politischer Reform im allgemeinen befaßt, geschrieben und bildet somit eine Ergänzung zu der Parallelschrift. Die allgemeine Situation ist auch hier treffend gezeichnet. Zur Entscheidung steht die inhaltsschwere Frage: „Ist es wahr, was der auf den Anteil an der Siegesbeute lauernde Anhang der Machthaber behauptete, daß der Kampf, der über das Schicksal der Republik entschied, lediglich ein Kampf um die Macht war, um die Durchsetzung der souveränen Gelüste der Führer?" Aber es galt nicht bloß die Sonderinteressen derjenigen, die sich in den Dienst des Siegers gestellt hatten, auszugleichen mit dem Gesamtinteresse des Volkes, sondern es galt auch positive Arbeit zu leisten. Der Verfasser fordert von Caesar vor allem eine entschiedene Bekämpfung der antisozialen Instinkte der damaligen römischen Gesellschaft, der zügellosen Verschwendungssucht und der durch sie großgezogenen Raubsucht. Diese Auffassung, daß das Geld ein Haupthebel menschlichen Verderbens ist, die Forderung einer siegreichen Erhebung des Geistes über das, was der Verfasser die Freude am Gelde und am sinnlichen Genusse nennt (7, 5), die Behauptung, daß die Ursache der Größe und des Verfalles der Völker von dem Verhalten gegenüber dem Reichtum abhängt, daß seine Verachtung eine Bürgschaft des Sieges und der Macht, Liebe zum Reichtum der Weg zum Untergange sei — all das ist echt sallustisch gedacht (vgl. die Einleitung zum Catilina). Auch diese Schrift reproduziert wichtige Ideen und Stimmungen der Übergangsepoche von der Republik zur Kaiserzeit, wenn sie auch an innerem Wert hinter der anderen Schrift wesentlich zurücksteht. Auch sie enthält nichts, was die Autorschaft Sallusts ausschlösse.

Ed. Meyer unterzieht die Ausführungen Pöhlmanns einer Prüfung. Die Vorschläge der beiden Schriften sind „das Programm einer gemäßigten, ehrlich gemeinten Demokratie, das sich nicht realisiert hat, sondern ein frommer Wunsch geblieben ist. Aber andererseits sind die Schriften nichts weniger als Rhetorenarbeit, vielmehr sehr ernst gemeinte und mehrfach ins einzelne gehende Reformvorschläge, deren Annahme der Verfasser erhofft (II 12). Das ist ein ganz starkes Argument für die Echtheit: für die vollentwickelte Kaiserzeit hatte dieses Programm gar keine Bedeutung mehr, weder praktisch noch theoretisch . . . Auch der Ausweg ist nicht gangbar, daß die beiden Schriftstücke etwa aus einem Geschichtswerk ent-

nommen seien, dessen Verfasser die Gestalt des Sallust benutzt hätte, um Caesar das demokratische, von ihm nicht befolgte Programm vorzutragen . . . Dieser Deutung steht nicht nur der Inhalt entgegen, sondern vor allem die Form. Äußerlich tragen beide Schriften diejenige Gestalt, die durch Isokrates für die politische Broschüre maßgebend geworden ist. Sehr verschieden ist dagegen die Situation der beiden Broschüren. Die zweite ist die ältere, wie bereits Joh. Clericus in der seiner Ausgabe (1710) vorausgeschickten Vita Sallustii ganz richtig erkannt hat (S. 564 Anm. 1). Die ebenso lebensvolle wie boshaft gezeichnete Galerie von Porträts der Führer der Aristokratie (II 8, 7—9, 4: besonders Catos, ganz ähnlich der Charakteristik im Catilina 54, 4) atmet so unmittelbar die lebendige Gegenwart des Parteikampfes, daß es völlig unmöglich ist, daß sie von einem späteren Schriftsteller, und nun gar von einem Rhetor stammen konnte. Dabei ist sie sallustisch durch und durch. Zugleich gibt diese Stelle einen sicheren Anhalt für die Datierung der Schrift. Sie ist geschrieben, als alle Genannten noch am Leben sind, also zwar nach der Flucht des Domitius aus Corfinium Ende Februar 49, aber vor dem Tode des Bibulus im Frühjahr 48, mitten im Spätsommer oder Herbst 49, nach der Kapitulation von Ilerda, etwa als Caesar vor Massilia stand und man seine Rückkehr nach Rom und die Maßregeln, die er als Diktator ergreifen mußte, erwartete.

Ein Hauptargument für die Unechtheit der Schrift bildet II 4, 2, wo der Verfasser gegen Cato und seine Partei die Anklage erhebt, durch ihre Schuld hätten nicht weniger als 40 Senatoren und viele hoffnungsvolle junge Männer in den Tod gehen müssen, eine Anklage, die der geschichtlichen Wahrheit widerspricht (vgl. Seneca Rhet. II 6, 2). Die Hs überliefert: *at herculem Catonem L. Domitio ceterisque eiusdem factionis quadraginta senatores, multi praeterea cum spe bona adulescentes sicutei hostiae mactati sunt.* Mommsen änderte: *At hercule a M. Catone L. Domitio,* Orelli: *at hercule M. Catoni,* eine Konjektur, die dasselbe besagt, falls *Catoni = a Catone* gefaßt wird (nicht „dem Cato etc. sind sie geopfert worden“, wie Pöhlmann will), ja noch besser, wie Ed. Norden bemerkt (bei Meyer S. 569, Anm. 2): der Dativ verschleiert die unmittelbare Beteiligung: „Im Namen des Cato etc. sind sie zum Opfer hingeschlachtet.“ Pöhlmann (S. 228 f.) hatte darauf hingewiesen, daß nach Appian b. c. I 95 genau 40 Senatoren auf der sullanischen Proskriptionsliste standen, auf der auch ein Carbo und Domitius standen; demnach wäre zu lesen: *at hercule cum Carbone Domitio* etc. Diese Deutung gab Pöhlmann zugunsten der von

Bardt (S. 941) auf: „Die noch heute bestehende Adelskoterie war es, die mordete, nicht Sulla, dieselbe Bande, die heute Cato und Domitius anführen, hat gelegentlich der Proskriptionen die 40 Senatoren geschlachtet;" er findet einen grimmen Sarkasmus in dem kühnen Oxymoron, „Cato und Domitius, die damals doch noch Knaben waren, als Repräsentanten der Adelskoterie hatten die Opfer der Proskription hingeschlachtet. Ed. Meyer sucht das Rätsel durch genaue Analyse der Stelle II 4 zu lösen. Das vergossene Bürgerblut war ihnen noch nicht genug, so daß sie *acerbius in dies male faciundo ac dicundo dignitate alios, alios civitati eversum irent.* Das bezieht sich auf die gerichtlichen Verurteilungen der Jahre 52—50 und das Vorgehen der Zensoren im J. 50, die Bluttaten liegen also vor. Das führt zunächst auf die Ermordung des Clodius und die anschließenden Händel, die Kämpfe um das Haus des Milo etc., aber auch auf die vorhergehenden Jahre der Anarchie bis hinauf zum Konsulat des Pompejus und Crassus, wo ja in der Tat Cato und Domitius die Hauptgegner waren, die im Widerstand gegen ihre Wahl bis zum Blutvergießen beharrten. Daß der demokratische Schriftsteller alle Schuld auf die Optimaten schiebt und Clodius und Konsorten als unschuldige Opferlämmer betrachtet, ist begreiflich. Die runde Zahl 40 ist entweder zufällig oder absichtlich nach der Zahl der Opfer Sullas auf Pompejus und Genossen übertragen. Die erste Broschüre ist kurz nach der Schlacht bei Thapsus verfaßt, im Frühjahr 46. Man könnte sich sehr wohl denken, daß Caesar in seiner tiefen Menschenkenntnis dem idealistischen Mahner die neue afrikanische Provinz verliehen hat, damit er hier seine Grundsätze selbst bewähren könne. Sallust hat bekanntlich die Probe nicht bestanden. „Immer von neuem wird," so schließt Ed. Meyer seine Ausführungen (S. 581), „wer auch nur einiges politische Verständnis besitzt, staunen über die Naivetät, mit der derartige, unmittelbar aus der Situation heraus geschriebene und sie ganz lebendig vor Augen führende Äußerungen den Zeitgenossen abgesprochen und einem stümperhaften Rhetor späterer Jahrhunderte zugewiesen werden."

Die historische Analyse bedarf noch einer Ergänzung nach der stilistischen Seite hin, die uns kein geringerer als Ed. Norden bescheren wird (Meyer a. a. O. S. 560 Anm. 1).

b) Sallustii in Ciceronem et invicem invectivae.

1. R. Reitzenstein, Pseudo-Sallusts Invektive gegen Cicero Hermes 33 (1898) S. 87 ff.
2. Ed. Schwartz, Ebd. S. 101 ff.

3. H. Wirz, 'Sallustius in Ciceronem', ein klassisches Stück Anticicero. (Festgaben zu Ehren Max Büdingers.) Innsbruck 1898 S. 91 ff. [Daselbst auch ein allerdings von willkürlichen Änderungen entstellter Text der ersten Invektive. Vgl. die Besprechung von Maurenbrecher, Berl. Phil. WS. 1899 S. 298.]
4. F. Schöll, Zu Pseudo-Sallusts Invectiva. Rhein. Mus. 57 (1902) S. 109 ff.
5. G. Peiser, De invectivis, quae Sallustii et Ciceronis nominibus feruntur. Programm Posen 1903.
6. Th. Zielinski, Die Cicerokarikatur im Altertum. (Festschrift z. 25 jähr. Stiftungsfest d. hist.-phil. Vereins der Univ. München 1905.) Cicero im Wandel d. J.[2] (1908) S. 347 ff., [3] (1912) S. 280—288.
7. R. Wirtz, Beiträge zur catilinarischen Verschwörung. Bonn. Diss. Aachen 1910 (S. 47—52).
8. M. Schanz, Gesch. d. Röm. Lit. I 2[3] S. 181 ff.
9. P. Petzold, De Ciceronis obtrectatoribus et laudatoribus Romanis. Diss. Leipzig 1911 (S. 27 ff.).
10. A. Kurfeß, De invectivis, quae tamquam Sallustii et Ciceronis traditae sunt. Mnemos. 40 (1912) S. 364 ff.
11. —, Ad Sallustii in Ciceronem quae fertur invectivam. Ebd. 41 (1913) S. 145 ff.
12. —, De Fufii Caleni in Ciceronem oratione. Ebd. S. 148 ff.
13. —, Invektiven der Kaiserzeit. Sokrates II (1914) S. 512 ff. (Daselbst eine Übersetzung der Invektive gegen Cicero.)
14. Ed. Meyer, Caesars Monarchie etc. [vgl. oben S. 179] S. 162 ff.
15. W. Heraeus, Varia IX. Rh. Mus. 53 (1899) S. 310.
16. A. Kurfeß, Ad Ciceronis in Sallustium quae fertur invectivam. Mnemos. 41 (1913) S. 23.
17. —, Ad Ps. Cic. in Sall. inv. Ebd. 42 (1914) S. 401 ff.
18. —, De Sallustii in Ciceronem et invicem invectivis. Diss. Berlin 1913.
19. Th. Stangl, Zu Pseudo-Sallustius in Ciceronem, Pseudo-Cicero in Sallustium. WS. f. kl. Phil. 1914 S. 1182 ff.
20. Sallustii in Ciceronem et invicem invectivae. Recensuit A. Kurfeß. Leipzig 1914 [vgl. dazu die Besprechung von A. Klotz. Berl. Phil. WS. 1915 S. 79—81].

Es ist das Verdienst von Reitzenstein (1), zum erstenmal darauf hingewiesen zu haben, daß die beiden Invektiven unmöglich von einem Verfasser stammen können, daß vielmehr die unter dem Namen des Sallust überlieferte Schmährede gegen Cicero, die in leidenschaftlich bewegter Sprache verfaßt und in äußerst gereiztem

Ton gehalten ist, in den zeitlichen Anspielungen nicht über das Jahr 54 v. Chr. (Vatiniusprozeß) hinabreiche und wohl auch in diesem Jahre veröffentlicht worden sei. Ed. Schwartz (**2**) geht noch einen Schritt weiter und sieht in diesem Pamphlet die Antwort des L. Calpurnius Piso Caesoninus, des Schwiegervaters Caesars, auf die im J. 55 gegen ihn gerichtete Schmährede Ciceros (vgl. Cic. ad Q. fr. III 1, 11); freilich trage diese Invektive nur fragmentarischen Charakter, so daß die durch Sallusts Namen vor dem Untergang bewahrte Flugschrift in Wahrheit den Titel verdiene: *Ex L. Calpurni Pisonis Caesonini oratione in M. Tullium.*

Gleichzeitig schloß Wirz (**3**) 'aus dem warmen, von wahrer Leidenschaft durchdrungenen Ton, der aus dem Ganzen spreche und im Verlauf immer erregter werde, der weit entfernt sei von gemachter und erkünstelter Entrüstung,' daß ein politisches Pamphlet vorliege. Er bringt die Invektive in Verbindung mit dem Auftauchen einer apokryphen Literatur in den ersten Jahrzehnten nach Caesars und Ciceros Tod, einer anticiceronianischen Literatur, die sich die Namen des L. Catilina, C. Antonius, C. Sallustius (vielleicht auch anderer) borgte; 'besonderen Erfolg habe man mit einer Rede des letzteren, des Geschichtsschreibers der Catilinarischen Verschwörung, erzielt gegen den Mann, der sie gemacht hatte, gegen den Konsul des Jahres 63; man habe sie erfunden in der Form einer Abwehr des Quaestors bzw. Quaestoriers gegen eine Insulte des Konsulars im Senat im Jahre 54, die im Epilog gewissermaßen in einem Brennpunkt den Abscheu zusammengefaßt habe, den die hauptsächlich aus dem Briefwechsel [?] zutage tretende Doppelzüngigkeit des Retters Roms erzeugt hatte'.

Trotz alledem hält Peiser (**5**), der diese Abhandlungen mit Stillschweigen übergeht, daran fest, daß beide Invektiven von einem und demselben Rhetor verfaßt seien, da in beiden dieselben Vorwürfe und dieselben Phrasen gebraucht würden; die Verschiedenheit beruhe lediglich auf der verschiedenartigen Beschaffenheit der Quellen. Dafür ist die frühere Literatur dort bequem zusammengestellt und verwertet, ohne wesentlich Neues zu bringen. Die Arbeit wurde ausführlich besprochen von J. May, Jahresbericht **134** (1907, II) S. 185 bis 189, der auch die Klauseln der beiden Invektiven einer Untersuchung unterzieht.

Gegen die Schwartzsche Hypothese erhob Schöll (**4**) Einspruch und wies den von Schwartz behaupteten fragmentarischen Charakter der Invektive zurück. Es sei ganz natürlich, daß sich die Rhetoren bestimmte Situationen für ihre Produkte wählten; da er in unserem

Falle zur Verteidigung des Angegriffenen aus Mangel an Material nichts vorzubringen gewußt habe, so habe er eben die ἀπολογία beiseite gelassen und nur einen ψόγος verfaßt; 'nur um „persönliche Bemerkungen", nicht um eine wirkliche Debatte handle es sich in diesem angeblichen Auszug aus einer höchst unparlamentarischen parlamentarischen Verhandlung des Senats aus der Zeit Ciceros und Sallusts.'

Auch Zielinski (**6**) hält an einem Produkt der Rhetorenschule fest und zieht zum Vergleich griechische Quellen, besonders die Calenusrede bei Cassius Dio XLVI 1ff. heran[1]; die Karikatur sei durch die Hände eines griechischen Rhetors gegangen. Auch glaubt er auf Benutzung von Stellen aus Ciceros Philippicae schließen zu dürfen; besonders der pathetisch sein sollende Anfang *ubi querar* sei eine vollkommen abfallende ἐλέου εἰσβολή[2] mit einer an sich guten δείνωσις. Besonders aber spreche gegen die Abfassung im J. 54 die Tatsache, daß der Autor das im J. 58 niedergebrannte Haus des Redners als noch stehend denke[3]. Die positiven Argumente von Schwartz und Reitzenstein bewiesen doch nur, daß der Autor aus einem wohlunterrichteten Gewährsmann geschöpft habe.

Wirtz (**7**) sucht aus den zahlreichen Übereinstimmungen mit den philippischen Reden, aus der großen Verwandtschaft mit der Calenusrede und den Beziehungen zu Ciceros Rechtfertigungsschrift *de consiliis* zu erweisen, daß die Invektive nach 42 fallen müsse; die versteckt liegenden Spitzen seien nicht nur im J. 54 wirkungsvoll, sondern besonders durch Ciceros politische Stellung 44/43 und das Erscheinen von *de consiliis*. 'Als in dieser Broschüre Caesars Bund mit Catilina ins rechte Licht gestellt worden war, was großes Aufsehen erregen mußte, da galt es für die Caesarianer, Ciceros Darstellung zu diskreditieren. Zu dem Zwecke brauchte man ihn nur in der Zeit zu schildern, wo er zu dem eben verleumdeten Caesar eine ganz andere Stellung eingenommen hatte. Daß dies tatsächlich

---

[1] Eine Nachprüfung des Materials hat ergeben (**12**), daß Dio und der Verfasser der Invektive zwar aus derselben Quelle schöpfen, daß aber einzelne Stellen, die sowohl in der Invektive als bei Dio Verwendung finden, bei letzterem besser angewandt und angeordnet sind. Von einer direkten Benutzung der Invektive durch Dio kann keine Rede sein.

[2] Petzold (**9**, S. 81) sieht darin nicht mit Unrecht eine beabsichtigte Verspottung Ciceros (vgl. auch Jug. 31).

[3] Dieses Bedenken, glaube ich, fällt fort, wenn man 2, 2 mit den Hss *habitares* (statt *habites*) liest.

die Absicht des Verfassers ist, zeigt der Schluß: *neque in hac neque in illa parte fidem habens.* „Der Wetterfahne wird niemand Glauben schenken.“ Das beste Jahr war hierfür 54, die Vatiniusverteidigung.' Daß aber das um 42 verfaßte Pamphlet von einem unbekannten Verfasser auf den Namen des Sallust bei Lebzeiten des Historikers herausgegeben worden sei, hält W. für ausgeschlossen. Da Quintilian IV 1 und IX 3 Sallust als Verfasser nenne, so sei an dessen Autorschaft festzuhalten; möglicherweise habe er sie einem anderen, etwa Antonius, in den Mund gelegt(?).

Auch Schanz (**8**) hält die Autorschaft Sallusts und die Abfassung der Schrift im J. 54 für wahrscheinlich; dafür sprächen die Aktualität des Schriftstücks, die äußeren Umstände, der politische Standpunkt des Verfassers, die Überlieferung und — auch die Sprache; die Invektive enthalte Anklänge an die historischen Schriften. Da der Versuch, eine andere Persönlichkeit an Stelle des Sallust zu setzen, fehlgeschlagen sei, so sei mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Sallust der Verfasser sei.

Kurfeß (**10** und **13**) tritt gleichfalls gegen die Schwartzsche Hypothese auf. Gerade aus den Parallelen der Invektive zur Pisoniana glaubt er schließen zu dürfen, daß Piso nicht der Verfasser sei. Daraus, daß sich in der Rede zahlreiche Anklänge an Sallust und besonders an Cicero finden, schließt er, da er ein politisches Pamphlet nach dem Tod der Männer, die es betrifft (cf. Wirz), für zwecklos hält, auf das Machwerk eines allerdings geschickten Rhetors, der noch im Parteileben der ausgehenden Republik gestanden hat und Demokrat von reinstem Wasser gewesen sein muß. Möglicherweise gehörte er der Schule des Asinius Pollio an.

Gleichzeitig wandte sich Petzold (**9**) gegen die von Norden (Einl. in die Altertumswiss. I S. 548) gebilligte Identifikation der unter Sallusts Namen erhaltenen Invektive des L. Calpurnius Piso gegen Cicero. Er schließt daraus, daß dies Machwerk mit ciceronischen Floskeln (besonders aus den Philippicae) verbrämt und mit sallustischer Kunst (Antithesen) aufgebaut sei, ebenfalls auf einen Rhetor als Verfasser, und zwar aus dem Kreise des Cestius. Insbesondere sieht er in dem Aufbau der Mariusrede im Bellum Jugurthinum Anklänge an unsere Invektive und glaubt daher § 4 *ex C. Marii* (statt *M. Crassi* der Hss) *familia* lesen zu müssen. Daß die Überlieferung zu Recht besteht, hat Kurfeß (**11**) ausführlich dargetan, indem er die Urteile der Alten über M. Crassus der Beurteilung des Autors der Invektive gegenüberstellte. Die Worte *ex M. Crassi familia* vermitteln geradezu den Zusammenhang mit dem Vorher-

gehenden, wo von dem Reichtum Ciceros die Rede war (vgl. dazu Plut. Crass. 7). Die Art und Weise, wie die Invektive den Crassus beurteilt, ist keineswegs ein Lobhymnus, wie Reitzenstein gemeint hatte, sondern reine Ironie.

Ed. Meyer (**14**) hält an der Schwartzschen Hypothese fest, daß diese Broschüre, die im Hochsommer 54 geschrieben sei, mit der Antwort identisch ist, die Piso eben damals veröffentlicht habe, 'sei es, daß sie den Namen des Sallust, unter dem sie überliefert sei, fälschlich trage, sei es, daß Piso sich wirklich der Feder dieses jungen talentvollen Schriftstellers bedient habe, dessen politische Laufbahn eben damals begann'; jedenfalls passe der Stil der Invektive ganz gut zu Sallust. Der Beweis der Echtheit der Invektive glaubt Ed. Norden, wie Ed. Meyer S. 560 Anm. 1 mitteilt, erbringen zu können [1]).

[1]) Erst nachträglich ist mir die Ansicht von **Meß** (Caesar = Das Erbe der Alten VII. Leipzig 1913) bekannt geworden (S. 50): „Dieses Pamphlet ist mitten aus dem Treiben des Tages und aus frischem Haß heraus geschrieben, seine Entstehungszeit ist durch die politische Situation gegeben. Sie fällt in das Jahr 54. Aber über die Suche nach dem Verfasser, den man in dem Konsul des Jahres 58, L. Calpurnius Piso, einem heftigen Gegner Ciceros vermutete, hat man den Kreisen, aus denen das Pamphlet stammt, nicht genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Der wütende Angriff ist aus dem Schoße der Überreste der Catilinarischen Partei hervorgegangen, das Pamphlet steht nichts weniger als auf popularem Standpunkt. Die Kreise, aus denen es stammt, sind Feinde des Senates ebensogut wie des Volkes, aus der Bahn geworfene Repräsentanten der verbissensten Hocharistokratie, die selbst als Revolutionäre Respekt vor ihrer erlauchten Abstammung verlangen und mit Verachtung auf den Konsul spießbürgerlicher Abstammung herabschauen, den der Senat in Ciceros Person sich als Retter erkoren und als Vater des Vaterlandes geehrt hatte." Dazu Anm. 76 (S. 174f.): „Am deutlichsten verrät sich die Provenienz in dem offenen Wutausbruch über die Niederwerfung der Revolution und die Verurteilung der erlauchten Revolutionäre 3, 5: '*te consule fortunatam* ⟨*Romam*⟩ *Cicero? immo vero infelicem et miseram, quae crudelissimam proscriptionem eam perpessa est, cum tu perturbata re publica metu perculsos omnes bonos* ⟨bezeichnend: nicht die niedergeworfene Demokratie, die populares, sondern die Nobilität, als deren Mitglieder sich die Revolutionäre fühlten — denn für diese ist der Ausdruck der feste terminus technicus⟩ *parere crudelitati tuae cogebas, cum omnia iudicia, omnes leges in tua libidine erant, cum tu sublata lege Porcia erepta libertate omnium nostrum vitae necisque potestatem ad te unum revocaveras.* — Ähnlich hatte ich in den Jahresb. des Philol. Vereins zu Berlin 40 (Sokrates 1914) S. 149 Anm. 1 vermutet: „Es dürfte kaum einer zu widerlegen sein, der behaupten wollte, die Quelle jener Invektive gehe auf ein Pamphlet eines Catilinariers zurück."

Die zweite Invektive ist ohne Zweifel das Machwerk eines späteren Rhetors, eine declamatio, die als responsio auf die erste Invektive gedacht ist. Sie geht über das Jahr 54 als Zeitgrenze herab und scheint im ganzen aus guten Quellen, vielleicht einer Sallustvita zu schöpfen; in Stil und Sprache lehnt sie sich an Cicero an, wobei allerdings einige Vulgarismen mitunterlaufen. Als einziges Zeugnis aus dem Altertum wird gewöhnlich Diomedes (p. 387, 6 K) angeführt: *sed Didius ait de Sallustio 'comesto patrimonio'*, das auf inv. 7, 10 *patrimonio non comesso* (so oder *comeso* Hss) *sed devorato* bezogen wird. So hält Reitzenstein (ebenso Ed. Meyer a. a. O. S. 163 Anm. 2) an Didius als Verfasser der zweiten Invektive fest; seine Zeit sei unbestimmbar, da nichts dafür spreche, daß Quintilian ihn auch schon gekannt habe. Wirz (**3**) dagegen bezweifelt, daß Diomedes die Stelle in Sall. im Sinn habe. Warum hätte Diomedes für die Form *comestus* gerade Ps.-Cicero zitieren sollen, da doch Priscian (II 520, 2 und 523, 1) sie ausdrücklich für Cic. Cluent. 173 bezeuge? Auch sei *comedere patrimonium* keine seltene Verbindung (vgl. Cic. Sest. 111; fam. XI 21, 2; Quint. VI 3, 74). Andererseits wecke aus Diomedes nicht so sehr die Flexionsform unser Interesse, als daß *comesto patrimonio* de Sallustio gesagt werde. Von Didius als Gewährsmann könne keine Rede sein. Aus den ps.-acronischen Scholien zu Horat. Serm. I 2, 41 erfahren wir außer dem Ehebruch des Sallust mit Fausta, der Tochter Sullas, (aus Varro) noch das Besondere: *quem Asconius Pedianus in vita eius significat.* Das veranlaßte Wirz zu der Konjektur *Pedianus* für *sed Didius;* Asconius, der zweimal so bei Quintilian zitiert werde (I 7, 24. V 10, 9), dürfe dann allerdings nicht als Verfasser der Declamatio, sondern einer Vita Sallustii in Anspruch genommen werden. Ob diese in der Invektive selbst benutzt sei, sei bei der Dürftigkeit des Inhaltes kaum anzunehmen. — Mit Wirz verwirft Kurfeß (**10. 13**) das Zeugnis des Diomedes für die vorliegende Invektive. Schon Jordan hatte daran erinnert, daß es bei den alten Grammatikern nicht Brauch sei, bei einem Falsifikat den Namen des Fälschers, auch wenn sie ihn kennen, zu zitieren. Klotz bringt die von Jordan vorgeschlagene Änderung *Tullius* wieder zu Ehren. Für die Zeitbestimmung hat er einen festen Anhaltspunkt gefunden. 7, 19 wird nämlich die von Sallust verwaltete Provinz als *Africa inferior* (Verbesserung von Corradus für *interiorem* der Hss) bezeichnet. Das setze die Neuordnung unter Caligula voraus, bei der von der ehemaligen Africa nova die beiden Numidiae inferior et superior abgetrennt wurden. Aus der Kontamination der Namen

Africa nova und *Numidia inferior* sei bei dem Autor der zweiten Invektive *Africa inferior* geworden.

Überliefert sind die beiden Invektiven meist zusammen mit Ciceros Catilinarischen und Caesarischen Reden. Wir haben also ihre Erhaltung dem Interesse an Ciceros Person zu verdanken. Erhalten sind sie in Hss seit dem 10. Jahrhundert. Je weiter die Überlieferung heruntergeht, um so stärker sind die Hss interpoliert, so daß die jüngeren fast wertlos sind. Wo diese etwas Brauchbares haben, beruht es auf Konjektur eines Humanisten, so z. B. wenn wir im Cod. Vat. 1745 *delibuta* lesen (inv. in Cic. 2, 2); cod. Vat. 1747 hat als einziger (in Sall. 7, 19) *reluere* (*relinere* oder *relinire* cett.), das auch Heraeus (**15**) vermutet hat. Kurfeß hat in seiner Dissertation (**18**) die meisten der von Jordan benutzten Hss nicht ohne Erfolg neu verglichen. Hinzugekommen sind einige neue: cod. Monac. 19474 sive Tegerns. 1474 s. XII/XIII (M), Monac. 14714 sive Emeramensis (E) s. XII, endlich die Langobardenhs, cod. Vat. 1747 s. XIII, die von jüngerer Hand Varianten beigeschrieben hat. Die Hss sind im ersten Teil (Prolegomena § 1) beschrieben, die neuen Lesungen werden mitgeteilt. Über die Verwandtschaft der Hss handelt § 2. Gemeinsame Korruptelen und Interpolationen lassen auf einen Archetypus schließen. Die Hss selbst zerfallen in zwei Familien: $\alpha = AH^aBT$, $\beta = HH^bEMV$, doch so, daß EMV stellenweise von α beeinflußt sind. Die führende Hs für α ist H^a, für β H. Dieses Kapitel ist in der Ausgabe (**20**) wieder abgedruckt. Es folgt § 3 de libris recentioribus; bemerkenswerte Lesarten werden mitgeteilt, endlich § 4 De testimoniis veterum scriptorum. Hierüber, sowie über das Stemma der Hss, hatte auch Peiser (**5**) gehandelt. — Den zweiten Teil der Dissertation bildet ein Commentariolus criticus, in dem ca. 40 Stellen besprochen sind, an denen der Verf. vom Jordanschen Text abweicht. Von der ersten Invektive hatte auch Wirz (**3**) einen Text gegeben, der aber sehr willkürlich behandelt ist und Konjekturen Tür und Tor öffnet; besonders suchte er alle Soloecismen zu beseitigen, die natürlich beizubehalten sind. — Eine weitere Vorarbeit (**16**) behandelt die schwierige Stelle in Sall. 5, 14 *sed abiit in sodalicium sacrilegi Nigidiani*. *Sacrilegi* ist Genitiv zu *sacrilegus, Nigidianus* Adjektiv. Es ist an P. Nigidius Figulus zu denken, der bei seinen orphisch-pythagoreischen Neigungen (Apul. mag. 42. Suet. Aug. 94, 5. Dion. XLV 1, 3. Cic. in Vat. 6, 14, dazu Schol. Bob.) zur Bildung von Konventikeln neigte. — Stangl (**19**) erhebt gegen einige Textneuerungen Bedenken und verteidigt seine Vorschläge, die er dem Herausgeber früher kurz mitgeteilt hatte, und die wenigstens im Apparat der Aus-

gabe noch berücksichtigt werden konnten. — An einigen Stellen glaubt Kurfeß (**17**) nachträglich die Überlieferung halten zu können: in Sall. 6, 18 *deditorum* (bzw. *dediticiorum* H[a]) statt *debitorum*; 8, 11 *totidem — quot* (so mit *α*, *tantum — quantum β*) statt *idem — quod* (Jordan).

Die Ausgabe (**20**), die die obigen Ergebnisse zusammenfaßt, berichtet in der Praefatio kurz über die Hss und deren Verhältnis und gibt am Schluß ein Verzeichnis der Literatur[1]). Dann folgt der Text mit ausführlichem kritischen Apparat — neu hinzugekommen ist der codex Admontensis 383 (P) s. XII, den M. Petschenig (Zeitschrift für die österr. Gymn. 34 [1883] S. 5ff.) verglichen hat[2]) —, bei der ersten Invektive auch mit Beifügung der Testimonia und der Parallelstellen, die sich noch vermehren lassen. Den Schluß bildet ein Verzeichnis der Eigennamen und ein Index vocabulorum potiorum.

Nachtrag.

Zu **I**: Nr. 4: Ed. Meyer, Caesars Monarchie und das Principat des Pompejus², S. 164, Anm. 1, weist Mommsens Vermutung (Röm. Forsch. II 435, 42) zurück, der Proquaestor des Bibulus in Syrien im J. 50 [Cn.] Salustius, dessen Vorname in *Canini* entstellt ist, an den Cicero den gereizten Brief ad fam. II 17 schrieb, sei der Historiker.

Über Sallust als Historiker vgl. auch: E. G. Sihler, C. Julius Caesar. Sein Leben nach den Quellen historisch dargestellt. Leipzig und Berlin 1912 S. 253f. S. rühmt die historische Billigkeit und Nüchternheit seiner Urteile; Mommsen irre, wenn er Sallusts Catilina als Apologie Caesars aufgefaßt wissen wolle.

[1]) Hinzukommen noch die Programme von M. Chr. G. Herzog (Gera 1833—1836), die nur auf wenigen Bibliotheken vorhanden zu sein scheinen und mir erst kürzlich durch Vermittlung der Auskunftsstelle der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin von der Univ.-Bibl. in Göttingen (s. s. Hist. lit. part. 2458[b]) beschafft worden sind. Ferner *L. Colini-Baldeschi, Questioni sallustiane (Bolletino della società di storia patria Anton Ludovico Antinori negli Abruzzi 4 [1892] S. 210 bis 228): Kap. IV. 'Se debba rigettarsi come apogrifa la Declamatio Sallustii in Ciceronem.'

[2]) Cserép (vgl. oben S. 149 Nr. 6) hat auch für die Invektiven die Harleiani und Monacenses neu verglichen; dabei fällt für den Harleianus 3859 (H[b]), den ich nicht neu verglichen habe, folgendes ab: inv. in Cic. 1, 1 *ista petulantia* (nicht *ista* om.), 1, 2 *minime non*, 2, 2 *habites*. Die zweite Invektive ist nicht verglichen. — Vgl. ferner R. Sabbadini, Storia e critica di testi latini. Catania 1914.

H. Peter, Der Brief in der römischen Literatur. Leipzig 1901. S. 170.

Außer von Sallust ist der Brief nirgends benutzt worden, um zu charakterisieren und angesichts wichtiger Ereignisse Ausruhepunkt und Rundschau zu schaffen. Für Sallust können wir Originale und Erdichtung nachweisen. Er hat 6 Briefe seinen Werken eingereiht, je zwei dem Catilina und Jugurtha und den Historien; von dem ersten Paar ist einer, der kurze des Lentulus an Catilina, durch 'exemplum' angekündigt, eine nur wenig geänderte Urkunde [vgl. oben S. 139 f.], vielleicht auch der zweite, längere, ebenfalls ein Exemplum, der des Catilina an Lentulus; dagegen sind die im Jugurtha, von denen er nur die 'sententia' mitteilt (c. 9 u. 24), wie der ein kürzerer und ein längerer, wie die Reden frei behandelt, und ebenso die zwei langen der Historien, weshalb denn auch Fronto (p. 126) diese drei längeren als Musterstücke des Sallust neben dem berühmten Briefe des Nikias bei Thukydides aufzählt.

Über das Verhältnis des Sallust zu Poseidonios: vgl. auch Ed. Norden, Aeneis VI S. 35 Anm. 3.

Zu **IIa**: Nr. 4: Gaston Boissier, La conjuration de Catilina. II. éd. Paris 1908. Siehe das ausführliche Referat von J. May, BuJb. **153** (1911. II) S. 89—94.

Wie ich nachträglich aus der Besprechung von H. Peter, BphWS. 1904 S. 10—13, ersehe, handelt auch von der catilinarischen Verschwörung die Schrift von:

Ed. Schwartz, Notae de Romanorum annalibus. Universitätsschrift. Göttingen 1903.

Zu **IIb**: Jugurtha, Metellus, Marius sind gut charakterisiert in den Skizzen von: O. Wahle, Feldzugs-Erinnerungen römischer Kameraden. Lagerstudien aus den Zeiten der Republik. Berlin 1918. Vgl. meine Anzeige Jb. des Phil. Ver. zu Berlin (Sokrates) 1919 S. 47. — *Fournier, Caractère de Micipsa. RAfr. 49 (1905) [vgl. Jb. für Geschichtswissenschaft 29, 1 (1906) I 211 Anm. 69] konnte ich nicht ermitteln. In Revue Africaine 1905 steht die Abhandlung nicht.

Über das Afrikanische im b. Jug. vgl. Franz Kramer, Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt. Gütersloh 1907.

Zu **IIc**: Nr. 4: Grani Liciniani quae supersunt. Rec. M. Flemisch. Leipzig 1904. Die Parallelen aus Sall. Hist. sind im Apparat angeführt.

Zu **III**: Für die Überlieferungsgeschichte ist von großem Wert das Buch von R. Sabbadini, Le scoperte dei codici latini e greci ne' secoli XIV e XV. Florenz 1905, das L. Traube (B. ph. WS. 1906 S. 1238 f.) „eine große Zusammenfassung und eben eine aus den

Quellen geschöpfte Ausgestaltung und Neubearbeitung des betreffenden Teiles der Voigtschen Wiederbelebung des klassischen Altertums' genannt hat. Von Sallust ist hauptsächlich die Rede: c. I: Gli scopritori veronesi (prima metà del sec. XIV), c. II: La triade florentiae (seconda metà del sec. XIV), mit Nachträgen.

Zu **IV**: Nachträglich sei noch auf eine der besten Schulausgaben hingewiesen: von Carl Stegmann, Bellum Catilinae. 4. Aufl. Leipzig 1914 (Teubners Schülerausgaben), Bellum Jugurthinum. 3. Aufl. 1915. Die Ausgabe enthält eine gut orientierende Einleitung über Sallusts Leben, die Persönlichkeit Sallusts, Sallust als Schriftsteller, die Zeitverhältnisse um 63, die Beurteilung des Bellum Catilinae (bzw. die geschichtlichen Grundlagen des Bellum Jugurthinum, Charakteristik des Bell. J.), die Sprache Sallusts. Der Kommentar ist dem Standpunkt der O II angemessen. — Die beste erklärende Ausgabe, die nicht nur Schulausgabe sein soll, ist die in 10. Auflage im Jahre 1894 in der Haupt-Sauppeschen Sammlung erschienene Ausgabe von Jacobs-Wirz. Inzwischen ist der um Sallust so verdiente Herausgeber Hans Wirz am 23. Aug. 1914 gestorben[1]). In seinem Nachlaß fand sich, wie mir Herr Professor Otto Schultheß (Bern) gütigst mitteilt, das Bellum Jug. druckreif, vom Catilina nur c. 1—20 druckreif vor. Eine Neuauflage ist für absehbare Zeit in Aussicht gestellt.

Übersetzung: Des Gajus Sallustius Crispus Werke. Übersetzt und erläutert von C. Cleß. 5. Aufl. Berlin 1902 (Langenscheidtsche Bibliothek, 103. Bd.). — Auf eine nordische Übersetzung bzw. Bearbeitung des Sallust macht aufmerksam:

R. Meißner, Untersuchungen zur Rómvajasaga: I. Upphaf Rómverja. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1903 S. 656—672.

---

[1]) Vgl. den Nekrolog von O. Schultheß, Das humanistische Gymnasium XXVI [1915] S. 86—92. Daraus sei hervorgehoben (S. 92): „Wirz hat reiche Sammlungen von Kollationen und Vorarbeiten zu der während vollen 50 Jahren von ihm geplanten kritischen Ausgabe des Sallust hinterlassen. Es wäre wirklich schade, wenn nicht eine geeignete Kraft, die der heiklen Aufgabe gewachsen ist, sich dieses Nachlasses annehmen wollte. Zu tun bleibt für einen Herausgeber, der abschließende Arbeit liefern will, noch vieles; sind wir doch von einer wirklichen Textgeschichte im strengen Sinne des Wortes bei Sallust noch recht weit entfernt. Man wird das, denke ich, sagen dürfen, ohne damit den umsichtigen 'Prolegomena in Sallustium' von Axel W. Ahlberg (Göteborg 1911) und seiner an sich vortrefflichen Ausgabe der Coniuratio Catilinae (Leipzig 1911) zu nahe zu treten."

Es handelt sich um einen Versuch eines Isländers (13. Jahrh.), die pointierte Erzählung des Sallust und die pathetischen Verse des Lucan in ebenmäßig und ruhig fließende nordische Prosa umzugestalten. Unter den Hss nimmt E (= AM 595 c, 4 Pergamentblätter des 17. Jahrh.) eine Sonderstellung ein. Die Blätter enthalten die Geschichte des Jugurthinischen Krieges nach Sallust bis 29, 4 unter dem Titel 'Rómverjasaga af Jugurtha epter Salustio', wahrscheinlich eine von der alten Rómverjasaga unabhängige jüngere Übersetzung des Sallust.

Wegen mangelnder Sprachkenntnis nicht zugänglich waren mir:
*St. Schneider, Krasinski a Sallustyus. Progr. Lemberg 1912.
*L. Ozorai, Kazinczy Ferencz Sallustius fordításának nyelveröl. Egyetemes Philol. Közlöny 1903 S. 749—760.

Zu **VI:** Über die vielen Rätsel, die uns Sallusts Stil aufgibt, macht Ed. Norden (Einl. in die Altertumsw. I S. 578) wichtige Andeutungen zur Kennzeichnung der Methode. Er weist auf den Standpunkt der gemäßigten Analogetiker hin, den Sallusts Vorgänger, Sisenna, vertrat.

Zu **VIIa:** Vgl. Reitzenstein, Die Idee des Prinzipats bei Cicero und Augustus. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1917 S. 496 Anm. 1. — Für die Echtheit haben sich neuerdings ausgesprochen: Hohl, B. ph. WS. 1919 S. 873, und A. Klotz, Ebd. S. 1210. Eine Sonderausgabe (Bibliotheca Teubneriana) steht noch im Laufe des Jahres zu erwarten.

H. Peter (a. a. O. S. 175) dagegen bezeichnet noch das eine Schriftstück als Rede, das andere als Brief und nennt sie „unreife und triviale Ratschläge“, die uns teilweise in beiden begegnen und die Herkunft aus der Schule durch die wörtliche Verwendung einer Schilderung in dem Briefe (9, 2) und in der Invectiva Sallustii in Tullium (3, 5) verraten. Doch hält er die beiden Suasorien für älter als Jordan, der sie zwischen Vespasian und Hadrian ansetzte.

VIIb: Ernst Meyer, Der Emporkömmling. Diss. Gießen 1914. Vgl. J. K. Schönberger, oben S. 117. — Zur Überlieferung vgl. Sabbadini, Le scoperte etc. c. VIII (anonyme), ferner Ed. Hauler, Zur Sallustkritik II. Wien. Stud. 21 (1899) S. 309 f.

Corrigenda: S. 126 Nr. 1 und S. 140 Nr. 4 lies: **Paris** 1903 (statt 1913). S. 135 Z. 20: ebd. § 8 (statt 58).

Bericht über Phädrus und die römische Fabelliteratur für die Jahre 1909—1919.

Von
H. Draheim in Berlin-Friedenau.

1. Georg Thiele, Der lateinische Äsop des Romulus und die Prosafassungen des Phädrus. Kritischer Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen. Heidelberg, Winter. 1910. CCXXXVIII, 360 S. mit 2 Tafeln. M. 20,—.
2. Georg Thiele, Fabeln des lateinischen Äsop für Übungen ausgewählt. Heidelberg, Winter. 1910. X, 72 S. M. 1,50.

Thieles lateinischer Äsop ist das grundlegende Werk für die wissenschaftliche Arbeit an der lateinischen Fabeldichtung im folgenden Jahrzehnt. Thiele hatte bereits die illustrierte Ademarhandschrift herausgegeben und liefert in seinem neuen Buche nunmehr eine Vergleichung der verschiedenen Fabeltexte, denen, wie er meint, ein lateinischer Äsop des 4. Jahrhunderts und eine im 5. Jahrhundert entstandene Sammlung von 100 Fabeln zugrunde liegt. Die Einleitung behandelt erstens das Romulus-Korpus und seine Quellen, zweitens die Überlieferung des Romulus-Korpus, 3. den Text des Phädrus im Romulus-Korpus. Den Brief des Äsop an Rufus führt Thiele auf den griechischen Brief des Aisopos an Xanthos zurück, dem Äsop sein Fabelbuch schickte; der Name Xanthos wurde dann im Lateinischen mit Rufus wiedergegeben. Der vom Herausgeber sorgfältig hergestellte Text enthält nebeneinander die Recensio gallicana, die Recensio W des Gudianus Lat. 148 in Wolfenbüttel, die Recensio vetus und, wo es möglich war, den Phädrustext und seine Auflösungen. Den Schluß des Bandes bilden mehrere Verzeichnisse: Wortregister, Sach-, Autoren- und grammatisches Register, Fabeln und Tiere, ferner Nachträge und zwei Tafeln, die erste mit Abbildungen aus den illustrierten Handschriften und aus Steinhöwels Äsop, die zweite mit einer Nachbildung aus der Wolfenbütteler Handschrift.

Die Geschichte der Fabeldichtung ist so verwickelt und daher lehrreich, daß der Herausgeber gleichzeitig für philologische Übungen 24 Fabeln ausgewählt und mit Einleitung und Erklärungen versehen hat, die in dem an zweiter Stelle genannten Buche vorliegen.

Besprechungen. Wochenschrift für klassische Philologie 1910 Nr. 35 S. 943—949 von Draheim, der den hohen Wert der Arbeit hervorhebt und es für möglich hält, daß den Sammlungen des Mittelalters ein lateinischer Äsop von 100 Fabeln einschließlich eines Vor- und Nachwortes in fünf Büchern zu je 20 Fabeln zugrunde liegt. Für diese Vermutung spricht erstens die Zahl der erhaltenen 98 Fabeln, zweitens die Zahl der Romulusfabeln: 19 im ersten Buche, 21 im zweiten und 20 im dritten, drittens die Fünfzahl der Bücher im Codex Gudianus. Daß die Sammlung nach bestimmten Gesichtspunkten angelegt war, hat Thiele mehrfach nachgewiesen; entscheidend ist ja schon die Voranstellung der Fabel vom Huhn und der Perle aus dem vierten Buche des Phädrus. Der Sammler benutzte also den Phädrus; daher finden wir im ersten Buche des Romulus noch sechs Fabeln aus dem ersten Buche des Phädrus in ihrer ursprünglichen Folge: 1. Wolf und Lamm, 4. Habgieriger Hund, 5. Löwenanteil, 6. Sonnenhochzeit, 8. Wolf und Kranich, 13. Fuchs und Rabe.

Literarisches Zentralblatt 1910 Nr. 29 S. 960—962 von M. M. Die große Ausgabe wird als eindringende, scharfsinnige Arbeit gerühmt, die kleine Sammlung als instruktiv und nützlich.

Berliner philologische Wochenschrift 1910 Nr. 45 S. 1406—1413. A. Hausrath bezeichnet das größere Werk als sehr wichtig und förderlich, hebt aber hervor, daß die Aufgabe, einen lesbaren Romulus zu schaffen, erst noch zu lösen sei. Die kleinere Fabelsammlung wird kurz erwähnt.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Bd. 61, 12 (1910) S. 1091—1093. R. Bitschofsky bestätigt, daß durch Thieles Arbeiten die Fabeln in ein ganz anderes Licht gerückt sind.

Revue critique 1910 Nr. 45 S. 350—353. Thieles Werk wird anerkannt als eine mit vieler Geduld durchgeführte Arbeit und eine gänzlich neue Art der Behandlung.

3. Georg Thiele, Phädrusstudien. Hermes 46 (1911) S. 376 bis 392. Fortsetzung zu Bd. 43 (1908) S. 337. III. Prosafabeln und Jamben.

Zunächst wird in Phädr. IV 25, Fliege und Ameise, der überlieferte Text gegen versuchte Besserungen gerechtfertigt und dabei auf die Fabel des Kallimachos vom Streite des Ölbaums mit dem Lorbeer, Oxyrh. Papyri VII S. 41, verwiesen. Bei Phädrus fällt es

auf, daß die persönlichen Auseinandersetzungen schlecht mit der Fabelmasse verbunden sind: für die persönlichen Äußerungen waren die Jamben des Kallimachos sein unmittelbares oder mittelbares Vorbild, für die Fabeln scheinen ihm mehrere Sammlungen vorgelegen zu haben, wie II Prol. 8, III Prol. 38 vermuten lassen. Die Schwäche des Phädrus ist es, daß er den großen Stoff nicht zu bewältigen verstand; zu rühmen ist seine Sprache, die gebildete Umgangssprache Roms. Die eigentliche Sprache der Fabel ist nicht der Jambus, sondern die Prosa. Die Tatsache, daß Spuren einer überlieferten Fabelsprache sich in den jambisch ausgearbeiteten Fabeln zeigen, kann nicht bestritten werden; auch waren unzweifelhaft die Vorlagen des Babrios und teilweise die des Phädrus in Prosa verfaßt.

S. 386 erwähnt Thiele die Schrift von Ulbricht, De animalium nominibus Aesopeis, Marburg 1908, in der nach seiner Meinung die Eigenart der Dichter in ihrer Behandlung der Tiernamen zu wenig in Betracht gezogen wird.

4. Diels, Über semitische Pflanzenfabeln. Internationale Wochenschrift 6. August 1910 S. 999 wird von Thiele in der eben genannten Abhandlung erwähnt.

5. V. Cajkanovic, Über den Titel einer aramäischen Bearbeitung der äsopischen Fabeln. Besprechung von A. Hausrath, Berliner philologische Wochenschrift 1911 Nr. 25 S. 768 mit der Bemerkung, daß das beigebrachte Material sich leicht vermehren lasse.

6. Alfred Tacke, Phaedriana. Berliner Dissertation 1911.

Tacke fußt auf Thieles Vorarbeiten und sucht an zahlreichen Stellen die Überlieferung zu verteidigen, was in zahlreichen Fällen durch zutreffende Erklärung gelingt. Einige Stellen werden geändert: I 1, 12 pater hercle tuus ⟨hic⟩ inquit, III 6, 5 sed ipsum timeo, ebd. 9 namque ubi sit tricandum et ubi currendum, IV 2, 1 leve u. a. Der zweite Teil des Epilogs zum 2. Buche, V. 12—19 soll Dublette des ersten Titels sein.

Besprechung: Berliner philologische Wochenschrift 1912 Nr. 10 S. 301 f. A. Hausrath nennt die Dissertation eine tüchtige Arbeit.

7. R. Bitschofsky, Zu den Fabeln des Romulus. Wiener Studien XXXII, 2 (1911) S. 261—271.

Bitschofsky prüft beinahe dreißig Stellen in Thieles Äsop, indem er für die Behandlung dieser Texte äußerste Vorsicht und Behutsamkeit fordert.

8. L. Rank, Observatiunculae ad Phaedrum. Mnemosyne 38, 3 (1910) S. 261—277.

Textkritische Bemerkungen zu einer Reihe von Stellen aus den Büchern I—III.

9. L. Rank, Observatiunculae ad Phaedrum. Mnemosyne 39, 1 (1911) S. 51–67.

Fortsetzung. III prol. 33—50 wird erklärt: „Wenn ich nicht von Sejan angeklagt wäre, sondern von einem andern, so hätte ich das mit Gleichmut ertragen und würde nicht zu meinem Troste neue Fabeln schreiben. Niemand darf sich durch diese getroffen fühlen." Aus dem vierten Buche wird 2, 10 annis et senecta debilis mit Recht verteidigt, der Vorschlag 8, 5 limam ammomordit verdient Beachtung; 9, 12 Hircumque clausum liquit maerentem vado erscheint zweifelhaft. Die Besserungsversuche 4, 5 Redit ad hostem. iaculatus telo hunc eques, ebd. 9 frenos indomitum pati und 6, 2 Historia quorum ut in tabernis pingitur enthalten Schwierigkeiten für das Versmaß (iaculatus), den Sinn (indomitum) und den Satzbau (quorum ut).

10. L. Rank, Observatiunculae ad Phaedrum, Mnemosyne 40, 1 (1912) S. 42—62, setzt die eben genannte Arbeit fort. Stellen, wo fehlerhaftes dum mit Konjunktiv steht, werden verbessert: IV 16, 5 pares dum non sunt, I 16, 11 dum portat oder cum portet, IV prol. 16 imitari cum non possit. Die überlieferten Schlußverse IV 18, 35 f. werden verteidigt, ferner IV 24, 18 circa murum. Außerdem werden besprochen IV 24, 14 (Ausfall eines Verses), IV 25, 10 (Auctores artis), 20 f. (Umstellung), IV 5, 1 (Zusatz), V 5, 11 (resonante cavea oder clamantem in cavea), ebd. 29—31 (unverständlich), V 8, 5 f. (Zusatz), V 10, 7 (Heu! tunc), App. IV 11 (Zusatz), VIII 20 (Pompeius desuper), XI 10 (arte si te, mit Hartman), XIII 5 (casta viduitas), XIV 27 (ecce oneratus gaudiis), XVI 7 (partes impudens), XVII 8 (Quanto oder quali dolore), XXI 2 (rapuit gradum), XXIII (unverständlich), XXVI 9 (demonstrat nictu), XXVIII 7 (invenit praemium), XXIX 6 (En cunctis).

11. H. Omont berichtet in der Sitzung der Académie des inscriptions am 12. Januar 1912, daß er in dem Ms. 141 der Collection Baluze der Bibliothèque Nationale ein Blatt entdeckt habe, welches die Varianten der 1774 verbrannten Phädrushandschrift von Saint-Remi in Reims enthält.

12. Otto Tacke, Eine bisher unbekannte Äsopübersetzung aus dem 15. Jahrhundert. Rheinisches Museum 67, 2 (1912) S. 276—301. Der Rehdigeranus Nr. 60 der Breslauer Stadtbibliothek enthält eine Übersetzung äsopischer Fabeln in lateinischen Distichen. Übersetzer ist Leonardo Dati (1408—1472), der nach einer von Palmieri, genannt Pisenus, hergestellten lateinischen Übersetzung des griechischen Urtextes im Jahre 1428 die Distichen verfaßte.

Besprochen von Paul Marc, Byzantinische Zeitschrift 21 (1912) S. 566f., der auf eine übersehene Handschrift von Datis Äsop in der Laurentiana aufmerksam macht.

13. Schanz, Geschichte der römischen Literatur, II 2. 3. Aufl. 1913. S. 39–50.

Thieles Ergebnisse sind berücksichtigt, besonders S. 43 und 45f., indem Schanz ihnen zustimmt.

14. G. Vollgraff, Varia. Mnemosyne 42, 4 (1914) S. 444. Ad Phaedr. App. 11, 6—9.

V. 8 ist überliefert Ferendus esses, forte si te diceres; Halbertmas Verbesserung arte, die Havet und Speyer aufnahmen, wird bestätigt durch τέχνᾳ bei Simon. Frg. 138 und τεχνήεντες Anthol. I 1, 3; Gegensatz: viribus.

15. Th. Sinko, Literatura Tyberyanska. Eos XX 2 (1914/15) S. 113—133.

Kurze Übersicht der römischen Literatur in der Zeit des Tiberius; auch von 'Fedrus' ist S. 130f. die Rede.

16. Alfred Holder, Die Reichenauer Handschriften beschrieben und erläutert. III 1. Leipzig, Teubner. 1916.

Eine Sammelhandschrift LXXIII, s. X enthält auf S. 109ff. Aviani fabulae; „es fehlen darin 206 Verse, 29, 19—42, 16, die vor dem Ausschnitt Platz hatten."

17. O. Achelis, Die lateinischen Äsophandschriften der Vaticana und Laurentiana. Münchener Museum III 2 (1917) S. 217—225.

Von 28 Handschriften des Vatikans enthalten 10 den Gualtherus Anglicus, der früher als Anonymus Neveleti bezeichnet wurde. Einen Laurentianus beabsichtigt Achelis zusammen mit Vat. 6285, einer lateinischen Übersetzung, und Ottobon. 1223, einer Übersetzung des Omnibonus Leonicenus und des Gregorius Corrarius, zu behandeln. Der Laurentianus Cod. Plut. LXXXX sup. cod. 90 ist ein besserer Text von Datis Äsop und war von O. Tacke übersehen worden.

18. O. Achelis, Antike Läusefabel. Berliner philologische Wochenschrift 1917, 2 S. 61—63.

In der römischen Fabeldichtung fehlt die Laus; Camerarius entnahm eine antike Läusefabel (Halm 411) für seine Fabelsammlung aus Appian, Bürgerkriege I 101; es scheint eine alte römische Fabel gewesen zu sein. Noch eine zweite Läusefabel hat Camerarius in seiner Sammlung (Leipzig 1570, S. 382), deren Quelle noch zu finden ist.

Besprechung von R. Zaunick in Mitteilungen zur Geschichte der Medizin XVII 2/3 S. 122.

19. O. Achelis, O si tacuisses. Philologus 74 (1917) S. 470—472.

Odo de Ceritona hat der Fabel vom Raben und Fuchs die Erzählung von dem Manne angehängt, der sich durch Reden den Ruhm eines Philosophen verschaffen wollte: 'Bene sum dignus vocari philosophus'; et respondit ei quidam: 'Si tacuisses, esses' (Hervieux Fab. lat. II S. 654). Fabel und Erzählung haben die gemeinsame Überschrift Contra vanam gloriam. „Des Phädrus Vorliebe für diese Manier ist bekannt genug." Als Quelle der bekannten Redensart galt bisher Boethius Consol. philos. II 7.

20. G. Brandis, Beiträge aus der Universitätsbibliothek zu Jena zur Geschichte des Reformationsjahrhunderts. Jena, G. Fischer, 1917.

S. 40—45. Die in der Universitätsbibliothek aufbewahrte Handschrift El. fol. 99 enthält die Disticha Catonis lateinisch und französisch und dahinter 20 Fabeln, deren Vorlage noch zu finden ist: 1. dung[1]) regnard qui regardait des raisins, 2. du loup qui fuioit deuant le veneur, 3. dung paon qui vint a juno la deesse, 4. de lomme[2]) de verite et du mensognier et des singes, 5. de lasne[3]) et du lyon. 6. de lasne malade et du loup, 7. de lomme et du lyon, 8. du mulet. du regnard et du loup, 9. du loup et de lasne, 10. du regnard, du loup pescheur et du lyon, 11. dung laboureur et dung rousignol, 12. du mary et de la mere de sa femme, 13. dune vielle macquerelle, 14. du loup qui fist yng pet, 15. de laigle et de la multotte, 16. du regnard et du bouc, 17. de lenfant qui gardoit les brebis, 18. du mary et de ses deux femmes, 19. dung beuf et dung rat, 20. une subtille inuencion de la sentence donne a une cause obscure du depositif de luyelle. Dem Text ist eine lateinische Interlinearversion mit deutschen Glossen beigegeben, der Schluß fehlt; eine Anmerkung zu Fab. 18 nennt einen Maistre Bernhart, der wahrscheinlich der Kanonikus von Sankt Florin in Koblenz Bernhardin Pfot aus Eßlingen ist, Verfasser einer 1496 geschriebenen Chronique abrégée de notables faits des Français, die in derselben Handschrift auf die Fabeln folgt.

21. L. Rank, Nova Phaedriana. Mnemosyne 45, 1 (1917) S. 93 bis 102. I. De quarti libri prologo.

Die bisherigen Änderungen und Ergänzungen sind zu verwerfen. Aus der lückenhaften und entstellten Überlieferung ergibt sich, daß Phädrus den Entschluß, nichts mehr zu schreiben, aufgegeben hat und nun dem Partikulo ein viertes Buch Fabeln darbringt; er brauche nicht für andere Stoff übrig zu lassen, da ein anderer nicht gerade

[1]) d'un.
[2]) l'homme.
[3]) l'âne.

diesen Stoff wählen würde. Ein Versuch, den Text herzustellen, erscheint aussichtslos.

22. L. Rank, Nova Phaedriana. Mnemosyne 45, 3 (1917) S. 272 bis 309. II. De Phaedro et Eutycho. Nachweis der Echtheit der zweiten Hälfte des Prologes zum dritten Buche, die Havet bestritten hatte. Rank sieht im Gegensatz zu Prinz, Der Prolog zum dritten Buche von Phädrus' Fabeln, Wien, Gymnasium der Theresianischen Akademie 1906, den Prolog als eine ungeschickte Schmeichelei an. Eutychus ging auf die Bitte des Phädrus nicht ein; dieser nimmt im vierten Buche, das an Particulo gerichtet ist, mehrfach auf Eutychus Bezug, indem er ihn als illiteratus darstellt, z. B. IV 2, 3—7. Subtilis IV 2, 4 ist deshalb als Vokativ aufzufassen. Andere Anspielungen enthält der Prolog ferner IV 3, 5 und IV 24, 4. Die im vierten Buche bemerkbare Geringschätzung der Wettkämpfe enthält zugleich eine Geringschätzung für Eutychus; App. 11 gehört daher wahrscheinlich zum vierten Buche.

23. August Hausrath, Achiqar und Äsop. Das Verhältnis der orientalischen zur griechischen Fabeldichtung. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie, Philos.-histor. Klasse 1918, 2. Heidelberg, Winter 1918. 42 S.

Es wird nachgewiesen, daß an der Originalität der griechischen Fabel von Äsop nicht zu zweifeln ist.

Besprechung von A. Gustavs, Berliner philologische Wochenschrift 1919, 1 S. 17.

24. G. Thiele, Zur libyschen Fabel. Philologus 75, 1/2 (1919) S. 227—231.

Beweise für das Fortleben der libyschen Fabeldichtung. Die Fabel von den Bäumen und dem Holzhauer bei Ademar, Romulus u. a. (Thiele, Lateinischer Äsop 64), die aus Phädrus entnommen ist, hat im syrischen Achiqar die Form einer Lehre: „Du warst mir, mein Sohn, wie der Baum, der zu seinen Abhauern sagte: wenn nicht etwas von mir in euren Händen wäre, wäret ihr nicht über mich hergefallen."

25. Friedrich Vollmer, Lesungen und Deutungen. III. München, G. Franz. 1919.

XI (S. 9—24). Phädrus ist nicht von Sejan wegen seiner Dichtungen angeklagt worden, er hat vielmehr den schon verstorbenen Sejan in einer seiner verlorenen Fabeln als Bösewicht auftreten lassen. Mit Beziehung darauf sagt er III prol. 41: Quodsi accusator alius Seiano foret. „Es verstößt gegen die ausgesprochene Meinung des Dichters, irgendeines seiner Fabelwesen auf einen seiner Zeit-

genossen auszudeuten." Buch I und II sind daher nicht vor 43, wahrscheinlich erst kurz vor 50 verfaßt.

26. Johannes Percival Postgate, Textual notes on Phaedrus. Classical philology XIII 3 (Juli 1918) S. 262–271.

Postgate setzt seine in den Cambridge Philological Proceeding 1897 begonnene Arbeit fort, indem er von den Prosafabeln des Mittelalters ausgeht. Es finden sich darin Spuren richtiger Lesarten, während in den Phädrustext falsche eingedrungen sind. So ergibt sich I 2, 28 aus den Lesarten E contra Jupiter bei Ademar, Et contra Altitonans in der Wolfenbütteler Handschrift, E contra illis Altitonans im Romulus die Verbesserung Tunc contra Tonans für das überlieferte Tunc contra deus. Ähnlich wird für I 21, 5 die Berichtigung gefunden: Aper fulmineis spumans venit dentibus (Paraphrasen: super fulmineis venit ad eum aper et dentibus, iracundus spumans f. d.). Aber auch andere Quellen können uns fördern. I 27, 4 läßt sich aus Plut. Quaest. conv. I 614 E κατὰ λίθου πλατείας die Berichtigung patulo liquidam in marmore gewinnen. Diese und andere hier vorgeschlagene Änderungen hat Postgate in seine inzwischen erschienene Phädrusausgabe aufgenommen.

27. J. P. Postgate, Phaedriana. The Classical Quarterly XII 2 (April 1918) S. 89—97.

Fortsetzung der Berichtigungen auf Grund der Prosafabeln.

28. Ders. ebd. 3/4 (Juli-Oktober 1918) S. 151—161. II. The Novae fabulae.

29. Ebd. S. 178. Phaedriana. Addendum to 1. V 10, 6 praedam dimisit rictu.

30. Ebd. III 2 (Apr. 1919) S. 81—87. Phaedriana III. Novae fabulae (continued). Ferner Nachtrag zu Bd. XII S. 156.

31. Ders. American Journal of Philology 39 (1918) S. 383—392. Fortsetzung der Vorarbeit zur Herausgabe des Textes.

32. Ders. Classical Review 34 (1919) S. 19—24.

33. Ders. Hermathena 42 (1920) S. 52—63. Vorarbeiten der Textausgabe.

34. Phaedri fabulae Aesopiae cum Nicolai Perotti prologo et decem novis fabulis recognovit brevique adnotatione critica instruxit Johannes Percival Postgate. Oxford, Clarendon Press. XXVIII, 222 S.

Die Vorrede ist im Sommer 1919 geschrieben; sie gibt eine Geschichte des Textes. Ein Additamentum criticum enthält die Be-

gründung der neuen Lesarten, soweit diese nicht schon durch die genannten Abhandlungen Postgates vorbereitet sind. Auf den Siglorum conspectus, der die Handschriften aufzählt, folgt der Text mit kritischem Apparat und zum Schluß ein Index nominum. Man hätte gern auch ein Verzeichnis der Fabeln oder der Anfangsverse, eine Bemerkung über das Leben des Phädrus und über die Regeln seiner Verse, vielleicht auch eine Beschreibung der Fabeln selbst und Hinweise auf Quellen und Nachahmungen; dergleichen lag aber wohl außerhalb des Zieles und der Absicht dieser Ausgabe, die an Knappheit und Genauigkeit das Möglichste leistet.

Anfangswörter und Überschriften sind der Überlieferung gemäß mit großen Buchstaben gedruckt, aber es hätte kenntlich gemacht werden müssen, daß letztere nicht vom Dichter herrühren. Wenn wir sie fortdenken, gewährt die Fabelsammlung ein anderes Bild und wirkt als etwas Zusammenhängendes. Im Text hätte ich für die I-Stämme den Akkusativ Pluralis auf is gewünscht; jetzt lesen wir z. B. I 38, 1 Sublimes debent humiles metuere. Auch uo oder vo statt uu wäre zu schreiben, also servom statt seruum usw. Ferner sind Wörter wie Natura, Religio ohne zwingenden Grund mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben. Wer nach Postgate noch den Text verbessern will, kommt mit dem kritischen Apparat nicht aus; das gilt besonders für die Fabulae novae, die überhaupt noch Aufgaben stellen.

Postgate sagt in der Vorrede, daß er post Bentleium Anglorum primus den Phädrus herausgebe. Die Ausgabe beruht hauptsächlich auf Thieles Vorarbeit; ohne den Weltkrieg hätte vielleicht nicht der englische Gelehrte die Ernte eingebracht.

Bericht über die Literatur zu den lateinischen Deklamationen bis 1914.

Von

Dr. Georg Lehnert in Gießen.

Außer den Arbeiten zu Seneca dem älteren (zuletzt behandelt bis 1894), zu den beiden unter Quintilians Namen gehenden Deklamationssammlungen und zu Calpurnius Flaccus (besprochen bis 1901) versucht der vorliegende Bericht das wesentlichste von dem zusammenzufassen, was über die Deklamationen als Literaturgattung und ihren Einfluß auf Poesie und Geschichtsschreibung erschienen ist. Auch daraus ergibt sich, in welch hohem Grade die Rhetorik für Form und Inhalt der gesamten antiken Literatur maßgebend und wegweisend geworden ist. Hier ist viel Neues erschlossen worden, und es sind gar manche Fäden aufgedeckt worden, die von einem Gebiete zum anderen laufen. Die äußere Anlage entspricht der meiner früheren Berichte. Unzugängliches ist durch ein Sternchen (*) vor der Ordnungsnummer kenntlich gemacht. Den Verfassern, die mich durch freundliche Übersendung ihrer Veröffentlichungen unterstützt haben, möchte ich auch hier meinen verbindlichsten Dank abstatten. Zugleich sei im Interesse der Vollständigkeit und Schnelligkeit die Bitte um gefällige Zusendung einschlägiger Arbeiten wiederholt.

I. Zu den Deklamationen im allgemeinen.

1. C. von Morawski, Zur Rhetorik bei den römischen Historikern ZöGy. 44 (1893), S. 97.
2. J. Berthet, Rhétorique latine et rhéteurs latins. Revue universitaire 3, 1 (1894), S. 335.
3. R. Hirzel, Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. 2 Bde. Leipzig 1895.
4. C. von Morawski, de sermone scriptorum latinorum aetatis quae dicitur argentea observationes. Eos 2 (1895), S. 1. — Rez.: Heräus, WklPh. 1896, S. 715.

5. P. von Winterfeld, Schedae criticae in scriptores et poetas Romanos. Berlin 1895.

6. R. Pichon, L'éducation romaine au premier siècle de notre ère d' après les controverses de Sénèque le rhéteur. Revue universitaire 4, 1 (1895), S. 156.

7. R. Schmidtmayer, de orationibus quae in libris veterum rerum gestarum scriptorum sunt brevis commentatio. Prg. Budweis 1895.

8. O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Berlin Bd. 1. 1895. Bd. 4. 1911.

9. F. Leo, Tacitus. Göttingen 1896.

10. T. St. Simonds, The themes treated by the elder Seneca. Diss. Baltimore 1896.

11. H. Peter, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen. 2 Bde. Leipzig 1897. — Rez.: E. Heydenreich, Z. f. G. W. 31 (1897), S. 690. F. Leo, G. G. A. 1899, S. 170.

12. R. Sabbadini, Spigolature latine 7; due temi storici di controversiae StJF. 5 (1897), S. 374.

13. R. Heß, Quaestiones Annaeanae. Diss. Kiel 1898.

*14. Ch. Lécrivain, Le droit grec et le droit romain dans les controverses de Sénèque le Père et dans les déclamations de Quintilien et de Calpurnius Flaccus. Nouvelle revue historique de droit français et étranger. 15 (1891), S. 680.

15. J. Jüttner, de Polemonis rhetoris vita, operibus, arte. Breslauer philologische Abhandlungen VII 1. Breslau 1898.

16. E. Norden, Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2. Bde. Leipzig 1898. 2. Aufl. 1907. 3. Aufl. 1915.

17. R. Heß, Zur Deutung der Begriffe sententia, divisio, color bei Seneca. Prg. Schneidemühl 1900. — Rez.: Remy, BBP. 5 (1901), S. 6.

18. J. Ziehen, Zur Geschichte der Lehrdichtung in der spätrömischen Literatur. NJklA. 1 (1898), S. 413.

19. H. Henze, Quomodo Cicero de historia eiusque auctoribus iudicaverit, quaeritur. Diss. Jena 1899.

20. G. Saintsbury, A history of criticism and litterary taste in Europe. I. London 1900.

21. R. Heinze, Petron und der griechische Roman. H. 34 (1899), S. 494.

22. A. Holtzmann, Zur Lektüre und Kritik des Qu. Curtius Rufus. Prg. Bruchsal 1895. — Rez.: Schmidt, Jahresberichte des Berliner philologischen Vereins. 25 (1899), S. 90.

22a. C. v. Morawski, Observationum de rhetoribus latinis auctarium. Eos 5 (1899), S. 1.

23. F. Skutsch, Epikedeion des Drusus. PW. 4 (1900), S. 933.

24. L. Friedländer, Der Philosoph Seneca. HZ. NF. 49 (1900), S. 193.

25. C. v. Morawski, Rhetorum Romanorum ampullae. Krakau 1901; vgl. Anz. der Krakauer Akademie 1900, S. 380. — Rez.: Gemoll, WklPh. 1901, S. 798. R. Helm, BphW. 1901, S. 843. Wölfflin, ALL. 12 (1900), S. 437.

26. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften NF. 2. Berlin 1901.

27. F. Lillge, de elegiis in Maecenatem quaestiones. Diss. Breslau 1901.

28. St. Glöckner, Quaestiones rhetoricae. Breslauer philologische Abhandlungen 8, 2. Breslau 1901.

29. H. Bornecque, Les déclamations et les déclamateurs d'après Sénèque le père. Travaux et mémoires de l'université de Lille. Nouvelle série I 1. Lille 1902. — Rez.: J. P. Waltzing, BBP. 7 (1903), S. 17. P. Thomas, RIP. 45 (1903), S. 396.

30. G. Boissier, Les écoles de déclamation à Rome. Revue des deux mondes, October 1902. Abgedruckt in Tacite, 2. Aufl. Paris 1903, S. 197.

31. C. v. Morawski, Parallelismoi sive de locutionum aliquot usu et fatis apud auctores graecos necnon latinos. Krakau 1902. Vgl. Anz. der Krakauer Akademie, 1902, S. 51. — Rez.: Gemoll WklPh. 1902, S. 1145.

32. E. Thomas, Petrone. Paris 1902.

33. Wilhelm, Zur römischen Elegie. RhM. 57 (1902), S. 599.

34. J. Breuer, Senecas Ansichten von der Verfassung des Staates. AGPh. 16 (1903), S. 515.

35. A. Gudeman, The incongruities in the speeches of ancient historians from Herodotus to Ammianus Marcellinus. PrAPhA. 34 (1903), S. XLIII.

36. H. Lucas, Ein Märchen bei Petron. Festschrift zu Otto Hirschfelds 60. Geburtstage. Berlin 1903, S. 257.

37. A. v. Premerstein, Commentarii. PW. IV (1903), S. 757.
38. H. Reich, Der Mimus. Bd. 1. Berlin 1903.
39. J. W. Basore, Direct speech in Lucan, as an element of epic technic. Pr. APhA. 33 (1904), S. XCIV.
40. F. Kemper, De vitarum Cypriani, Martini Turonensis, Ambrosii, Augustini rationibus. Diss. Münster 1904.
41. G. Jaeneke, De statuum doctrina ab Hermogene tradita. Diss. Leipzig 1904.
42. Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV edidit Fr. Marx. Leipzig 1892.
43. R. Pöhlmann, Zur Geschichte der antiken Publizistik. SMA. 1904, S. 77.
44. L. Radermacher, Zur 7. Satire Juvenals RhM. 59 (1904), S. 526.
45. W. Schmid, Rez. von K. Schulthess, Herodes Attikus. BphW. 1904, S. 1553.
46. A. Klotz, Die Bedeutung Galliens für die römische Literatur. Z. f. rom. Philologie, 30 (1904), S. 186.
47. O. Leuze, Metellus caecatus. Ph. NF. 18, S. 95.
48. R. Helm, Lucian und Menipp. Leipzig 1908.
49. Die Kultur der Gegenwart I 8. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. v. Wilamowitz-Möllendorff, F. Leo, E. Norden, F. Skutsch. Berlin u. Leipzig 1905. 2. Aufl. 1907 [1]).
50. A. Klotz, Quaestiones Plinianae geographicae. Berlin 1906.
51. C. v. Morawski, De Propertii, Tibulli, Ovidii sermone observationes aliquot, Eos 12 (1906), S. 1.
52. E. Schwartz, Curtius PW. 4, 1871.
53. R. Pichon, Études sur l'histoire de la littérature latine dans les Gaules. Les derniers écrivains profanes. Paris 1906.
54. O. Piton, Die typischen Beispiele aus der römischen Geschichte bei den bedeutenderen römischen Schriftstellern von Augustus bis auf die Kirchenväter. Prg. Schweinfurt 1906.
55. R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen. Leipzig 1906.
56. M. Roger, L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. Paris 1906. — Rez.: Ziehen, BphW. 1906, S. 917. Waltzing, BBP. 10 (1906), S. 229.

---

[1]) Die Zitate sind nach den Seitenzahlen der 2. Aufl. gegeben.

57. J. de Decker, De l'originalité de la périphrase dans les satires de Juvénal. RIP. 50 (1907), S. 84.
58. W. Hoffmann, Das literarische Porträt Alexanders des Großen im griechischen und römischen Altertum. Diss. Leipzig 1907. — Rez.: Wackermann, ZG. 62 (1908), S. 613. Gemoll, WklPh. 1908, S. 294; Weber, HV. 13 (1910), S. 83.
59. L. Lützen, De priorum scriptorum argenteae quae dicitur latinitatis studiis scholasticis. Prg. Eschwege 1907. — Rez.: C. Hosius BphW. 1907, S. 1258; Löschhorn, WklPh. 1907 S. 1112; L. V. Boficl. 14, S. 189.
*60. F. Orlando, Le lettere pubbliche in Roma imperiale. Faenza 1907. — Rez.: Chapot, RPh. 32 (1908), S. 236.
61. A. Rüegg, Das Verhältnis Plutarchs und Arrians zur ungünstigen Auffassung Alexanders des Großen in der Geschichtsschreibung des Altertums. Juvenes dum sumus. Basel 1907, S. 1.
62. J. Albertus, Die *παρακλητικοί* in der griechischen und römischen Literatur. Straßburg 1908.
63. J. Aistermann, De M. Valerii Probi Berytii vita et scriptis. Diss. Bonn 1909.
64. Th. Birt, Zur Kulturgeschichte Roms. Leipzig 1909.
65. G. Boissier, L'opposition sous les Césars. 6. Aufl. Paris 1909.
66. A. Klotz, Zur Literatur der exempla und zur epitoma Livii. H. 44 (1909), S. 198.
67. H. Christensen, Alexander der Große bei den römischen Dichtern. NJklA. 23 (1909), S. 107.
68. J. de Decker, Les rhéteurs spirituels à Rome. Bulletin de la société pour les progrès des études philologiques et historiques 1909.
69. A. Dyroff, Caesars Anticato und Ciceros Cato. RhM. 63 (1908), S. 587.
70. L. Eicke, Veterum philosophorum qualia fuerint de Alexandro Magno iudicia. Diss. Rostock 1909.
71. R. Faust, De Lucani orationibus. Pars I Pharsaliae librorum I, II, III orationes continens. Diss. Königsberg 1908. — Rez.: Helm, WklPh. 1908, S. 1423. C. Hosius, BphW., 1909, S. 329.
72. W. Hoffa, De Seneca patre quaestiones selectae. Diss. Göttingen 1909. — Rez.: G. Lehnert, BphW. 1912. S. 330. W. Gemoll, WklPh. 1910, S. 343.

73. O. Küttler, Precationes quomodo oratores veteres usurpaverint in orationibus. Diss. Jena 1909.

74. M. Pokrowskij, Neue Beiträge zur Charakteristik Ovids. Ph. Supplbd. 11 (1909), S. 351.

*75. G. Tögel, Ein Beitrag zur Kenntnis der poetisch-rhetorischen Technik bei den Epikern der römischen Kaiserzeit. Prg. Aussig 1908.

76. Fr. Weber, Alexander der Große im Urteil der Griechen und Römer bis in die konstantinische Zeit. Diss. Gießen. Borna 1909.

77. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 8. Aufl. Bd. 4. Leipzig 1910.

78. M. Heinemann, Epistulae amatoriae quomodo cohaereant cum elegiis Alexandrinis. Straßburg 1910. — Rez.: Pfister, WklPh. 1911, S. 566; F. Jacoby, BphW. 1911, S. 169. Legrand, REA. 13 (1911) S. 104; My Rcr. 75 (1913), S. 361.

79. H. Schönberger, Beispiele aus der Geschichte, ein rhetorisches Kunstmittel in Ciceros Reden. Diss. Erlangen. Augsburg 1910.

80. K. Wagner, De Sallustii prooemiorum fontibus. Diss. Leipzig 1910.

81. B. Busch, De M. Porcio Catone Uticensi quid antiqui scriptores aequales et posteriores censuerint. Diss. Münster 1911.

82. H. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtsschreibung und Plagiat im klassischen Altertum. Leipzig u. Berlin 1911. — Rez.: O. Wackermann ZG. 66 (1912), S. 613; C. Weyman, HJ. 33 (1912), S. 631; P. Wendland, DL. 1912. S. 1124; K. Hönn, LZ. 1912. S. 923; E. v. Stern, BphW. 1912, S. 937; E. Stemplinger, Bayr. Gy. 48 (1912), S. 493.

83. C. Lauckner, Die künstlerischen und politischen Ziele der Monographie Sallusts über den jugurthinischen Krieg. Diss. Leipzig. Borna 1911.

84. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. II 1. 3. Aufl. München 1911.

85. P. Scheller, De hellenistica historiae conscribendae arte. Diss. Leipzig 1911. — Rez.: A. v. Meß, WklPh. 1912, S. 971; H. Kallenberg, BphW. 1912, S. 907.

86. R. Pichon, Les sources de Lucain. Paris 1912.
87. J. Sprenger, Quaestiones in rhetorum Romanorum declamationes iuridicae. Dissertationes philologicae Halenses. XX 2. Halle 1911. — Rez. Beseler, BphW. 1912 S. 1415; Kalb, WklPh. 1912, S. 836.
88. A. Hartmann, Aufbau und Erfindung der 7. Satire Juvenals. Prg. Basel 1912.
89. M. B. Ogle, Classical literary tradition in early german and romance literature. Moderne language notes 27 (1912), S. 237.
90. Ed. Stemplinger, Das Plagiat in der griechischen Literatur. Leipzig und Berlin 1912. — Rez. Ammon, Bayr. Gy. 48 (1912), S. 486; Mutschmann, BphW. 1914, S. 74.
91. A. Stock, De prolaliarum usu rhetorico. Diss. Königsberg 1911.
92. Th. Sp. Jerome, The Tacitean Tiberius. CPh. 7 (1912), S. 265.
93. J. W. H. Walden, The universities of ancient Greece. London 1912.
94. K. Alewell, Über das rhetorische παράδειγμα. Theorie, Beispielsammlungen, Verwendung in der römischen Literatur der Kaiserzeit. Diss. Kiel. Leipzig 1913. — Rez.: A. Klotz. BphW. 1916, S. 1129.
95. J. de Decker, Juvenalis declamans. Etude sur le rhétorique declamatoire dans les satires de Juvenal. Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres, fasc. 41. Gent 1913. — Rez.: Tolkiehn, WklPh. 1914, S. 383. Rasi, RF. 42 (1914), S. 120. Brakman, RIP. 56 (1913), S. 326; Owen, CR. 27 (1913), S. 205.
96. R. Laqueur, Polybius. Leipzig u. Berlin 1913.
97. F. Leo, Geschichte der römischen Literatur. Bd. 1. Berlin 1913.
98. C. Hosius, Plagiatoren und Plagiatbegriff im Altertum. NJklA. 31 (1913), S. 176.
99. J. Mesk, Antiochus und Stratonike. RhM. 68 (1913), S. 366.
100. R. Rebischke, de Silii Italici orationibus. Diss. Königsberg. Danzig 1913.
101. E. Stemplinger, Mimesis im philosophischen und rhetorischen Sinn. NJklA. 31 (1913), S. 20.
102. H. Gaedt, Beiträge zur Technik der Reden bei den römischen Epikern des ersten Jahrhunderts nach Chr. Prg. Schwerin 1914.

103. B. Lier, Ad topica carminum amatoriorum symbolae. Prg. Stettin 1914.
104. O. Schäfer, Die beiden Panegyrici des Mamertinus und die Geschichte des Kaisers Maximianus Herculius. Diss. Straßburg 1914.
105. Th. Schöningh, Das Studium der Beredsamkeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die neueren Sprachen 22 (1915), S. 620. Vgl. dazu Verhandlungen der 52. Philologenversammlung zu Marburg 1913. Leipzig 1914. S. 134.
106. P. Cornelii Taciti dialogus de oratoribus . . . hg. von A. Gudeman, 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1914.

Wesen, Form und Geschichte der Deklamationen sucht nach allen Seiten hin zu ergründen Bornecque (29). Er bietet manches Neue, vertieft nicht selten das Bekannte und gibt eine abgerundete und ziemlich erschöpfende Darstellung des gesamten Stoffes, so daß man zuerst nach seinem Buche greifen wird. Daneben steht die orientierende Skizze bei Schanz (84), S. 556 nebst der Partie über den älteren Seneca, S. 470 ff. Friedländers Ausführungen (77) sind in den Grundzügen die alten geblieben.

Ganz knapp sind die Bemerkungen in der Kultur der Gegenwart (49), S. 151, 369, 388. Nichts Neues bringen Seeck (8), Bd. 4, S. 182, Simonds (10) in seinem ersten Kapitel und Jüttner (15) in seinem Abriß des Entwicklungsganges der Sophistik, S. 1—20. Meist Bekanntes kleidet in gefällige Form Boissier (30). Auch Walden (93) berücksichtigt gelegentlich die Rhetorik der Deklamatorenschule, so bes. S. 203 ff.

Zur Abwanderung der Rhetoren und Deklamatoren aus den Provinzen nach Rom, vgl. Glöckner (28), S. 31.

Den Entwicklungsgang der Deklamationen von den Anfängen an, ca. 300 v. Chr., bis zu deren definitiver Gestaltung unter der Regierung des Augustus zeichnet Bornecque (29), 6, 39 ff. Er schildert an der Hand des bekannten Materials die Umwandlung der Übungsrede in der Abgeschlossenheit des Studierzimmers zur Unterhaltungs- und Prunkrede vor gefülltem Saale, der mühevollen Arbeit an der Verfeinerung der eigenen Vortragspraxis zum Virtuosentum und zu einem bequemen Mittel zu glänzen (vgl. Aistermann [63], S. 24). Wesentlich neue Gesichtspunkte treten dabei nicht hervor.

Dagegen eröffnet einen Einblick in den Schulbetrieb zur Zeit des jungen Cicero Marx (42), S. 102 ff. durch eine Zusammen-

stellung von Deklamationsthemen (Suasorien und Controversien), die sich beim Auctor ad Herennium nachweisen lassen. Seine Annahme, daß schon zu sullanischer Zeit es ähnliche Deklamationssammlungen gegeben habe, wie die unter Quintilians Namen überlieferten, läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Wichtig ist auch die Beobachtung, daß keines der darin angezogenen Beispiele älter ist als der zweite Punische Krieg.

Die bei Hermogenes vorkommenden Deklamationsthemata, soweit sie bereits bei früheren Autoren vorkommen, stellt unter Beifügung der Parallelstellen Jäneke (41), S. 7 ff. zusammen, leider ohne weitere Erörterungen daran zu knüpfen. Natürlich finden sich unter den älteren Parallelen oft die römischen Deklamationssammlungen, und schon diese Übersicht, trotzdem sie weder erschöpfend ist noch es sein will, ist ganz geeignet, uns eine Vorstellung davon zu geben, wie die bei den alten Theoretikern als Beispiele nur genannten Fälle allmählich in den praktischen Übungen benutzt und ausgearbeitet werden; sie zeigt auch, wie alt im Grunde genommen manche dieser Themata sind.

Genauere Ausführungen in dieser Richtung könnte man von Simonds (10) erwarten: Er begnügt sich aber, festzustellen, daß es gerade bei den Deklamationen ganz besondere Schwierigkeiten biete, im einzelnen bestimmte Quellen ausfindig zu machen. Ist doch ein großer Teil der Themen Allgemeingut der Schule und in einem recht erheblichen Prozentsatz von den Griechen übernommen, so daß gerade hier Übereinstimmung nicht Abhängigkeit zu bedeuten braucht. Zum andern ist durch die in der Schultradition üblichen größeren oder kleineren Veränderungen und Zusätze die Möglichkeit ungemein erschwert, das Original nachzuweisen. Und dann ist ja auch nur ein Teil der in Umlauf befindlichen Themen auf uns gekommen. Zu einer Reihe der bei Seneca erhaltenen Themen, besonders solchen mit geschichtlichem Hintergrunde, bringt nun Simonds bei, was ihm gerade an Parallelen aus Historikern und rhetorischen Schriften zur Hand ist. Besonders schwerwiegende Ergebnisse kann er dabei nicht zutage fördern. Mehr Interesse dagegen kann die dann folgende Zusammenstellung der Themen beanspruchen, die bei Seneca, den beiden unter Quintilians Namen gehenden Sammlungen und Calpurnius Flaccus ganz oder teilweise übereinstimmen.

In der allgemeinen Beurteilung der Deklamationen war es seither üblich, ganz besonders deren unleugbare Schwächen hervorzuheben, die auch bei Norden (16) bes. I, S. 271 ff. durchaus im

Vordergrunde stehen, vgl. auch Saintsbury (20), S. 230 und Helm (48), S. 10.

Thomas (32), S. 94 zeichnet nach Petron — über dessen Verhältnis zu den Deklamationen Heinze (21) einige Bemerkungen macht — das Bild des Industrieritters unter den Deklamatoren, verallgemeinert aber diesen Typus zu sehr.

In der letzten Zeit sind aber auch andere Gesichtspunkte daneben mehr zu ihrem Rechte gekommen, vor allem die große Bedeutung der Deklamationen für die Jugendbildung. Nicht übel sagt Berthet (2), daß die Deklamatorenschule keine Redner gebildet, aber die Vollendung der allgemeinen Geistesbildung geboten habe. Sie spielte im Altertum dieselbe Rolle wie nunmehr schon seit 300 Jahren in Frankreich das enseignement secondaire. Dazu sind Birts (64) Urteile zu stellen S. 162 und 168: Der rhetorische Unterricht bestand neben dem Durchnehmen von Musterreden vor allem im Aufsatzschreiben und freien Vortrag. Die Vortragsthemen umfaßten vor allem abenteuerlich fingierte Familienhändel und Rechtsfälle, zumeist mit stark moralistischem Anstrich. Von wirklichen Rechtsfällen und juristischer Behandlung wurde dabei planmäßig abgesehen, handelt es sich doch um jugendliche Köpfe im Alter eines Unterprimaners und Sekundaners, die man noch mit halb kindlich phantastischen Erfindungen ihr Spiel treiben ließ. Übrigens ist es auch heute noch schwer, passende Aufsatzthemen zu finden. Die Redekunst ist Gedankenbildung. Im übrigen war man hinreichend orientiert, um im Bedarfsfall jeder Materie des Wissens näher treten zu können. Das genügte für die gesellschaftlichen Pflichten. Diese Erziehung stand somit der Gymnasialbildung unserer Gegenwart nahe. Auch eine Reihe der von Bornecque (29), S. 49 ff. gemachten Bemerkungen gehört hierher.

Einen Hinweis auf den interessanten Vortrag Schöninghs (104) möchte ich nicht unterdrücken, der in den modernen amerikanischen und englischen Debattierklubs uns Einrichtungen vor Augen führt, die in manchem, sowohl in der Wahl der Themen wie im Auftreten, an die antike Deklamatorenschule erinnern, und in ihnen mit Recht eine, wenn auch jetzt mehr ins praktische gewendete Fortsetzung der Pflege der Eloquenz im Mittelalter sieht. Was Schöningh über den Wert solcher recht betriebenen Übungen auch für die deutsche Schule sagt, dürfte für die Beurteilung der Deklamationsübungen und ihren Wert fürs praktische Leben für manchen klärend wirken und somit auch der Bewertung der antiken Deklamationen zugute kommen.

Den Gang des antiken Unterrichts selbst führt Bornecque (29) S. 49 und bes. S. 75ff. vor Augen. Dabei zeigt sich, daß die Stufenfolge: Vorlage eines wirklich gehaltenen Prozeßthemas eines tüchtigen Redners, Anknüpfung an die letzten Vorgänge des Tages, Erfindung von Eigenem didaktisch gar nicht zu verachten ist, daß die „romantischen unsinnigen" Themata dem Gedankenkreis der heranwachsenden Zöglinge gar nicht so unangemessen waren [vgl. Birt, oben S. 213 und Friedländer (24), S. 225], und daß neben der Übung des Scharfsinns auch die Ausbildung der Erfindungs- und Gestaltungsgabe nicht zu kurz kam. Bei dem engbegrenzten Kreis der Themata mußte natürlich das Variieren desselben Themas eine große Rolle spielen und die imitatio zur Hauptkunst werden. Es galt die feinsten Pointen und Wendungen zu finden, die gegenseitige Konkurrenz der Schüler, aber auch die der Lehrer, die sich zu überbieten suchten, stachelte den Ehrgeiz mächtig an. Und das führt zur Überspannung, so daß der Unterricht oft nicht in die Praxis ein-, sondern von ihr abführt. So sagt Pichon (6) ganz richtig: Je mehr die Deklamationen zum Selbstzweck wurden, desto mehr verloren sie die Fühlung mit dem praktischen Leben und erzeugten bei allem Glanze Vorherrschen des Banalen.

Indes muß bei all diesen Untersuchungen und Feststellungen schärfer und reinlicher der Schulbetrieb von den Vorträgen der Erwachsenen vor geladenem Publikum auseinander gehalten werden, ein Erfordernis, das de Decker bes. hervorhebt (95), S. 11, 15ff. Diese Scheidung vorzunehmen, dürfte nicht immer leicht sein. Sie wird aber gleicherweise der besseren Kenntnis der antiken Pädagogik und Rhetorik zugute kommen.

Mit den Äußerlichkeiten des Deklamationsbetriebes in Schule und Vortragssaal befaßt sich im wesentlichen die Dissertation von Heß (13). Er spricht über die Zulassung des Publikums zu den Vorträgen, über die Technik des Unterrichts, die praelocutiones — dazu ist Stock (91) heranzuziehen, der Nr. 13—16, S. 36ff. die Beispiele aus Seneca, Nr. 17—20 die Stellen aus den Briefen des jüngeren Plinius ausgezogen hat — und das Lokal. Ferner handelt er vom Gegensatz der wirklichen Gerichtspraxis und der Deklamationsübungen, von der Tradition, die sich bei Behandlung derselben und ähnlicher Themen bilden mußte, der Seltenheit ausführlicher Aufzeichnungen der Lehrer und der großen Bedeutung der mündlichen Weitergabe gelungener Partien und Schlager, die dann auch nachgeschrieben und schriftlich weitergegeben wurden,

— über die Bedeutung der Stenographie dabei s. Friedländer (24) — und der so entstehenden großen Unsicherheit des literarischen Eigentums. Viel Neues bietet die Arbeit nicht.

Die im Altertum ganz allgemein und bei den Deklamatoren ja noch in ganz besonderem Maße gepflegte imitatio bringt es natürlich mit sich, daß wir hier ganz andere Maßstäbe für den Begriff Plagiat anwenden müssen, als wie wir sie jetzt gewöhnt sind: deshalb sind auch hier die Schriften und Aufsätze von Lützen (59), Stemplinger (90, 101), Peter (82) und Hosius (98) wenigstens zu nennen.

Über die bei Seneca vorgenommene Dreiteilung sententiae, divisiones, colores, die gewählt sei, um die Originalität der einzelnen Deklamatoren zur Geltung bringen zu können, spricht Bornecque (29), S. 53. Sententiae setzt er gleich inventio, divisio gleich Disposition, colores gleich Kunst, die Dinge ins rechte Licht zu rücken. Heß (17) versteht unter sententiae Proben der Gestaltung des Gedankens zum Satze, unter divisiones Feststellung des zu verarbeitenden Gedankenstoffes mittels Zergliederung des Themas in Fragen und Unterfragen und Ordnung des so gewonnenen Stoffes, unter colores Erregung der Affekte und übersetzt dementsprechend: Mustersätze, Gliederung, Färbung. Gegen seine Definition von divisiones und colores erhebt aber Remy (17) Bedenken.

Eine hübsche Plauderei über das Sententiöse und Pointierte in den Deklamationen mit Proben nach der guten und schlechten Seite hat de Decker (68) geliefert.

In einen größeren Zusammenhang gliedert Norden (16) die Deklamationen ein (S. 129 f.). Nach ihm ist seit Demetrius von Phaleron die Schuldeklamation (*διατριβή*) nichts anderes als ein in die Form der Deklamation umgewandelter Dialog (vgl. Hirzel [3] I, S. 434 und 482). Der Deklamator setzt eben an die Stelle der beiden im Dialog sprechenden Personen sich selbst und eine fingierte Person, mit der er nun die *λογομαχία* ausficht. So erklärt sich die saloppe Diktion, die Auflösung der Periode in kleine Sätze, die Neigung zum theatralischen Pathos. S. 270—300 unterzieht nun Norden den Stil der Deklamationen einer ziemlich genauen Analyse und kommt zu dem Ergebnis, daß die antiken, bei ihm S. 263 ff. auch angeführten Zeugnisse, wonach dieser Stil als Fortsetzung des Asianismus seit dem 4. Jahrh. v. Chr. galt, zu Recht bestehen. Hier wie dort deklamatorisches Pathos, pointierte Sentenzen, zerhackter Satzbau, völlige Rhythmisierung und

zwar in den weichlichsten Rhythmengeschlechtern (interessante Proben S. 291 u. 940), singende Vortragsweise, Aufgehen der Prosa in die Poesie, dieselbe Abwendung vom Natürlichen, dieselbe 'Erkrankung'. Die beiden Kardinalfehler des alten Asianismus, die Cicero hervorhebt, Ziererei und Schwulst, übertragen die Stilkritiker der augusteischen und trajanischen Zeit auf den Stil der zeitgenössischen Deklamatoren. Da nun der Asianismus der alten Zeit in seiner allgemeinen Erscheinung als Schuldeklamation und in allen seinen Einzelheiten eine naturgemäße Weiterentwicklung der sophistischen Kunstprosa der platonischen Zeit war, so dürfen wir in der Entwicklungsgeschichte der antiken Kunstprosa eine direkte Verbindungslinie zwischen dem 5. Jahrhundert v. Chr. und dem 2. Jahrhundert nach Chr. ziehen. Damit ist ein Satz ausgesprochen, der für die Entwicklungsgeschichte des Prosastils von fundamentaler Bedeutung ist, und der für neue Untersuchungen und Erkenntnisse Anhaltspunkte und Grundlagen ergeben wird.

Im Anschluß an Nordens Kunstprosa und den Aufsatz von v. Wilamowitz, Hermes Bd. 35, S. 1, behandelt Hoffa (72) im 1. Kapitel seiner Dissertation die von Seneca vorgenommene Scheidung der Deklamatoren in alte und neue, da die letzte dafür gegebene Erklärung, die von Bornecque (29), S. 29, es seien die vor bez. nach Latro Geborenen damit bezeichnet, natürlich unhaltbar ist. Es ergibt sich, daß Seneca damit die Vertreter des alten und des neuen Stiles kennzeichnet.

Ziemlich eingehend ist in dem zur Berichterstattung stehenden Zeitraum die Frage erörtert worden, inwieweit die den einzelnen Themen zugrunde gelegten Voraussetzungen und Gesetze dem geltenden Rechte entsprechen, zum Teil als Reaktion gegen die früher allgemein herrschende Ansicht, daß in Bausch und Bogen alle diese leges sich um die wirklich bestehenden Verhältnisse gar nicht kümmerten. Birt (64) ist ja der Meinung, daß von juristischer Behandlung planmäßig abgesehen sei, Pichon (6) dagegen erklärt, die Kontroversien fordern mehr einen Juristen als einen Redner. Lécrivains (14) Aufsatz ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

Daß in der Tat die Deklamationen die Fühlung mit dem praktischen Leben nicht verloren haben, zeigt der zweite Teil von Hoffas Arbeit (72), der den Nachweis erbringt, daß Frauen, Sklaven, Hochverräter und infames in ihnen entsprechend dem geltenden Rechte und der bestehenden Sitte fast nie selbst auftreten, sondern von advocati verteidigt werden. Die wenigen Ausnahmen sind meist berechtigt.

Eine weitere derartige Beobachtung liefert Pöhlmann (43), S. 77: Wie sehr derartige Reflexionen auch in der Schulrhetorik dem wirklichen Leben abgelauscht sind, beweist die Sen. contr. 5, 5 enthaltene Klagerede des armen Kleinbauern gegenüber seinem reichen Gutsnachbar und Ps. Quint 13, die sich wie Musterbeispiele zu der genannten Bemerkung über die psychischen Wirkungen des römischen Kapitalismus ausnehmen.

Auch ein Teil der Arbeit Pokrowskijs (74) ist juristischen Problemen in den Deklamationen gewidmet, besonders eingehend verbreitet er sich über das lenocinium.

Simonds (10) stellt im 4. Kap. S. 82 für eine ausgewählte Anzahl von Kontroversien bei Seneca die Frage, inwieweit sie auf bestehende Gesetze Bezug nehmen oder sich auf geltende öffentliche Einrichtungen beziehen. Er bringt manches zusammen, aber bietet doch nur Anfänge zu einer wirklichen Untersuchung.

Viel eingehender sind die Studien Bornecques (29), S. 59, die zwar in erster Linie Seneca berücksichtigen, aber doch ganz allgemein das Verhältnis von Deklamation und Jurisprudenz beleuchten. Er scheidet 5 Gruppen: 1. in Gesetzesform gebrachte selbstverständliche sachliche Voraussetzungen, wie z. B. imperator in bello summam habeat potestatem; 2. reine Phantasiegebilde, wie z. B. der vir fortis; 3. im griechischen und im römischen Recht geltende Vorschriften; 4. griechischem Recht entsprechende Gesetze, deren er eine ganze Menge zusammenbringt; 5. im römischen Recht geltende Bestimmungen. Allerdings geht die Kenntnis des Rechts meist nicht über das hinaus, was einem römischen Durchschnittsbürger davon geläufig war. Bei näherer Betrachtung ergeben sich eine ganze Reihe teils bewußter, teils unbewußter Abweichungen und Irrtümer. Von den 64 Themen Senecas entsprechen nur bei 20 die gesetzlichen Voraussetzungen bedingungslos dem geltenden Rechte. Als Grund dafür nimmt Bornecque besonders die Vorliebe für Pikantes an: man erfand erst den Stoff der Deklamation und suchte dann das Thema dazu. Und dazu tritt die Nötigung, der Konkurrenz halber die bekannten Themata in kleineren Zügen immer neu zu variieren. Als dritten Grund hätte er wohl auch pädagogisch-didaktische Absichten zufügen können, wozu S. 133 ein kleiner Anlauf genommen ist.

Systematisch sucht den Stoff Sprenger (87) aufzuarbeiten und zieht dazu außer den Themen der uns erhaltenen vier Deklamationssammlungen auch die einschlägigen Stellen aus Quintilians institutio heran. Die Juristen von Fach haben allerdings an seiner

Arbeit manches auszusetzen, aber auch sie sehen in ihr eine wertvolle Materialsammlung. Und das Gesamtergebnis wird trotz der „mangelnden juristischen Spezialkenntnisse“ doch wohl bestehen bleiben, daß die Fühlung der Deklamatoren mit dem praktischen Leben doch recht oft viel enger war, als man in den letzten Jahrzehnten zugeben wollte, daß aber auch andererseits die eigentlichen juristischen Kenntnisse selten tiefer gehen und viel Phantastisches unterläuft, folglich bei Schlüssen aus den Deklamationen zugrunde liegenden Gesetzen große Vorsicht und Zurückhaltung zu üben ist. Auch er hebt den Zusammenhang der Themen mit Novelle und Komödie hervor, denen ein juristisches Mäntelchen umgehängt werden mußte. Interessant, wenn auch natürlich begreiflich, ist auch, wie viel Griechisches in diesen Deklamationsgesetzen steckt. Der Stoff selbst ist sachlich geordnet nach folgenden Gesichtspunkten: 1. loci communes, qui sunt de praemio tribuendo, meist Phantasieprodukte, 2. de patria potestate, 3. de matrimonii iure, 4. de obligationibus, 5. de belli iure atque usu, 6. de actionibus iuris civilis et criminum animadversione, 7. de poenis exigendis, 8. variae leges. Ein index locorum tractatorum am Schluß gibt die Möglichkeit, die Arbeit als juristischen Kommentar zu den einzelnen Deklamationen zu benutzen.

Einzeluntersuchungen werden zu diesen Arbeiten wohl noch manches nachzutragen haben, hoffentlich helfen uns auch die Juristen von Fach zu besserer Kenntnis im einzelnen; vielleicht gelingt es einer geschickten Hand, aus unseren Deklamationen in Verbindung mit den anderen Quellen einmal herauszuarbeiten, was man beim römischen Durchschnittsgebildeten an Rechtskenntnissen voraussetzen durfte.

Über die eben erwähnten Zusammenhänge zwischen Komödie und Deklamationen finden sich Andeutungen bei Heinemann (78). der wieder an Reitzenstein (55) S. 152 anknüpft, über die zwischen Mimik und Deklamationen bei Reich (38), S. 72 ff. Über hier einschlägige τόποι vgl. unten S. 231.

Zur Geschichte der Deklamationsschulen und ihres Einflusses auf die Literatur in der späteren Zeit werden sich aus den Kirchenvätern — vgl. z. B. Norden (16), S. 642: die ganz im Stil von Deklamationen gehaltenen Homilien des rhetorisch hochgebildeten Avitus von Vienne — und der poetischen Literatur noch manche Bausteine gewinnen lassen.

Vorläufige Hindeutungen und Anregungen finden sich bei Norden (16), S. 631 ff., in dem Abschnitt über Gallien, von jeher

dem Lande der Rhetorik, dem die Manier der Deklamatoren besonders lag, und in dem die Rhetorik besonders schulmäßig gepflegt wurde, bei Klotz (46) und bei Pichon (53) in seinem 1. Kapitel: le monde des écoles dans la Gaule romaine d'après le recueil des panégyriques, das aber etwas zu einseitig die Schattenseiten hervortreten läßt.

Nichts wirft für unser Gebiet, trotzdem man es seinem Titel nach erwarten könnte, Rogers Werk (56) ab. Immerhin ist auch für uns seine Ansicht von dem überaus raschen Verfall der öffentlichen Schulen im 6. Jahrhundert nicht ohne Interesse.

Küttler (73), S. 37, lieferten für sein Thema die Deklamationen nur ganz geringe Ausbeute.

Die von Lucas (36) S. 262 erwähnten bildlichen Sammlungen von Gerichtsurteilen können vielleicht ihren Ursprung im Schulbetrieb haben.

Manche fördernde Einzelbeobachtung endlich findet sich in Gudemans Kommentar zu Tacitus' dialogus de oratoribus (106) eingestreut.

Ganz der Rhetorik verfallen und zu ihrer Domäne geworden, wie sich Holtzmann (22) ausdrückt, ist die Geschichtsschreibung der römischen Kaiserzeit. Soweit dabei theoretische Untersuchungen und Versuche, die Geschichtsschreibung in das rhetorische System einzuordnen, in Frage kommen, wird darauf kurz im Bericht über Rhetorik zurückzukommen sein. Nennen möchte ich trotzdem hier, da früher nicht beigezogen, die Dissertation von Henze (19), der Cicero in seiner Auffassung über Methode, Aufgabe und Darstellungsmittel der Geschichte als von Posidonius abhängig nachweisen möchte.

Auch Schellers wertvolle Arbeit (85), der Theorie und Prinzipien der hellenistischen Geschichtsschreibung in ihrem Verhältnis zur Rhetorik zu untersuchen unternimmt, gehört als Ganzes nicht in den Rahmen dieses Berichtes, indes in ihrem zweiten Teile de historiae conscribendae ac narrandae arte fällt doch manches Streiflicht auf die Darstellungs- und Gestaltungskunst der Historiker, das zeigt, wie sie auch in der Praxis durchaus von der Rhetorik abhängig sind und sich deren Hilfsmittel allerwegen bedienen. Daß Scheller Verbindungsfäden zu den Peripatetikern aufdeckt, kann vielleicht noch für die Entwicklungsgeschichte der rhetorischen Kunstmittel und Unterrichtspraxis Bedeutung gewinnen. Da auch seine Kritik des polybianischen Standpunktes schließlich auf praktische Fragen führt, seien auch hier noch genannt die Rezension

von von Meß (85), Laqueurs Buch (96) und Leos Literaturgeschichte (97), S. 316.

Auf Peters geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit (11) dagegen muß etwas genauer eingegangen werden. Da er sich vorgenommen hatte darzustellen, wie die uns vorliegende schriftliche Überlieferung über die römische Kaisergeschichte sich gebildet hat, so liefert das Buch von selbst den Nachweis, daß als höchste Blüte der Geschichtsschreibung nicht gründliche Forschung und eindringendes Quellenstudium — hat doch die Geschichte bei den Römern sich nie die Anerkennung einer selbständigen Wissenschaft erringen können —, sondern eine nach den Regeln der Rhetorik gestaltete, leicht lesbare, aber oft schematisch gehaltene Darstellung galt, deren Leitmotive im Laufe der Jahrhunderte immer dieselben blieben. So ergibt sich von selbst der beherrschende Einfluß der Rhetoren- und Deklamatorenschule, der schließlich so weit geht, daß sie, weil eben durch sie jeder Gebildete gegangen war, den Gesichtskreis der Leser in dem Maße eingeengt hat, daß ein nach modern wissenschaftlichen Grundsätzen verfahrender Historiker gar nicht auf ein Publikum für sein Werk hätte rechnen können. Aus der Rhetorschule stammen auch die typischen Beispiele und die Abkehr bei der Wahl des Themas von der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, vgl. auch S. 226. Verhängnisvoll wurde der Geschichtsschreibung die Rhetorik noch insbesondere durch die Sucht, die Tatsachen interessant zu machen und amüsant aufzuputzen. Das beleuchten Peters Ausführungen über die Erfindung von Aktenstücken Bd. 1, S. 154 und 248, vor allem aber Buch 6 bes. S. 179 ff. und S. 276 ff. des 2. Bandes. Ausgehend von der verhältnismäßig unvollkommenen Entwicklung des Wahrheitssinnes bei den Griechen, die sich bei den Römern nicht hob, wird zunächst an Beispielen dargetan, wie der Historiker um des äußeren Effekts willen grundsätzlich den echten Tatbestand beiseite schob und dafür eigene Erfindungen einsetzte, eine Unart, der dadurch Vorschub geleistet wurde, daß man im Altertum poetische Fiktion und bewußte Lüge nie scharf auseinandergehalten hat. Bezeichnend ist, daß der Historiker oft versichern muß, daß er Wahres berichte und noch bezeichnender, daß diese Versicherungen wieder zu bloßen Floskeln geworden sind. Wie bei den Deklamationen beherrschte die Forderung geschickter und den Vorgänger überbietender imitatio alles. Nachdem für ein bestimmtes Gebiet der Stoff einmal zusammengetragen war, hielt man es nicht mehr für nötig, ihn zu erweitern oder zu vertiefen — vgl. hierzu auch

v. Premerstein (37) —, sondern nur ihn in immer neuer gefälligerer Form darzubieten, die der Leser bewundern sollte und wollte, und so den Vorgänger zu überbieten. Da die antike Kunstprosa zum Vorlesen bestimmt war, galt es auch, von diesem Gesichtspunkt aus auf eine schöne Form zu achten und eine klangvolle Wirkung zu erzielen. Eine gewisse Länge und Ausführlichkeit war geboten, Mannigfaltigkeit des Inhalts gefordert, deshalb Einlagen von Schilderungen und Reden beliebt. Für die Stoffauswahl war nicht die sachliche Wichtigkeit ausschlaggebend, sondern die Macht, das Gemüt zu erregen; was dazu nicht taugte, wurde einfach gestrichen oder willkürlich umgestaltet und erweitert. Damit war die Geschichtsschreibung in eine gefährliche Nachbarschaft zur Poesie geraten (S. 203 ff.). Über fingierte Ohren- und Augenzeugen vgl. S. 257 ff. S. 280 ff. bietet dann Peter einen kurzen Überblick über die verschiedenen Arten von Schäden, die die Rhetorik der geschichtlichen Überlieferung zugefügt hat, in systematischer Folge. Sie bestehen vor allem in der schon erwähnten Willkür bei der Auswahl des Tatsachenmaterials, in der Scheu vor bestimmten und genauen Zahlen, in ungenauen Zeitangaben, in der Sparsamkeit mit Namen von Örtlichkeiten und Personen, in der Scheu vor technischen und fremdsprachlichen Ausdrücken, in phantasievollen Erweiterungen und Übertreibungen, in willkürlichen Erfindungen von Reden oder deren Teilen, und in völlig phantastischen Schlachtberichten, die sich gar nicht an die Wirklichkeit kehren.

In Peters zweitem großen Werke (82), dessen Thema lautet: Inwieweit ist das von den Historikern Mitgeteilte Wahrheit, und warum weicht der Verfasser von ihr ab? werden zum Teil die Gedankengänge des ersten fortgesetzt, und somit spielt die Rhetorik in ihm wieder eine wichtige Rolle. Er führt aus, daß fast die ganze antike Literatur sich dem Programm des Isokrates gefügt habe, daß die Rede durch schön aufgebaute Sätze und wohlklingende Aneinanderreihung gewählter Worte eine ästhetische Wirkung auszuüben und einen Sinnengenuß zu gewähren habe, und daß die geistige Gesamtbildung durch die rednerische geleitet werden sollte. So hat der Wohllaut der Form den Inhalt nicht zur Geltung kommen lassen. Somit war auch die Geschichtsschreibung ganz ins Fahrwasser der Rhetorik geraten, und die Wahrheit mußte ganz hinter der glänzenden rhetorischen Wirkung zurückstehen. Das wird nun im einzelnen durchgeführt und dabei mit festgestellt, wie schon oben erwähnt, daß unsere Begriffe vom

Plagiat dem Altertum ganz fern liegen, wozu auch zu vergleichen Bd. 2, S. 266 der geschichtlichen Literatur (11).

Wie verhängnisvoll die Rhetorik der Geschichtsschreibung gewesen ist, geht aus den Peterschen Darstellungen ja unzweifelhaft hervor, daß sie aber nun nicht an allem Üblen schuld ist, dafür soll v. Meß Zeugnis ablegen, der in seiner Rezension von Scheller (85) schreibt: In der Geschichte der Menschlichkeiten, die die Geschichte der Historiographie durchzieht, spielt die Rhetorik eine große Rolle, aber nicht die einzige. Wie bei uns, so wurde auch in der Antike nicht bloß um der schönen Form willen gelogen. Haß und Liebe, Chauvinismus, Eigennutz und Eitelkeit, unbewußt und bewußt schaffende Legende sind die treibenden Faktoren, und ihre Entstellungen sind gröber und irreführender als die Phrasen der Rhetorik. Die Rhetorik stilisiert, und ihr Schnörkelwerk läßt sich abheben, sie selbst gibt die Mittel dazu an die Hand. Viel tiefer wurzeln die trügerischen Überwucherungen von Legende und Tendenz. Die Rhetorik hat diese Entwicklung gefördert, sie trägt schwer mit Schuld an der Einschläferung des Wahrheitssinns, aber sie hat sie nicht geschaffen, und wir werden die Wurzeln der Entartung der historischen Tradition niemals bloßlegen, wenn wir sie in der Rhetorik suchen.

Den in den bei den Historikern eingelegten Reden zutage tretenden Einfluß der Rhetorschule, die Verwandtschaft von Geschichte und Roman, die Absicht, dem Vergnügen des Lesers, nicht der historischen Wahrheit zu dienen, betont auch Schmidtmayer (7), bietet aber kaum etwas Neues.

Leider gar zu knapp sind Gudemans (35) Umrisse für eine Untersuchung der interessanten Frage, inwieweit die bei den Historikern den handelnden Personen in den Mund gelegten Reden mit deren Charakter und den Zeitverhältnissen stimmen. Auch da wird viel von rhetorischer Kunst in gutem und bösen Sinne zu berichten sein.

Einfluß der Rhetorik auf Sallust, den Freund der Deklamatoren, stellt Wagner (80) fest, ohne auf Einzelnes einzugehen. Lauckner (83) dagegen kommt zu dem Schluß, daß wir kein Vorbild Sallusts kennen, und es durchaus verfehlt sei, ihn irgendwie mit der hellenistischen Historiographie verknüpfen zu wollen.

Velleius ist für uns der erste, der Geschichte nur vom Standpunkte des Rhetors geschrieben hat, der Kriegsmann hat offenbar in seiner Jugend Zeit gehabt, die Schule der Deklamatoren durchzumachen, lauten die Einleitungssätze von Nordens (16)

Würdigung dieses Historikers, S. 302f. Dem fügt Peter (11), I, S. 390 bei: Velleius hat ein rhetorisches Werk liefern wollen . . ., aber er trägt das rhetorische Gewand wie ein Schüler.

Auf die direkte Übernahme von Schuldeklamationen in die Geschichtsschreibung bei Curtius 9,2, 12 bis 9,3, 15 (vgl. Arrian 5, 25, 3 ff.) und 6, 8 ff. macht Albertus (62) S. 22 aufmerksam. Ebenso hat er erkannt, daß Liv. 18, 40—45 und Tac. ann. 6, 8, sowie hist. 2, 76—78 ebenfalls Deklamationsthemata zugrunde liegen.

Daß der größte der römischen Historiker, Tacitus, mit beiden Füßen in der Rhetorik steht, ist ein treffender Ausdruck Leos (9). Auch bei ihm steht die Form in erster Linie, die Wahrheit erst in zweiter. Norden (16) widmet Tacitus einen längeren Abschnitt seines Buches, Bd. 1 S. 321 ff., seinem Verhältnis zur Rhetorschule insbesondere S. 336 ff. Daß er sich von der modernen Rhetorik aufs stärkste hat beeinflussen lassen, ist zweifellos, und nur deren Exzesse sind ihm zuwider: Vorliebe für gewählte Worte und kühne, gern in Antithesen angeführte Sentenzen, die brevitas und andere nicht zufällige Übereinstimmungen mit den Deklamationen sehen wir vor unserem Auge vorüberziehen. Auch Peter (11) gibt in beiden Bänden verstreute einschlägige Notizen.

Daß den Nummern 10 und 11 der panegyrici latini das Schema des λόγος βασιλικός und γενεϑλιακός, wie sie bei Menander überliefert sind, zu grunde liegt, zeigt Schäfer (104). Die geringen Abweichungen davon sind durch besondere Gründe und Absichten bedingt.

Auch Kemper (40) soll nicht unerwähnt bleiben. Deckt er doch interessante Zusammenhänge zwischen christlicher und rein antiker Biographie auf, wobei schließlich doch auch die Rhetorik mitspricht.

Ähnlich wie der Geschichtsschreibung ist es auch, wenn auch nicht ganz in dem Maße, der Poesie ergangen. Auch sie ist bekanntlich stark und weit mehr, als ihr gut war, von der Rhetorik beeinflußt worden, und auch daran trägt die Deklamatorenschule einen guten Teil der Schuld.

Lillge (27) S. 60 ff. zeigt, wie stark in der Gesamtanlage, aber auch in Einzelheiten die beiden Elegien auf Mäcenas, besonders die erste, von den Lehren der Rhetorik abhängig sind, was Parallelen aus Cicero, den consolationes und den rhetorisierenden Dichtern trefflich erhärten.

Daß es mit dem epikedeion Drusi sich ebenso verhält, bemerkt Skutsch (23).

Über Ovid. s. u. S. 250.

Basore (39) beginnt mit einem Hinweis, daß Lucan die Technik der Reden nicht ungeschickt handhabt und gerade deswegen auch im Altertum geschätzt war, erörtert dann die Bedeutung der Reden und Monologe für die pragmatische Charakteristik der Helden des Epos, bringt Parallelen zu Vergil und macht darauf aufmerksam, wie in Geist und Stil die Reden den Deklamator verraten.

Eine eingehendere Untersuchung widmet den einschlägigen Fragen Faust (71). Wie stark Lucan von der Rhetorik beherrscht wird, zeigt schon die äußere Tatsache, daß 119 Reden von 2—165 Versen Länge und 5 Prosopopoiien zusammen 2685 Verse von den 8060 Versen des ganzen Gedichtes einnehmen. Genauer sind in dem bisher gedruckten Teile der Arbeit nur die drei ersten Bücher besprochen. Zunächst wird festgestellt, ob schon aus den Historikern, in erster Linie natürlich aus Livius, Lucan den Inhalt oder Anlaß der betr. Rede übernehmen konnte, und was er Eigenes dazu getan hat, dann untersucht, inwieweit bei der Disposition die Lehren der Rhetorik befolgt sind, und manche treffliche Einzelbeobachtung zur rhetorischen Technik beigesteuert. Dabei wird oft an die Suasorien beim älteren Seneca erinnert, wodurch der Einfluß der Deklamatorenschule handgreiflich erwiesen ist. Hoffentlich liefert Faust auch die Fortsetzung und schließt mit einer Charakteristik des Rhetors Lucan ab. Einige Berichtigungen und Ergänzungen gibt Hosius (71).

Pichon (86) streift 262 ff. die Rhetorik nur flüchtig. Sie fordere ein Buch für sich. Einige Bemerkungen sind in die übrige Darstellung eingeflochten.

Christensen (67) weist bei Lucan 10, 20—52 eingehend die Topik der Schmährede nach.

Eine Paralleluntersuchung zu Faust stellte für Silius Italicus Rebischke (100) an. Er zählt 306 Reden und 13 Prosopopoiien von 1—126 Versen. Von 12202 Versen entfallen 3766 auf die Reden. Auch Silius segelt ganz im Fahrwasser der Rhetorik. Fast alle Typen des *γένος συμβουλευτικόν* sind bei ihm vertreten. Die für die Suasorien geltenden Vorschriften wendet Silius auch auf die Gebete und Monologe an. Rein epideiktische Stücke finden sich seltener. Die Episode 9, 11—266 ist nur der Rhetorik zuliebe eingelegt. Es ist das Thema: filius accusatur, quod in bello civili patrem nesciens necavit. Des Plinius bekannter Ausspruch maiore cura queam ingenio gelte auch von der Rhetorik des Dichters,

und das echte poetische Empfinden habe sie doch nicht unterdrücken können, lautet das Endurteil Rebischkes.

Wie stark Juvenal von der Deklamatorenschule beeinflußt ist, sucht de Decker (95) in einem umfassend durchgeführten Vergleich mit dem Werk des älteren Seneca unter gelegentlicher Beiziehung der anderen Deklamationssammlungen zu ergründen. Die loci communes der scholastici finden sich mehr oder weniger in jeder Satire, und die Zahl der Parallelstellen aus Seneca ist überraschend groß. De Decker hat sie systematisch geordnet vorgeführt nach den Gruppen: de saeculo (Sittenverderbnis, Lob der guten alten Zeit, Luxus und aufregendes Leben in der Großstadt), de fortuna ebenfalls mit Berufung auf die typischen historischen Beispiele, de divitiis, de crudelitate, loci philosophumeni (z. B. Eingreifen der Götter in die Geschicke der Menschen; Möglichkeit in die Zukunft zu schauen, die wahre Tugend, das Gewissen), wobei die Ansichten der Stoa, als der „Religion der Besseren", natürlich dominieren. So erklärt es sich, daß Schütze (vgl. d. vorigen Bericht, Bd. 142, S. 303) sehr wohl reichliches Material zu einem Iuvenalis ethicus zusammenstellen konnte, aber ihn deshalb zum Philosophen machen zu wollen, sei grundsätzlich verkehrt, da das von ihm Gebrachte nie über die allgemeinen typischen Gemeinplätze hinausgeht. Bei mancher Satire nähert sich das Thema der Thesis. Indes ist keine Satire als Ganzes eine Deklamation und Juvenal keineswegs nur Deklamator, und der echte wahre Dichter verleugnet sich in vielen Partien keineswegs. Er tritt bes. in den Satiren 3, 5, 7, 9, 11 zutage, der Rhetor dagegen in 1, 2, 6, 8, 10, 13, 14, 15. Dann wendet sich de Decker der Disposition zu. Im Gegensatz zur Ungebundenheit des eigentlichen sermo legt Juvenal seinen Satiren eine feste Disposition zugrunde, beeinträchtigt diese allerdings wieder erheblich, indem er nach den Erfordernissen des Augenblickes manche Teile ungebührlich weit ausspinnt, andere ebenso ungebührlich verkürzt und verkümmern läßt, beides in der Rhetorschule üblich, wo sich der Vortragende seinem Publikum anzupassen hat. Des weiteren verrate den Rhetor das Zurücktreten des Dialogs, der häufige Gebrauch der propositio, der Mißbrauch geschichtlicher Beispiele, die häufige Anwendung von Steigerungen und Antithesen, das Fehlen der Übergänge oder deren stereotype Formeln. Ebenso sind die gleichen stilistischen Hilfsmittel beliebt: Emphase, Hyperbel, überladene Schilderungen, Vergleiche, geistreiche oder paradoxe Wendungen, Wiederholung desselben Gedankens in verschiedener Form, rhetorische Fragen, Geminatio,

Anapher und anderes mehr. Daß also Juvenal sehr stark von der Deklamatorenschule beeinflußt ist, kann nach den Ausführungen de Deckers nicht mehr bestritten werden, höchstens über das Mehr oder Weniger können in einzelnen Punkten noch Differenzen bestehen. Recht erfreulich ist, daß er nicht durchgängig in ihm nur einen Deklamator sieht, wie auch sein Aufsatz über die Periphrase (57) zeigt. Von den im Hauptwerk (95) für die Beurteilung Juvenals weitergezogenen Folgerungen sei nur der einen noch hier gedacht, daß eben das Vorwiegen des rhetorischen Elements an der Objektivität und Realität mancher Schilderung berechtigte Zweifel aufkommen läßt.

Wenigstens nennen möchte ich noch die beiden der Erklärung der 7. Satire gewidmeten Arbeiten von Radermacher (44) und Hartmann (88).

Textkritische und erläuternde Bemerkungen zu zwei Deklamationen der Anthologia latina, Octaviani declamatio Sacrilegus capite puniatur (Nr. 21 R) und Verba Achillis in parthenone, cum tubam Diomedis audisset (Nr. 198 R) steuert von Winterfeld (5) bei.

Den Zweck der eben erwähnten Nr. 21 der Anthologia latina sieht Ziehen (18) darin, in leicht faßlicher Form einzelne Gattungen gerichtlicher Beredsamkeit an Musterbeispielen darzulegen.

Nicht über die Technik der Reden selbst spricht Gaedt (102), sondern über deren Anwendung und Eingliederung in das Gesamtepos bei Lucan, Valerius Flaccus, Silius Italicus und Statius, so daß sein Programm keinen Beitrag zur Geschichte der Rhetorik, sondern zur Würdigung des künstlerischen Aufbaues der Gedichte der eben genannten Dichter darstellt.

Ganz auffallend ist der enge Kreis von Personen und geschichtlichen Tatsachen, der in den Deklamationen und der von ihnen abhängigen Literatur herangezogen wird, und die schematische Art ihrer Einführung, so daß sie schließlich ganz zu typischen Begriffen werden. Treffend formuliert Seeck (8), S. 278, die auch schon von anderen gemachte Beobachtung [vgl. z. B. Peter (11) Bd. 1, S. 14, 25 und sonst, Sabbadini (12) und Marx (42), S. 102] so: Für die Schriftsteller der Kaiserzeit ist es charakteristisch, daß alle Philosophen und Rhetoren und auch die Dichter, wenn sie nicht betteln gehen, daß also die ganze freie Literatur des 2.—4. Jahrh. n. Chr. ohne Not von keinem Menschen und keinem Gegenstande spricht, der über das Ende der Republik herab-

reicht. Es sieht aus, als hätte man sich das Wort darauf gegeben. Den vornehmsten Grund für dies Zusammenschmelzen des Vorrates an geschichtlichen Beispielen sieht Peter (11), Bd. 1, S. 71 darin, daß die Rhetorenschule sich scheute, durch Beziehungen auf die Gegenwart beim Hofe anzustoßen, so daß sich in ihr keine Tradition für die Kaisergeschichte ausbildete, und es späteren unbefangenen Geschlechtern an der erforderlichen Kenntnis früherer Vorgänge aus ihr fehlte. Mindestens ebenso entscheidend ist der von Peter an zweiter Stelle S. 32 angeführte Grund: die in der Rhetorschule überhaupt liegende Abkehr von der Wirklichkeit im Leben. Nirgends tritt eine genauere Bekanntschaft mit dem Einzelnen hervor, die geschichtlichen Namen und Zeiten dienen nur zum Ausgangspunkt der allgemeinen Erörterung, und wir begreifen Suetons Ausdrücke: ex historiis trahebantur (ebenda S. 21). Und ganz bedenklich muß es stimmen, daß die Sucht, pikante Situationen zu erfinden, nicht selten dazu verleitete, die geschichtliche Wahrheit zu fälschen, was sogar mit den Ereignissen der jüngsten, von vielen Hörern noch mit erlebten Vergangenheit geschah. Beispiele dafür bei Peter (11) 1, S. 21. So lag gegen Ende der Regierung des Augustus der Apparat von Beispielen und Typen im wesentlichen gesammelt vor und vererbte sich als eiserner Bestand der Schule teils durch Lehrbücher, teils durch mündliche Mitteilung von Geschlecht zu Geschlecht.

Eine solche Sammlung hat sich bekanntlich im Werke des Valerius Maximus erhalten. Genauer sich mit ihr zu befassen, liegt jenseits der Grenzen unseres Berichtes. Lediglich unter dem uns interessierenden Gesichtswinkel betrachtet Alewell (94) diese Schrift S. 36 ff. Nur für rhetorische Zwecke war die Sammlung bestimmt, und nur dafür ist sie auch benutzt worden. Weil das Werk ein praktisches Handbuch für die Schule war, das immer wieder gebraucht wurde, ist es uns erhalten geblieben. Der Zweckbestimmung entspricht die Form: die Einteilung nach sachlichen Rubriken und innerhalb dieser nach exempla interna und externa, die Voranstellung der heimischen Beispiele und deren weitaus größere Zahl, das alles erklärt sich ohne weiteres aus den Vorschriften der Rhetoren über die Anwendung des Beispieles. Über des Valerius Vorgänger handelt Alewell S. 40 ff., über Hygin im besonderen S. 45, über Nepos S. 46. Das Zitat aus Pomponius Rufus Val. Max. IV 4 praef. schaltet er als fremde Zutat aus unter Zustimmung von Klotz. Daß schon Cicero eine solche Sammlung für seine der römischen Geschichte entlehnten Beispiele zur Hand

hatte, sieht Schönberger (79) S. 15 für möglich an; Alewell S. 41 und Klotz lehnen diese Annahme ab.

Genaueres über die oder eine Quelle des Valerius Maximus ermittelt zu haben, ist Klotz (66) vorbehalten geblieben. Es ist ihm gelungen, aus Valerius Maximus und dem jüngeren Seneca in erster Linie, dazu aus Pr. Frontin strateg., Macrob. 1, 11 und Apul. apol. 18 den Grundstock einer alten Exemplasammlung zu rekonstruieren. Ergänzungen werden dann noch andere Schriftsteller bieten, z. B. Frontin, de viris illustribus, Velleius, Ammian, Rhetoren und gelegentlich auch Dichter. Eine Hauptquelle dieser Sammlung bildete Livius, daneben sind die Annalisten, Cato, Asinius Pollio und Cicero herangezogen. Über die Zeit des Augustus hinaus scheinen keine Spuren zu führen. Ob diese Sammlung die exempla Hygins waren, wie er hier zunächst annahm, erklärt Klotz selbst später (94) mit Alewell für fraglich, aber jedenfalls sei sie von Hygin beeinflußt gewesen. Es sei überhaupt geratener, mit Immisch nicht an ein festgefügtes Buch zu denken, sondern an eine *παράδοσις*, ähnlich wie sie sich in der Mythenbehandlung erkennen läßt.

Dann stellt Alewell (94) in seinem Kapitel 3 die in der römischen Kaiserzeit verwendeten Beispiele nach den Rubriken des Valerius Maximus geordnet zusammen. Herangezogen sind die beiden Seneca, Quintilian, die unter dessen Namen gehenden Deklamationen, die augusteischen Dichter, Lucan, die Octavia, Persius, Juvenal, Statius, Martial, Petron und die beiden Plinius. Kapitel 5 gibt dann an, welche Beispiele die einzelnen Autoren verwendet haben. Das dazwischen liegende Kapitel 4 handelt über die Anwendung und Einführung der Beispiele, wobei die Praxis und mündliche Tradition der Rhetorschule die gebührende Beachtung findet. Einzelne Einwendungen gegen die Art der Behandlung des Themas erhebt Klotz in seiner Besprechung. Hoffentlich findet die gebotene reiche Materialsammlung reichlich Beachtung und Verwertung.

Eine Liste der bei den bedeutenderen römischen Schriftstellern seit Augustus bis zu den Kirchenvätern als typische Beispiele verwendeten Personen hat auch Piton (54) gegeben. Er nennt Brutus, Lucretia, Cocles, Mucius Scaevola, Cloelia, Coriolan, Camillus, Cincinnatus, Virginia mit Virginius, Curtius, Coruncanius, Curius, Fabricius, Decius, die beiden Cato, Scaurus, Regulus, die Scipionen, Aelius Tubero, Crassus, Marius, Catilina, Pompeius, Sulla.

Schönbergers tüchtige Arbeit (79) darf hier nicht über-

gangen werden, da ja schon bei Cicero sich die Anfänge dieser typischen Reihen finden, wie die nach Kategorien geordnete Aufstellung S. 15—31 dartut. Hübsch ist der S. 32ff. ausführlich begründete Nachweis, daß Cicero gern zu heimischen Beispielen greift, wenn er loben, zu auswärtigen, wenn er tadeln will, ganz im Einklang mit der Theorie.

Lützen (59), der darlegt, daß vieles in der Rhetorschule Gelernte sich bei den Gebildeten bis ins Alter lebendig erhielt (s. u. S. 232), mustert unter diesem Gesichtspunkte die typischen Beispiele S. 14—25 und warnt davor, sofort an gegenseitige Abhängigkeit zu denken, wenn bei zwei verschiedenen Autoren dasselbe Beispiel bei derselben Gelegenheit und in übereinstimmender Weise angewendet wird.

Von den als Beispiel gern gebrauchten Personen ist Alexander der Große ein ganz besonderer Gegenstand des Interesses gewesen. Veranlassung dazu gab die umsichtige und gründliche Dissertation Hoffmanns (58). Er stellt fest, daß durchweg zwei Grundauffassungen über Alexanders Wesen im Altertum nebeneinander hergehen, die eine, mehr populäre, die in ihm das Ideal des Heldenkönigs sieht, die andere, die kritische, die in ihm den von der τύχη getragenen Tyrannen erblickt. Nach ihm vertreten die Philosophen durchweg die zweite Richtung, bei den Historikern laufen je nach der politischen Parteistellung von Anfang an beide Richtungen nebeneinander her. In der Diadochenzeit trat die abwägende Betrachtung von Verdienst (ἀρετή) und Glück (τύχη) in den Vordergrund, die den Rhetorschulen willkommene Themata für ihre Deklamationen darbot. Der dort schon heimische Tyrannentypus fand in Alexander einen neuen Vertreter. So war die Rhetorik Alexander nicht freundlich gesinnt und blieb auch in Rom eine ausgesprochene Gegnerin Alexanders, trotzdem in der nachsullanischen Zeit dieser in Italien eine populäre Figur wurde. Da aber im 1. Jahrh. n. Chr. die Rhetorik die ganze Literatur beherrscht, wird die alexanderfreundliche Richtung fast ganz verdrängt. Bei Lucan und dem jüngeren Seneca verquickt sich das Alexanderbild der Rhetoren mit dem der Philosophen. Bei Trogus stehen beide Richtungen ziemlich unvermittelt nebeneinander, bei Curtius sind Elemente der ungünstigen Tradition in die zugrundeliegende panegyrische Darstellung willkürlich und meist kritiklos verarbeitet: bei beiden verrät sich so der Einfluß der Rhetorik. Daß Trajan und die späteren Kaiser Alexanderkultus treiben, übte natürlich auch seine Rückwirkung auf die Literatur. Plutarch in

περὶ τῆς Ἀλεξάνδρου τύχης ἢ ἀρετῆς tritt nur im Sinne der Rhetorik für des großen Königs *ἀρετή* ein, wenn sie einmal gegen Alexandergegner kämpfte. Er hat nur ein Paradoxon zu rein epideiktischen Zwecken durchzuführen versucht.

Im großen und ganzen sind die Ausführungen Hoffmanns durchaus richtig, aber einige seiner Aufstellungen erregten doch Bedenken. So konnten denn Weber (76) und Eicke (70) das von ihm gezeichnete Bild in mancher Hinsicht vertiefen und korrigieren. Am meisten wird davon die Stellung der Philosophen betroffen. Über Plutarch handelt Eicke S. 53 und sieht in der eben erwähnten Abhandlung über Alexander kein leeres rhetorisches Kunstwerk, sondern mit Hirzel eine Tendenzschrift gegen Kyniker und Stoiker entsprechend den Tendenzen des Zeitalters Trajans. Und Weber nennt Plutarch einen enthusiastischen Bewunderer Alexanders. Letzterer möchte in seiner Darstellung überhaupt mehr die einzelnen Urteile nebeneinander stellen als durchgehende Entwicklungslinien ziehen. Aber darin gibt er Hoffmann durchaus Recht, daß die römische Rhetorik eine ausgesprochene Gegnerin Alexanders war. Von ihr sind Trogus, Livius und Curtius beeinflußt, die Weber alle drei den Alexandergegnern einreiht. Bei Curtius siege die *τύχη* fast auf der ganzen Linie über die *ἀρετή*.

Christensen (67) zeigt, daß Alexander bei den römischen Dichtern, höchstens den rhetorisierenden Lucan ausgenommen, keine nennenswerte Beachtung gefunden hat.

Nach Rüegg (61) verfolgt Plutarch in seinen Schriften pädagogische Ziele und will in Alexander ein Musterbeispiel aufstellen. Nach dieser Auffassung würde die Rhetorik im wesentlichen ausscheiden.

Zum rhetorischen Alexandertypus ist dann noch auf Schwartz (52) zu verweisen. Auch Hirzel (3) Bd. 2, S. 71, 74, 75 kann herangezogen werden.

Zu Metellus caecatus als Rhetorenbeispiel vgl. Leuze (47), zum älteren Cato Piton (54), zu Sulla und Marius Lützen (59), S. 18 u. 19. Über Cicero s. S. 249.

Die Vorliebe der Rhetorschule für den jüngeren Cato schildert Friedländer (25), S. 210 gut mit den Worten: Das Lob Catos gehört zu den mit Vorliebe verwendeten Inventarstücken der Rhetorenschule, wo jeder einmal als Knabe Catos Monolog vor dem Selbstmorde ausgearbeitet hatte. Ließe es einen Schluß auf die politische Gesinnung derer, die es im Munde führten, zu, so müßten fast alle Autoren jener Zeit (des 1. nachchristlichen Jahr-

hunderts) Republikaner gewesen sein. Zum Schlußsatz vgl. Boissier (65), S. 93.

Weiteres zum jüngeren Cato als typische Figur findet sich bei Peter (11), Bd. 1, S. 65, 78, 165, 180, Bd. 2, S. 97, Breuer (34), Dyroff (69), Piton (54), Lützen (59), S. 20.

Eingehender verfolgt das Bild Catos durch die Literatur Busch (81). Er stellt fest, daß Cato das ganze Altertum hindurch hochangesehen war. Tadler wie Martial oder kälter von ihm sprechende wie Quintilian bilden Ausnahmen. Die Angriffe Cäsars und anderer politischer Gegner sind so gut wie ohne Wirkung auf die Nachwelt geblieben. Besonderen Einfluß auf die Bearbeitung der Späteren hat der rhetorisierende Lucan geübt. Über Cato als den Helden zahlreicher Deklamationsthemen kann Busch nichts Neues beitragen.

Daß die Rhetorik der Individualität feindlich ist und an deren Stelle Charaktertypen setzt, ist die glückliche Formulierung einer allgemein gemachten Beobachtung durch Leo (97), S. 341. Ein solcher bei den Deklamatoren beliebter Typ ist der des Tyrannen, der eingehendere Beachtung in den Untersuchungen über die Rechtsgrundlagen der Deklamationen gefunden hat; s. o. S. 217. Nichts Neues bringt Peter (11) S. 38. Boissier (65), S. 84 legt Wert auf die gelegentlich vorhandene politische Nebenbedeutung solcher Themen, während diese Peter ganz gering anschlägt.

Nach Jerome (92) hat Tacitus auf Tiberius die Züge und colores des Tyrannen der Deklamatorenschule übertragen.

Kontroversienthemen (Sen. 6, 7 und Quint. 291) bringt als Parallelen zum bekannten Novellenstoff von Antiochus und Stratonike Mesk (99) bei. Dazu kann auch Ogle (89) eingesehen werden. Auch Lier (103) zieht dann und wann die Rhetorik heran. Weitere einschlägige τόποι finden sich bei Wilhelm (33). Über die Rache der Bildsäule als Deklamationsthema ist v. Wilamowitz (26) nachzuschlagen. Das Lob Italiens als rhetorischen τόπος erwähnt Klotz (50) S. 111.

Nach Schultheß (45) handelt es sich bei dem von Herodes gefaßten Plan einer Durchstechung des Isthmus um die Verwirklichung einer Idee, die einen Gemeinplatz der Rhetorenschule ausmachte.

In einer ganzen Reihe von Aufsätzen (1. 4. 22a. 25. 31. 51) bespricht von Morawski beliebte glückliche oder auffällige Wendungen, die, wenn einmal gefunden, durch die Jahrhunderte hindurch fortlebten. Den Grund dafür findet er mit Recht in der

Einwirkung der Rhetorschule, deren mächtiger Einfluß auf die Prosa und zum Teil auch auf die Poesie der silbernen Latinität durch ihn in helles Licht gerückt wird. Dankenswert wäre es, wenn der Verf. Heräus' Wunsch (4) erfüllen würde, das rhetorische Element bei den späteren römischen Schriftstellern einmal im Zusammenhang zu behandeln. Aus den ampullae (25) sei der Abschnitt über die bei Verherrlichung von Siegen üblichen rhetorischen Kunstgriffe S. 12ff. herausgehoben, aus dem Aufsatz über Properz (81) der versuchte Nachweis von Einflüssen der Deklamatorenschule auch auf diesen Dichter. Bedenken gegen einzelne Aufstellungen in den ampullae erhebt Gemoll (25), und sicher liegt bei derartigen Versuchen die Gefahr nahe, in Einzelfällen zu rasch zu verallgemeinern.

Den bei v. Morawski noch unausgesprochen gebliebenen Schluß hat Lützen (59) gezogen. Ausgehend von der Tatsache, daß jeder Schriftsteller neben der eigenen Anlage zu einem gar nicht so geringen Teile unter dem Banne seiner Zeit steht, daß gleichartige Schulbildung, Lektüre derselben Modeschriftsteller, dieselben konventionellen Umgangsformen eine ganze Reihe gleichartiger Wendungen, Ausdrücke und Bilder im Gefolge haben müssen, und daß der Einzelne, je weniger er individuell veranlagt ist, desto mehr mit diesem allgemeinen Gut arbeiten wird, spricht er endlich den auf der Hand liegenden Gedanken einmal aus, daß die vielen gegenseitigen Anklänge bei den Schriftstellern des ersten nachchristl. Jahrhunderts zu einem recht beträchtlichen Teile aus dem Phrasenschatz der Rhetorschule stammen, die sie ja alle einmal durchlaufen hatten, die sich so ganz ungezwungen erklären, ohne daß man gleich zur Annahme gegenseitiger Abhängigkeit oder einer gemeinsamen Quelle greifen muß. Solche Einflüsse der Rhetorschule sind schon in einzelnen Punkten bei Sallust, Nepos und Livius, ja sogar bei Cicero in seinen letzten Reden nachweisbar und häufen sich dann bei den späteren ungemein. Im einzelnen wird das dann für eine Reihe beliebter loci communes (vor allem de varietate fortunae, de saeculo et divitiis und de morte) durch Beispiele belegt, die keineswegs erschöpfend sind, aber es auch nicht sein wollen. Mitunter wirkt die Übereinstimmung direkt verblüffend. Einige Korrekturen gibt Hosius (59). Natürlich darf man sich nun nicht verleiten lassen, alles auf diesem Wege erklären zu wollen, aber mit Takt und Verständnis angewendet werden Lützens Anregungen bei Quellenuntersuchungen dazu dienen, manchen Mißgriff zu verhüten.

II. Zu den einzelnen Schriften.

1. Seneca und die von ihm angeführten Deklamatoren.

107. Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart 1894 ff.

108. E. Wölfflin, Der Vorname des Rhetors Seneca. RhM. 50 (1895), S. 320.

109. J. van der Vliet, Sur les suasoriae VI et VII de Sénèque. RPh. 19 (1895) S. 38.

110. R. Novák, Sprachliche und kritische Bemerkungen zum Rhetor Seneka. WSt. 17 (1895) S. 298.

111. M. Ihm, Zur Überlieferung des älteren Seneca. RhM. 50 (1895) S. 362.

112. A. Gercke, Senecastudien. JJ. suppl. 22 (1896), S. 133.

113. W. Heraeus, Oculis contrectare. ALL. 9 (1896), S. 596.

114. A. Köhler, Zum metaphorischen coquere. ALL. 10 (1896), S. 289.

115. F. Detlefsen, Zur Kenntnis der Alten von der Nordsee. H. 32 (1897), S. 196.

116. R. Sabbadini, Spigolature latine. La diffusione delle declamationes di Seneca e Giovanni Andrea Bassi. StIF. 5 (1897), S. 377.

117. E. Hedicke, Studia Bentleiana II. Prg. Freienwalde 1899.

118. S. Linde, Adversaria in latinos scriptores. Lund 1900.

119. E. Thomas, Schedae criticae novae in Senecam rhetorem. Ph. suppl. 8 (1900), S. 157.

120. A. Cima, Analecta latina. 1901.

121. A. Klotz, Das Geschichtswerk des älteren Seneca. RhM. 56 (1901), S. 429.

122. Demetrii Phalerei qui dicitur de elocutione libellus praefatus recensuit adnotavitque L. Radermacher. Leipzig 1901.

123. Sénèque le rheteur, Controverses et suasoires. Traduction nouvelle, texte revue par H. Bornecque. 2 Bde. Paris 1902. — Rez.: Fabia, RPh. 27 (1903), S. 259; Waltz, REA. 4 (1903), S. 312; Gudeman, AJPh. 24 (1903), S. 327; Helm, BphW. 1904, S. 13; Burkhard ZöGy. 58 (1907), S. 407.

124. H. Bornecque, Le texte de Sénèque le père. RPh. 26 (1902), S. 360; 27 (1903), S. 53.

125. R. G. Kent, On Albinovanus Pedo. CR. 17 (1903), S. 311.

126. H. de la Ville de Mirmont, Le déclamateur Alfius Flavus. RPh. 28 (1904), S. 250.

127. R. Engelmann, Ein neues Urteil Salomonis. H. 39 (1904), S. 146.

127a. Th. Zielinski, Die Cicerokarrikatur im Altertum. Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest des historisch-philologischen Vereins der Universität München. 1905. München. 1905. S. 14. Wiederabgedruckt in: Cicero im Wandel der Jahrhunderte. 2. Aufl. Berlin u. Leipzig 1908, S. 42, 347. 3. Aufl. 1912, S. 12, 280.

128. E. Rolland, De l'influence de Sénèque le père et des rhéteurs sur Sénèque le philosophe. Recueil des travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres de l'université de Gand. 32. Gent 1906. — Rez. W. BBB. 10 (1906), S. 283. — Gemoll, WklPh. 1907, S. 150; Bickel, BphW. 1908, S. 1114.

129. C. Hosius, De imitatione scriptorum Romanorum imprimis Lucani. Festschrift der Universität Greifswald zum Rektorwechsel 1907.

130. G. Misch, Geschichte der Autobiographie. Bd. 1. Leipzig u. Berlin 1907.

131. C. Preisendanz, De L. Annaei Senecae rhetoris apud philosophum filium auctoritate. Ph. 67 (1908), S. 68. Davon S. 68—102 SA. als Heidelberger Diss.: De L. Annaei Senecae patris vestigiis in Senecae philosophi scriptis deprehendendis.

*132. M. Cervati, La grammatica di Seneca il retore. Turin 1908. — Rez. AG. Rivista di storia antica 12 (1908), S. 348; Giambelli, Boficl. 16 (1909), S. 31; P. Hessen, BBP. 13 (1909), S. 86.

*132a. Derselbe, Il recentismo in A. Seneca il retore. Classici e Neolatini 5 (1909), S. 61.

133. H. Schendel, Quibus auctoribus Romanis L. Annaeus Seneca in rebus patriis usus sit. Diss. Greifswald 1908. Rez. Gemoll, WklPh. 1909, S. 212; Klotz, BphW. 1909. S. 1525.

134. F. Bücheler, Prosopographica. RhM. 63 (1908), S. 190.

135. R. Novák, Textkritische Studien zu Seneca Rhetor. WSt. 30 (1908), S. 104, 243.

136. E. Bickel, Die Schrift des Martinus von Bracara formula vitae honestae. RhM. 60 (1909), S. 510.

137. F. Leo, Coniectanea. H. 40 (1905), S. 608.
138. H. de la Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère. Bulletin hispanique 12 (1910), S. 1; 14 (1917), S. 11, 229, 341; 15 (1913), S. 154, 237, 384.
139. G. H. Müller, Animadversiones ad L. Annaei Senecae epistulas quae sunt de oratione spectantes. Weida 1910. Leipziger Dissertation.
140. P. Germann, Die sogenannten sententiae Varronis. Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. III 6. Paderborn 1910.
141. J. de Decker, Ingenium in numerato habere (de l'origine historique d'une locution courante). RIPB. 53 (1910), S. 371.
142. Derselbe, L. Vinicius III vir flamine moneta. Ebenda S. 375.
143. H. de la Ville de Mirmont, Les fabulae de Statorius Victor. RhPh. 35 (1911), S. 276.
144. P. Wendland, de fabellis antiquis earumque ad christianos propagatione. Prg. Göttingen 1911.
145. W. C. Summers, Notes on the controversiae of the elder Seneca. ClQ. 5 (1911), S. 17.
146. A. Hallström, ad Senecam rhetorem adnotationes tres. Eranos 4 (1911), S. 248.
147. H. Wernicke, de geminationis figurae in orationibus latinis usu. Diss. Rostock 1912.
148. A. W. Bährens, Beiträge zur lateinischen Syntax. Ph. suppl. 12 (1912), S. 235.
149. J. de Decker, ad Sen. rhet. suas. II 10. RIPB. 55 (1912), S. 9.
150. K. Kistner, Arnobiana. Prg. St. Ingbert 1912.
151. R. Reich, Quid e Senecae philosophi eiusque patris scriptis da luxuria illius aetatis colligi queat et quid de his rebus censuerit philosophus. Prg. Lundenburg 1912.
132. R. Novák, Kritische Studien zu Seneca Rhetor. W. St. 34 (1912), S. 394; 35 (1913), S. 131; 289.
153. T. Frank, Marginalia. AJPh. 34 (1913), S. 325.

An Ausgaben ist nur die von Bornecque (123) zu verzeichnen, dessen Übersetzung der lateinische Originaltext als fortlaufende Anmerkung begleitet. Dieser weicht, abgesehen von Interpunktionsänderungen, an über 600 Stellen von dem der Müllerschen Ausgabe ab, über die Bornecque selbst in der Revue de philologie (124) berichtet hat. Die Textgestaltung ist durchweg von konservativen

Gesichtspunkten geleitet, kehrt nicht selten zur Überlieferung zurück, nimmt gebührend auf die Klauseltechnik Rücksicht bes. durch Wortumstellungen und bietet in dem Neuen manches Gute.

Sehr verdienstlich ist Bornecques französische Übersetzung (123), die gelegentlich wohl einmal etwas frei, sehr gute Dienste für das Verständnis der Schrift und deren Kenntnis in weiteren Kreisen leisten kann. Dagegen enttäuschen die beigegebenen, meist aus Parallelstellen und ganz kurzen Erklärungen bestehenden Anmerkungen. Doch wollte ja der Verf. keinen eigentlichen Kommentar geben.

Der codex Riccardianus 1179, im Auftrag Politians geschrieben und von diesem selbst durchkorrigiert, der eng mit dem Vaticanus 5219 und dem Bruxellensis 9144 verwandt ist, verdient nach Ihm (111) ebenso wie der Vaticanus 5219 eine sorgfältige Kollation. Er gibt weitere Beiträge zur Geschichte dieser Handschrift und der des Vaticanus, wozu Sabbadini (116) Ergänzungen und Berichtigungen bringt. Was beide über die Handschrift oder Handschriften des Nicolaus von Cusa sagen, bedarf wohl nochmals der Überprüfung.

Bentleys Lesarten und Konjekturen zu Seneca stellt Hedicke (112) zusammen.

Von den textkritischen Beiträgen ist am wichtigsten und reichhaltigsten die Arbeit von Thomas (119). Im einleitenden ersten Kapitel wird nochmals der Wert der beiden Handschriftengruppen AB und VD abgewogen und manche fördernde Einzelbeobachtung beigesteuert, die besonders der Charakteristik von D zugute kommt, aber die grundsätzliche Bewertung der beiden Gruppen erleidet dadurch keine Verschiebung. Bei den Exzerpten warnt Thomas vor zu raschem kritischen Eingreifen, da man gar zu leicht in die Versuchung versetzt ist, statt der Überlieferung den Verfasser zu korrigieren. Die folgenden Abschnitte behandeln Stellen, an denen am überlieferten Text festgehalten werden muß. Sie räumen angebliche grammatische Anstöße hinweg und bringen Erklärungen schwieriger Stellen. Dann werden Interpunktionsänderungen und Textumstellungen vorgeschlagen, Dittographien und Lücken beseitigt, schließlich die griechischen Partien behandelt.

Auch Nováks Bemerkungen (110, 135, 152), der eine neue Ausgabe Senecas plante, bieten vieles Gute und verdienen meist auch da Beachtung, wo man nicht ohne weiteres zustimmt, da sie auf eingehender Kenntnis des Sprachgebrauchs beruhen und manche feine Beobachtung zu diesem beisteuern.

Einzelne Stellen behandelten ferner v. Winterfeld (5), van der Vliet (109), Heraeus (113), Köhler (114), Linde (118), Helm (123), Leo (137), Hoffa (72), de Decker (142, 149), Summers (145), Hallström (146), Frank (153). Sprachliche bes. syntaktische Erläuterungen vieler Stellen gibt Bährens (148).

Wenig Neues ließ sich über Senecas Lebensumstände sagen.

Für Lucius als Pränomen, wie es auch die bessere Überlieferung bietet, führt Wölfflin (108) als neue Stütze an, daß Quint. 10, 1, 125 das Pränomen zugesetzt hätte, wenn es von dem des Sohnes verschieden gewesen wäre. Diese Schlußfolgerung erkennt nicht als zwingend Simonds (10) an und verzichtet darauf, ein Pränomen anzugeben.

Über die durch das gleiche Pränomen mitveranlaßte Vermengung der Schriften von Seneca Vater und Sohn handelt Bickel (136).

Lebensabrisse Senecas bieten Roßbach PW (107) Bd. 1, S. 2237, Simonds (10), Bornecque (29 und 123) und Schanz (84), von denen am wenigsten selbständig der von Simonds, am ausführlichsten der von Bornecque (29) ist. Naturgemäß bringen sie fast nichts Neues. Das Geburtsjahr setzt Bornecque (29) S. 10 zwischen 55 und 58, Simonds zwischen 60 und 53, Roßbach spätestens 54, Schanz um 55 an. Daß Seneca von Beruf nicht Rhetor war, heben besonders Roßbach und Bornecque sowie de la Ville de Mirmont (143) hervor. Roßbach (107) vermutet, daß er Sachwalter oder kaiserlicher Prokurator war.

Über Senecas rhetorische Studien trägt das vorhandene Material nochmals übersichtlich Heß (13) S. 31ff. zusammen. Besonders sucht er zu ergründen, welche der im Werke genannten Deklamatoren Seneca selbst gehört hat. Daß dabei ein guter Teil bloße Vermutung bleiben muß, ist ja natürlich. Eine Charakteristik der ganzen Persönlichkeit geben Friedländer (24) S. 196 und Bornecque (29) S. 16ff.; letztere besonders lesenswert.

Die von Klotz (121) geäußerte Ansicht, das Geschichtswerk des Vaters Seneca sei vom Sohne nicht herausgegeben worden, wurde von ihm selbst (133) wieder als irrig aufgegeben, nachdem schon Schendel (133) das Unhaltbare der Hypothese aufgedeckt hatte. Als Ausgangspunkt der Erzählung nimmt Roßbach (107) die Zeit der gracchischen Unruhen, Klotz (121) und Schanz (84) wohl richtiger den Kampf zwischen Marius und Sulla an. Daß der Philosoph Seneca vom Tode des Drusus ab seine geschichtlichen Notizen aus dem Werke des Vaters geschöpft habe, vermutet Schendel (133), aber wirkliche Beweise dafür kann er nicht beibringen. Das Senecazitat

bei Sueton Tib 73 wird wohl nun allgemein für aus dem Werke des Vaters entlehnt angesehen, dagegen sind über Lactanz inst. div. 7, 15, 14, die Meinungen noch geteilt: Klotz, Schendel, Bornecque weisen das Zitat dem Philosophen, Peter (11) Bd. 2, S. 40, Schanz (84) S. 475 und Roßbach (107) dem Vater zu.

Über das erhaltene Werk handelt am ausführlichsten wieder Bornecque (29), S. 22ff., wozu Simonds (10), S. 47 eingesehen werden kann.

Daß es mit der Versicherung, alles aus dem Gedächtnis aufgezeichnet zu haben, nicht gerade genau zu nehmen ist, weisen Schanz (84), S. 471, Simonds (10) und Bornecque (29) nach. Berthet (2) nennt es ein Memoirenwerk nach seinen Heften und Friedländer (24), S. 196 erinnert ganz besonders an die in der Rhetorschule reichlich angewandte und also wohl auch von Seneca ausgenützte Stenographie.

Daß die aus den einzelnen Deklamatoren angeführten Stellen im ganzen zuverlässig sind, und wir somit ein treffendes Bild der einzelnen Personen wie des ganzen Milieus bekommen — von Memoiren aus der Rhetorschule mit glänzenden Charakteristiken spricht Misch (130) —, wenn auch absolute Vollständigkeit und Unparteilichkeit nicht erstrebt ist, heben Bornecque (29) und Simonds (10) hervor. Interessant sind die Zusammenstellungen über den rhythmischen Satzschluß, bei Bornecque S. 76, während Seneca selbst wenig Wert darauf legt, wie S. 28 zeigt.

Ciceroimitation in den Vorreden zu den einzelnen Büchern deutet Simonds (10) S. 48 an.

Den Wortlaut des contr. 6, 7, Quint decl. min. 291, Calp. Fl. 22, 48 zugrunde liegenden Themas versuchte Wendland (144), S. 12 wieder herzustellen. Mesk (99) beschäftigte sich ebenfalls mit dem beliebten Stoff: Liebe des Stiefsohnes zur Stiefmutter. Nach ihm stand zunächst der Arzt im Vordergrund. Erst die Historiker und Deklamatoren ließen mehr den Vater hervortreten. Auch Engelmann (127) erwähnt ihn und sieht in ihm wie im Thema von contr. 10, 5 eine Wandergeschichte. Ein weiteres Novellenthema deckt van der Vliet (109) in contr. 1, 2 (nicht 2, 2, wie bei ihm steht) auf durch den Vergleich mit Apol. Tyr. 33ff. und Xen. Eph. 5, 7.

Suas. 6 bezeichnet derselbe (109) als eine Ehrenrettung Ciceros gegen Asinius Pollio.

Die französische Redensart avoir de l'esprit argent comptant führt de Decker (141) auf das Bonmot des Augustus von L. Vinicius zurück, contr. 2, 5 (174, 20 M) ingenium in numerato habet.

Wernicke (147) scheidet drei Arten der geminatio: geminatio simplex = Wiederholung desselben Wortes unmittelbar aufeinanderfolgend oder nur durch wenig Worte getrennt, geminatio composita, wenn das wiederholte Wort mit dem ersten durch et que oder atque verbunden ist, repetitio, wenn ganze Teile der Periode dazwischen liegen, so daß die Wiederholung den Satz nur aufnimmt. Im Anhang hat er die Beispiele aus Seneca, nach diesen drei Gruppen geordnet, gesammelt.

Daß der Philosoph Seneca auch durch seinen Vater allerhand Anregungen erhalten hat, liegt auf der Hand. Einschlägige Einzelbeobachtungen sind ja auch schon mehrfach gemacht worden, so auch von v. Morawski (4) S. 9 und (25) S. 1ff., Norden (16), S. 309 und Bährens (148), der besonders auf gemeinsame syntaktische Eigentümlichkeiten geachtet hat. Eingehendere Untersuchungen über die Beeinflussung des Sohnes durch den Vater haben Rolland (128) und Preisendanz (131) angestellt. Beide führen in einem ersten Teile inhaltliche Übereinstimmungen an: dieselbe stoisch gefärbte Weltanschauung, dasselbe warme Gefühl für das moralisch Gute, gleiche Urteile über literarische Größen oder geschichtliche Vorgänge. Vater und Sohn sind gute Kritiker, und das glänzende Erzählertalent des Älteren hat sich auf den Sohn vererbt. Ein zweiter Teil befaßt sich mit den Anklängen an die vom Vater berichteten Sentenzen und loci communes der einzelnen Deklamatoren. Besonders in diesem zweiten Teile ist es nicht immer zu bestimmen, ob den Philosophen erst das Werk seines Vaters zur Übernahme des gemeinsamen Gutes angeregt hat. Sagt doch Friedländer (24) S. 202: daß er (der Philosoph) ein fleißiger Besucher der Rhetorenschule war, zeigen seine Schriften auf jeder Seite. Und auch von ihm gelten doch Lützens Feststellungen (vgl. oben S. 232). Gegen Rollands Darstellung erheben gar manche Bedenken Bickel (128) und Gemoll (128). Schade, daß Preisendanz seiner Arbeit den geplanten dritten Teil nicht beigegeben hat, der solche Stellen bringen sollte, deren Übereinstimmung sich aus den Sätzen der gleicherweise gepflegten stoischen Philosophie und nicht aus direkter Entlehnung erklärt. Von den beiden kurzen Abschnitten über die formal-sprachlichen Zusammenhänge der beiden Seneca bei Rolland, 26—28 und 60—66, sagt Bickel mit Recht, daß sie nur übereinstimmende Phrasen unter dem Gesichtspunkt der imitatio bringen, ein Versuch aber, das Latein der beiden in einer historischen Stilskizze grammatisch und lexikalisch zu vergleichen, nicht vorliegt. So bieten beide Abhandlungen nur Vorarbeiten und Materialsammlungen für eine kritisch sichtende Unter-

suchung, noch nicht diese selbst. Gemoll (128) macht noch darauf aufmerksam, daß der Text des einen Seneca manches zur Besserung des andern beitragen kann, daß in den dem Philosophen untergeschobenen Schriften die Beziehungen und Anklänge an die Rhetorschule fehlen, und daß in den jüngsten Schriften des Sohnes der Einfluß des Vaters am stärksten sich zeigt.

Da der Sohn in vielem seinem Vater folgt, zieht Reich (151) in seiner Besprechung der Stellen des Philosophen über den Luxus seiner Zeit auch die entsprechenden Partieen des Vaters heran. Daß dabei nicht selten der bekannte τόπος der Rhetorschule vorliegt, und nicht immer Rücksicht auf tatsächlich bestehende Zustände genommen ist, merkt der Verf. mit Recht nach Friedländers Vorgang an.

Auch Müller (139) entnimmt in seinen Untersuchungen zu Senecas Briefen über die Redekunst gelegentlich Parallelen der Schrift des Vaters, wobei Ergänzungen und Berichtigungen zu dem von Preisendanz (131) Gebotenen abfallen.

Auch Gerckes Urteile über den jüngeren Seneca als Stilisten (112), S. 133ff. können hier und da mit Nutzen verglichen werden.

Nachahmungen Senecas durch Lucan verzeichnet Hosius (129), S. 14.

Eine Reihe von Berührungen zwischen Seneca, den beiden unter Quintilians Namen gehenden Deklamationssammlungen und Calpurnius Flaccus führt Bornecque (29) S. 30f. und in den Anmerkungen zur Übersetzung (123) an. In der Annahme direkter Nachahmung und Übernahme scheint er mir allerdings viel zu weit zu gehen.

Seneca als Quelle des Arnobius nennt Kistner (150), S. 3.

Germann (140) S. 53 führt sententiae Varronis 24 und Cäcilius Balbus 84 auf contr. 1 praef. 6 zurück. Derselbe erinnert nochmals an die schon von Gronov gemachte Beobachtung, daß Seneca (philosophus) in X epistularum ad Novatum bei Priscian de figuris numerorum (gramm. lat 3, S. 410, 6) ein schiefes auf contr. 10, 5, 21 zurückzuführendes Zitat ist, da Schanz (84) II 2, S. 407 die Stelle wieder bei den verlorenen Schriften des Philosophen Seneca anführt.

Contr. 2, 3 ist, wie von Winterfeld (5) gesehen hat, in die gesta Romanorum 280 übergegangen. 15 Controversien als Vorlagen zu Stücken der gesta Romanorum zählt Bornecque (29) S. 32 auf.

Einige allgemeine Bemerkungen, z. B. über Heimat, Stilrichtung, ob berufsmäßig Lehrer, schickt Bornecque (29), S. 137ff. seinem alphabetischen Verzeichnis sämtlicher bei Seneca erwähnten Deklamatoren voraus. Er gibt über jeden knapp die biographischen

Daten und eine literarische Charakteristik. Die bedeutenderen behandelt auch Schanz (84) § 336, S. 478 ff. Hoffa (72) steuert ebenfalls manchen neuen Zug bei. De la Ville de Mirmont (138) behandelt die aus Spanien stammenden Deklamatoren in gefälliger Darstellung. Auch die ausführlicheren Artikel bei Pauly-Wissowa sollen verzeichnet sein.

Zu Adaeus vgl. Brzoska (107) 1 S. 342.

M. Aemilius Scaurus Mamercus Bornecque (29), S. 143, v. Rhoden (107), 1, S. 583.

Den Text der Verse 1—7 des Gedichts von Albinovanus Pedo, suas 1, 15 behandelt Kent (125). Die sachlichen Angaben benutzt Detlefsen (115) S. 196.

C. Albucius Silus: v. Rhoden, PW. (107), Bd. 1 S. 1331; Schanz (84) S. 484; Hoffa (72) S. 25. Bornecques Vermutung, die Zeit seiner Geburt liege zwischen 60 und 55 v. Chr., ist nicht sicher. Nach Hoffa nahm er eine Mittelstellung zwischen der alten und der neuen Richtung ein.

Alfius Flavus widmet De la Ville de Mirmont (126) eine kleine Studie. Ovids Einfluß habe nicht gut auf ihn eingewirkt, wie er denn bei seinen poetischen Neigungen ganz von Dichtern abhängig sei. Das von Plinius nat. hist. 9, 8, 25 erzählte Geschichtchen könne sehr wohl in einer seiner Deklamationen gestanden haben. Geboren sei er zwischen 13 und 7 v. Chr. Vielleicht war er ein Enkel von Ciceros Freund C. Alfius Flavus. Heß (13) S. 46 nimmt als Geburtsjahr 24 v. Chr., Bornecque (29), S. 149 etwa 35 v. Chr. an.

Zu Arellius Fuscus vgl. de Decker (149), Brzoska (107) Bd. 2, S. 635, Bornecque (29) S. 150, Schanz (84) S. 487.

Reitzenstein (107) Bd. 2 S. 711 nimmt unter Zustimmung von Bornecque (29) S. 153 die Hypothese von Reiske und Jacobs wieder auf, daß Argentarius eine Person mit dem Epigrammatiker der Anthologia Palatina sei.

C. Asinius Pollio kommt bei Groebe (107) Bd. 2 S. 1589 auch als Deklamator zu seinem Recht; dazu Bornecque (29) S. 153.

Den Apollodoreer Bruttedius Niger behandeln Bornecque (29) S. 156, Schanz (84) S. 496 und Henze (107) Bd. 3 S. 907.

Nach Bücheler (134) kann der contr. 10 praef. 12 zitierte Rhetor Capito mit dem CIL. 14, 4209 angeführten identisch sein.

Cassius Severus widmet einen ausführlichen Artikel Brzoska (107) Bd. 3 S. 1744. Das Praenomen ist nicht sicher. Er stamme nicht aus Longula. Das Jahr seiner Verbannung sei 8 v. Chr., geboren sei er in den vierziger Jahren v. Chr. Nahm er zu einer Theorie

Stellung, so war er Theodoreer. Er gehört zu den Bahnbrechern der modernen Richtung und nahm unter den römischen Deklamatoren eine ähnliche Stellung ein wie seinerzeit in Athen Demetrius von Phaleron. Er huldigte genialer Ungebundenheit und wildem Naturalismus. Asianer war er nicht und mehr Redner als Deklamator. Schanz (84) S. 481 setzt die Verbannung nach 12 v. Chr. an und entsprechend das Todesjahr nach 37. Bornecque (29) S. 157 nimmt für beide Daten 12 v. Chr. bezw. 37 n. Chr. an. Er hält es für sehr schwer, sich von seinem Wesen ein richtiges Bild zu machen. Nach Hoffa (72) S. 36 fing er an, sich von der alten rednerischen Praxis loszusagen, ohne sich seines Überganges zur neueren Richtung voll bewußt zu sein.

Auch Cestius Pius ist von Brzoska (107) Bd. 3, S. 2008 ausführlich behandelt worden. Die Charakteristik ist gut; dazu Bornecque (29) S. 160. Nichts Neues bei Schanz (84), S. 489. Über des Cestius Bedeutung für die Cicero-Karikatur vgl. Zielinski (127a) S. 12 und 287.

Clodius Sabinus hält mit Sex. Clodius, dem Lehrer des Antonius, für identisch Brzoska (107) Bd. 4, S. 66, was Stein (107), Bd. 4, S. 99, Schanz (84) S. 492 und auch Bornecque (29) S. 163 im Anschluß an Klebs ablehnen.

Clodius Turrinus betrachtet Heß (13), S. 25 in erster Linie als Redner, der allerdings daneben auch eifrig deklamierte; dazu vgl. Bornecque (29) S. 163 und Brzoska (107), Bd. 4 S. 103.

Daß Diocles von Karystos mit dem Julius Diocles der Anthologia Palatina eine Person ist, bejaht Reitzenstein (107) Bd. 5, S. 796. Brzoska (107), S. 801, möchte ihm nur 7, 393 der Anthologie zuteilen.

Das unvollständige Zitat von Dorion suas 1, 12 (528, 2 M) läßt sich nach Radermacher (122, S. 91; 107, Bd. 5, S. 1513) aus Demetrius περὶ ἑρμηνείας 115 ergänzen.

Contr. 2, 5, 11 verwirft Schanz (84) S. 496 Weicherts Konjektur Dionysio und hält an dem überlieferten Attico Vipsanio fest, während Bornecque (29) S. 165 sich für Gleichsetzung mit Dionysius entscheidet.

Groag (107), Bd. 6, S. 1780 nimmt an, daß Fabius Maximus zuerst gewisse Auswüchse der Deklamatorenschule auf die Gerichtsrede übertragen habe. Hoffa (72) S. 36 versteht unter novicius morbus contr. 2, 4, 11 den neuen Stil. Er macht ferner darauf aufmerksam, daß contr. 10, praef. 13 ein anderer sonst unbekannter Fabius gemeint sein wird, nicht der Freund Ovids. Über die von Fabius Maximus gern verwandten τρίκωλα vgl. Norden (16) Bd. 1, S. 289.

Daß Florus eine unbekannte Größe ist und nichts mit Julius Florus bei Quint. inst. 10, 3, 13 oder dem Freunde des Horaz und Tiberius zu tun hat, stellt Münscher (167), Bd. 6, S. 1770 fest; ebenso Bornecque (29) S. 167, der in ihm einen Vorfahren des Historikers Florus sehen möchte.

Fulvius Sparsus ist trotz mancher kritischen Bemerkung Senecas doch keins seiner enfants terribles nach Münscher (103), Bd. 7, S. 279. Quint. inst. 6, 3, 100 ist nicht auf ihn zu beziehen. Als sein Todesjahr nimmt Bornecque (29) S. 167 etwa 15 n. Chr. an.

Furius Saturninus hält Bornecque (29) S. 167 für einen Griechen, Münscher (107), Bd. 7, S. 368, dagegen trotz der griechischen Sentenz für einen Römer und fragt, ob diese aus einer gelegentlich besonders gehaltenen Epideixis stamme oder aus dem rhetorischen Unterricht für Lamia.

Über die verschiedenen Namensformen des Gavius Sabinus berichtet Münscher (107) S. 869. Daß er bei Quint. inst. 1, 6, 36 zitiert sei, lehnt es ebenso wie Bornecque (29) S. 168 ab.

Glykon, einer der bedeutendsten griechischen Deklamatoren bei Seneca, behandelt Münscher (107), Bd. 7, S. 1469; vgl. dazu Bornecque (29) S. 169. Er war gemäßigter Asianer.

Den Namen Grandaus hält Münscher (107), Bd. 7, S. 1813 für korrupt. Er vermutet mit Gertz Cranaus oder Granianus.

Einen älteren Aufsatz über Haterius wiederholt Cima in den analecta latina (120) unter Nr. 7; wozu heranzuziehen sind Bornecque (29) S. 170 und Schanz (84) S. 488. Über seine Zugehörigkeit zur neueren Richtung spricht Hoffa (77) S. 37.

Unser Wissen über Hybreas faßt Bornecque (29) S. 172 zusammen. Darüber hinauszukommen sucht Radermacher (107), Bd. 9, S. 29. Ihn mit gleichnamigen zu identifizieren, hält er für bedenklich. Die von Seneca zitierten Sätze sind vielleicht durch Cestius Pius vermittelt; aber auch an literarische Verbreitung kann man denken.

Bornecque (29) S. 173 meint, daß die Urne des Julius Bassus vielleicht noch erhalten ist. Der von Ovid erwähnte Dichter ist wohl ein anderer.

L. Junius Gallio bespricht recht ausführlich Bornecque (29) S. 173 ff. Seneca überschätze allerdings seine Bedeutung. Die Rede gegen Bathyllus hält er mit Lindner für eine Schulrede. Schanz (84) S. 486 scheint darin mehr zu sehen. Hoffa (72) S. 23 möchte zwischen den verschiedenartigen Urteilen Senecas und Tacitus' über Gallio keinen vermittelnden Ausgleich herstellen; denn jeder spricht von dem

Standpunkt seiner Zeit aus. Stat. silv. 2, 7, 32 bezieht er auf Junius Gallio, nicht auf Novatus wie Schanz S. 485. Vgl. auch de la Ville de Mirmont (138) Bd. 15, S. 254.

Zu Junius Othon vgl. Bornecque (29) S. 176.

Titus Labienus besprechen Bornecque (29) S. 177 und Schanz (84) S. 479. Hoffa (72) S. 35 führt aus, daß er als Redner schon Modernes aus der Deklamatorenschule einfließen ließ. Seinen Tod setzt Heß (13) S. 1 zwischen 2 v. Chr. und 7 n. Chr. an. Berthet (2) meint, er habe den Versuch gemacht, durch Deklamationen auf die öffentliche Meinung zu wirken.

Für Marullus ist auf Bornecque (29) S. 179, de la Ville de Mirmont (138) Bd. 12, S. 9 und Hoffa (72) S. 13 zu verweisen.

Moschus betrachtet Bornecque (29) S. 199 durchgehend als die richtige Namensform des Deklamators. Hoffa (72) S. 44 dagegen scheidet zwischen Moschus, der contr. 2, 5, 13; 7, 3, 8 und 10, 4, 20 erwähnt sei, und einem sonst nicht weiter bekannten Rhetor Oscius, dem alle anderen Zitate Senecas zuzuteilen sind.

In L. Nonius Asprenas möchte Bornecque (29) S. 183 den Consul suffectus des Jahres 6 n. Chr. sehen, nicht den consul suffectus des Jahres 29 n. Chr. Schanz (84) S. 493 hält diese Gleichsetzung für fraglich; ob er auch an den gleichnamigen Sohn denkt, läßt sich aus seinem Wortlaute nicht ersehen.

Zu Papirius Fabianus vgl. Bornecque (29) S. 185 und Schanz (84), bes. S. 497, aber auch sonst.

In bezug auf die Scheidung der verschiedenen Passieni folgen Bornecque (29) S. 186 und Schanz (84) S. 493 der Prosopographia imperii Romani. Über den Stil des Passienus sprechen Schanz S. 500 und Hoffa (72) S. 31. Letzterer legt auch Wert darauf, daß er Redner und Deklamator zugleich war, was auch Heß (13) S. 6f. ausführt, der des weiteren annimmt, daß er nur seiner eigenen Fortbildung halber deklamiert habe, was aber eine bloße Vermutung bleibt.

Zu Pompeius Silo vgl. Bornecque (29) S. 187 und Heß (13) S. 10. Nach contr. 3, praef. 11 war er besonders in der Gattung der προλαλιά glücklich, was bei Heß nicht voll zur Geltung kommt. Bornecque interpretiert die Stelle nicht richtig, wenn er von Bemerkungen spricht, die er von seinem Platz aus machte.

Von M. Porcius Latro zeichnet Bornecque (29) S. 188 ein gutes Bild. Über die Häufigkeit der Zitate aus seinen Deklamationen bei Seneca macht er ganz interessante statistische Angaben. Nach ihm ist er in Spanien gestorben. Auch de la Ville de Mirmont (138)

Bd. 15, S. 237 behandelt Latro ausführlich, während Schanz (84) S. 482 wenig bietet. Hoffa (72) S. 14ff. und 20 handelt von der Stellung Latros zu Marullus und von der Schule Latros.

Quintilian den Älteren hält Kappelmacher (107) Bd. 6, S. 1845 für den Vater, Schwabe, ebenda S. 1846, wie ja auch sonst meist üblich, für den Großvater des Verfassers der institutio.

Die Gleichsetzung des Rubellius Blandus mit dem Historiker lehnen als zu unsicher Brzoska (107) Bd. 3, S. 557 und Bornecque (29) S. 191 ab.

Ob der Name Sabidius Paulus richtig überliefert ist, wagt, Bornecque (29) S. 194 nicht zu entscheiden.

Fabula suas. 2, 18 und suas. 7, 12 ist nach de la Ville de Mirmont (143) nicht, wie Bornecque (29 und 123) es tut, mit Fabel, sondern mit Tragödie zu übersetzen. Statorius Victor dichtete, Surdinus übersetzte solche.

Triarius behandelt Bornecque (29) S. 196, Varius Geminus S. 197, Vibius Gallus S. 197, Vibius Rufus S. 198; zu letzterem vgl. auch Hoffa (72) S. 22.

Das Bonmot des Augustus über L. Vinicius beziehen Schanz (84), S. 494 und de Decker (141, 142) auf den triumvir monetalis des Jahres 16 v. Chr., Bornecque (29), S. 199 auf den Vater desselben.

Votienus Montanus besprechen Bornecque (29) S. 200 und Schanz (84) S. 494. Nach Hoffa (72) S. 33ff. empfahl er in der Theorie die alte echte Beredsamkeit und verwarf die der Schule; in der Praxis aber neigte er zu letzterer und besuchte nicht selten die Deklamatorenschule. Die Stelle contr. 9, praef. 1 adeo nunquam ostentationis declamavit causa ut ne exercitationis quidem declamaverit sei Wiedergabe einer Äußerung des Montanus, die eben den Tatsachen nicht entspreche. Damit ist Heß' (13) künstliche Annahme S. 5 und 16 von drei Arten des Deklamationsbetriebes ostentationis, exercitationis, disputationis causa, die er der Seneca Stelle zuliebe konstruiert hatte, entbehrlich geworden, und es bleibt bei der bei Seneca wirklich stehenden Zweiteilung ostentationis und exercitationis causa.

2. Sallustii in Ciceronem et invicem invectivae.

154. R. Reitzenstein und E. Schwartz, Pseudo-Sallusts Invective gegen Cicero. H. 33 (1898), S. 87.

155. H. Wirz, „Sallustius in Ciceronem," ein klassisches Stück Anticicero. Festgaben zu Ehren M. Büdingers. Innsbruck 1898, S. 91. — Rez.: B. Maurenbrecher, BphW. 1899, S. 298.

156. W. Heräus, Varia IX. Rh. M. 54 (1899), S. 310.
157. F. Schöll, Zu Pseudo-Sallusts invectiva. RhM. 57 (1902) S. 159.
158. G. Peiser, De invectivis quae Sallustii et Ciceronis nominibus feruntur. Prg. Posen 1903. — Rez.: Löschhorn, WklPh. 20 (1900), S. 707; J. May, Bursians Jahresbericht 134 (1907), S. 184.
159. Th. Zielinski, Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Philol. suppl. 9 (1904), S. 592.
160. N. Pironne, Codices latini qui in publica bybliotheca Drepanensi adservantur. StIF. 13 (1905), S. 59.
161. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur. 1. Teil, 2. Hälfte. 3. Aufl. München 1909. S. 181.
162. W. Süß, Ethos. Studien zur älteren griechischen Rhetorik. Leipzig und Berlin 1910.
163. P. Petzold, de Ciceronis obtrectatoribus et laudatoribus Romanis. Diss. Leipzig 1911.
164. A. Kurfeß, de invectivis quae tamquam Sallustii et Ciceronis traditae sunt. Mn. 40 (1912), S. 364. — Rez. Klotz, BphW. 1915. S. 81.
165. Ders., de Sallustii in Ciceronem et invicem invectivis. Diss. Berlin, 1913. — Rez. Stangl, WklPh. 1914, S. 290. Klotz. BphW. 1915, S. 79.
166. Ders., Ad Ciceronis in Sallustium quae fertur invectivam. Mn. 41 (1913), S. 23. — Rez.: Klotz, BphW. 1915, S. 81.
167. Ders., Varia III, ad Sallustii in Ciceronem quae fertur invectivam. Mn. 41, S. 148.
168. Ders., Varia IV, de Fufii Caleni in Ciceronem oratione. Mn. 41, S. 148.
169. E. Meyer, Der Emporkömmling. Ein Beitrag zur antiken Ethologie. Gießen 1912.
170. Sallustii in Ciceronem et invicem invectivae rec. A. Kurfeß. Leipzig 1914.
171. Th. Stangl, Zu Pseudo-Sallustius in Ciceronem, Pseudo-Cicero in Sallustium. WklPh. 1914, S. 1182.
172. A. Kurfeß, Varia VIII. Ad. Ps. Cic. in Sall. inv. Mn. 42 (1914), S. 401.

Mit der handschriftlichen Grundlage befaßt sich Peiser (158) im zweiten Teile seines Programms: er schließt sich dabei im wesentlichen an H. Jordan an. H_1 gesteht er eine größere Selbständigkeit A gegenüber zu als dieser. Dann folgen eine Anzahl von Konjekturen, von denen einige recht beachtenswert sind.

Eingehender und auf Grund sorgfältiger Kollationen von 10 Handschriften, von denen einige überhaupt das erste Mal herangezogen sind, behandelt die Überlieferungsgeschichte Kurfeß (165). Auch seine Ergebnisse, gegen die sich wohl keine ernstlichen Einwendungen erheben lassen, stimmen im wesentlichen mit den bisherigen Anschauungen überein. Alle Handschriften gehen auf einen Archetypus zurück und zerfallen in zwei Klassen $\alpha = AH^a BT$ und $\beta = HH^b$ EMPV. EMV sind gelegentlich von α beeinflußt. Die langobardische Handschrift V hat an einigen Stellen allein das Echte. In α sind A und H^a, in β H führend. Für die Textgestaltung sind beide Klassen gleichmäßig heranzuziehen. α darf nicht, wie es Jordan tat, bevorzugt werden. S. 29ff. wird dann ein commentariolus criticus gegeben, in dem Kurfeß alle Abweichungen seines Textes von dem in Jordans dritter Auflage der Sallustiana bespricht.

Diesen selbst hat er dann 1914 vorgelegt (170). Die Einleitung orientiert knapp über die Handschriften und ihre gegenseitige Abhängigkeit. Unter dem Text der ersten Invektive ist außer dem Apparat ein Verzeichnis der testimonia und der vom Verfasser benutzten Stellen anderer Autoren — in erster Linie natürlich Cicero — beigefügt. Indices der Eigennamen und besonders charakteristischer Wörter und Wendungen schließen die Ausgabe ab.

Einige ausführlich begründete Änderungsvorschläge macht Stangl (171). Auch Kurfeß selbst bringt (172) zwei Berichtigungen seines Textes. Zwei Verbesserungsvorschläge auf Grund der Glossen macht Heräus (156). Erklärende Beiträge liefern zwei weitere Artikel von Kurfeß (166, 167); zu dem zweiten ist Klotz (164) S. 82 zu vergleichen.

Über den Wert der Cicero-Handschrift von Trapani Vb 13, in der die Invektiven nach der 4. Catilinaria eingefügt sind, berichtet Pironne (160) leider nichts.

Zielinski (159) gibt S. 807ff. eine Statistik der Klauseln der Invektive in Sallustium nach seinem System als Beispiel eines sicher Cicero untergeschobenen Stückes. May (158) dagegen S. 186 findet in Hinsicht auf den durchgehenden Rhythmus keinen Unterschied zwischen den Invektiven und den echten Reden Ciceros. Eine Anzahl textkritisch unsicherer Stellen analysiert er rhythmisch nach seiner Methode.

Über die Entstehungszeit und die mutmaßlichen Verfasser der beiden Pasquille sind allerlei Vermutungen aufgestellt worden.

Den nach den Arbeiten von Reitzenstein (154) und Wirz (155) vollkommen unhaltbaren Versuch, beide Stücke demselben Ver-

fasser zuzuweisen, hat, allerdings recht wenig konsequent in seiner Beweisführung, nur noch Peiser (158) gewagt. Er denkt sich als Verfasser einen Deklamator, der für die erste Invektive eine kurz nach 54 verfaßte Rede oder einen Brief gegen Cicero, für die zweite eine nach Sallusts Tod geschriebene Biographie desselben benutzt habe. Aus der Vorlage für das erste Pamphlet habe auch der Rhetor geschöpft, der die von Dio erhaltene Rede des Fufius Calenus gemacht hat.

Alle anderen, die sich zur Frage geäußert haben, nehmen zwei verschiedene Verfasser an. Über den der ersten gehen die Ansichten auseinander; aber die Anschauung gewinnt die Oberhand, daß wir ein Produkt der Rhetorschule vor uns haben.

Schanz (161) denkt unter bedingter Zustimmung von Meyer (169) an Sallust selbst, geleitet durch das Zeugnis Quintilians: Die unsallustische Sprache lasse sich dagegen nicht ins Feld führen; denn es könne keinem Zweifel unterliegen, daß sich Sallust für seine historischen Schriften einen eigenen Stil künstlich gebildet habe, in dem er als Redner niemals gesprochen habe. Ähnlich sei es ja bei Tacitus (Dialog und historische Werke). Doch einen wirklichen Beweis für seine Hypothese hat er nicht geführt, und ihr stehen erhebliche Schwierigkeiten im Wege.

Reitzenstein (154) hält das Libell für eine wirklich gehaltene und etwa 54 v. Chr. veröffentlichte Rede im politischen Kampf, nicht für eine Deklamation, und Schwartz (154), der dieser Ansicht beitritt, sieht in ihr die Antwort des Calpurnius Piso Caesonius auf Ciceros Pisoniana vom Jahre 55. Aber sie sei nicht vollständig erhalten. Ihm schließt sich Norden in der Einleitung in die Altertumswissenschaft Bd. 1, S. 548 an. Wirz (155) nimmt auch 54 als das in der Rede festgehaltene Jahr an, setzt aber die Herausgabe des für den Kampf der Parteien berechneten Schriftstückes erst nach Cäsars, Ciceros und Sallusts Tod an. Auf einen bestimmten Verfasser zu raten, lehnt er ab.

Sehr entschieden nimmt Schöll (157) gegen Reitzenstein-Schwartz Stellung. Er betrachtet die Rede als Produkt der Rhetorschule, das nicht 54 verfaßt ist, und leugnet auch, daß sie unvollständig sei. Genauer interpretiert wird dann der Schluß S. 7, 10ff. (Kurfeß). Ihm zur Seite steht Zielinski (127[a]). Ein unübersteigliches Hindernis für jene Hypothese bildet die Tatsache, daß der Autor das 58 niedergebrannte Haus des Redners sich als noch stehend denkt. Durch solche Versehen verrät sich das bewußte Archaisieren. Überhaupt

die Datierung in Ciceros Lebenszeit ist abzulehnen und das Pamphlet der Rhetorschule zuzuweisen.

Auch Peter (11) Bd. 1, S. 17 sucht den Verfasser im Kreise der Rhetoren, wenn er schreibt: Das vielbesprochene Verhältnis zwischen den pseudosallustischen Invektiven und der Deklamation des Fufius Calenus bei Dio erklärt sich am einfachsten so, daß in ihnen uns die Nachbildung irgendwelcher berühmten Deklamation der Schule vorliegt.

Zielinski (127a) sucht aber noch weiter zu kommen. Er sieht in dem Verfasser des Stückes einen Rhetor aus dem Kreise des Asinius Pollio, der es nach Ciceros Tode nach guten alten Quellen, aber ohne Geschick zurechtgestutzt hat. Eine genaue Analyse der Invektive und eingehende Vergleichung mit der Rede des Calenus bei Dio, über die ganz im gleichen Sinne Kurfeß (168) urteilt, hat nun Zielinski in den Stand gesetzt, die Methode und Mittel der Cicero-Karikatur im Altertum im einzelnen festzustellen. Er gibt damit einen neuen wertvollen Beitrag zur Technik der Rhetorschule. Er führt den Nachweis, daß eine ganze Reihe der von der Schultechnik für die Schmährede vorgeschriebenen τόποι mehr oder minder geschickt auf Cicero angewandt wird. Besonders interessant ist dabei die Feststellung, daß die Karikatur in Kleon dem Gerber das Vorbild für Cicero gesehen hat, woher auch der eigentümliche Vorwurf stammt, daß Ciceros Vater ein κναφεύς gewesen sei. Und das führt mit anderen Beobachtungen zusammen darauf, daß die Karikatur durch die Hände eines griechischen Rhetors gegangen ist. Da nun bei der Verunglimpfung Ciceros Cestius Pius Erhebliches geleistet hat, liegt der Schluß sehr nahe, daß er bei der Ausbildung der Cicero-Karikatur eine Hauptrolle gespielt hat. Ihm als geborenem Griechen und zugleich lateinischem Deklamator war es leicht, nach beiden Seiten hin seinen Einfluß geltend zu machen. Wieviel Mittelglieder zwischen Cestius und unserer Invektive liegen, läßt sich nicht mehr festlegen, und darüber will Zielinski auch keine doch unbeweisbaren Vermutungen äußern. Da durch Asinius Pollio auch Vergil sein Bild von Cicero erhalten haben wird, bringt Zielinski S. 279 auch die alte Gleichung Cicero = Drances, Aen. 11, 220 und 336ff. wieder zu Ehren, was ebenfalls durch Stellen aus der Invektive erhärtet wird.

Im Anschluß an Zielinski stellen die Topen der Scheltrede in der Cicero-Karikatur Süß (162) S. 260 und Meyer (169) S. 86ff. zusammen. Die vom Thema der Reden eigentlich abliegende Behandlung der sexualia zeigt deutlich, daß das Schema der Schule benutzt ist. Auch Peter (19) Bd. 1, S. 169 kann verglichen werden, der auf

die Reminiszenzen aus Demosthenes und Äschines hinweist, von denen eine Meyer (169) S. 88, Anm. 2 zu verwerten sucht.

Zielinskis Ausführungen haben sich auch Petzold und Kurfeß in allem Wesentlichen zu eigen gemacht. Auch Petzold (163) sucht den Verfasser der Invektive, die kein bloßes Bruchstück sei, im Kreise des Asinius Pollio und Cestius Pius. Als Vorlage hätten besonders die libelli des Antonius und Cicero selbst gedient. Aber auch neue Beschimpfungen fehlen wohl nicht. Im Stil ist Sallust, besonders die Rede des Memmius, Jug. 31 imitiert und ihm das Elaborat untergeschoben. Kurfeß (164) weist die Rede ebenfalls der Schule Pollios zu. Dazu stimme auch, daß die mangelnden Klauseln der Rede in das attizistische Lager weisen. Und auch Klotz (164) schließt sich dem an, meint aber, der Schluß fehle.

Viel weniger ist über die angebliche Entgegnung Ciceros zu sagen. Gilt sie ja doch jetzt allgemein als ein schlechtes Machwerk der Rhetorschule, das erheblich später fällt als das, worauf es antwortet.

Den Verfasser nennt Kurfeß (164) einen beschränkten Menschen, wohl aus der Provinz. Einen terminus post quem findet Klotz (164) S. 19, 7, Kurfeß in der Bezeichnung Africa inferior, die die Neuordnung der Provinzen unter Caligula voraussetze; bei der von Africa nova Numidia inferior und superior abgetrennt wurden. Africa inferior sei aus Africa nova und Numidia inferior kontaminiert.

Einen nicht näher bekannten Didius als Verfasser halten für möglich Reitzenstein (154), Maurenbrecher (155) und Schanz (161). Wirz (155) möchte in dem Diomedes-Zitat (I 387, 4 K) Pedianus statt sed Didius schreiben und denkt dabei an die vita Sallustii des Asconius, recht wenig einleuchtend. Daß Linkers Konjektur Epidius chronologische Bedenken entgegenstehen, zeigt Brzoska PW. (107) Bd. 6, S. 59. Peiser (158) endlich tritt für Jordans Lesart Tullius ein und möchte das Diomedes-Zitat gar nicht auf unsere Invektive beziehen.

3. Ovid.

173. M. Piéri, Quaestiones ad P. Ovidii Nasonis epistulas heroidum et praecipue horum carminum artem pertinentes. Marseille 1895.

174. R. Ehwald, Exegetischer Kommentar zur XIV. Heroide Ovids. Prg. Gotha 1900. — Rez. Magnus, BphW. 1900, S. 1319; J. Tolkiehn, WfklPh. 1900, S. 710.

175. W. Volkmann, Eine Anmerkung zur Technik des Ovid. Prg. Breslau 1901.
176. R. Wünsch, Zu Ovids Fasten Buch I und II. RhM. 56 (1901). S. 392.
177. R. Bürger, de Ovidi carminum amatoriorum inventione et arte. Wolfenbüttel 1901. — Rez.: R. Helm, BphW. 1902, S. 328.
178. C. v. Morawski, Ovidiana. Krakau 1903. — Rez.: R. Ehwald, BphW. 1904, S. 1194.
179. G. Lafaye, Les metamorphoses d'Ovide et leurs modèles grecs. Paris 1904.
180. J. J. Hartman, de Ovidio poeta commentatio. Mn. 33 (1905), S. 99, 189, 333. Auch als Buch. Leiden 1905.
181. Th. Zielinski, Randbemerkungen. Ph. 64 (1905), S. 16.
182. Fr. Eggerding, de heroidum Ovidianarum epistulis quae vocantur, commentationes. Diss. phil. Halenses 18 (1908), S. 133. — Rez.: J. Tolkiehn, BphW. 1911, S. 9; R. Ehwald, DL. 1909, S. 3169.
183. H. Peters, Symbola ad Ovidii artem epicam cognoscendam. Diss. Göttingen 1908.
184. C. Brück, de Ovidio scholasticarum declamationum imitatore. Gießen 1909. — Rez.: C. Atzert, BphW. 1911, S. 423.
185. M. Pohlenz, de Ovidi carminibus amatoriis. Göttingen 1913.
186. J. Schäfler, Zur Sprachkunst des Ovid. Bayr. Gy. 50 (1914), S. 428.

Der Dichter unter den Deklamatoren und der Deklamator unter den Dichtern darf auch hier nicht übergangen werden; vgl. R. Ehwalds Berichte Bd. 109, S. 162 und Bd. 167, S. 59.

Nicht mit Unrecht sagt Leo (49), S. 373, in seiner Charakteristik des Dichters, daß Ovid den rhetorischen Stil in die Dichtung eingeführt hat, und seitdem in Poesie und Prosa die Herrschaft dieses Stiles unbestritten blieb.

Auch Norden (16) Bd. 2, S. 891 weist auf die Bedeutung der Rhetorik für Ovid hin und stellt mit Recht folgende Forderung: Wir brauchen einen Kommentar zu Ovid, in dem seine Stoffe mit den uns bekannten Deklamationen verglichen und seine Verse inhaltlich und formell von diesem Gesichtspunkte aus analysiert werden.

Was Seneca über Ovid bietet, stellt übersichtlich Bornecque (29) S. 183 zusammen. Auch de la Ville de Mirmont (138) Bd. 15, S. 239 handelt über den Rhetor Ovid.

Schanz in seiner ausführlichen Behandlung des Dichters (84) S. 264ff. läßt ebenfalls das rhetorische Element nicht außer acht,

gibt aber, meist im Anschluß an die Spezialschriften, nur verstreute Bemerkungen, ohne eine zusammenfassende Charakteristik nach dieser Seite zu versuchen.

Hartman (180) beschränkt sich in seinem 6. Kapitel: de Ovidio rhetore auf das Ausschreiben der einschlägigen Stellen aus Seneca, einige allgemeine Bemerkungen und eine rhetorische Analyse des armorum iudicium met. XIII.

Auf dieses geht auch De la Ville de Mirmont (126) S. 250 kurz ein. Er scheint indes den Einfluß Latros auf Seneca zu überschätzen.

Denn daran, daß Ovid zu beiden Richtungen, die damals von den Deklamatoren gepflegt wurden, Beziehungen hatte und eigentlich zu den novi gehört, erinnert auf Grund der bekannten Seneca-Stelle. contr. II 2, 8 Hoffa (72) S. 19 sehr mit Recht: Ovid hat Latro bewundert und verehrt, hat aber nicht eigentlich bei ihm gehört. Seine Studien hat er bei Arellius Fuscus gemacht.

Pieri (173) hatte schon ganz richtige Ansichten über die große Rolle, die die Rhetorik bei Ovid spielt, weist auf die Verwandtschaft vieler seiner Themata, besonders in den Heroiden, mit den Suasorien hin, gibt auch im Kapitel de genere dicendi über die Beeinflussungen der Sprache durch die Rhetorik und die formale Umarbeitung der Quellen manche gute Bemerkung, aber eine tiefer eindringende Untersuchung fehlt.

Schon schärfer faßt die hier vorliegenden Probleme Bürger (177) ins Auge. Er weist darauf hin, wie auch in den Metamorphosen auf Schritt und Tritt der Einfluß der Rhetorschule sich verrät. Daß die griechischen Vorbilder davon ganz frei waren, läßt sich kaum mit Sicherheit erweisen. An den amores war nicht der Stoff, sondern die rhetorische Darstellungsform das Neue. Auch die fingierten Briefe mythologischer Persönlichkeiten sind, wie eine geschichtliche Skizze dartut, Rhetorenerfindung. Die Neuerung, deren sich Ovid ars amat. 3, 345 selbst rühmt, wird darin bestanden haben, daß er auch den heroischen Briefen, die bisher nur in Prosa abgefaßt waren, die Form der Elegie gab, die bisher nur für Briefe des Dichters selbst gewählt worden war. In dem sich anschließenden Kommentar zur ars amatoria I und II 1—306 werden auch die Beziehungen zu den erhaltenen Kontroversien aufgedeckt und berücksichtigt.

Einen Schritt weiter als Bürger geht in gewissem Sinne Eggerding (182) mit seiner Annahme, daß Ovid ursprünglich die Heroiden als reine Deklamationen gedacht, aber später den Plan gefaßt habe, auch epistulae zu schreiben, und nun einige dieser Deklamationen in

Briefform umgearbeitet habe, wobei es nicht ohne Gewaltsamkeiten abgegangen sei. Diese Hypothese ist unwahrscheinlich und wird denn auch von Ehwald (182), Tolkiehn (182) und Schanz (84) S. 300 glatt abgelehnt. Einige gute Einzelbeobachtungen zur rhetorischen Kunst des Dichters sind indessen über das Ganze verstreut, z. B. S. 211 zur Bedeutung der *ἔκφρασις* für die episch-erzählende Dichtung, S. 220 zum rhetorischen Aufbau von Brief 4 und S. 248 zum Schluß von Brief 1.

Bürger stimmt Reitzenstein (55) zu, wenn er sagt: Die mythische Prosopopoiie in Briefform ist wohl von Ovid erfunden. S. 155 zeigt er, daß am. 1, 8, wie der Eingang deutlich verrät, ein in Verse gebrachtes Progymnasma ist: die typische Rede der Kupplerin. Ebenso faßt er 1, 6 und 1, 7 als Progymnasmata auf. Daß er zu allen drei Gedichten Parallelen aus der Komödie nachweisen kann, dient ihm als Stütze seiner Beobachtung.

Auf den Anschauungen seines Lehrers baut Heinemann (78) weiter und führt dementsprechend die erotische Briefliteratur in Poesie und Prosa und somit auch die Heroiden auf die Rhetorik zurück. Dabei fällt gar manches für das Thema: de Ovidio rhetore ab, was im einzelnen Ehwald, Bd. 167, S. 87 verzeichnet hat.

Das rhetorische Element in den Metamorphosen streift Lafaye 179) S. 153ff. Die meisten Reden, z. B. die der Medea und Niobe, sind Suasorien, treffliche Ethopoiien und pathetische Monologe. Öfters vorkommende Variationen des gleichen Themas verraten den Rhetorschüler. S. 159ff. sind dem armorum iudicium gewidmet, dessen geschickte Behandlung durch Ovid sehr gelobt wird.

Peters (183) S. 86ff. kommt es darauf an, an ausgewählten Beispielen darzutun, wie Ovid die Mittel der rhetorischen Technik im Interesse einer packenden Schilderung aufs glänzendste zu verwenden versteht.

Der Beginn einer systematischen Behandlung des reichen Stoffes liegt bei Brück (184) vor in dem Versuche, nachzuweisen, von wie nachhaltigem Einfluß die Theorie der Progymnasmatiker, die ja nicht bloß für den Rhetor von Fach grundlegend sein sollten, auf Ovids Werk gewesen ist, von den ersten an bis zu den letzten. So sammelt er eine Reihe von Belegen für folgende Übungen: sententia, loci communes, thesis, descriptio (hier eine besonders reichhaltige und für Ovids Darstellungskunst lehrreiche Ausbeute), laudatio, comparatio, paraphrasis (wiederum besonders ergiebig und interessant durch den Nachweis, wie sich Ovid in der Variation von Stellen anderer Dichter, aber auch von solchen aus seinen eignen Werken als rhetorischer

Virtuos ausweist. Das folgende Kapitel behandelt die τελικὰ κεφάλαια der Suasorie in einer Auswahl bezeichnender Stellen. Des weiteren schließt sich ein Abschnitt über die ἠθοποιία an. Besonders in den Monologen der verschiedenen Heldinnen wird das ἦθος geschickt nach dem πρόσωπον eingestellt und so der einzelnen Stärke und Schwächen wirkungsvoll zur Geltung gebracht. Diese ganze Partie bildet einen schätzenswerten Beitrag zur Charakterisierungskunst des Dichters. Verblüffend kurz ist der Schlußabschnitt de controversia. Auf die Erzählungstechnik einzugehen, hat Brück absichtlich unterlassen. Trotz des reichen Inhalts sind aber seine Ausführungen, zum Teil mit Absicht, nicht erschöpfend. So hat Atzert (184) sehr dankenswerte Ergänzungen geben können, die um so willkommener sind, als sie wieder neue Beziehungen zur rhetorischen Theorie aufdecken. Weitere Studien werden das von Brück Gebotene noch nach den verschiedensten Richtungen hin ausbauen können und müssen.

Daß der Brief der Hypermestra (her. 14), die einzige Kontroversie der Sammlung, bis in alle Einzelheiten im Aufbau den Regeln der Theorie entspricht, hat in sorgfältiger Analyse Ehwald (174) aufgedeckt. Auch in der Einzelerklärung fällt gebührendes Licht auf die rhetorische Kunst und Technik, mit der das Ganze von Ovid gestaltet ist.

Anklänge an eine Kontroversie: ingrati actio sit drängen sich Pohlenz (185) auch noch in einem anderen Briefe, dem der Medea (her. 12) auf, aber eben nur Anklänge, der Rahmen der Suasorie bleibt gewahrt.

Volkmann (175) hat gesehen, daß der Aufbau von trist. 1, 2 dem von den Rhetoren zur Erregung des Mitleides vorgezeichnetem Schema entspricht durch Vergleich mit auct. Her. 2, 50. Ebenso sind in 1, 3 die τόποι für den λόγος συντακτικός, dem Abschied von dem bisherigen Aufenthalt, benutzt.

Fast. 1, 479 liegt nach Wünschs Beobachtungen (176) S. 397 eine stilgerechte consolatio vor, nur diesmal angewandt auf die Verbannung, nicht auf einen Todesfall. Zur Bekräftigung werden Parallelen aus der sonstigen Literatur beigebracht.

Ars amatoria klingt schon im Titel an die rhetorische ars an. Und daß der Behandlung des Stoffes auch der Grundriß des rhetorischen Handbuches zugrunde liegt, allerdings ohne in geschmacklosen Schematismus zu verfallen, möchte Zielinski (181) nachweisen.

Ein weitgehendes Heranziehen der Jurisprudenz zum Studium Ovids fordert Pokrowskij (74), was durch die Besonderheiten seiner

Bildung (Rhetorschule) und seiner literarischen und amtlichen Tätigkeit bedingt sei. Und daß er damit nicht unrecht hat, zeigt er im Verlaufe seiner Abhandlung an ausgewählten Beispielen.

In der von ihm gewohnten Art bespricht v. Morawski in seinen Ovidiana (178) eine Reihe von Redewendungen, die er der Rhetorschule verdanken wird. Inwieweit er bei den einzelnen Stellen Gebender oder Nehmender ist, wird sich nicht allemal noch feststellen lassen. Wie Ovid wiederum von den Rhetoren benutzt wird, deutet Thomas (119) S. 295 an.

Beispiele für die ἐπιπλοκή aus Ovid, die er so häufig und meisterhaft anwendet wie kein anderer römischer Dichter, hat Schäfler (186) gesammelt. Dabei liegt ein rhetorischer Kunstgriff, kein Gräcismus vor.

4. Quintilians kleinere Deklamationen.

187. E. Oppenheim, ἀραί. WSt. 20 (1908), S. 156.
188. G. Thiele, Phädrus-Studien II. Hermes 43 (1908), S. 337.
189. J. de Decker, Notes sur les petites déclamations de Quintilien. RIP. 53 (1910), S. 113. — Rez.: Gemoll, WklPh. 1910, S. 1391.
190. J. de Decker, Tekst-kritische studiër betrekkelijk de Pseudo-Quintilianea. SA. aus den Verhandlungen des Eerste vlaamsch taal-en geschiedkundig congres. Antwerpen.
191. W. Bannier, Zur Stilistik der älteren griechischen Urkunden. RhM. 67 (1911), S. 555.
192. F. Leo, Quintilians kleine Deklamationen. GN. 1914. S. 109.
193. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur II 2. 3. Aufl. München 1913.

Für die unter Quintilians Namen gehenden sog. kleineren Deklamationen ist diesmal nur ein spärlicher Ertrag zu buchen. Zur Überlieferungsgeschichte wäre nur auf das corpus X rhetorum minorum zu verweisen, worüber S. 266 einzusehen ist.

Daß die aus dem praktischen Unterricht erwachsene Sammlung etwa zur Zeit Quintilians oder etwas später entstanden ist, wird allgemein zugestanden; nur de Decker (189) spricht vom 2. oder 3. Jahrhundert.

Leo (192) hält es, wie C. Ritter, für sehr wahrscheinlich, daß der Lehrer, aus dessen Unterricht diese ὑπομνήματα stammen, in der Tat, wie die Handschriften berichten, Quintilian gewesen sei. Wir haben eine wohldurchdachte, aber den Erfordernissen der Schule entsprechend formlos vorgetragene Lehre vor uns: die Rede ist wohl vorbereitet, folgt aber den Eingebungen des Augenblickes. Da die

von einem Schüler bald mehr, bald weniger ausführlich nachgeschriebenen Vorträge nicht zu Quintilians Lebzeiten veröffentlicht worden sind, kann dieser in der institutio natürlich keinen Bezug darauf nehmen. Das liefert aber noch lange keine Stütze für Leos Annahme, ebensowenig die von ihm herangezogene Betonung des juristischen Gehaltes der Themen und die Seltenheit der loci, sententiae und figurae. So fehlt zwar der durchschlagende Beweis für seine Hypothese, aber dafür müssen wir ihm dankbar sein, daß er uns entgegen so manchem Durchschnittsurteil vor Augen gestellt hat, daß eine ganze Menge gediegenen Materials in diesen Deklamationen steckt bzw. aus ihnen gewonnen werden kann. Weiter sind dankenswert seine Beobachtungen über Nachträge aus einer zweiten Behandlung desselben Themas im Unterricht, über stilistische und grammatische Eigentümlichkeiten und über die Eigenheiten, die die Improvisationen des mündlichen Vortrags verraten. Hübsch ist auch die Entdeckung, daß die Deklamationen den Prosarhythmus beachten, der sermo aber nicht.

Bornecque (29) hält es gleichfalls für möglich, daß die Sammlung teilweise auf Quintilian zurückgehen kann, hütet sich aber vor einer Verallgemeinerung dieser Möglichkeit. De le Ville de Mirmont (138) Bd. 12, S. 19 denkt an einen Schüler Quintilians als Verfasser.

Sonst werden die Deklamationen allgemein Quintilian abgesprochen, z. B. von Schanz (193) S. 465, Schwabe (107) Bd. 6, S. 1862, de Decker (189, 190), der meint, der Titel solle heißen: incerti auctoris ars rhetorica, aber auch sonst, wo sie nur gelegentlich zitiert werden.

Eine ganze Reihe kritischer Beiträge gibt Leo (192). Einzelne Stellen behandeln de Decker (189, 190), Bannier (191) und Thomas (119) S. 199, 229.

Zur Interpretation einzelner Stellen sind heranzuziehen Pokrowskij (74) S. 360 über den Begriff lenocinium in decl. 275 und 356 und S. 396 über abortus decl. 277, Oppenheim (187), zu decl. 299, S. 181, 20 Ritter und Thiele (188), zu decl. 328, 335, 317.

Parallelen zu Senecas Werk bei Bornecque (29) S. 32 und in den Anmerkungen seiner Seneca-Übersetzung (123).

Ein Hinweis auf die Deklamationen als Stoffquelle für die Romane der späteren Zeit findet sich bei de Decker (190).

5. Quintilians größere Deklamationen.

194. Le mathematicus de Bernard Silvestris et la passio sanctae Agnetis de Pierre Riga ed. B. Hauréau. Paris 1895.
195. G. Saintsbury, A history of criticism and litterary taste in Europe I. London 1900.
196. A. Becker, Julius Firmicus Maternus und Pseudo-Quintilian. Ph. 61 (1902), S. 478.
197. G. Lehnert, Zu Ps. Quintilian decl. mai. 4, 1. ALL. 13 (1902). S. 49.
198. A. Becker, Concorporalis ALL. 13 (1903), S. 200.
199. G. Lehnert, Zum Texte der Pseudo-Quintilianischen declamationes maiores. Ph. 62 (1903), S. 419.
200. A. Becker, Pseudo-Quintilianea. Symbolae ad Quintiliani quae feruntur declamationes XIX maiores. Ludwigshafen 1904. Münchener Dissertation. — Rez.: G. Lehnert, BphW. 1905, S. 729; C. v. Morawski WklPh. 1905, S. 874.
201. Quintiliani quae feruntur declamationes XIX maiores edidit Georgius Lehnert. Leipzig 1905. — Rez.: W. K., LZ. 1905, S. 1796; E. Wölfflin, ALL. 14 (1905), S. 446; Marchesi, RIF. 35 (1907), S. 166: C. Hammer, BphW. 1906, S. 526; A. Becker, Bayr. Gy. 42 (1906), S. 441; E. Lommatzsch, DL. 1907, S. 411.
202. G. Lehnert, Zur Textgeschichte der größeren Pseudo-Quintilianischen Deklamationen. 1. Die subscriptio. RhM. 60 (1905), S. 155.
203. J. Werner, Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters aus Handschriften gesammelt. 2. Aufl. Aarau 1905.
204. F. Skutsch, Firmicus de errore profanarum religionum. RhM. 60 (1905), S. 262.
205. A. Becker, Zur Aussprache des C. ALL. 14 (1905), S. 146.
206. G. Lehnert, Miserinus ALL. 14 (1905), S. 210.
207. A. Klotz, Über die expositio totius mundi et gentium Ph. 65 (1906), S. 97.
208. A. Becker, Concorporalis, Kamerad. ‘Bundesbruder’. ALL. 14 (1906), S. 178.
209. F. Münzer, Zu den fasti censoris. RhM. 61 (1906), S. 19.
210. S. Vassis, de locis quibusdam Quintiliani declamationum quae feruntur. SA. Athen 1908.
211. R. Reitzenstein, Zu Quintilians großen Deklamationen. H. 43 (1908), S. 104.
212. R. Reitzenstein, Studien zu Quintilians größeren Dekla-

mationen. Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg 5. Straßburg 1909. — Rez.: R. Helm, GgA. 1911, S. 337; G. Lehnert, BphW. 1913, S. 904; J. Tolkiehn, WklPh. 1910, S. 1198; E. Thomas, Rcr. 1910, S. 82.

213. R. Ellis, Notes on the nineteen larger declamations ascribed to Quintilian. Hermathena 15 (1909), S. 328.

214. R. Ellis, The tenth declamation of (Pseudo) Quintilian. A lecture delivered in the hall of Corpus Christi college on thursday may 11 1911. London 1911.

215. G. Golz, Der rhythmische Satzschluß in den größeren pseudoquintilianischen Deklamationen. Diss. Kiel. Breslau 1913.

216. C. Tosato, Studio sulla grammatica e lingua delle XIX declamazioni maggiori pseudoquintilianea. Intra 1912.

Am meisten ist in der zur Berichterstattung stehenden Zeit für die sogenannten größeren quintilianischen Deklamationen geleistet worden. Erledigt sind im wesentlichen allerdings nur die Fragen nach der handschriftlichen Grundlage, alle anderen Probleme sind noch im Fluß, und neue sind zu den alten hinzugetreten.

Auf Grund der von Hugo Dessauer gewonnenen Ergebnisse (vgl. Bd. 113, S. 97) und mit Verwertung seiner Kollationen, neben denen der Bambergensis nochmals neu verglichen wurde, hat der Berichterstatter 1905 einen neuen Text vorgelegt (201). Er beruht auf den maßgebenden Handschriften der beiden Familien der Überlieferung, Bambergensis M. IV 13 (B) und Vossianus 111 (V) für die bei weitem zuverlässigere Gruppe α, Parisinus 16230 (P) und Sorbonianus 629 (S) für die Gruppe β. Nicht selten bietet ja B allein das Richtige oder verrät wenigstens den Weg dazu. Daneben sind im Apparat auch die überlieferungsgeschichtlich interessante Handschrift Montepessulanus H. 226 (M), sowie deren zweite Hand als Probe der Mischklasse γ herangezogen worden, sowie die beiden besten Vertreter der α näherstehenden Klasse δ, Perizonianus 4 A (H) und Vossianus 77 (J), um einen Überblick über alle Zweige der Überlieferung zu ermöglichen. Beigegeben sind die mittelalterliche Deklamation III^{b}, Tribunus Marianus nach den drei besten Handschriften M, N (Perizonianus in fol. 14) und O (Vaticanus 1773), sowie die aus den Deklamationen gemachten Exzerpte, von denen die älteren, nur im Monacensis 631 erhaltenen mit Ausnahme von 1 und 2, die schon Hammer 1893 (vgl. Bd. 113, S. 103) abgedruckt hatte, zum ersten Male veröffentlicht sind, während für die jüngeren auch in Burmanns Ausgabe 1720 aufgenommenen, ein nach den besten, ebenfalls von Dessauer

verglichenen Handschriften berichtigter Text gegeben werden konnte. Um die ja auch sprachlich interessanten Texte grammatischen und lexikographischen Studien möglichst bequem zu erschließen, sind die angefügten indices ausführlicher gehalten, als meist üblich.

Da seit P. Burmanns Ausgabe von 1720 die Deklamationen nicht wieder Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewesen waren, war es geboten, sich im großen und ganzen zunächst auf die Herstellung der alten Überlieferung zu beschränken und der Konjekturalkritik, für die sich in den Deklamationen noch ein reiches Feld der Betätigung bietet, zunächst keinen großen Spielraum zu gönnen. Dieser Standpunkt ist auch von den Rezensenten allgemein gebilligt worden, und von den meisten wurde der gebotene Text als eine feste Grundlage für weitere Studien und Forschungen bezeichnet. Zu diesem Urteil hat viel beigetragen die ganz allgemein geteilte Ansicht, daß wir einen gut überlieferten, allerdings an Eigenheiten reichen Text vor uns hätten.

Indes den Nachweis geführt zu haben, daß das ein Irrtum war, ist das Verdienst Reitzensteins (212), der bis jetzt am intensivsten die von mir S. XXVII der Ausgabe erbetene Mit- und Nacharbeit geleistet hat. Eindringendes Studium des Textes hat ihn zu der Erkenntnis geführt, in wie hohem Grade dieser durch Lücken, Verschreibungen und Zusätze entstellt ist. Mit scharfem Blick hat er viele Schäden der Überlieferung aufgedeckt. Einer großen Reihe von Stellen hat er ihre ursprüngliche Fassung wiedergegeben, nicht selten macht er auch auf Verderbnisse und Unebenheiten aufmerksam, ohne daß seine Vorschläge schon die endgültige Lösung bringen, mitunter schießt er auch über das Ziel hinaus. Daß dabei auch für die Interpretation manches abfällt, braucht eigentlich nicht erst gesagt zu werden.

Nicht so glücklich war Reitzenstein in seinen weiteren Aufstellungen. Völlig verfehlt ist sein Versuch, die Handschrift *Π* (Parisinus 1618) neben B und V für die recensio verwerten zu wollen, wovor ihn schon Dessauers Warnung, handschriftliche Grundlage S. 11, hätte bewahren können. Die Einzelnachweise dafür gibt Helm (212) an verschiedenen Stellen, vgl. besonders die Urteile S. 373 und 380. Ebenso ist es Reitzenstein nicht geglückt, die Handschriftenklasse *β* aus *α* abzuleiten und sie dann bei der Textgestaltung ganz auszuschalten; vgl. Schanz (193) S. 464 und wieder Helm (212), S. 380. Daß Dessauer diese Handschriftenfamilie überschätzt hat, ist zuzugeben, und auch ich hatte sie schon etwas tiefer eingeschätzt als Dessauer. Man wird auf diesem Wege noch etwas weiter gehen

müssen, aber diese Gruppe unberücksichtigt zu lassen, ist nicht angängig. Beeinflussung von V durch eine Nebentradition möchte Reitzenstein (212) annehmen und wirft damit ein weiteres neues Problem auf, das der Nachprüfung wohl wert ist, wenn auch die Textgestaltung kaum davon berührt wird.

Bedenken gegen Dessauers Einteilung und Ableitung der Handschriftenklassen äußerte auch W. K. (201), legte sie aber nicht näher im einzelnen dar. Wahrscheinlich sei das Verwandtschaftsverhältnis noch verwickelter, ein Urteil, zu dem ihm vor allem auch die Eigenart von M Anlaß gab. Auch Hammer (201) möchte M wohl etwas anders ins Handschriftenstemma einreihen.

Eine Besprechung ausgewählter Stellen aus decl. 1—9 schickte ich im Philol. (197) meiner Ausgabe voraus, um eine Anzahl von deren Lesarten zu begründen. Dieselbe ist in vier Abschnitte gegliedert. Im ersten sind Beispiele zusammengestellt, die zeigen, wie gegenüber der Vulgata die führenden Handschriften das Ursprüngliche bewahrt haben. Im zweiten Abschnitt werden Stellen behandelt, wo α, im dritten wo β das Ursprüngliche bewahrt hat. Der vierte bringt einige Konjekturen.

Weitere textkritische Beiträge lieferten die Rezensenten meiner Ausgabe (201), Vassis (210), Klotz (207) S. 102, Helm (212), Reitzenstein (211), Becker (198, 200), Ellis (213), der den Seldensis nochmals zu Rate zieht, Tosato (216) und Golz (215), der ebenso besonnen wie geschickt die Klauseltechnik heranzieht und mit ihrer Hilfe allerlei Interpolationen festzustellen sucht.

Exegetische und sprachliche Bemerkungen finden sich bei Behrens (148), Lehnert (197), Becker (198, 200, 208). Die von mir (206) in den Text gesetzte Form miserinus S. 4, 17 und 7, 18 hält nach der in decl. 1 befolgten Klauseltechnik Golz (215) an der ersten Stelle für unmöglich.

Grammatik, Sprachgebrauch und zum Teil auch Stil der Deklamationen unterzieht Tosato (216) einer systematischen Betrachtung nach folgenden Gesichtspunkten: Orthographie und Phonetik, Wortbildung, Morphologie, Eigenheiten im Gebrauch der einzelnen Wortarten, Syntaktisches, Lexikon (alphabetisches Verzeichnis von seltenen Bedeutungen und Wortverbindungen), Stilistisches (nur Kürze und Abundanz im Ausdruck, Wortstellung, einiges über Figuren, poetische Reminiszenzen, loci communes und historisch-mythologische Anspielungen), Rhythmus (ganz kurz). Die nützlichen Zusammenstellungen zeigen die starke Hinneigung zum Vulgärlatein aufs neue, sind aber noch keineswegs abschließend, zumal da, wenn auch wohl

absichtlich und zum Teil zur Zeit noch mit gutem Grunde andere Autoren nur selten zum Vergleiche herangezogen sind. Im Anhang wird die mittelalterliche decl. III^{b} unter denselben Gesichtspunkten behandelt.

Den rhythmischen Satzschluß untersucht Golz (215), dessen Arbeit zu dem besten gehört, was auf diesem Gebiete vorliegt. Unter Zugrundelegung der vier bekannten Grundformen

– ⏑ – – ⏑
– ⏑ – ⏑
– ⏑ – – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ –

und den durch Auflösung betonter Längen und Dehnung der Senkungskürzen entstehenden Ableitungen untersucht er zunächst bis in alle Einzelheiten die Klauselpraxis in den Deklamationen 1, 2, 5, 9, bespricht sodann die Hilfsmittel der Klauselbildung: Prosodie, Wortakzent, Wortstellung, Synaloephe, und legt schließlich eine ausführliche tabellarische Übersicht über sämtliche Klauseln aller Deklamationen vor. Von besonderem Wert ist es nun, daß die Handschrift P gleich so mancher anderen nach rhetorisch-psychologischen Gesichtspunkten interpunktiert ist und damit selbst Richtlinien für die Untersuchung der Klauseln gibt. So ist, was der Verf. S. 15ff. darüber berichtet, nicht nur für unsere Deklamationen, sondern auch für die Methode der Klauseluntersuchung im allgemeinen von Wert.

Einige Parallelen — ob Reminiszenzen ist eine andere Frage — aus Manilius merkt Ellis (213) an.

Den Anklängen an Vergil ist der erste Teil von Beckers Dissertation (200) gewidmet. Und wenn Becker auch seine Kreise etwas weit zieht, da er auch eine ganze Reihe allgemein üblicher Wendungen und Konstruktionen unter die Vergiliana rechnet, so ist es doch überraschend, wie viele Entlehnungen und Anlehnungen an Vergil sich in den Deklamationen finden. Merkwürdig ist, daß decl. 14 kein sicheres Vergilianum enthält. Am Schluß weist Verf. noch darauf hin, daß die Vergilstellen nur selten ganz wörtlich übernommen sind, entweder ist die Wortstellung geändert, oder es sind Synonyma eingesetzt, Positive mit Superlativen, Composita mit Simplicia vertauscht und dergleichen mehr, ein deutliches Zeichen, wie man danach strebte, einigermaßen seine hübsche Fundgrube von Wendungen und *τόποι* zu verdecken. Bei dieser Sachlage sind natürlich auf Grund von Vergilstellen vorgeschlagene Textänderungen nicht immer sicher: Exkurs 3 bringt Ovidiana, die sich vermehren lassen, und Horatiana, neben den Vergiliana beides nur ein kleines Häuflein. Exkurs 2 behandelt die Sprichwörter. Exkurs 1 stellt allitterierende

Wendungen zusammen. Parallelen zu Apuleius sind durch den ganzen ersten Hauptteil hindurch verstreut angemerkt.

Nach Becker sind die Deklamationen ungefähr um 200 n. Chr. entstanden und stammen alle von einem Verfasser. Als Stütze für seinen Zeitansatz sucht er (205) die Aussprache des c zu verwerten, das, wie allitterierende Wendungen verraten, teils schon wie s, teils noch wie k gesprochen wurde, und möchte auf Grund derselben Erscheinung Gallien als die Heimat der Deklamationen ansehen. Afrika und Britannien dagegen möchte er auf Grund seiner, übrigens keineswegs sicheren Konjektur concorporalium decl. 14, 11 (275, 20) — vgl. z. B. Ellis (213) S. 340 — als Entstehungsländer ausschließen, da dort keine Männerbünde nachgewiesen seien.

Einen von Becker ganz abweichenden Standpunkt vertritt Reitzenstein (212). Eine Reihe von Parallelstellen in denselben Deklamationen hat ihn zu der Ansicht geführt, daß im ausgehenden Altertum verschiedene stark von einander abweichende Fassungen dieser im Schulbetrieb gebrauchten Musterreden umliefen. Aus derartigen Exemplaren setzten Dracontius und Hierius, die Begründer unseres corpus, ihren Text zusammen, indem sie Doppelfassungen, in der Regel nacheinander, bisweilen wohl auch nebeneinander boten. Sie mochten wohl nichts aufgeben, was ihren Schülern nützlich sein konnte. Die Einzelheiten, nicht die Rede als Kunstwerk interessierte sie. Die Sätze, welche nun gleich lauteten, haben dann spätere Schreiber weggelassen und die Rezensionen selbst ineinander roh zusammengearbeitet. So entstand der trügerische Anschein, als ob wir es hier mit einheitlichen Reden zu tun hätten. Das wird ausführlicher an den decl. 5, wo noch Ennodius ein abweichender Text vorgelegen habe, vgl. auch den Aufsatz im Hermes (211), 6, 10 und 12 durchzuführen versucht, aber auch bei anderen angenommen. Aber nur für decl. 10 ist der Nachweis geglückt, denn hier liegen wirklich zwei Parallelreden vor (1—9 [196, 14] und 9 [196, 15] —19), was nach Golz S. 73 durch die etwas abweichende Klauseltechnik bestätigt wird. Im übrigen wirft aber Reitzenstein ganz verschiedene Erscheinungen hier zusammen wie einfache Varianten, wie sie in jeder Überlieferung vorkommen, Doppelfassungen, jüngere Einlagen und in den Text geratene Randbemerkungen, die alle für seine Hypothese gar nichts beweisen. Vor allem gilt dies von der Hauptstütze seiner Theorie cap. 19 von decl. 12 S. 235, 19ff., wo offenbar nur zwei Fassungen derselben Überlieferung vorliegen, aber keine Spur antiker Redaktorentätigkeit. Die Zeichen K und O möchte Reitzenstein mit Berufung auf das Anecdoton Cavense als kritische Zeichen deuten,

Helm (212) sieht in ihnen glücklicher Kapitelzeichen. Auch die Anschauung, daß die Rezension des Hierius und Dracontius nochmals eingreifendere Umarbeitungen und Verstümmelungen habe erdulden müssen, ist an und für sich recht unwahrscheinlich, und Reitzenstein ist dafür auch jeden Nachweis schuldig geblieben.

Recht erfreulich hingegen ist es wieder, daß er nicht in das bisher meist übliche Verdammungsurteil über die Deklamationen, wie wir es z. B. noch bei Saintsbury (195) S. 230 und 279 finden, einstimmt. Ist er doch überzeugt (212), S. 23, daß wir zum überwiegenden Teil wertvolle Reste aus der Glanzzeit römischer Schulrhetorik vor uns haben, die eben darum in der Schultradition dem größten Theoretiker der Kaiserzeit zugeschrieben waren und zum Teil wohl auch bis in seine Zeit zurückreichen können. Auf eine genauere zeitliche Fixierung verzichtet er S. 85 vorläufig absichtlich.

Vielleicht verraten uns aber die Deklamationen, daß in den besseren Schulen auch noch nach Quintilian der Unterricht sich ungefähr auf der alten Höhe hielt. So scheint Tosato (216) sich es vorzustellen, wo wir S. 7 lesen, daß die Deklamationen uns ebenso ein Bild vom Schulbetrieb der späteren Zeit geben, wie das Buch Senecas von dem der Kaiserzeit. Während aber Seneca in seiner Schrift die einzelnen Deklamatoren selbst zu Worte kommen läßt, habe der Redaktor unseres corpus alles überarbeitet, wie die Übereinstimmung von Stil, sprachlichen und anderen Eigenheiten in allen 19 Stücken zeige.

Von besonderem Interesse ist es, daß Golz (215) auf Grund seiner klauseltechnischen Untersuchungen zu dem Ergebnis kommt, daß die 1881 von Constantin Ritter in seiner Schrift Die quintilianischen Deklamationen auf Grund des Wortgebrauchs, des Stils und der in der Bearbeitung der Themata hervortretenden Art und Gewandtheit verschiedenen Verfassern zugewiesenen vier Gruppen sich tatsächlich auch durch ihre Klauselpraxis unterscheiden, und daß innerhalb dieser Gruppen kleinere Unterschiede bestehen, die auf die gleiche Schule aber auf verschiedene Verfasser hinweisen. So kommt er zu folgender Einteilung:

Schule I, decl. 1,
„ II, „ 10,
„ III, Gruppe 1, decl. 2. 16,
„ 2, „ 5. 14. 15,
„ 3, „ 4. 11. 18, 19,
„ 4, „ 7,
„ 5, „ 8,

Schule III, Gruppe 6, decl. 17,
„ IV, „ 1, „ 3. 6. 9,
„ 2, „ 12,
„ 3, „ 13.

Des weiteren versucht er auf Grund der anderen bis jetzt über Klauselrhythmus erschienenen Arbeiten die vier Gruppen zeitlich zu fixieren. Danach gehört decl. 1 in die Zeit kurz nach Valerius Maximus, und nur um ein weniges später ist decl. 10 anzusetzen. Bei decl. 2, 16 und 7 weisen die Rhythmen in die Zeit des Plinius. Etwas später fallen 5, 14, 15, 8, 4, 11, 18, 19; die späteste Deklamation dieser Schule dürfte 17 sein. Dagegen lasse sich Schule IV bis jetzt noch nicht zeitlich einreihen. Indes das Vorkommen vieler Klauseln mit gedehnter erster Senkungssilbe in allen Hauptformen und die schon vorkommenden Spuren des späteren cursus legen die Vermutung nahe, daß die Deklamationen dieser Gruppe erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden sind. Im Tribunus Marianus herrscht natürlich die akzentuierte Klausel, vgl. S. 63 Anm.

Ellis (213) spricht vom 2.—4. Jahrhundert, Wölfflin (201) vom 2. Jahrhundert als Entstehungszeit.

de Decker (95) S. 177 macht darauf aufmerksam, daß in den Deklamationen zwischen den einzelnen Teilen die Übergänge zu fehlen pflegen.

Parallelen zu den anderen Deklamationssammlungen notierte Bornecque (29), vgl. S. 240.

Münzer (209) verwertete decl. 3, cap. 17 für die Geschichte des Fabius Eburnus.

Von decl. 10 liefert Ellis (214) eine englische Übersetzung und vermutet, daß Wordsworth sie kannte, wenn nicht im Original, so in der Übersetzung von John Warr von 1686.

Zu 10, 9 (196, 13) verweist Oppenheim (187) auf Tibull 1, 2, 46. Die ebenso pathetische wie unwahrscheinliche und auch von Tacitus nicht geglaubte Geschichte vom Tode des Drusus ann. 4, 10 könnte nach demselben den Anlaß zur Erfindung des Themas von decl. 17 gegeben haben.

Über das corpus X rhetorum minorum, vgl. S. 266.

Vermutungen über Dracontius und Hierius, die wohl zum Kreise des Symmachus gehörten, habe ich (202) ausgesprochen und auf den von Symmachus seinem Freunde Flavianus cp. II 76 empfohlenen Domitius sowie auf den im carmen adversus Flavianum vs. 47 angeführten Hierius hingewiesen, der vielleicht 395 vicarius Africae war, natürlich nur eine Vermutung, wie auch Radermacher (107) VIII

S. 1458 ganz richtig sagt. Er selbst kann aber nichts Neues zur Lösung der Frage beibringen.

Die Excerpta Monacensia setzt Hammer (202) zuletzt ins 6., ich (202) S. XXIX ins 5. oder 6. Jahrh., nach Reitzenstein (212) S. 24 sind sie jünger.

Im Anschluß an Weyman (vgl. Bd. 112 S. 107), dessen Entdeckung Skutsch (204) freudig begrüßt, stellt Becker (196) weitere Parallelen aus Firmicus Maternus de errore profanarum religionum zusammen und sieht mit Bezug auf die Wendung venam oder venas stringere in mortem, die sich auch in der astrologischen Schrift des Firmicus findet (math. 1, 9, 1 S. 33, 22 Kroll-Skutsch) im Jahre 337 einen neuen terminus ante quem für die Entstehungszeit der Deklamationen. Des weiteren hat Becker (198 und 200) Anklänge an die Deklamationen bei Ammianus Marcellinus gesammelt.

Werner (203) veröffentlichte S. 55 unter Nr. 137 aus der Handschrift C 58/275 der Züricher Stadtbibliothek eine etwas von der im Audomarensis erhaltenen Fassung abweichende poetische Bearbeitung der decl. 8, gemini languentes.

Haureau (194) endlich veranstaltete von dem langen auf decl. 4 aufgebauten mittelalterlichen Gedicht mathematicus (vgl. Bd. 113 S. 104) eine besondere Ausgabe und weist als dessen Verfasser Bernardus Silvestris nach.

6. Calpurnius Flaccus.

217. Calpurnii Flacci declamationes edidit Georgius Lehnert. Leipzig 1903. — Rez.: Meister BphW. 1904, S. 234.

218. P. von Winterfeld, Zu Calpurnius Flaccus. Ph. 63 (1904), S. 156.

219. O. Hey, Textkritische Bemerkungen zu lateinischen Schriftstellern. Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest des historisch-philologischen Vereines der Universität München 1905. München 1905, S. 43.

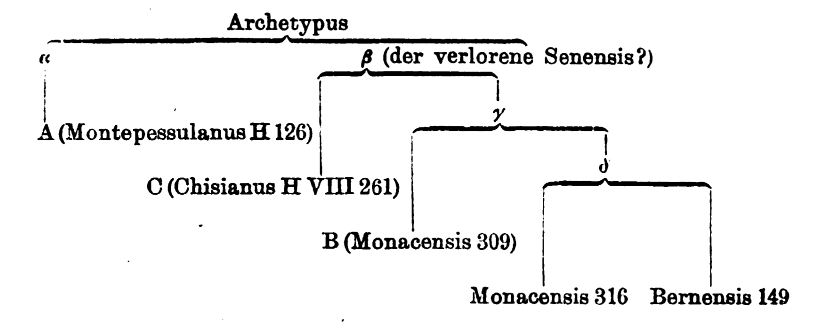
220. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur. Teil 3, 2. Aufl. München 1905.

221. G. Lehnert, Das corpus decem rhetorum minorum. Ph. 67 (1908), S. 479.

222. G. Helmreich, Zu den Deklamationen des Calpurnius Flaccus. BphW. 1913, S. 134.

Die erste kritische auf genauen Kollationen der 5 vorhandenen Handschriften beruhende Ausgabe des Calpurnius Flaccus lieferte

der Berichterstatter (217), deren verwandtschaftliches Verhältnis folgendes Stemma veranschaulicht:



Genaue Belege dafür und für den Wert der einzelnen Handschriften für die recensio liefert die praefatio. Für die Textgestaltung selbst kommen ja nur die Reste der besten Handschrift A und C und B in Frage. Sie schließt sich möglichst an die Handschriften an. Manches Auffallende wird eindringendes Studium doch als richtig erweisen, da der Stil in diesen kurzen Notizen besonders pointenreich ist, anderes wird noch der bessernden Hand bedürfen, wozu Anfänge gemacht sind durch die Beiträge von Meister (217), v. Winterfeld (218), Hey (219) und Helmreich (222).

Über das rätselhafte corpus decem rhetorum minorum, dem auch Calpurnius nach der Überschrift angehörte, vgl. Schanz (220) S. 163, dem es schwere Bedenken macht, daß Seneca mit zu dem corpus gerechnet werden soll, da bei ihm ein anderes Verfahren vorliege als bei Calpurnius, und so denkt er an einen Fehler in der Überlieferung.

Demgegenüber erinnert der Referent (221) daran, daß auch von Seneca im Montepessulanus nur Exzerpte vorliegen. Übrigens passe der Ausdruck auch insofern, als eben bei Seneca keine vollständigen Deklamationen vorliegen, und alle in A enthaltenen Stücke nur Proben und Schlager, aber keine vollständigen Reden geben. Den Ausdruck rhetores minores möchte er als im Gegensatz zu Cicero, dem rhetor und orator κατ' ἐξοχήν, gebraucht ansehen, womit die zweite Frage von Schanz erledigt wäre, ob es noch eine decas rhetorum maiorum gab.

7. Die declamatio in L. Sergium Catilinam.

223. A. Miodónski, de declamatione in L. Sergium Catilinam observationes. Anzeiger der Krakauer Akademie 1892. S. 202.

224. A. Miodónski, Pseudolatroniana. Eos 17 (1911), S. 7.
225. K. Stach, Ocena wactosci Krakowskiego rękopesu deklamacyi przeciew Katylinie. Prg. Krakau 1907.

Seine in der Krakauer Akademie vorgetragene Ansicht (223), daß die unter Latros Namen gehende Deklamation gegen Catilina einen geborenen Afrikaner zum Verfasser habe, der die beste Absicht gehabt hätte, nach echt römischem Muster zu schreiben, nimmt Miodónski in der Eos (224) selbst zurück und setzt sie nun aus allerhand sprachlichen Gründen ins 4. oder 5. nachchristliche Jahrhundert. Vielleicht entstammt sie dem Kreise des Nicomachus und Symmachus, in dem die alten Rhetoren und der auctor ad Herennium, an die sich Anklänge finden, studiert wurde. Die Zuteilung an Latro sei nicht aus der bei Sen. contr. 9, 25, 24 wiederkehrenden Phrase quid exhorruistis, iudices 4, 11 erschlossen, wie Zimmer annahm, da Latro schon in der Venediger Sallustausgabe von 1491/92 als Verfasser erscheint. Im Parisinus 17883 figuriert Cicero als Verfasser. Seine Vermutung, daß im Archetypus unserer Deklamation eine solche des Latro vorhergegangen sei, deren subscriptio nun als Titel des folgenden Stückes erscheine, ist nicht gerade überzeugend. Einiges zur Textkritik bringt Miodónskis älterer Aufsatz, in beiden findet sich ein Hinweis auf die Krakauer Papierhandschrift Nr. 2025 der Jagellonischen Bibliothek. Diese sei eine Abschrift aus der Venediger Ausgabe von 1506 und reiche bis cap. 25. Von dieser Handschrift gibt Stach (225) eine Kollation.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

A. Körte.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

1920.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica.
Jahrgang 47 (1920).

Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde.
Jahrgang 40 (1920).

Der ganzen Reihe

Band 182 bis 185.

Erstes bis sechstes Heft.

Band 182 Seite 1—160, Band 183 Seite 1—256, Band 184 Seite 1—80, Band 185 B Seite 1—48.

Leipzig.

O. R. Reisland.

Karlstrasse 20.

Der Preis des „Jahresberichtes" (jährlich erscheinen 12 Hefte) beträgt **80 M.** Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Ausgegeben im November 1920.

INHALT.

		Seite
Bericht über die Literatur zu Homer (Höhere Kritik) für die Jahre 1912—1919. Von Dietrich Mülder in Stade	182	1—160
Bericht über die Literatur zu Catullus für die Jahre 1905—1920. Von K. P. Schulze in Nikolassee bei Berlin	183	1—72
Bericht über die Literatur zu Ciceros Reden aus den Jahren 1912—1917. Von J. K. Schönberger in Dillingen a. D.	183	73—123
Bericht über die Literatur zu Sallust aus den Jahren 1899—1918. Von A. Kurfeß in Charlottenburg.	183	124—194
Bericht über Phädrus und die römische Fabelliteratur für die Jahre 1909—1919. Von H. Draheim in Berlin-Friedenau	183	195—203
Bericht über die Literatur zu den lateinischen Deklamationen bis 1914. Von Dr. Georg Lehnert in Gießen	183	204—256
Bericht über die Literatur zur Geschichte des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter (V. und VI. Jahrhundert) aus den Jahren 1894—1913. Von Privatdozent Dr. Ernst Stein in Wien . . .	184	1—80
Nekrologe:		
Otto Crusius. Von Karl Preisendanz . .	185 B	1—48

Piercrsche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in **Altenburg.**